





Dr. Max Kemmerich

Das Kausalgesetz der Weltgeschichte

2. verbesserte Auflage in einem Bande



Haus Lhotzky Verlag
in Ludwigshafen am Bodensee
1922

Druck von H. Laupp jr in Tübingen

Meiner geliebten Mutter

Frau Mathilde Kemmerich

geb. Zech

in Dankbarkeit gewidmet



Vorwort zur 1. Auflage

Dieses Buch handelt fast ausschließlich von mir, und deshalb deckt sich der Titel nicht ganz mit dem Inhalt. Aber das kümmert mich nicht. Ich interessiere mich für mich selbst ganz außerordentlich, viel mehr als für sonst etwas auf der Erde, und wer sich für mich ebenso interessiert, der wird vielleicht aus der Lektüre Nutzen ziehen. Aber das werden begreiflicherweise nur sehr wenige Menschen sein. Die andern, die gegen meinen und ihren Willen das Buch in die Hand nahmen, bitte ich, es wieder zuzuklappen. Sie tun mir und sich damit den größten Gefallen.

Überdies werden nur die allerwenigsten Leser begreifen, was ich sage. Teils weil es ihnen an Intelligenz fehlt, teils aus anderen Gründen. Das werden sie später schon merken. Die haben auch keinen Nutzen, sie sollen ihrer Wege gehen und mich in Ruhe lassen.

Dieses Werk stellt nicht nur an das Begriffsvermögen die allerhöchsten Anforderungen, es ist auch nach der Überzeugung des Autors eine ganz außergewöhnliche Leistung, von höchstem inneren Wert. Nicht wahr, lieber Leser, das glaubst du nicht? Ich täte es an deiner Stelle auch nicht. Also klappe es zu.

Da aber der eine oder andere doch aus Neugier — was ich nicht hoffe — oder aus Streben nach Erkenntnis in den sauren Apfel beißen und trotz dieses Vorworts mit der Lektüre beginnen wird, so bitte ich ihn, es nur dann zu tun, wenn er nicht nur jede Zeile lesen, sondern auch über jede Zeile nachdenken will. Sonst hat er keinen Nutzen, und das liegt nicht im beider-

seitigen Interesse. Ich lehne die Autorschaft für Zitate aus diesem Buche ab. Man kann auch aus einem Hause nicht beliebig Steine herausreißen in der Absicht, durch ihr Vorzeigen dem andern eine Vorstellung von Grundriß, Stil oder Konstruktion zu vermitteln.

Und nun will ich noch verraten, woher ich meine philosophischen Kenntnisse bezog: aus Chr. Joh. Deters „Abriß der Geschichte der Philosophie" (7. Aufl., Leipzig 1901), ein Büchlein, das ich aber nicht einmal ganz gelesen habe. Außerdem aus Kirchner-Michaëlis „Wörterbuch der philosophischen Begriffe" (4. Aufl., Leipzig 1903), endlich aus Meyers Konversationslexikon. Die weitere Literatur steht an ihrer Stelle verzeichnet. Aber es ist nicht viel. Von Kant las ich nie etwas, auch nicht von Schopenhauer oder andern Philosophen. Denn das habe ich nicht nötig.

Doch muß ich drei Männern danken, denn sie übten auf meine geistige Entwicklung, wenigstens soweit dieses Werk davon Zeugnis ablegt, den nachhaltigsten Einfluß aus: Karl Lamprecht, von dessen Deutscher Geschichte ich allerdings nur den 1. Ergänzungsband gelesen habe, und Theodor Lipps, von dem ich nie eine Zeile las. Doch nenne ich mich mit Stolz ihr Schüler. Der Zauber ihrer sittlichen Persönlichkeiten hält mich bis heute noch in ihrem Bann. Der dritte ist Wilhelm Ostwald, von dem ich nur die „Großen Männer" kenne. Aber dieses Buch ist Voraussetzung des meinen und es wäre zu wünschen, daß jeder ernste Leser — und für Scharlatane schreibe ich nicht — erst Einsicht in dieses wundervolle Werk nehmen würde.

Und nun, lieber Leser, wenn du immer noch nicht die Lust verloren hast, dann darfst du mit der Lektüre beginnen. Aber vergiß nicht: ich will gar nichts von dir! Du willst etwas von mir. Der Gebende bin ich!

München, Ende März 1913.

Der Verfasser.

Vorwort zur 2. Auflage

Schneller als erwartet war durch Empfehlung von Mund zu Mund die starke 1. Auflage vergriffen. Fast widerstrebend ging ich an die Neubearbeitung dieses meines Lebenswerkes, das mehr für die Nachwelt, als für die Zeitgenossen bestimmt ist. Es ist kein Glück früher als 50 Jahre nach seinem Tode für einen großen Mann zu gelten. Gerade bei einer Lebensbeichte muß man mit Goethe sagen: „Ihr Beifall selbst macht meinem Herzen bang."

Die Schwierigkeit der Neubearbeitung bestand im wesentlichen darin, daß sich fast alle meine Vorhersagen bereits erfüllt haben, und der Leser der neuen Auflage daher häufig den Eindruck haben wird, es handle sich um Vaticinia post eventum. Nur ein Vergleich mit der Erstauflage wird daher dem Verfasser gerecht werden können. Ich hoffe, daß es mir gelungen ist ohne Vergewaltigung die neuen Vorhersagen den alten einzugliedern. Dabei ist zu berücksichtigen, daß vieles, was für unerhört galt, als ich es vor einem Jahrzehnt aussprach, heute Gemeingut zu werden beginnt. Denn die Zeit wächst in meine Ideen hinein. Wird daher gerade der die Nutzanwendung auf unsere Zukunft ziehende historische Teil nur von ephemerer Bedeutung sein, so die anderen dafür von bleibender.

Wirtschaftliche Gründe verboten die kostbare Ausstattung der Erstauflage und ließen die Herausgabe in einem Bande ratsam erscheinen.

München, im August 1922.

Der Verfasser.

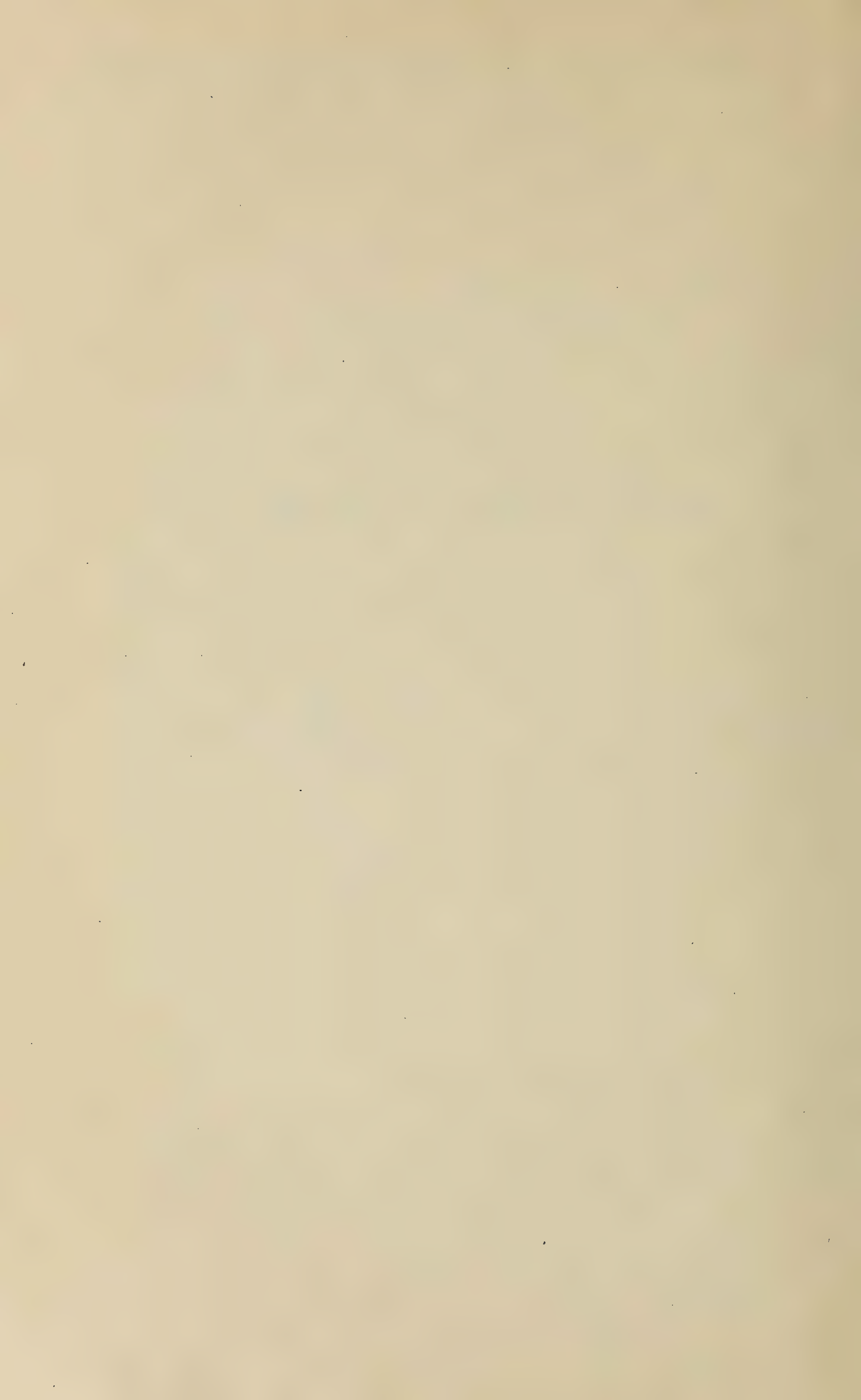
Inhaltsverzeichnis

Erster Teil

Individualpsychologie

Du gleichst dem Geist, den du begreifst
Goethe.

Man kann aus dem Meere schöpfen und doch holt niemand mehr heraus, als sein Krug zu fassen vermag.
Malabarisches Sprichwort.



Erstes Kapitel

Die Voraussetzungen für den Schaffenden.

Jeder Geistesarbeiter weiß aus eigener Erfahrung, daß er am leichtesten in einer gewissen heiteren Gemütsverfassung produzieren kann. Denn in diesem Zustande des seelischen Gleichgewichtes, der aequitas animi, ist der Nutzungskoeffizient seiner Arbeitsleistung am größten.

Stellen wir uns die Verwandlung einer Wasserkraft in elektrisches Licht vor. Wir wollen Licht. Daneben wird aber auch Wärme erzeugt, so daß nicht die ganze Wasserkraft für unsere Zwecke nutzbar gemacht wird, sondern ein Energieverlust eintritt. Das Verhältnis des gewonnenen Lichtes zum Energieverbrauch nennen wir „Nutzungskoeffizient". Das ideale, aber nie erreichbare Ziel wäre ein Nutzungskoeffizient von 100%, d. h. bei unserem Beispiel, daß sich die Wasserkraft in Licht ohne jeglichen Verlust durch Wärme, Energieverwandlung usw. umsetzt. Das ist unmöglich. Wir können nur einen Annäherungswert erwarten, eine möglichste Steigerung des Nutzungskoeffizienten. Wie minimal dieser oft ist, lehrt das Beispiel der Kohlenausnutzung: unsere besten Öfen verwandeln nur etwa den fünften Teil der in den Kohlen enthaltenen Energie in nutzbare Wärme.

Von der absoluten Höhe des Nutzungskoeffizienten der geistigen Arbeit fehlt uns jede Vorstellung. Wir wissen durchaus nicht, einen wie großen Prozentsatz der durch die Nahrung unserem Körper zugeführten Energiemenge die vegetativen und animalischen Funk-

tionen aufzehren; wie viel davon übrig bleibt, um für Gehirn und Nerven verfügbar zu sein. Wir haben auch keinerlei Maßstab, etwa Ohm, Ampère und Volt entsprechend, zur Bestimmung von Stromstärke, Menge, Widerstand usw., ja wir wissen letzten Endes noch nicht einmal, um welche Kraft es sich eigentlich handelt. Uns bleibt deshalb gar nichts anderes übrig, als von der Beobachtung der Erscheinungen an uns selbst, also phänomenologisch, auszugehen und wir werden später sehen, daß das auch völlig genügt.

Diese Selbstbeobachtung lehrt uns, daß die Geistesarbeit bei heiterer Gemütsverfassung den höchsten Nutzungskoeffizienten liefert.

Körperliche Schmerzen bis zu einem gewissen Stärkegrade verringern die Produktionskraft nur wenig oder gar nicht. Werden sie heftig, dann drücken sie Qualität und Quantität der Leistung beträchtlich herab, schließlich gar auf Null, trotz großen Energieverbrauchs. Das bestätigt die bekannte Tatsache, daß eine Reihe großer Denker an den heftigsten Kopfschmerzen litten, ja bisweilen nur in den kurzen Zwischenpausen zwischen zwei Migräneanfällen schaffen konnten, und daß trotzdem — man denke etwa an Nietzsche — geniale Werke entstanden.

Seelische Leiden, Kummer, Sorgen, Gewissenskonflikte usw. wirken weit verhängnisvoller. Zeitenweise kann bei enormem Energieverbrauch der Nutzungskoeffizient auf Null sinken, ja, der Quell versiegt unter Umständen dauernd.

Wir sprachen bisher vom Geistesarbeiter, ohne genauer präzisiert zu haben, was wir darunter verstehen. Der Gegensatz zum Handarbeiter ist klar, wenn auch in der Praxis der Übergang fließender ist, als es auf den ersten Blick scheinen mag. Es handelt sich auch hier um einen konträren Gegensatz: der Fabrikarbeiter, der tagaus tagein seine Maschine bedient, die ausschließ-

lich eine bestimmte Schraube herstellt, ist gewiß kein Geistesarbeiter, während wir dem Manne, der aus den verschiedensten Bestandteilen etwa den Motor zusammenstellt, schon eine gewisse produktive Geistesarbeit zugestehen müssen. In noch höherem Grade gilt dies vom Werkmeister, der etwa genau den Augenblick bestimmen muß, in dem die Glockenspeise zum Guß fertig ist, vom Küchenchef, der Art und Menge einer Würze zu bestimmen hat. Diese Geistesarbeit ist vielleicht weit größer, als die vom Zahlenmenschen geleistete, der vom Morgen bis in die Nacht Zahlenreihen mechanisch addiert.

Doch um solche feinen Unterschiede handelt es sich hier nicht. Wir verstehen unter Geistesarbeiter jeden, der auf Grund seiner Phantasie- oder Denktätigkeit bzw. der Vereinigung dieser sittliche Werte schafft: den Schriftsteller, Denker, Erfinder, Maler, Bildhauer, Musiker, Dichter, Naturforscher, Organisator, Lehrer, Redner usw. usw.

Jede dieser Tätigkeiten setzt eine angeborene Anlage dazu voraus, und zwar nicht etwa nur in dem Sinne, daß ein Tauber nicht Musik betreiben, ein Blinder nicht malen, ein Blöder nicht denken kann, sondern positiv, also derart, daß der zukünftige Musiker ein für Töne besonders empfindliches Ohr, der zukünftige Maler einen guten Farbensinn, der Denker einen hellen Kopf haben muß.

Über das Wesen der Anlagen gehen die Ansichten auseinander. Während z. B. Locke von einer tabula rasa spricht, d. h. annimmt, daß der Geist des Neugeborenen einer leeren Tafel gleiche, meint Kant, die Seele sei durch einen Fall vor der Geburt so geworden, wie sie jetzt ist. Da die erstere Meinung ganz offenbar falsch, die letztere der unmittelbaren Erfahrung unzugänglich ist, stehen wir auf dem genetischen Standpunkte: Es kann nicht dem allergeringsten Zweifel unterliegen — das lehrt schon die Beobachtung an den eigenen

Kindern —, daß die Menschen mit außerordentlich verschiedenen Anlagen auf die Welt kommen. Wir sehen hier ganz davon ab, daß das Neugeborene bereits seinen Hunger zu stillen weiß, indem es die dargereichte Brust nimmt und Saugbewegungen macht, daß viele Tiere nahezu unmittelbar nach der Geburt ihrer Mutter folgen und noch verschiedene andere angeborene Instinkte, d. h. Anlagen besitzen. Wenn sie auch beim Menschen geringer sind, weil im Laufe seiner Entwicklungsgeschichte aus niederern tierähnlicheren Formen die vegetativen und animalischen Funktionen hinter den höheren zurücktraten, so unterliegt ihr Vorhandensein schon bei der Geburt doch keinem Zweifel. Und zwar beschränken sich diese Anlagen keineswegs auf den Geschlechtscharakter. Auch Konstitution und Temperament bringen wir auf die Erde mit, ebenso ein verschiedenes Verhältnis der einzelnen Seelenkräfte und der vegetativen und animalischen Funktionen untereinander.

Das ist aber für den Geistesarbeiter bzw. den Schaffenden von ausschlaggebender Bedeutung. Nicht nur, daß die Anlagen ihm überhaupt erst die Ergreifung eines der in Frage kommenden Berufe ermöglichen; sie bestimmen auch in hohem Grade Quantität und Qualität der Leistungen.

Ohne uns vorläufig darum zu kümmern, auf welche Weise, durch welche Ursachen die Anlagen in den Schaffenden eingepflanzt wurden, müssen wir mit ihnen als mit Tatsachen von höchster Bedeutung rechnen. Sind diese bei jedem Menschen vorhandenen Anlagen stark, dann nennen wir sie Talente. Und zwar unterscheiden wir — wodurch die Einheit der Seele so wenig beeinflußt wird, wie die Einheit der Gabel durch ihre Zinken — vier höhere Seelenvermögen: Phantasie, Gefühl, Verstand und Wille. Je nachdem nun die eine dieser Qualitäten besonders stark ausgebildet ist — auf den Einfluß der Erziehung kommen wir noch zu spre-

chen —, wird von Kindheit an eine verschiedene Empfänglichkeit für Kunst (in Zeit und Raum), Religion bzw. Sittlichkeit, Wissenschaft oder praktische Tätigkeit vorhanden sein. Es sei aber ausdrücklich betont, daß alle Seeleneigenschaften gleichzeitig nebeneinander vorhanden sein müssen, wenn auf irgendeinem Gebiete etwas Großes geleistet werden soll, und daß es sich daher nur um ein mehr oder weniger, ein Überwiegen einer oder einiger Seelenvermögen über die anderen handeln kann.

Um seine volle Leistungsfähigkeit ausnützen zu können, bedarf der Schaffende nicht nur der vorerwähnten heiteren Seelenstimmung, er muß auch der Überzeugung sein, daß das, was er dichtet, malt, denkt oder sonstwie produziert, womit er die Kritik herausfordert und womit er in Wettbewerb mit zeitgenössischen oder verstorbenen Konkurrenten tritt, auch inhaltlich und formal oder wenigstens nach einer dieser Seiten hin besser ist, als die Konkurrenzerzeugnisse. Denn wer würde sonst überhaupt noch schaffen?

Allerdings hat dieser Wettbewerb auch seine Grenzen. Wer seine Dichtungen am Maßstabe Shakespeares, Schillers oder Heines, seine Plastiken an dem des Praxiteles oder Michelangelo, seine Malereien an dem des Rubens, Rembrandt oder Van Dyk, seine philosophischen Gedanken an dem des Platon. Aristoteles oder Kant messen würde; wer bei jeder Felddienstübung Napoleon oder Moltke als zu übertreffende Konkurrenten im Geiste vor sich hätte, der müßte sich entweder durch die Größe der Rivalen gelähmt fühlen, oder er müßte sich die Kräfte des Genies zutrauen und allen Fürsten im Reiche seines Gebietes den Fehdehandschuh hinwerfen.

Das ist selbstverständlich für den Schaffenden, auch wenn er ein starkes Talent besitzt, eine unerfüllbare Forderung. Er wird vielmehr folgendermaßen argumentieren: ich brauche zum Leben einen Beruf, sowohl um

des Unterhalts willen, als auch weil Müßiggang jeden, wofern er nicht ein Idiot oder großer Weiser ist, unbefriedigt lassen muß. Meine Anlagen verweisen mich auf die (beispielsweise) Schriftstellerei. Deshalb ergreife ich diesen Beruf, verdiene damit mein Leben und produziere Bücher. Sollten diese gut sein, dann freut es mich aus ideellen Gründen, denn jeder tüchtige Mann will auch etwas Tüchtiges leisten. Sollten sie viel gekauft werden, dann freut es mich aus materiellen Gründen. Sollten sie zugleich gut und begehrt sein — was sich allerdings seltener vereint, als man glaubt —, dann bin ich doppelt befriedigt. Ob vor mir ein Montaigne, Goethe oder Lessing schrieb, kümmert mich nur insofern, als ich von ihnen lernen will, nicht als Konkurrenz: Ob neben mir ein d'Annunzio, Münchhausen, Schnitzler oder Hoffmannsthal dichtet und schafft, kümmert mich auch weiter nicht, denn sie scheiden gleichfalls aus, da ich ihre Überlegenheit anerkenne. Ich will leben, will das Beste geben, was ich geben kann und die Rivalen nur insoweit zu übertreffen versuchen, als es mir möglich erscheint. Ich suche Vorbilder, um mich danach zu bilden, Konkurrenten, um meine Kräfte im Kampfe völlig zu entwickeln, aber ich bin nicht so töricht, mich an Großen messen zu wollen, die ich niemals erreichen kann und die daher mein Schaffen lähmen müssen. Überdies ist schließlich alles Gescheite schon einmal gedacht worden, und wenn ich auch nur das Gold des Guten, Wahren und Schönen zu Münzen präge und unter die Leute bringe, dann kann ich mit mir zufrieden sein. Denn nicht jeder ist zum Bergmann geboren.

Wer so denkt und handelt wird sicherlich nicht getadelt werden können. Hat er die nötige Selbstkritik, so wird er nicht nur tüchtiges leisten, sondern auch relativ glücklich werden. Sein Beruf wird ihn befriedigen.

Da nun aber der Schaffende — und das obige Beispiel läßt sich natürlich mutatis mutantis auf alle an-

wenden —, selbst wenn er so denkt, wie wir annahmen, sein Werk der Kritik unterstellen muß und damit für seine Leistungen — keineswegs für seine Person! — Lob, aber auch Tadel, riskiert, so kann er auf einen gewissen Mut, ein gewisses Selbstbewußtsein nicht verzichten. Auch der Offizier kann Autorität nur fordern und erwarten, wenn er mit Sicherheit, d. h. Selbstbewußtsein, vor der Front auftritt. Besitzt er das nicht, dann hat er seinen Beruf verfehlt, denn die Truppe folgt ihm nicht freudig, sondern nur unter dem Zwang der Disziplin, hier der Furcht vor Strafe. Sie soll ihm aber aus innerem Antrieb nachreiten und ginge es in die Hölle.

Das notwendige Selbstbewußtsein des Schaffenden ist wohl zu unterscheiden von Eitelkeit. Diese muß als Vorstufe oder Surrogat erst überwunden werden, bis erstere erreicht ist, ein recht schwieriger Prozeß. Wenn mir daher von der Kritik ein übertriebenes Selbstbewußtsein vorgeworfen wurde, so beweist dies nur einerseits, wie wenig sie in den Geist des Werkes und die für jeden Schaffenden ganz unentbehrliche Seelenverfassung eindrang, andrerseits wie gut es dem Autor wenigstens in diesem Punkte gelang, sich seinem Ideal zu nähern.

Der Selbstbewußte betrachtet sich, sein eigenes Gewissen, als höchste Instanz. Er steht auf autonomem Boden. Der Eitle bedarf der Anerkennung, weil er seiner selbst nicht ganz sicher ist. Er wird sich über Lob und äußeren Erfolg nicht nur freuen — das kann auch der Selbstbewußte —, sondern wird ihm zuliebe handeln, sich von diesen ganz außerhalb seiner Beeinflussung stehenden Faktoren abhängig machen. Eine schlechte Kritik, eine Verkennung seiner Ziele wird ihn nicht nur ärgern — was auch dem Selbstbewußten, wenigstens im Übergangsstadium von der Eitelkeit zum Selbstbewußtsein, noch zustoßen kann —, sondern er wird dadurch in seinem Schaffen ungünstig beeinflußt werden.

Sein Mut der Überzeugung, seine Unternehmungslust werden sinken. Er wird stets die Tausende von Lesern vor sich sehen und sich zitternd fragen: was wird der oder jener von dir denken, sagen oder gar schreiben? Dadurch wird in ihm eine Art Lampenfieber erzeugt, das die Ausnützung seiner Fähigkeiten hemmt, der Nutzungskoeffizient sinkt dadurch bei steigendem Energieverbrauch.

Eitel ist jeder Mensch; aber der Schaffende muß sich bemühen seine Eitelkeit, falls er nicht genug Intelligenz und Willenskraft besitzt, sie sich völlig abzugewöhnen, auf Gebiete überzuleiten, die nicht den Kern seines Schaffens berühren. Er kann als genialer Denker sehr eitel auf seine Fertigkeiten im Schießen, Reiten, Tanzen, in der Musik oder auf seine Toilette sein, aber niemals auf seine Philosophie. Denn alles das liegt an der Peripherie seines Wesens, er freut oder ärgert sich über Lob oder Tadel, aber er wird nicht innerlich erschüttert. Die heitere Gemütsverfassung, die wir als Voraussetzung der vollen Kraftausnutzung kennen lernten, wird dadurch nicht nennenswert ungünstig beeinflußt.

Um vielleicht klarer zu sein: es wäre gerade so, als würde die sittliche Persönlichkeit eine gute Tat begehen in der Hoffnung auf Dank oder gar auf einen Orden. Der Gedanke an den Orden könnte sie, wenn sie nicht einen stahlharten Willen hat, höchstens davon abhalten. Doch darauf kommen wir noch zurück.

Jeder junge Mann, etwa der Absolvent unserer Mittelschulen, muß so etwas wie Größenwahn haben, wenn er im Leben Erfolg, auf welchem Gebiet es auch sei, erzielen will. Hat er aber dieses übertriebene, sehr ungerechtfertigte Bewußtsein vom Werte seiner Person, seiner Kenntnisse, seiner Erfahrungen usw. nicht, dann bedaure ich ihn herzlich. Denn entweder ist er ein temperamentloser Klepper, eine abgetriebene Rosinante, aus der jeder Schritt herausgeprügelt werden muß, oder

er hat schon recht üble Erfahrungen gemacht, seelisch gelitten. Aber das Leiden ist nur für reifere Jahre segensreich. Im zarten Alter kann es gar leicht unheilvoll sein. Wie der gleiche Wind, der den starken Segler vorwärts treibt, dessen er bedarf, um ferne Länder zu erreichen und von dort reich an Schätzen aller Art wieder in den heimatlichen Hafen zurückzukehren, den schwachen Kahn umkippen kann, so daß alle Insassen ertrinken.

Der junge Autor, der junge Künstler, der doch meist mehr Jahre zählt, als der Jüngling und daher widerstandsfähiger ist, tut gut, sich nachstehenden Mittelchens zu bedienen: er stelle sich seine Leser und Kritiker, die ganze Welt als Bildungs- und Gesinnungspöbel vor, als eine Horde von Banausen, die alle nichts besseres zu tun haben, als ihn, ausgerechnet ihn, zu verkennen und aus purer Bosheit totzuschweigen oder zu verfolgen. Er kann das natürlich auch sagen und schreiben, aber das empfiehlt sich weniger, denn das lassen sich die andern — und auch mit einigem Recht — nicht gern gefallen. Entweder sie nehmen ihn ernst, und dann sind viele Hunde des Hasen Tod, und vielleicht bedarf es dieses Massenaufgebotes gar nicht einmal, oder sie lachen ihn aus. Damit hat er aber das Gegenteil von dem erreicht, was er mit seiner Autosuggestion bezweckte. Denn man muß seiner Sache schon recht sicher sein, um ohne jegliche innere Bewegung den Fluch der Lächerlichkeit zu tragen.

Der junge Schaffende wird auf alle Fälle seine Erfahrungen machen und auch im Laufe der Zeit merken, daß die Welt viel besser ist, als er meinte. Allerdings wird viel gefehlt, aber aus Unverstand und Schwäche, und das ist doch nicht derart, daß wir den Stab brechen dürften. Und wenn er dann als reifer Mann einsieht, daß er nur ein ringender, strebender, irrender, schwacher Mensch ist, der das Gute will, genau wie die andern, nur vielleicht etwas anderes und auch mit anderen

Mitteln, daß ihm vielleicht dieses oder jenes besser gelang, dafür anderes wieder schlechter, dann wird er sich einen gewissen Seelenfrieden erkämpft haben. Der Welt aber hat er vom ersten Tage seiner (relativen) geistigen Mündigkeit an das Beste gegeben, was er konnte. Dem einen oder anderen hat er doch etwas geboten, eine neue Erkenntnis, eine frohe Stunde. Das hätte er aber alles nicht vermocht, wenn ihm als Anfänger der Drang nach vorwärts gefehlt hätte. Und so wird sein Lebensfazit dann vielleicht doch mit einem kleinen Saldo auf der Habenseite schließen. Nun, das ist doch recht erfreulich.

Wer der Menschheit mehr dient: der König, der Philosoph, der Dichter, der Arzt, die Krankenschwester, der Priester oder der Humorist, indem er ihr, wenn auch nur für Stunden, die Last des Lebens erleichtert, das mag jeder nach eigenem Ermessen entscheiden. Ich wüßte es nicht. Bald dachte ich der, bald dachte ich jener ist es, bald der Künstler und bald der Bettelmönch, bald der Kriegsheld und bald der Kaufmann. Ja, zeitenweise meinte ich, es sei der Ausgestoßene, der Verfolgte, der Verbrecher. Denn wenn man so in sein Inneres sieht, dann findet man manchen Zug, der einen schaudern macht. Und doch ist es gerade die Überwindung des Bösen, die aber leider gar nicht immer gelingen will, der wir den reichsten Segen verdanken. So wird uns das Böse zum Heil. Doch das ist vielleicht alles recht töricht. Denn sind die Disqualifizierten wirklich so schlecht? Ich glaube es nicht. Ich glaube aber doch jetzt ein Resultat gefunden zu haben und zu wissen, daß das Genie die höchste Blüte der Menschheit verkörpert. Wenigstens wenn es sich erfolgreich bemüht so zu sein, wie wir es kennen lernen werden. Und diesen Glauben suche ich natürlich auch zu beweisen.

Resümieren wir kurz: heitere Gemütsverfassung ist Voraussetzung eines hohen Nutzungskoeffizienten der Arbeitsleistung. Der Schaffende muß sich der Kritik

unterwerfen, aber gleichzeitig die aequitas animi bewahren. Deshalb muß er die Eitelkeit zum Selbstgefühl steigern, indem er sich gegen abfällige Urteile in seinem Schaffensgebiet eine geistige Hornhaut anerzieht. Ertappt er sich in seinem Hauptgebiet auf einer Eitelkeit, so ist das ein Beweis dafür, daß der autosuggestive Prozeß noch nicht zum Abschluß gekommen ist. Dieser Mangel, der für ihn bzw. sein Schaffen die übelsten Folgen haben kann, ist ein Kunstfehler, eine Entgleisung, die ihn viel mehr innerlich trifft, als es auch das vernichtendste Urteil tun könnte. Denn er erleidet einen so heftigen Energieverlust, daß dadurch seine Arbeitskraft für Tage und Wochen brach gelegt sein kann.

Er hat sich zweierlei vorzuwerfen: zunächst Dummheit. Denn es wird doch wohl dumm sein, wenn man in die Hände anderer eine wichtige Entscheidung legt, die man selbst fällen kann. Wenn er anderen Einfluß auf das Kostbarste, was er besitzt, auf seine Arbeitskraft, einräumt. Zweitens muß er sich Mangel an Willensstärke vorwerfen. Denn wenn er die Notwendigkeit der Abgewöhnung der Eitelkeit erkannte, sie aber trotzdem nicht ablegen, d. h. in Selbstbewußtsein verwandeln konnte, auf einer Vorstufe stehen blieb, wo er mit einiger Kraftanstrengung die Höhe hätte erreichen können, so ist das ein Mangel an Selbstzucht, und das ist für einen Mann in lebenswichtigen Fragen etwas sehr Schlimmes.

Übrigens verhält sich Eitelkeit zum Selbstgefühl etwa wie Frechheit zu Mut, nur daß nicht alle Charaktere das Stadium der Frechheit passieren müssen, während jeder, der mit seiner Person oder mit Teilen derselben bzw. wichtigen Äußerungen in die Öffentlichkeit tritt, mit der Eitelkeit zu kämpfen hat. Ist doch die Autoreneitelkeit geradezu sprichwörtlich, aber sie ist trotzdem töricht. Kann aber ein Autor sie sich mit dem besten Willen nicht abgewöhnen, so mag er sie, wenn er das sittlich Gute höher schätzt als das Schöne, wenigstens

auf die Form der Darstellung, den Stil, ableiten, er kann die Höhe seiner Auflagen unterstreichen, aber nur ja nicht den Kern, hier also das Gute.

Für den Künstler wäre der Fall natürlich umgekehrt, da er die Form über den Inhalt stellen muß. So kann er auf den Gedankenreichtum seiner Komposition pochen, auf die goldenen und anderen Medaillen, aber ja nicht sein künstlerisches Gewissen von der Meinung anderer auch nur im allergeringsten beeinflussen lassen. Das muß tabu sein oder doch werden. Am besten, man verschweigt den allertiefsten Kern des Wesens überhaupt. Sonst ist volle Kraftausnutzung und damit ein großer Wurf nahezu ausgeschlossen. Denn es gibt nur allzuviele Schmeichler, die das blindlings loben, was sie für das Wesen des andern halten. Und hier gelobt zu werden ist das Furchtbarste, was uns passieren kann. Denn wir kennen ja am besten unsere Unvollkommenheit in diesem einen Punkte wenigstens selbst, haben mit unsern Schwächen genug zu tun und mit der Unzulänglichkeit unserer Mittel. Da sind Tadel und Verkennung weit angenehmer, weil sie den Widerspruchsgeist herausfordern und dann eventuell die Vorteile der Defensive gewähren.

Je höher nun der Ehrgeiz des Schaffenden geht, desto gesteigerter muß auch sein Selbstgefühl werden. Das Genie höchsten Stiles, das Aristoteles, Darwin und Lamarck, Platon und Kant entthronen, das beweisen will, daß Shakespeare, Schiller und Goethe die größten Irrtümer begingen; und sich selbst an ihre Stelle setzen will — denn der Nachweis von Denkfehlern auf Grund der formalen Wahrheit würde nicht genügen, wiewohl auch er recht schwer ist —, der den herrschenden Meinungen seiner Zeit ins Gesicht zu schlagen sich erkühnt, darf außer der Vernunft und seinem Gewissen nur mehr das Urteil der Geschichte, und sei es nach Jahrhunderten, anerkennen. Ihm winkt die Unsterblichkeit als Lohn, die Unsterblichkeit seiner namenlos im Volke fortleben-

den Gedanken und die seines Namens in der Geschichte großer Denker, in jener Ruhmeshalle von Geistesfürsten, jenem „Gotha“ des allerblauesten Blutes. Wie der Fromme in der Hoffnung auf paradiesische Genüsse alle Erdenleiden als etwas Äußerliches, als Schein hinnimmt, den Tod als Erlösung erhofft, so denkt und fühlt auch er. Das aber erfordert einen Willen wie Diamant. Und solche Männer sind nötig und waren zu allen Zeiten nötig, denn sonst wären wir heute noch Kannibalen, würden Hexen verbrennen und Andersdenkende köpfen und die Naturwissenschaften — um ein paar Beispiele herauszugreifen — stünden auf dem Niveau der Naturvölker. Hat aber jemand diese höchste Stufe des Selbstgefühls erreicht, so nennt der Außenstehende ihn bescheiden. Denn er kann ja nicht ins Innere sehen und alle Handlungen, soweit sie mit seinem Seelenkern zusammenhängen, werden der Eitelkeit entbehren. Das Genie selbst aber hat tiefste Ehrfurcht vor jenenMännern, deren Ideen er aus höheren sittlichen Gründen bekämpfen muß, denn es weiß, wie schwer es ist zu streben.

Während es für jeden Schaffenden heilsam ist an ben Akiba zu denken — denn sonst schwiege er ja überhaupt und wäre daher kein Schaffender mehr —, m u ß das Genie sagen: ben Akiba ist eine Kinderfabel. Denn wenn alles schon einmal dagewesen wäre, alles Gescheite schon einmal gedacht wurde, dann hätte auch der fiktive Urmensch Adam dieselben Kenntnisse besessen wie wir. Und dann wäre von den Indern und ionischen Philosophen über Platon und Spinoza bis auf Robert Mayer und Ostwald alles geistige Ringen der Menschheit eine ganz unsinnige Kraftvergeudung gewesen. Dann wäre überhaupt alles Streben ein Kreis, ein großer Circulus vitiosus, dann hätte auch Nietzsche Recht mit seiner ewigen Wiederkehr des Gleichen. Und daß das falsch ist erhellt schon allein aus der Tatsache, daß wir keine Troglodyten und Kannibalen mehr sind, daß Cäsar nicht wieder ermordet wurde und daß das

Römerreich für alle Zeiten vom Erdboden verschwunden ist.

Auf diese eminent wichtige Frage werden wir noch zurückkommen. Sie liegt der Wurzel meiner Geschichtsphilosophie ganz nahe.

Daß das Genie eines außerordentlich gesteigerten Selbstbewußtseins bedarf, eines solchen, daß es das Martyrium dem Zweifel an sich selbst vorzieht und mit allen Mitteln der Autosuggestion dieses Selbstgefühl nähren muß, kann nach dem Vorausgeschickten nicht bestritten werden. Es kann wohl unmöglich einen dümmeren Vorwurf geben als den, ein Schaffender kranke an übertriebenem Selbstbewußtsein, und das wird wohl auch der Grund dafür sein, daß er am häufigsten erhoben wird. Treten aber, wenn auch nur vorübergehend, Zweifel an sich selbst ein, dann wird das Innerste in seinen Fundamenten erschüttert und es werden Seelenleiden erzeugt, die etwa die sittliche Persönlichkeit nachfühlen kann — denn um ein verstandesmäßiges Erfassen allein handelt es sich hier schon nicht mehr —, wenn sie sich vorstellt, daß sie in einen Konflikt zwischen Meineid und Bruch des Ehrenwortes gerät. Oder die vielleicht der ästhetische Mensch erduldet, wenn er als begeisterter Anhänger einer Kunstrichtung sich gezwungen sieht, im Geiste einer anderen zu schaffen, also nach dem Urteil seines künstlerischen Gewissens Kitsch zu produzieren. Solche Seelenqualen mag etwa der Fromme dulden, wenn er aus Todesfurcht oder gar aus Gewinnsucht seinen Glauben abschwor und seinen Gott „verriet". Der Künstler kann aber aus sittlichen Motiven — etwa um seine Familie zu ernähren — die sittliche Persönlichkeit (d. h. im Unterschied vom Künstler, wer das sittlich Gute im Gegensatz zum Schönen als höchstes Ideal verehrt), um eine Dame zu retten in solche Situationen kommen, während dem Schaffenden, der ja doch fast immer allein ist, vielleicht eine solche Entschuldigung eventuell sogar Rechtfertigung nicht zur Verfügung steht

oder er sie doch nicht sieht. Er findet das Ventil nicht und der Kessel explodiert.

Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

Wer aber nicht diese Stufe des höchsten Selbstbewußtseins erreicht hat, wer nicht so weit gekommen ist, daß er gar nicht mehr mit der Möglichkeit des Zweifels an sich selbst rechnet, der hüte sich, den großen Wurf zu tun.

Wir sprachen bisher zwar von der Anlage, die der Schaffende zu seinem Berufe auf die Welt mitbringen muß, erwähnten auch Talent und Genie, aber wir sagten noch kein Wort darüber, wie die Anlagen entstehen, noch wie sie sich weiter ausbilden.

Die Entstehung der Anlagen ist noch recht geheimnisvoll. Daß sie angeboren sind, daß die Menschen schon in den ersten Tagen des Daseins, ja wohl schon im Augenblick der Geburt, wenn nicht schon weit früher, verschieden sind, ist eine nicht zu bestreitende Tatsache. Aber gibt es nichts Naturwidrigeres als die Behauptung der Gleichheit aller. Wahr ist nur das Gegenteil. Wir kranken heute noch an diesem Erbe aus der französischen Revolution. Die Vererbung spielt sicherlich die allergrößte Rolle und doch stehen sich hier zwei Ansichten diametral gegenüber: sind erworbene Eigenschaften vererblich oder sind sie es nicht?

August Weismann bestreitet bekanntlich die Vererbung erworbener Eigenschaften und hat auch experimentell bewiesen, daß gewisse Merkmale konstant sind. So hat man hundert oder mehr Generationen von Mäusen die Schwänze abgeschnitten, ohne daß deshalb deren Nachkommen ohne oder auch nur mit geringer entwickelten Schwänzen geboren worden wären. Ist das zwar durchaus kein Beweis dafür, daß nach tausend oder zehntausend Generationen, an denen man diese Operation vorgenommen hätte, sich doch Schwanzlosigkeit einstellen würde, so folgt doch immerhin aus dem

Experiment eine große Konstanz des Schwanzes. Gegen die Möglichkeit der Vererbung erworbener Eigenschaften ist dadurch aber noch gar nichts bewiesen.

Vielmehr ist die Vererbung neuerworbener körperlicher und geistiger Eigenschaften eine gar nicht zu bestreitende Tatsache. Jeder Arzt weiß, daß Rachitis, Sechsfingrigkeit, Nervenleiden oder doch die Disposition dazu usw. usw. auf die Nachkommen, und zwar sehr häufig auf die Enkel mit Überspringung der Eltern übertragen werden können. Ebenso vererbt sich die sogenannte Bluterkrankheit, die überstarke Behaarung u. a. m. Ja man hat die Beobachtung gemacht, daß gewisse vererbte Eigenschaften von den Kindern (Enkeln) nicht mit auf die Welt gebracht werden, sondern sich erst in einem Alter entwickeln, das dem entspricht, in welchem sie sich zuerst bei den Vorfahren zeigten. Dies gilt von einer Reihe von Erkrankungen des Geistes und Körpers (Zuckerkrankheit z. B.), vom frühzeitigen Ergrauen der Haare usw. Man spricht hier vom Gesetz der gleichaltrigen oder homochronen Erblichkeit.

Ohne dieses Gesetz gäbe es keine Möglichkeit bestimmte — etwa durch Milchreichtum, starke Fleischerzeugung usw. ausgezeichnete — Tierrassen zu züchten. Ja es scheint häufig so, als vererbe sich sogar eine Tendenz die Richtung der Vererblichkeit weiter beizubehalten und damit dem Sinne des Züchters entgegen zu kommen. Das ermöglicht es diesem bestimmte Varietäten gleichsam auf Bestellung zu liefern. Durch fortgesetzte Inzucht der bereits in der gewünschten Richtung abgeänderten Männchen und Weibchen wird die Tendenz gesteigert und die Vererbung der gewollten Eigenschaft begünstigt. Das nennt man das Gesetz der progressiven oder akkumulativen Vererbung. Auf ihm beruht nicht nur der Reichtum an Haustierformen und Varietäten unserer Nutz- und Zierpflanzen, sondern auch die Unerschöpflichkeit der

Natur in der Hervorbringung immer neuer und vollkommenerer Formen, der Steigerung der körperlichen und geistigen Leistungsfähigkeit in bestimmter Richtung.

Auf die Vererbungstheorien hier näher einzugehen besteht kein Anlaß. Resümieren wir daher: es gibt Eigenschaften, die konstant bleiben, oft durch ungezählte Jahrtausende oder Jahrhunderttausende und auch länger und es gibt solche, die sich verändern. Auf den letzteren beruht die Vererblichkeit erworbener Eigenschaften. Es ist eine der wichtigsten Aufgaben der Naturforschung die Eigenschaften mit Rücksicht auf ihre Konstanz oder Veränderlichkeit festzustellen, sowie die Bedingungen zu ermitteln, unter denen sich in jedem Falle die Vererbung nach der einen oder anderen Richtung vollzieht. Wir stehen auch hier noch am Anfang der Erkenntnis. Diesem Wege folgend geraten wir in die tiefsten Probleme der Metaphysik und das wollen wir nach Tunlichkeit wenigstens an dieser Stelle vermeiden.

Immerhin sei erwähnt, daß selbst Haeckel, der geniale Schöpfer des biogenetischen Grundgesetzes („Die Entwicklung des Individuums [Ontogenesis] ist die abgekürzte Wiederholung seiner Stammesgeschichte [Phylogenesis]"), das übrigens auch keine unbegrenzte Anwendung beanspruchen kann, schränkt er es doch selbst durch „Fälschungen der Stammesgeschichte (Kainogenesis)" ein, also Haeckel, gewiß ein typischer Vertreter des „Materialismus", den kleinsten aufbauenden Teilen der organischen Wesen eine Art Gedächtnis beilegt. Denn sonst könnten wir uns durchaus nicht erklären, wie der organische Keim befähigt sein soll, immer wieder dieselbe — oder doch eine außerordentlich ähnliche — Entwicklung zu wiederholen, die seine Ahnen durchgemacht haben. Daß der Geist über die Materie triumphiert, daß er es ist, der sich den Körper baut — denn etwas anderes will das ja in seinen Konsequenzen nicht sagen —, ist immerhin ein interessantes Zugeständnis im Munde eines Naturforschers dieser Rich-

tung. Wenn wir von Materialismus sprechen, so ist uns sehr wohl bekannt, daß unter diesem Schlagwort fast jeder etwas anderes versteht. Ich verstehe darunter die Lehrweise, daß die Materie die Grundursache aller, auch der psychischen Erscheinungen ist.

Hier sei ein Denkfehler Haeckels notiert. Auf ihn machte mich Herr Prof. Dr. Alfred Brunswig, wohl der schärfste Logiker, der mir je begegnete, gesprächsweise aufmerksam. Haeckel folgert aus der Aehnlichkeit der embryologischen tierischen Entwicklung mit der des Menschen, dessen Embryo nur weiter schreitet, gleichsam eine größere Strecke des Weges zurücklegt, als etwa der des Fisches, Huhnes oder Affen; ferner aus den Tatsachen der vergleichenden Anatomie und Paläontologie sein Gesetz. Aus diesen Prämissen läßt sich aber kein Syllogismus formen. Wer es kann, möge ihn mir nennen. Ich kann es nicht und halte trotzdem das biogenetische Grundgesetz für im wesentlichen richtig.

Im Vorbeigehen sei hier auch ein Denkfehler Darwins vermerkt; das Dogma der Beständigkeit der Arten, das Linné und Cuvier aufgestellt hatten, ist zweifellos insofern unrichtig, als Darwin ein starkes Variationsvermögen feststellen und aus zahllosen Analogien beweisen konnte. Darum ist seine Deszendenztheorie ein bedeutender Fortschritt gegenüber der früheren Konstanztheorie. Die Geistesleistung Darwins ist von außerordentlicher Genialität, in ihren Folgen von der fruchtbarsten Wirkung auf unser Denken gewesen. Aber — wer kann mir eine einzige Art nennen, die sich aus einer anderen entwickelt hat? Und selbst wenn das einer könnte: wenn ich ihm dagegen eine einzige nenne, die sich n i c h t veränderte, so ist das Gesetz schon nicht mehr allgemeingültig, also kein Naturgesetz im strengen Sinne. Kann jemand eine Gattung namhaft machen, die sich in eine andere verwandelte? Ich nenne ihm dafür viele, die es n i c h t taten. Das hindert aber nicht, daß man alles, sogar die Entstehung der Weltkörper,

durch den Darwinismus zu erklären versuchte und zum Teil heute noch erklärt. Vielleicht handelt es sich wirklich um Entwicklung, gibt es wirklich keine Konstanz. Aber aus dem Darwinismus kann man das nicht folgern.

Während Darwin sein großes Gesetz aus den drei unbestreitbaren Erfahrungstatsachen der Veränderlichkeit (aber es handelt sich bei ihm ja nur um R a s s e n, bzw. um Vorgänge innerhalb ein und derselben Art!!)-Vererbungsfähigkeit und Überproduktion der lebenden Wesen folgert, hat Lamarck, der ältere Begründer der Deszendenztheorie, einer der ältesten Verneiner der Artenkonstanz, sein Gesetz aus dem Gebrauch und Nichtgebrauch der Organe abgeleitet. Daß sich sehr viel daraus erklären läßt, daß es, wiewohl dem Darwinismus widersprechend, einen hohen Wahrheitsgehalt besitzt, unterliegt gar keinem Zweifel. Aber es legt die Wurzel auch nicht frei.

Nehmen wir ein Beispiel: Die Giraffe hat sieben Halswirbel, genau wie die Maus, nur viel größere. Daß sie sich entwickelten, ist nach dem Lamarckismus ganz klar: wie hätten sonst diese Tiere ihre Nahrung, die sie von Bäumen nehmen, erreichen können? Das Erblinden des Maulwurfs, des Grottenolms, die ungeheure Gehirnentwicklung des Menschen, das und noch außerordentlich viel anderes erklärt sich zwanglos aus dem Lamarckismus. Daß er eine geniale Geistestat mit hohem Wahrheitsgehalt ist, kann unmöglich bestritten werden.

Aber: in den Giraffengegenden gibt es doch noch andere Tiere, die ohne lange Hälse vegetabilische Nahrung genießen. Also war die Ausbildung des Halses doch keine Lebensnotwendigkeit. Warum ging denn der Maulwurf, der Grottenolm in die Dunkelheit? Warum brauchte denn der Mensch sein Hirn mehr, als etwa der stammverwandte Affe? Was ist das Primäre? Bildeten sich Wassertiere zu Vögeln um, weil sie Flügel (oder Anlagen dazu) hatten, oder bekamen sie Flügel, weil sie fliegen w o l l t e n?

Wir wissen es nicht. Ich persönlich halte das Psychische für die treibende Kraft, was in keiner Weise ausschließt, daß das Mechanische im weiteren Verlaufe das Psychische günstig beeinflußte.

Wir kennen eben *das* Entwicklungsgesetz noch nicht, sondern nur eine Reihe aus ihm unbewußt abgeleiteter Gesetze. Jedes von ihnen, auch die *Mutationstheorie* von de Vries, besitzt einen hohen Wahrheitsgehalt, aber keines ist *die* Wahrheit. Es verhält sich etwa folgendermaßen: Sadi Carnot, der Vater der neueren Wärmetheorie, leugnete als erster die Erschaffung mechanischer und physischer Kräfte, sowie das perpetuum mobile mechanicum und physicum, wenigstens soweit es thermodynamische Maschinen betraf. Eine ungeheure Geistestat! Rumford hatte die Unmöglichkeit bewiesen, die Wärme als Stoff aufzufassen und ganz richtig die Wärmeerscheinungen als Bewegungserscheinungen verstanden. Aber das waren alles Teilgesetze, Teilwahrheiten. Die volle Wahrheit auf diesem Gebiete — wenigstens soweit wir bisher urteilen können — fand Robert Mayer mit seinem Gesetz von der Erhaltung der Energie (als höchste Synthese von Kraft und Stoff) und der Entdeckung des mechanischen Wärmeäquivalents. Ein anderes Beispiel: Das Schöne ist ein außerordentlich hohes Ideal und hat seine eigenen Gesetze. Das Wahre desgleichen. Aber höher steht das Gute, die Synthese. Nur wer die Gesetze des Guten erkannt hat, fand *das* höchste Gesetz.

Es fällt mir natürlich nicht ein zu behaupten oder auch nur zu glauben, daß ich in diesem Buche das *letzte* Gesetz gefunden habe. Wenn es mir gelungen sein sollte auch nur eine Teilwahrheit zu entdecken, wäre ich recht zufrieden. Sicher hat Pierre Bayle recht, wenn er meint, daß die menschliche Vernunft wohl genüge Irrtümer zu entdecken, nicht aber zur Erkenntnis der (letzten) Wahrheit.

Doch kehren wir zur Anlage zurück, die der Schaffende mit Notwendigkeit besitzen muß.

Wir fassen die Instinkte als Gedächtnis der Art auf, gewonnen durch außerordentlich häufige Wiederholung derselben Tätigkeiten, Vorstellungen usw. Dieses mechanische Gedächtnis besitzen wir Menschen auch in Fertigkeiten, die wir einst mühsam erlernten. Z. B. können wir ein Gedicht „mechanisch" hersagen und dabei an ganz anderes denken, nur muß dieses Gedicht eben fest eingeprägt sein. Analogien lassen sich leicht finden. Dieses „Gedächtnis der Materie" entspricht dem selbst von Haeckel für die Erklärung der Erblichkeit herangezogenen vollkommen. Hieraus aber können wir schließen, daß auch gewisse Eigenschaften, zumal wenn sie lange in der Familie geübt wurden, sich forterben. Man denke etwa an die berühmte Mathematikerfamilie Bernouilli oder die Musikerfamilie Bach, die allerdings vereinzelt dastehen.

Die Erfahrung lehrt im Gegenteil, daß nur sehr selten die Söhne großer Väter es zu etwas Besonderem bringen. Ja es ist eine Regel, daß sie nichts taugen und — sehr schlimm für den Fortschritt der Menschheit — daß fast ausnahmslos die Familien großer Geister — wofern diese überhaupt Kinder hinterließen — in der dritten Generation schon im Mannesstamm erloschen. Man denke an Lessing, an Goethe, Schiller, Friedrich den Großen, Kant, Beethoven, Mozart, Moltke, Napoleon usw. Es scheint so, als sei der Energieverbrauch dieser größten Genies derart, daß mit ihnen die generative Kraft der Familie erlosch. Das Edelobst ist ja schließlich eine Krankheit des Baumes, denn es entnimmt ihm mehr Kräfte, als zur Fortpflanzung nötig sind. Doch möchte ich der Ansicht entgegentreten, als müßte es so sein. Das Beispiel Luthers zeigt das. Es handelt sich hier um eine Erfahrungstatsache, nicht um Zwangsläufigkeit. Allerdings beruhen letzten Endes alle unsere Erkenntnisse wenigstens nach Hume auf Erfahrung und

erst unser Verstand trägt die kausale Verknüpfung und Gesetzmäßigkeit hinein.

Halten wir uns also an die Erfahrungsregel, daß die Kinder der Größten — wofern es überhaupt zur legitimen Kindererzeugung kam — körperlich und geistig nur ganz selten den Vätern entsprechen. Hingegen haben fast alle Genies — mir ist wenigstens keine Ausnahme bekannt — bedeutende Mütter.

Wenn wir die Möglichkeit der Vererbung erworbener geistiger Eigenschaften zugeben — und mir scheint die Wirklichkeit nicht bestreitbar, nur daß wir weder genau den Umfang, noch den Inhalt dieser Eigenschaften, noch den Modus der Erblichkeit kennen —, dann können wir uns auch kurz mit dieser Frage beschäftigen. Allerdings müssen wir uns des Hypothetischen unserer Behauptungen bewußt bleiben. Eine zureichende Erklärung gibt es noch nicht und dürfte sich auf der materialistisch-mechanistischen Ebene wohl überhaupt nicht finden lassen.

Wie ich glaube, bringt der Schaffende weit mehr geistige Fähigkeiten auf die Welt mit, als man gemeinhin annimmt. Es handelt sich dann wohl um ein Artgedächtnis, das die Vorfahren im Laufe der Jahrhunderttausende erworben haben. Wie ließe es sich sonst erklären, daß das Wickelkind, dem noch nie etwas Böses zustieß, Angst haben kann? Wie der nicht beweisbare — übrigens auch keines Beweises bedürftige — Satz der Identität, aus dem der des Widerspruches und des ausgeschlossenen Dritten folgen. Das hindert keineswegs, daß die geometrischen Axiome empirischen Ursprungs sind, auch besteht die Möglichkeit, vielleicht sogar die Wahrscheinlichkeit, daß alle Axiome einst aus der Erfahrung gewonnen wurden.

Wenn ich einem Kind eine Fichte zeige und sage, „das ist ein Baum“, so wird es ohne weiteres auch die Palme oder Buche so nennen. Daraus mit Platon auf angeborene Begriffe zu schließen, dürfte zu weit gehen.

Aber möglich ist diese Folgerung immerhin, die Annahme angeborener Vorstellungen sogar wahrscheinlich. Doch wir wollen uns hier mit diesen Anregungen, über die schon die größten Denker aller Zeiten sich ihr Urteil bildeten, genügen lassen.

Die geistigen und Charaktereigenschaften sind zum guten Teil ein Geschenk der Vorfahren, und zwar hat anscheinend beim Manne die Mutter den ausschlaggebenden Einfluß, wohl jedenfalls auf die Phantasie, während der körperliche Habitus, vielleicht mit Wille und Logik, wohl mehr vom Vater beeinflußt werden. So ist es z. B. bei mir, wiewohl auch meine Mutter ungewöhnlich energisch ist. Häufig ist das Kind auch den Großeltern, ja einem Großonkel oder einer Großtante — was auf eine noch frühere Generation als Geberin schließen läßt — geistig und körperlich ähnlich, d. h. die Quellen der Anlagen liegen hier höher. Daß eine beschränkte Inzucht, Verbindung ähnlicher Ehegatten, die Anlagen im guten wie im bösen Sinne steigert, scheint sicher. Ebenso, daß sich gleichstarke konträre aufheben. Solange wir das Verhältnis der Konstanz zur Variabilität nicht kennen, muß es sich um Vermutungen handeln. Auch wissen wir nicht, in welchen Fällen die Mischung der Eigenschaften der von Wasser und Wein, in welchen der von weißem und schwarzem Sand analog ist. Ich spiele hier auf Mendels Versuche an.

Am günstigsten zur Genieerzeugung scheint die Verbindung von Ehegatten zu sein, wenn der eine Teil einer hochgezüchteten, der andere einer Familie entstammt die der Natur (im Gegensatz zur Kultur) näher steht. Die Tatsache, daß nicht selten in Fürstengeschlechtern geniale Männer einander folgten, dürfte in der großen körperlichen Beanspruchung der Fürsten in Feldzügen, Manövern, auf Jagden usw. ihre Erklärung finden. Denn das entspricht einigermaßen dem naturgemäßen, d. h. große körperliche Anstrengungen erfordernden Leben des Bauern in frischer Luft.

Denken wir uns einmal Lamarcks Lehre vom Gebrauch und Nichtgebrauch der Organe auf diese Materie übertragen: Athleten sind durchgehends schlechte Denker, denn auf Kosten der geistigen Entwicklung vollzog sich ihre körperliche. Es ist aber nicht möglich, auf irgendeinem Gebiete besonders Großes zu leisten ohne Einbußen auf einem anderen. Der Darwinismus nennt dieses Gesetz das der „Korrelation der Organe". Ein Beispiel: Der Mensch verlor das gewaltige Gebiß, das Haarkleid und anderes, um dafür den aufrechten Gang und die starke Gehirnentwicklung einzutauschen. Die Kleidung ersetzt das Haarkleid, die Kochkunst macht das starke Gebiß überflüssig. Schließlich weiß ja jedermann, daß man ohne Kaufpreis keine Waren erhalten kann. Wer nach dem Diamanten der Unsterblichkeit greift, muß mehr zahlen, als wer nur das tägliche Brot erarbeitet. So stellt sich unser Beruf dar als eine Experimentalaufgabe: hält das Gehirn mehr aus oder der Körper? Stirbt man, wird man irrsinnig oder genial bzw. unsterblich? Das ist eine sehr klare Sachlage, nur ist die Praxis nicht so einfach, wie es sich der Außenstehende vorstellt.

Sind Athleten geistig zurückgeblieben, so große Denker in der Regel körperlich. Denn der Energievorrat des menschlichen Körpers, der sich in Muskeln oder Gehirn und deren Funktionen umsetzen kann, ist zwar individuell verschieden, sogar außerordentlich verschieden, aber niemals unbegrenzt.

Es gilt nun unter Anwendung des energetischen Spargesetzes (des sogenannten ökonomischen Prinzips), das mit einem Mindestmaß von Aufwand ein Maximum von Wirkung fordert, und das wir noch eingehend betrachten werden, die wichtigen Funktionen auf Kosten der unwichtigen zu kräftigen. Eine theoretisch sehr einfache, praktisch ungeheuer schwierige Forderung.

Ich halte persönlich für den wertvollsten Gewinn meines Lebens die Erkenntnis, daß man niemals ver-

suchen soll Dinge, die sich ausschließen (kontradiktorische Gegensätze), durch Kompromisse zu überbrücken. Diese sind nur bei konträren Gegensätzen statthaft, etwa beim Handel. Nun werden die Dinge aber erst durch unser Denken kontradiktorisch und da das Richtige — das ja nur s u b j e k t i v , d. h. für die entscheidende Persönlichkeit, gültig sein kann — zu finden, ist überaus schwer, oft noch schwerer das richtig Erkannte auch zu tun. Hier muß sich die Weisheit Athenes mit der Kraft des Herkules vereinen und dazu sind wir oft unfähig.

Nehmen wir ein paar Beispiele: vom Rennpferd fordere ich Schnelligkeit. Sie ist das höchste Gut dieses Tieres. Deshalb verzichte ich auf Schwere — die z. B. das Zugpferd aus mechanischen Gründen braucht —, ich verzichte aber auch auf Wetterfestigkeit, und die Unterhaltungskosten spielen kaum eine Rolle. So werden die Rennpferde zwar mehr wie Prinzessinnen verwöhnt, geputzt, gefüttert, logiert, ärztlich kontrolliert und reisen in gepolsterten Waggons, sind wehleidig und empfindlich, aber dafür so schnell wie der Wind. Und wenn ich das alles in den Kauf nehme und nur so viel Rittigkeit fordere, daß ich die Schnelligkeit auch ausnützen kann, so bin ich keineswegs nur Sportsmonome, sondern ich handle auch sittlich. Denn ich weiß, daß so edel gezogene Tiere für die Hebung des Pferdebestandes eines Landes unentbehrlich sind. Von der Güte des Pferdematerials wird aber sogar die Kriegstüchtigkeit mitbestimmt. Dieser Wert ist wohl nicht weiter zu beleuchten.

Vom Denker fordere ich Denkleistungen und erwarte von ihm, daß er sich bemüht, auf Grund der formalen Wahrheit (Logik und Mathematik) die materielle Wahrheit zu ermitteln, d. h. die Übereinstimmung unserer Gedanken mit den Gegenständen bzw. mit dem Sein, soweit dies möglich ist. Da nun das Denken diejenige Tätigkeit ist, die wohl am meisten von allen Energie

verbraucht, so muß der Denker auch am meisten Opfer in anderer Richtung bringen. Falsch aber ist, wenn er den Körper darum verkümmern läßt, und das ist auch gar nicht nötig.

Denn daß eine gewisse körperliche Leistungsfähigkeit zum Denken nötig ist oder es doch mindestens beeinflußt, ist unbestreitbar. Mens sana in corpore sano.

Wie sich der Athlet vor einer Hypertrophie der Muskulatur, erkauft durch Verkümmerung oder mangelnde Ausbildung der Geistesanlagen, hüten sollte — denn damit wird er zum Menschenphantom, zur Karikatur des homo sapiens —, so der Geistesarbeiter vor einer Hypertrophie des Gehirns auf Kosten des Körpers, denn sonst geht er vorzeitig zugrunde und damit werden kostbare Werte der Menschheit entzogen.

Deshalb soll die Körperausbildung niemals vernachlässigt werden, vielmehr das Ideal der griechischen Kalokagathia für alle Zeiten Gültigkeit haben. Der Geistesarbeiter kann durch ein rationelles Leben und tunlichste Vermeidung aller Schädigungen sich sehr wohl einen rüstigen Körper, der dem Gehirn stärkere Energiemengen und vor allem für längere Zeit zusendet, bewahren. Viel Schlaf statt Zeit und Kräfte absorbierender Geselligkeit, Spaziergänge, Jagd, Sport, Einschränkung des Tabak- und Alkoholgenusses, Mäßigkeit im Liebesgenuß, Abhärtung gegen Erkältung usw. sind diese Mittel. Im Gedanken an das Korrelationsgesetz wird er sich hüten, etwa um die Meisterschaft im Tennisspiel oder einer sonstigen Leibesfertigkeit zu ringen, denn die Körperkräftigung ist ihm ja nicht Ziel, sondern nur Mittel. Das hindert aber keineswegs, daß er sich gelegentlich großen körperlichen Strapazen aussetzt, nicht nur als Willensprobe, sondern auch weil während dieser Zeit das Gehirn völlig ausruhen kann. Wer einer anderen Ansicht ist, als ich sie hier niederlege, muß als Geistesarbeiter selbstverständlich die Folgerungen ziehen und wenn er auf jeden Lebensgenuß verzichten und zeit-

lebens im Rollstuhl gefahren werden müßte. Man darf grundsätzlich vor Entscheidungen nicht zurückschrecken und nach reiflicher Überlegung ein ,,va banque" nicht fürchten.

Gebrauchen wir ein Bild: ständig wird in unserem Körper Geistesenergie erzeugt und bis zu einem gewissen Grade — der für jeden experimentell festzustellen ist — akkumuliert. Es ist etwa so, als wenn aus einem Röhrchen ständig Wasser in einen Bottich fließt. Dieses zur freien Verfügung stehende Wasser, das bei dem einen aus ganz dünnen Röhrchen in ein kleines Gefäß, beim Genie aus einem größeren Röhrchen in ein großes strömt, will Arbeit leisten, wie jede Masse. Je größer, desto mehr. Wird dieser Bottich plötzlich entleert, dann entsteht ein schöpferisches Werk. Aber er ist dann ganz leer und es dauert geraume Zeit, bis er sich einigermaßen wieder gefüllt hat. So voll wie früher wird er kaum wieder, wenigstens nur ganz selten bei ganz großen Genies. Bei einem Platon, Lionardo, Michelangelo, Goethe, Schiller, Faraday, Liebig, Ostwald und ähnlichen Männern, aber sonst nicht.

Dieser Energieüberschuß, d. h. das was bleibt, nachdem die notwendigen Tagesausgaben bestritten sind, wächst durch körperliche Leistungen. Er wächst nicht nur durch relative Ruhe des Gehirns während der Körpertätigkeit — etwa einem Jagdausflug —, sondern auch durch Energiezuwachs infolge der Körpertätigkeit. So schrieb Spencer seine Werke in den Pausen des Tennisspiels.

Ein Nichtdenken ist während des Lebens, wenigstens während des Wachens — ich glaube auch während des Schlafes, aber dann wohl meistens im Unterbewußtsein —, unmöglich. Cogito ergo sum (Descartes). Aber man muß mit verschiedenen Partien des Gehirns abwechselnd denken lernen, damit die andern sich inzwischen erholen können, d. h. Energie ansammeln. Zudem ist es ein ganz gewaltiger Unterschied, ob man

wachend träumt, was keinerlei Anstrengung erfordert, oder ob man auswendig lernt oder gar über einem Problem grübelt. Letztere Art des Denkens ist außerordentlich anstrengend und geradezu schmerzhaft. Worüber man träumt, ob über Luftschlösser oder Philosophie, ist gleichgültig. Entscheidend ist nicht der Gegenstand, sondern unsere Vertrautheit mit ihm.

Da das Gehirn zweifellos ein Teil des Körpers, ein Organ ist, das durch den Blutstrom ernährt werden muß — was über den Denkvorgang selbst so wenig aussagt, als das System des Telegraphenapparates über den Inhalt der Depesche —, so muß dafür gesorgt sein, daß die Blutzufuhr auch richtig funktioniert. Das aber geschieht durch geeignete körperliche Tätigkeit. Da diese eine Kräftigung des ganzen Körpers, also auch des Blutkreislaufes, bewirkt, so muß sie auch dem Gehirn und seinen Funktionen förderlich sein.

Da ich auf kritizistischem Standpunkt stehe (erkenntnistheoretisch), aber selbstverständlich neben der äußeren Erfahrung auch die innere als Wahrheitsquelle gelten lasse, ja diese über jene stelle, so verstehe ich sehr wohl, wenn ein anderer, der solche Vorgänge nicht an sich beobachten konnte, meine Darlegungen ablehnt. Das hindert aber natürlich nicht, daß ich sie selbst für richtig halte.

Wir wollen unsern Standpunkt dem Leser gegenüber klar präzisieren: während ich mit andern Büchern, wie etwa den „Kultur-Kuriosa“ und den „Dingen, die man nicht sagt“, das Publikum suchte, will ich hier *gesucht werden*. Es ist mir daher recht gleichgültig, ob mich jemand ablehnt oder anerkennt, denn ich schreibe dieses Buch außer für mich nur für einige ganz wenige Personen. Deshalb erfüllte mich die Notwendigkeit der Neuausgabe dieses Werkes keineswegs mit Freude. Ich fürchte, daß schon die Erstauflage in viel zu viele falsche Hände geriet und muß mich mit der Hoffnung trösten, daß es bei wenigen Reifen mehr

Segen stiftet, als bei vielen Unreifen das Gegenteil. Das Weizenkorn auf fruchtbarem Boden trägt ja auch so reiche Frucht, daß man den Verlust des auf Steine und den Rain Gefallenen leicht verschmerzt.

Hier sei ein Wort über die innere Erfahrung, das Erleben, gesagt. Auf dem Standpunkte Goethes „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen" stehend, scheint mir ein anderer nicht gerechtfertigt zu sein. Denn das Primäre sind die unmittelbaren Bewußtseinserlebnisse: daß ich Hunger, Schmerz, Freude usw. empfinde oder fühle, ist schlechthin wahr, die Wahrheit, soweit es meine Person in dieser Beziehung betrifft. Daß ich, um den Hunger zu stillen, essen muß, ist erst ein Schluß, ebenso daß mein Magen leer ist, ein Umweg, der sogar falsch sein kann. Denn vielleicht muß ich gar nicht essen, ich habe einen sogenannten falschen Hunger, aber das Erlebnis ist darum doch wahr. Ja vielleicht darf ich nicht essen, weil der Arzt es verboten hat.

Durch das Denken mittels der formalen Wahrheit kann ich auch zur materiellen bzw. absoluten gelangen, d. h. mich ihr nähern, und zwar je höher mein Denkvermögen ausgebildet ist, desto weiter. Denken kann aber jeder normale Mensch lernen, wie gehen oder reiten; nur daß nicht jeder Champion werden kann. Das innere Erleben im höheren Sinne kann aber nicht jeder lernen. So weiß und bewies ich in meinen „Prophezeiungen", daß es ein zeitliches Fernsehen gibt, ohne damals dieses Erlebnis gekannt zu haben. Gerade das innere Erleben vermittelt die höchsten materiellen Wahrheiten, Wahrheiten, die selbstverständlich den auf formalem Wege (Logik, Mathematik) gewonnenen niemals widersprechen, wohl aber weit über sie hinausgehen können. Allerdings ist das so Gefundene nur subjektiv beweisend.

Daß auch das Denken allein große materielle Wahrheiten zu erschließen vermag, erhellt etwa aus der Tat-

sache, daß Planeten berechnet wurden (Leverrier), bevor man sie mit dem besten Fernrohr wahrnehmen konnte, daß man sogar auf Grund der Atomgewichte Elemente errechnet hat und sie dann später, genau wie die Planeten, auch wirklich entdeckte. Ich folgere daraus, daß unser Geist verwandt ist dem die Natur beherrschenden. Zweifellos sind die Naturgesetze zunächst nur Gesetze unseres Geistes, aber wenn wir diese Gesetze so handhaben, daß wir damit Unbekanntes richtig berechnen können, dann läßt das doch wohl den Schluß zu, daß unser Geist sich zum „Weltgeist" etwa so verhält, wie das Addieren zum Multiplizieren und dieses zum Potenzieren. Der Weltgeist ist etwas unendlich viel Höheres, aber doch Ähnliches, wie das Neugeborene auch dem größten Denker ähnelt hinsichtlich der Denkqualitäten oder doch der Anlagen dazu. Aber ich will es vermeiden, hier die höchsten Probleme der Metaphysik weiter anzuschneiden, als es unbedingt nötig erscheint.

Mit dem Kausalgesetz allein kommen wir also doch recht weit. Auf seine Anwendung zu verzichten, heißt aber auf das Denken überhaupt Verzicht leisten. Es liegt mir ganz fern, andern das Recht dazu bestreiten zu wollen, aber ich wende mich nur an Personen, die denken wollen und können.

Vom inneren Erleben werden wir später weiter sprechen.

Nun will ich die Ursachen angeben, aus denen meines Erachtens in Fürstengeschlechtern nicht selten mehrere geniale Männer, eventuell auch mit Überspringung einer Generation (latente Erblichkeit), einander folgen und weshalb Fürstengeschlechter so langlebig sind, ja, wie z. B. das japanische Kaiserhaus, auf etwa zwei Jahrtausende zurückblicken kann.

Der Herrscherberuf stellt zweifellos oft ganz außerordentlich große Anforderungen. Aber er ist immerhin nicht so anstrengend wie das schöpferische Denken des

Philosophen, das Denken des Dichters, der zugleich noch die höchste Schönheit der Form suchen muß, oder das Schaffen des Naturforschers höchsten Stiles. Und zwar ist er schon deshalb leichter, weil dem Herrscher eine große Anzahl mehr oder minder bedeutender Männer zur Verfügung stehen, die neue Gedanken anregen oder seine Gedanken ausführen. Das ist bei den vorgenannten Berufsarten überhaupt nicht oder doch nur in sehr beschränktem Umfange der Fall. Deshalb und weil der Herrscher eine Reihe mechanischer Pflichten (Repräsentation, Leistung von Unterschriften usw.) zu erfüllen hat, Pflichten, die an sich gewiß auch anstrengend sind, aber nicht in gleicher Weise wie das rastlose Denken des Schaffenden, auch andere Gehirnpartien beanspruchen, kann er sich mehr Ruhe gönnen. Ferner braucht der Herrscher nicht jene für den Schaffenden so notwendigen und so außerordentlich schmerzhaften seelischen Erschütterungen, oder er braucht sie doch in viel geringerer Zahl und Stärke. Dazu kommen die mit dem Berufe verbundenen körperlichen Anstrengungen in freier Luft, die entweder selbst neue Energie erzeugen oder doch den Geist ausruhen lassen, so daß der Zustand völliger Erschöpfung, wenn überhaupt, so doch sicherlich nur sehr selten eintreten dürfte. Förderlich bzw. energieersparend wirkt auch noch die gute Verpflegung und hohe Lebenshaltung, die, wie ich in meinem Buche „Lebensdauer und Todesursachen“ nachgewiesen zu haben glaube, lebenverlängernd sind, so daß die Lebensdauer im geraden Verhältnis zur Höhe der materiellen Kultur steht.

Die Familie Osman ist beispielsweise ausgezeichnet durch eine Reihe genialer Herrscher, die sich unmittelbar folgten. Hier tritt zu den oben berührten Faktoren noch ein anderer von großer Wichtigkeit: die Provinzen mußten die schönsten und gesundesten Mädchen dem Sultan abliefern, der sich seine Gemahlinnen daraus erkor. Das ist aber eine bewußte Züchtung genialer Menschen, da der hochgezüchtete Vater sich nicht nur eine der Natur

weit näher stehende zukünftige Mutter seiner Kinder erwählte, sondern auch eine Frau, die möglichst viele möglichst vollkommene Eigenschaften in sich vereinte.

Die europäischen Fürstenfamilien vererben durch ihre Inzucht die politischen Talente — und das sind außerordentlich hohe — mit größter Intensität; sie erhalten auch auf großen Umwegen immer wieder Blutzufuhr aus dem unverbrauchten Volke, aber sie verfahren trotzdem nicht ganz rationell in biologischer Hinsicht. Denn die Inzucht kann ebensogut Genies wie Geisteskranke hervorrufen und die starre Aufrechterhaltung des Prinzips der Ebenbürtigkeit, staatsrechtlich von sehr hohem Werte, kann leicht zu einem vorzeitigen Erlöschen der Familien führen, also biologisch und mit Rücksicht auf die Allgemeinheit schädigend sein.

Doch vorläufig genug von Vererbung und Anlagen. Wir werden sie nicht aus dem Auge verlieren.

Wo blieben wir stehen?

Wir hatten festgestellt, daß das Schaffen mit höchstem Nutzungskoeffizienten bei heiterer Gemütsverfassung erfolgt; daß Selbstbewußtsein für den Schaffenden unentbehrlich ist und daß Anlagen zur notwendigen Voraussetzung für die in Frage kommenden Berufe gehören. Wir hatten ferner konstatiert, daß die Anlagen verschieden sind nach Qualität und Quantität. Das genügt zur Basis der weiteren Beweisführung. Ich bitte daher meine Leser, falls sie dieses oder jenes, was ich sonst sagte, nicht verstanden haben sollten oder ablehnen, wenigstens diese Grundlagen festhalten zu wollen.

Daß das Vorhandensein von Anlagen nicht genügt, sondern daß diese auch ausgebildet werden müssen, wird niemand bestreiten. Diese Ausbildung ist Aufgabe der Erziehung. Und zwar müssen wir unterscheiden zwischen Erziehung durch andere und solcher durch uns selbst und — nach den davon betroffenen Partien unserer Seele — zwischen Erziehung der Phantasie, des Gemüts, des Verstandes und des Willens.

Betrachten wir zunächst die Erziehung durch andere, die den Verstand zum Gegenstande hat, oder, der Kürze wegen, die Verstandesbildung im Gegensatz zur Gemüts- und Willensbildung, indem wir die vier wichtigsten Seelenvermögen auf zwei, Verstand und Charakter, reduzieren.

Es wird hierbei die Aufgabe sein, den Geist mit Vorstellungen und Begriffen zu füllen und zugleich dem Schüler die Mittel zu geben, diese zu ordnen und zu verwerten. Darum wird sich folgende Zweiteilung ergeben: Ausbildung der formalen Denkfähigkeit, wozu in unseren Schulen Mathematik und Sprachstudien dienen, und Übermittlung eines gewissen Wissensstoffes, sozusagen eines Quantums materieller Wahrheit im Gegensatz zur formalen, um daran die Denkfähigkeit zu üben. Endlich muß die Beobachtungsgabe geschult werden, d. h. die Fähigkeit, das mit den Sinnen Wahrgenommene auch zu apperzipieren (geistig aufzufassen und zu verarbeiten). Inwieweit unsere Erziehung diesen Aufgaben genügt, sei dahingestellt. Wir wollen hier nur die Forderungen präzisieren und folgendes Werturteil fällen:

Was du nicht nützt, ist eine schwere Last. Ergo: nichts an Gedächtnisstoff einpauken, was nicht auch geistig verdaut wird. Die Art des Stoffes und seine Quantität festzustellen ist eine Experimentalaufgabe der Pädagogik. Es handelt sich darum — nach dem energetischen Spargesetz — mit geringstem Aufwand von Mitteln einen möglichst großen Erfolg oder, nach der Terminologie unseres Gesetzes: mit geringstem Energieverbrauch einen größten Nutzungskoeffizienten zu erzielen. Die Nationalökonomie kennt dieses Gesetz auch und wendet es längst an: mit möglichster Schonung des Schülers ist seine Denkfähigkeit auf eine möglichst große Höhe zu bringen und ihm an Lernstoff nur soviel zuzuführen, als nötig ist zur Übung der Denkfähigkeit, zur notwendigen Grundlage seines späteren Berufs, zu seiner Befähigung, sich verständlich auszudrücken, und

um die, welche er verstehen will, auch verstehen zu können. Das ist eine rein formale Forderung. Ihr Inhalt zu geben ist schon deshalb unmöglich, weil sie auf den Volksschüler so gut Anwendung finden soll, wie auf den Absolventen der Universitäten.

Wichtiger als der Wissensstoff, der stets wechselt, nicht nur, weil er im Laufe der Jahrhunderte großen Änderungen unterworfen ist, da ja die materielle Wahrheit immer mehr erkannt wird, sondern auch weil jeder Beruf einen anderen Wissensinhalt fordert, auch jeder Schüler andere Neigungen und eine verschiedene Aufnahmefähigkeit besitzt, ist die Ausbildung der Denkfähigkeit. Allerdings muß ein Minimum von Wissen von jedem gefordert werden, da sich ja sonst die Menschen überhaupt nicht mehr verstünden. Und zwar ist dieses Minimum beim Verlassen der Volksschule natürlich weit geringer, als beim Verlassen der Hochschulen. Es festzustellen ist, wie gesagt, eine Experimentalaufgabe der Pädagogik. Es handelt sich hier um eine variable Größe. Konstant ist aber die Forderung mit einem Minimum an Energie einen maximalen Nutzungskoeffizienten zu erzielen.

Die Logik, wie auch die Mathematik, ändern sich nur insofern, als sie im Laufe der Jahrtausende den richtigen Weg weiter fortschreiten. Sie sind aber schon jetzt, die Logik war es schon bei Aristoteles, so weit entwickelt, daß nur ganz wenige Menschen ihre Gesetze völlig beherrschen. So kommt es, daß selbst die größten Denker gegen die formale, lehr- und lernbare, Wahrheit Verstöße begingen. Ich persönlich habe zu wenig philosophische Systeme so eingehend prüfen können, daß mir ein Urteil darüber zustände, ob es überhaupt Denker gibt, die niemals Denkfehler begingen. Bei Aristoteles ist mir keiner bekannt, bei Descartes auch nicht, desgleichen nicht im Dogmengebäude der katholischen Kirche, aber es wird nicht allzuviele sonst geben, und vielleicht habe ich sie nur bei diesen nicht auffinden

können. Es ist auch ein großer Unterschied zwischen Vermeidung von Denkfehlern und zwingenden Schlüssen. So enthält das römisch-katholische Dogmengebäude zwar keine Denkfehler, wohl aber viele Schlüsse, die durchaus nicht zwingend sind und zudem ist die Voraussetzung einem objektiven Beweis nicht zugänglich. Sollte mir jemand einen oder einige Denkfehler nachweisen, so wäre ich sehr dankbar, denn ich suche ja die Wahrheit und darf daher zum mindesten gegen ihren formalen, beweis- und widerlegbaren Teil nicht verstoßen.

Der Umfang der Lernbarkeit des logischen Denkens ist abhängig von der Denkfähigkeit. Und diese, beim einfachen Syllogismus allen Menschen, die überhaupt denken, gemeinsam, nimmt bei den schwierigeren Schlußformen mehr und mehr ab.

J. St. Mill behauptet, daß der sicherste Schluß, den wir besitzen: „Alle Menschen sind sterblich; ich bin ein Mensch; also bin ich sterblich", sogar anfechtbar sei. Denn zwar weiß ich, daß früher alle Menschen starben, ich weiß aber nicht, ob das auch für die heutige Generation gilt, geschweige denn für die zukünftigen. Darum beruht der Vordersatz auf keiner vollständigen Induktion. Würde er das aber tun, dann brächte mir die Synthese keine neue Erkenntnis.

Wenn wir Mill folgen würden, dann müßten wir überhaupt auf das Denken verzichten und die Naturwissenschaften z. B. wären unmöglich. Der Skeptizismus begeht aber seinerseits den Denkfehler, auf Grund von Denkgesetzen deren Möglichkeit zu leugnen. Er verstößt also gegen das Gesetz der Identität!

Immerhin mag dieser erkenntnistheoretische Skeptizismus erwähnenswert sein. Daß ich ihn ablehne, sagte ich bereits, als ich mich für den Kritizismus erklärte.

Die außerordentliche Schwierigkeit schon der formalen Logik wird nun wohl jeder Leser verstanden haben. Es gibt eben logische Champions, genau wie es Weltmeister im Laufen oder Ringen gibt. Aber während

jedermann beurteilen kann, wer am schnellsten läuft — er sieht es ja am Passieren des Zieles —, können nur ganz wenige beurteilen, wer am schärfsten denkt. Der Denker, und je entwickelter seine Denkfähigkeit ist, desto mehr, wird sich also einsamer und einsamer fühlen. Und das, wie gesagt, allein schon auf Grund der formalen, lehr- und lernbaren Logik.

Und nun zeigt sich eine ganz merkwürdige Erscheinung: niemand wird es dem Schnelläufer übelnehmen, wenn er die Tatsache konstatiert, daß er schneller ist, als ein anderer. Aber fast jeder Mensch wird verstimmt, wenn man ihm einen Denkfehler nachweist. Denn er macht sich damit im stillen selbst den Vorwurf der Dummheit. Sehr mit Unrecht! Denn das Denken des Philosophen, das er ununterbrochen das ganze Leben lang übt, m u ß ja besser entwickelt sein — zum wenigsten auf philosophischem Gebiete —, als das des Nichtphilosophen. Und selbst die größten Philosophen machen, wie wir konstatierten, Denkfehler.

Es ist ein verhängnisvoller Irrtum die Philosophie oder die Logik für etwas Leichtes zu halten, weil sie sich einer scheinbar allgemeinverständlichen Sprache bedienen. Höre ich von Amidooxybenzoesäuremethylester — und die Chemie kennt noch weit kompliziertere Namen —, dann packt mich ein gewisses Gruseln vor den Geheimnissen der Chemie. Das „Gute“ scheint sicher so einfach zu sein, wie das „Wahre“, und doch ist die Chemie ein Kinderspiel gegen solche Begriffe.

Man kann einem anderen oder sich selbst ein Versagen in den schwierigsten logischen Schlußformen geradesowenig vorwerfen, wie man es sich vorwerfen kann, wenn man nicht Champion im Wettgehen wurde. Und doch kann und muß jeder Mensch gehen lernen. Wir könnten nur der Natur, unseren Vorfahren, denen wir die Denkanlagen letzten Endes verdanken, grollen. Daß das töricht wäre, wird ja wohl jedermann zugeben. Hier muß eben das Streben für den Erfolg eintreten.

Der Vorwurf der Dummheit (wenn wir diesen vielleicht zu schroffen Ausdruck wählen wollen), trifft in keiner Weise die Ehre. Er trifft sie höchstens insofern, als damit gleichzeitig gesagt sein soll, daß man zwar klug sein könnte, aber aus Trägheit es unterließ die Denkfähigkeit auszubilden. Und dann auch nur, wenn die Trägheit selbstverschuldet und nicht etwa eine Folge von körperlichen oder seelischen (Geistes- oder Nerven-) Leiden ist.

Ich persönlich nehme keinem Menschen den mir gemachten Vorwurf der Dummheit übel. Nur muß er ihn auch beweisen können, oder doch von seiner Richtigkeit überzeugt, d. h. aus lauteren Motiven, ihn zu beweisen bereit sein. Denn sonst könnte ich in Versuchung kommen den Ankläger geringer einzuschätzen, als er es vielleicht verdient, und es ist ein peinigendes Gefühl einem andern unrecht zu tun.

Der Schaffende, wofern er zugleich ein Denker sein muß — daß trifft etwa für den Künstler, der ja im wesentlichen andere Aufgaben hat, nur in weit beschränkterem Maße zu —, wird im Anfang seiner Entwicklung zu seinem großen Erstaunen sehr oft auf ein Nichtverstehen stoßen, und zwar sogar bei Männern, die er sonst als sehr klug und hervorragend tüchtig in ihrem Berufe schätzt. Dieses Nichtverstehen beschränkt sich nicht etwa auf Fragen des unbeweisbaren inneren Erlebens, auch nicht auf Fragen der materiellen Wahrheit, sondern erstreckt sich auf solche der beweisbaren formalen. Nicht ohne etwas Selbstüberwindung wird er sich sagen, daß er mit Notwendigkeit auf dem Gebiete des formalen Denkens, das ja eine Voraussetzung zur Ausübung seines Berufes bildet, weiter fortgeschritten sein muß. Daß Begriffe und Definitionen, die ihm tägliches Brot sind, dem andern wie böhmische Dörfer vorkommen müssen, wie ja auch umgekehrt ihm selbst vieles, was dem andern geläufig ist, große Schwierigkeiten bereiten mag. Er wird sich aber hüten, um den

andern nicht zu kränken, ihm das zu sagen oder anzudeuten und sich — in unwichtigeren Fragen — lieber ins Unrecht setzen lassen. Wenn der Denker aber einen fand, der ihn versteht, und darüber seine freudige Überraschung äußert, ist der andere auch oft gekränkt. Er wird daher mehr und mehr schweigen lernen müssen, immer einsamer werden — und zwar, um das nochmals zu betonen, schon in Fragen, die beweisbar sind! — und dann oft mit seinem Temperament in die größten Differenzen geraten. So wird mancher schon allein aus diesem Grunde ein verbissener Einsiedler, es sei denn er findet ein Ventil. Dieses besteht aber z. B. im Gefühl verkannt zu sein. Denn damit ist zugleich das Bewußtsein der Überlegenheit verbunden. Aus dem gleichen Grunde kann der Selbstbewußte alles eher vertragen, als in einer Sache, die dem Zentrum seines Selbstgefühls naheliegt, bemitleidet zu werden. Denn dann ist der andere überlegen.

Übrigens wird es dem Künstler, dem Erfinder, Arzt usw. genau ebenso ergehen, nur in anderen Fragen und vielleicht aus anderen Gründen.

Sprachen wir hier von der Geistesbildung, soweit sie erlernbar ist, und deren Entwicklung durch Erziehung, so wollen wir nunmehr zur Charakterbildung übergehen. Auch sie zählt ja mit Recht zu den Aufgaben der Schule. Sie ist aber auch für den Schaffenden, ja für jeden Menschen, denn selbstverständlich gilt das vom Schaffenden Gesagte mutatis mutandis für jedermann, ebenso wichtig wie die erstere, wenn nicht noch wichtiger. Allein sie ist auch zweifellos weit schwieriger. An klugen Leuten herrscht kein Mangel, wohl aber an mutigen. Die erdrückende Mehrheit sagt gar nicht das, was sie selbst denkt, sondern nur das, wovon sie annimmt, daß die andern es denken. Die Psychosen, sei es des Krieges, der Revolution, einer wissenschaftlichen oder künstlerischen Richtung, wechseln, und nur ganz wenige bleiben von ihnen unberührt. Zu diesen starken Persönlichkeiten

muß aber unbedingt der Schaffende, wenigstens auf seinem Gebiete, gehören und das erfordert Charakter.

Es handelt sich um die Ausbildung der Anlagen von Gemüt und Wille, wobei nochmals mit Nachdruck betont werden muß, daß die Seele, das Ich eine Einheit bildet, und die Scheidung der Seelenvermögen durch unser Denken zwar so reinlich erfolgen kann, wie die Präparation eines Muskels durch den Anatomen, daß aber alle vier noch weit inniger miteinander in Wahrheit vereint sind, als die Gliedmaßen mit dem Körper. Denn wir können zwar ohne Arme und Beine leben, aber wir haben keine Seele, wenigstens keine gesunde, normale, leistungsfähige, wenn auch nur ein einziges Seelenvermögen völlig fehlen würde. Mit der Pathologie wollen wir uns hier aber nicht mehr befassen, als es unbedingt nötig erscheint.

Für die Ausbildung von Gemüt und Wille, für die Charakterbildung bedarf es vor allem des guten Beispiels. Es bedarf ferner einer unausgesetzten Arbeit an sich selbst — wie übrigens auch bei der Geistesbildung, denn jede Erziehung durch andere ist ja doch nur Stückwerk, es sind Krücken, die man erst fortwerfen kann, wenn man allein gehen lernte —, und selbst dann wird ihr Erfolg noch weit hinter den Anforderungen des Lebens, jedenfalls aber hinter den eigenen, zurückstehen. Vorläufig genug hiervon. Auch hier kann die Aufgabe der Pädagogik nur formal ausgedrückt werden: mit einem Minimum von Energie einen möglichst hohen Nutzungskoeffizienten zu erzielen. Aber diese Experimentalaufgabe ist ungeheuer schwer zu erfüllen. Und sie ist doch rein formal! Der Inhalt aber steht über der Form, das Gute steht über dem Schönen und Wahren, denn es ist philosophisch — und das läßt sich unwiderleglich beweisen — der übergeordnete Begriff.

Lassen wir es uns vorläufig mit diesen Andeutungen genügen, um zum Schaffenden zurückzukehren.

Die Voraussetzung jeglicher Schöpfung auf allen Gebieten ist die Phantasie; sie ist unentbehrlich zur Aufstellung eines philosophischen Systemes, wie für jede Erfindung, sie hat auf unseren Körper den größten Einfluß (Suggestion und Autosuggestion), sie wirkt im Künstler wie im Dichter, sie schafft die Ideale und sie verleiht der Seele die Schwungkraft ihnen treu zu bleiben. Sie ist wahrhaft göttlich.

Aber nicht nur nicht erlernbar scheint die Phantasie, sondern auch ihre Ausbildung ist nur in den allerbescheidensten Grenzen möglich. Daß hier die Anlagen oder zum wenigsten die Eindrücke der frühesten Kindheit entscheidend sind, unterliegt für mich nicht dem allergeringsten Zweifel. Es dürfte eine tiefe, altererbte Weisheit darin liegen, wenn unsere liebe Mutter uns in der Kindheit Märchen erzählte, von verwunschenen Prinzessinnen und kühnen Rittern, von Drachen und Zwergen und Wunderländern, von Hexen und gütigen Feen. Das alles kann der Schaffende gut brauchen, das ganze Leben lang. Wie gern lese ich Märchen und bewundere ihren tiefen Sinn. Was die Menschheit in Jahrtausenden erlebt und gelitten, was sie erhofft hat, das alles vereinen sie und noch viel mehr. Wie sich am Grunde des Meeres da und dort Gold ansammelt, der Niederschlag aus ungeheuren Wassermengen, deren bergehohe Fluten nur ganz feine Stäubchen und Splitterchen enthielten; so hat das Leben der Völker seit unvordenklichen Zeiten in den Märchen den reichen Schatz der Erfahrung niedergelegt. Und wo wir auch schürfen mögen, wir stoßen auf unerschöpfliche Lager des edlen Metalls. Allerdings reden Märchen eine Sprache, die man verstehen muß. Und jeder versteht sie anders. Das Kind und der Greis, der Tor und der Weise, jeder kann sich an ihr erbauen, jeder findet das, was ihm behagt. Sie sind so unerschöpflich wie die erhabene Lehre Buddhas oder des Nazareners. Wie herrlich ist doch das Gleichnis vom Brotwunder Christi!

Die Phantasie aber muß noch getragen werden vom Temperament. Nur der Choleriker und Sanguiniker vermag auf den Flügeln der Phantasie den Himmel zu erstürmen. Gewiß kann er dabei auch wie Ikarus seine Kühnheit mit dem Leben bezahlen müssen. Aber ist das nicht ein wundervolles, ein beneidenswertes Ende? Wer zieht nicht den edlen Renner, auch wenn er sein Genick riskiert, dem vielleicht sehr schönen und klugen Pferd vor, das Kubikwurzeln zieht und die Welträtsel löst, aber aus dem Stall nicht herauszubringen ist?

Im Leben ist genau wie im Kriege mehr oder minder alles gefährlich. Tödlich aber sind Halbheit und Untätigkeit. Und da scheint es mir doch klug die kleinere Gefahr zu wählen. Darum greife ich, im Herzen doch wohl ein Hasenfuß, grundsätzlich an und habe somit den Vorteil der Zeitwahl.

Doch das Draufiosstürmen allein genügt nicht. Zwar ist das Gefühl des Dahinjagens auf den Flügeln des Windes köstlich. Aber sittlichen Wert erhält es doch nur, wenn es auch einem Ziele gilt, und die größte Befriedigung gewährt es dem Reiter, wenn er dieses Ziel auch wirklich als erster passiert.

Der Reiter der Phantasie, der ihr die Richtung gibt, ist die Vernunft, am Ausbrechen aber verhindert sie der Wille, der auch stark genug sein muß im Endlauf den erlahmenden Kräften des Pferdes noch das Letzte abzugewinnen. Wie man sich im Rennen freut, wenn der Vollblüter mit großem Gewicht in den Zügeln liegt — wofern die Arme stark genug sind, es zu halten, d. h. ihn am Durchgehen zu verhindern und der feste Sitz das Beharren im Sattel gewährleistet —, so ist die überquellende Phantasie ein Segen. Der Reiter fühlt sehr wohl, wieviel Kilo Triebkraft in seinen Händen liegen. Das ist die Reserve. Er fühlt den Moment, wenn das Pferd nicht mehr in den Zügeln liegt, sondern nunmehr, statt verhalten zu werden, mit Sporen und Peitsche und Rückenkraft vorwärts getrieben werden

muß. Und dieser Moment ist unangenehm. Er muß möglichst kurz vor dem Ziele eintreten, weil sonst die anderen, deren Pferde noch mehr Drang nach vorwärts, noch mehr Reserven haben, ihn schlagen; weil auch sonst die relativ beschränkte und im Rennen schon ziemlich verbrauchte Muskelkraft des Reiters den Anstrengungen des Endkampfes nicht gewachsen ist. Der ideale Reiter kennt die eigenen Kräfte und die seines Tieres so genau, daß wenigstens die letzteren beim Passieren des Zieles restlos aufgebraucht sind; keinen Augenblick früher und keinen später.

Genau dasselbe gilt vom Schaffenden. Es gilt vom Verhältnis der durchs Temperament getragenen Phantasie zu Willen und Verstand. Das erfordert aber sehr genaue Selbstkenntnis, sehr scharfe Gedankenzucht und einen sehr starken Willen. Wer aber diese Eigenschaften in sich vereint, und zwar in höchster Vollendung, ist das vollkommene Genie. Aber genial müssen wir schon einen weit niederen Grad nennen.

Zweites Kapitel.

Die Entstehung der schöpferischen Leistung.

Werfen wir einen kurzen Rückblick auf den Gang unserer Beweisführung. Wir stellten fest, daß der Nutzungskoeffizient der geistigen Arbeit bei heiterer Gemütsverfassung am höchsten ist. Ferner, daß der Schaffende angeborene Anlagen besitzen muß, die durch Erziehung durch andere und vor allem durch sich selbst zu Talenten gesteigert werden. Endlich daß sein Selbstgefühl mit der Höhe des gesteckten Zieles wachsen soll.

Am Beispiel des Schriftstellers wollen wir die Entstehung eines Werkes skizzieren. Mutatis mutandis dürfte dasselbe auch für die Schöpfung eines Kunstwerkes, für wissenschaftliche Entdeckungen und anderes mehr Geltung besitzen.

Der Doktorand, der nach einem Thema für eine Promotionsschrift sucht, der angehende Privatdozent, der sich auf Grund einer Untersuchung habilitieren will, der Schriftsteller, der aus finanziellen oder anderen Gründen sich gedrungen fühlt, die Welt mit einem neuen Opus zu beglücken, sie alle mühen sich oft viele Monate lang vergeblich. Zahllose Projekte werden erwogen und wieder verworfen. Das eine, weil es nicht neu ist, das andere, weil es die Kräfte übersteigen würde, ein drittes aus äußeren Gründen und so fort. Endlich scheint ein geeigneter Gedanke gefunden zu sein. Man studiert die einschlägige Literatur, überlegt dann die zur Ausführung geeigneten Mittel, macht eine Dis-

position und beginnt allmählich mit der Ausarbeitung. Wer den angedeuteten Weg beschreitet — und er ist der normale — kann sich sein Arbeitspensum stundenweise einteilen. Wie der Handwerker zu bestimmten Tagesstunden arbeitet, in den Mußestunden aber sich mit anderem geistig beschäftigen kann, genau so hat der Schriftsteller, wie wir ihn hier kennenlernen, außerhalb seiner Arbeitszeit den Kopf für andere Dinge frei.

Nun wird sich allerdings im Laufe der Arbeit der Autor sozusagen in den Gegenstand seiner Arbeit verlieben. Er wird sich auch in den Mußestunden mit ihm beschäftigen und es wird der merkwürdige Fall eintreten, daß er sich ein Werk von der Seele schreiben muß, wiewohl er die Anregung zu diesem Werk nur mit der größten Anstrengung fand. Und wenn dann das Buch abgeschlossen im Manuskripte vor ihm liegt, wenn er den Verleger gefunden hat, wenn die mühsame und zugleich langweilige Arbeit des Korrekturenlesens beendet ist, dann wird er nach kurzen Augenblicken der Freude bei dem Empfang der ersten gebundenen Exemplare ein höchst unangenehmes Gefühl der Leere in sich verspüren. Und neuerdings wird er nach einem neuen Stoffe suchen, und derselbe Weg, auf dem wir ihn eben begleiteten, wird von ihm wiederum beschritten werden. Und so geht es fort sein ganzes schriftstellerisches Leben lang.

Ganz anders wird sich das Bild gestalten, wenn ein inneres Erlebnis dem Schriftsteller oder Dichter die Feder in die Hand zwingt. Jetzt ist von einem Suchen nach Anregung gar keine Rede. Im Gegenteil. Der Autor ist bestrebt, die sein Inneres bis zum Platzen füllenden Gesichte zu bannen. Weit entfernt sich, wie das beim obigen Beispiele soundso oft der Fall sein wird, zur Arbeit zwingen zu müssen, bedarf es nunmehr großer Energie, um wenigstens für kurze Stunden für andere Beschäftigungen frei zu sein. Stellen wir uns vor jemand sei mit der größten Leidenschaft verliebt.

Tag und Nacht wird er an nichts anderes denken können, als an die geliebte Person und es wird der Aufbietung aller Willenskraft bedürfen, um sich nicht etwa ganz von einer solchen Leidenschaft zu befreien, sondern um auch nur für Stunden anderes in den Mittelpunkt des Interesses einrücken lassen zu können. Ganz genau so verhält es sich, wenn der Schriftsteller, der Dichter, der Erfinder oder Entdecker einem großen Gedanken nachhängt. Auch er ist ein Verliebter, aber das Objekt der Leidenschaft ist keine Person, sondern eine Idee. Das meint Platon mit „platonischer Liebe". Platonische Liebe ist also nicht mehr und nicht weniger, als das Gegenteil von dem, was der Volksmund darunter versteht. Doch das muß man erlebt haben.

Wie oft hören wir über Schlüsselromane klagen. Der Autor wird zum Revolverjournalisten gestempelt und doch tat er nur, was das Natürlichste für ihn war. Jedes große und tiefe Leid erschüttert das Innere in seinen Grundfesten. Wie jeder Jüngling weiß, verursacht eine unerwiderte Liebesleidenschaft die allergrößten Qualen. Diese können zu Melancholie, Selbstmord oder dauernder Geistesstörung führen. Mir sind traurige Fälle aus dem Leben bekannt, und jeder Nervenarzt wird über ein reiches einschlägiges Material verfügen. Es sei denn, es gelingt dem Verliebten ein Ventil zu finden. Nur dieses rettet ihn vor dem Ruin.

Stellen wir uns vor ein Dampfkessel wird überhitzt. Dann entstehen in ihm so enorme Spannungen, daß er zerplatzt. Es sei denn, die hochgespannten Dämpfe können unmittelbar zu nutzbringender Arbeitsleistung verwandt werden, oder das Ventil läßt so viel von ihnen entweichen, als nötig ist, um ein Zerplatzen zu verhüten.

Genau so verhält es sich in unserem Gefühlsleben. So finden wir für die Melancholie das Ventil im Humor mit seinem befreienden Lachen, für Böses, das uns die Menschen zufügten, im Wunsche, es durch Gleiches zu

vergelten, also in der befriedigten Rache usw. Ich bin der festen Überzeugung, daß Christus, bevor er in der Öffentlichkeit auftrat, viel größere Leiden hatte erdulden müssen, als bei seinem Kreuzestode, denn er vergalt ja Böses mit Gutem.

Der Verliebte, wofern er schriftstellerische Begabung besitzt und damit die Möglichkeit hat den Inhalt durch die Form zu meistern, wird, falls er die ungeheure Energie noch aufbieten kann dieses Ventil zu ziehen, in seiner Not zur Feder greifen, und das Resultat nennen wir dann „Schlüsselroman". So entsteht eine Schöpfung, die desto gewaltiger, desto elementarer sein wird, je größer die vorangegangene Leidenschaft war. So wurden „Werthers Leiden", so „Tristan und Isolde" geboren. So entstanden die größten Meisterwerke der Literaturen aller Völker und Zeiten.

Nun ist es gewiß möglich, daß der Autor seine Personen so durchsichtig einkleidet, daß sie dadurch geschädigt, ja gesellschaftlich unmöglich gemacht werden. Denn meistens handelt es sich ja um nicht allzu rühmliche Dinge, die ihn so tief trafen. Nicht jeder Dichter benimmt sich wie Heine gegen seine geliebte Kusine; und wen Goethes Thyrsusstab berührte, der hatte auf eine gewisse Unsterblichkeit Anwartschaft.

Lassen wir die Frage offen, ob nicht unter Umständen ein Kunstwerk, wie es unter diesen Voraussetzungen entstehen könnte, einen höheren sittlichen Wert besitzen mag, als der Ruf mehr oder minder anrüchiger Personen. Doch das ist Gewissenssache, und ich persönlich bin der Meinung, daß auch die äußere Ehre eines anderen ein so hohes Gut ist, daß man es nur im Falle der Notwehr und auch dann nur, wenn man kein milderes Mittel findet, antasten darf. Denn man kann ja nie wissen, ob nicht gerade *diese* Ehre dem anderen über allen anderen Gütern steht. Vielleicht wäre es manchem Helden eines Schlüsselromanes lieber gewesen, der Autor hätte, statt seine Ehre mit

der Feder, sein Leben mit dem Revolver vernichtet. Wie ich über die Behandlung schwerster Ehrenbeleidigungen nach unseren Gesetzen oder doch nach der Praxis unserer Gerichte urteile, kann sich jeder denken. Ist dagegen die Verhüllung der Personen undurchsichtig, dann läßt sich selbstverständlich auch gegen „Schlüsselromane" nichts einwenden. So ist auch dieses Werk ein „Schlüsselroman", zu dem ich aber jedermann den Schlüssel in die Hand gab, als ich sagte, es beruhe auf Selbstbeobachtung. Seit meiner Kindheit habe ich mich für mich selbst am allermeisten interessiert und ich bin nunmehr sehr froh darüber.

Dem Schaffenden, der sich plagt einen Stoff zu finden, stellen wir hier den anderen gegenüber, der der größten Energie bedarf um ihn loszuwerden, der sich von ihm befreien m u ß wie von einer schweren Krankheit und dem es nur gelingt, indem die Form der Darstellung Herrschaft gewinnt über den Inhalt der Erlebnisse.

Fast möchte es scheinen, als widersprächen wir hier der einleitenden These, die die Höhe des Nutzungskoeffizienten der Arbeit abhängig macht von einer gewissen heiteren Gemütsverfassung. Doch wer uns diesen Vorwurf macht, urteilt vorschnell, denn etwas anderes ist es, einen Stoff finden und den gefundenen Stoff bearbeiten. Während ersteres wohl ausnahmslos das Resultat mehr oder minder großer Leiden körperlicher oder seelischer Art ist, bedarf die Ausarbeitung beim normalen Schaffenden der Ruhe und des Fernseins von Schmerz.

Wilhelm Ostwald hat in seinem genialen Werke „Große Männer" den Nachweis erbracht, daß die Entstehung der größten Schöpfungen ausnahmslos die Folge mehr oder minder großer Leiden war, wie die Folge für den Schaffenden regelmäßig ein mehr oder minder schwerer Zusammenbruch ist.

Wenn schon die Auffindung eines neuen Stoffes mit

großen Anstrengungen beim Durchschnittsschriftsteller verbunden ist und wenn schon der Fertigstellung irgendeiner beliebigen Dutzendschrift ein kürzer oder länger andauerndes, sehr unangenehmes Gefühl der Leere folgt, um wieviel peinigender müssen die Wehen vor der Geburt einer Meisterleistung sein, und um wieviel quälender das Gefühl der Leere nach einer solchen! Doch darauf werden wir noch zurückkommen.

Sprachen wir vorhin von Liebeskummer als Quelle des Schlüsselromans, so war das nur ein Beispiel. Jeder Kummer, jeder körperliche und seelische Schmerz muß zwar durchaus nicht Vater einer Meisterleistung sein, wohl aber müssen einer solchen ausnahmslos Leiden vorangehen. Die Stärke des Leidens bzw. die Stärke, die erforderlich ist zur Hervorbringung einer bedeutenden Schöpfung, ist nicht nur abhängig von deren Größe, sondern auch vom Temperament des Schaffenden.

Und zwar lehrt das Buch von Ostwald, daß Personen mit starkem Temperament, mit hoher Reaktionsgeschwindigkeit auf Reize, zwar viel produktiver sind, als der von ihm mit „klassisch“ bezeichnete Typus mit geringerer Reaktionsgeschwindigkeit, dafür aber auch weit größerer Leiden bedürfen als der letztgenannte.

Krankheit, Todesfälle, finanzielle Sorgen, Gewissenskonflikte, Liebeskummer, alles das und noch viel mehr kommen als Ursachen zum Freiwerden höchster seelischer und geistiger Energie in Frage, und es handelt sich jeweils darum, nach Überwindung dieser Leiden genügend Willensstärke zu besitzen, um den durch diese Leiden freigewordenen Kräften ein Bett zu graben, in dem sie wie das durch Kanäle gebändigte Wasser des Wildbachs Mühlen treiben und reich beladene Schiffe tragen können.

Am besten ich rede von mir selbst, weniger wegen meiner Persönlichkeit, sondern lediglich, weil für die Wissenschaft jeder gut beobachtete Einzelfall wichtiger

ist als die genialste Theorie, es sei denn, diese regt wieder zu Beobachtungen an, was etwa vom Darwinismus im eminentesten Sinne gilt. Statt die persönlichen Bekenntnisse gegen die erste Auflage einzuschränken, muß ich den Kritikern sogar den Kummer bereiten, sie noch zu erweitern. Denn bei einem so außerordentlich gelagerten Falle, wie dem meinigen, kommt es selbstverständlich darauf an, ihn genauestens zu kennen. Also möge jedermann, der den Sinn und Geist nicht erfaßt, seine stankesfrohe Nase in dieses Buch stecken und zum Resultate gelangen, daß er einmal, weil er so viel besser ist als der Autor, mutterseelenallein im Himmel sein wird. Der hl. Basilius sprach allerdings das herrliche Wort: „Je mehr wir uns der Erkenntnis nähern, desto mehr fühlen wir unsere Schwächen", aber das ist viel zu fein, als daß es noch in unsere barbarische Zeit passen würde. Andere werden mit Wilhelm Ostwald u. a. dieses Werk den Bekenntnissen des hl. Augustinus und Rousseaus an die Seite setzen. Jeder nach dem Grade seiner intellektuellen und menschlichen Reife oder Unreife.

Meine „Kultur-Kuriosa" entstanden in 70 Tagen vom Moment des Einfalles an — den ich auf die Stunde genau bezeichnen könnte — bis zur Drucklegung. Noch selten war ich so guter Laune und lachte so viel, als während der Zeit, da ich mir dieses Buch von der Seele schrieb, zugleich in der Hoffnung auf Verdienst, denn ich stehe streng auf dem Standpunkte, daß jeder Arbeiter auch seines Lohnes wert ist, und ein Mann imstande sein muß, sich sein Brot selbst zu verdienen. Aber unmittelbar vorangegangen war eine der unangenehmsten Affären meines Lebens, die mich drei Monate lang aufs stärkste erschüttert hatte. Die Tränen, die heute der Leser vielleicht lacht, hat der Autor vorher geweint, weniger über sein eigenes Schicksal, als über den ethischen Tiefstand unserer Kultur.

Hier kann ich auch den Irrtum aufklären, den ich oft in Kritiken — soweit ich sie überhaupt lese — finde:

meine umfassende Literaturkenntnis. Ich lese sogar höchst ungern, aber verfüge über ein sehr gutes Gedächtnis für Dinge, die mich interessieren, während man mir eine Klatschgeschichte ein dutzendmal erzählen könnte und sie für mich immer wieder den Reiz der Neuheit hätte. Nur bei Namen läßt mich mein Gedächtnis im Stich, sehr zu meinem Leidwesen. Überdies habe ich eine glückliche Hand das zu finden, was ich gerade brauche, oder doch die Personen, die mich darauf verweisen. Denn grundsätzlich tue ich nur das, was ein anderer nach meiner Überzeugung *nicht* für mich tun kann, um dafür selbstredend Fragen, die ich für wichtig halte, auch ganz allein zu entscheiden. Das Aufstöbern von Literatur kann man ja oft nicht vermeiden. Ferner sehe ich meistens einem Buche in wenigen Minuten an, ob es für mich etwas Brauchbares enthält, was ich ihm dann entnehme. Werke aber, die ich für wertvoll halte, studierte ich mit peinlicher Gewissenhaftigkeit. So etwa Chamberlains „Grundlagen", die „Großen Männer", Gregorovius „Geschichte der Stadt Rom", Alwin Schultz „Höfisches Leben", Buddha und die großen Mystiker usw., und greife gern auf sie zurück, sofern ich nicht fürchte in ihr Schlepptau zu geraten. Denn von großen Werken muß man Distanz gewinnen, wie von hohen Bergen. Auf diese Weise gehen alljährlich Hunderte von Büchern durch meine Hände, während ich höchstens ein halbes Dutzend lese. Denn ein Buch, das nicht sehr wertvoll ist, verdient auch keine einmalige Lektüre und ein anderes würde man am besten auswendig lernen, wenn das nicht gerade das Gegenteil von dem wäre, was man wollte, nämlich seinen Geist in sich aufzunehmen. Für Romane fehlt mir leider die Zeit. Da halte ich mich lieber an Horaz, Ovid, Heine, Schiller, Faust I. Teil, oder Hamlet.

Was wir oben andeuteten, möge folgendes Beispiel klarmachen. Stellen wir uns vor, jemand liebte eine Person mit größter Leidenschaft. Der Tod nimmt sie

hinweg. Nunmehr wird die Energie der Liebe sich mit geringem Verlust in Trauer umsetzen, etwa wie die Energie des elektrischen Stromes sich in solche von Licht oder Wärme verwandeln läßt. Oder ein Schaffender erblickt in einer Dame das unerreichbare Ideal der Weiblichkeit. Er ist von ihrer Liebe so fest überzeugt, wie von der Reinheit des Goldes, um eines Tages zu erfahren, daß er in schändlicher Weise betrogen wurde. Je größer die Liebe war, desto stärker muß nunmehr auch der Haß sein, denn wohin sollte die aufgespeicherte Energiemenge der Leidenschaft denn entweichen? Der Haß will Arbeit leisten wie jede Energie, wie jede Masse, und sie würde in der Richtung ihrer Tendenz verbraucht, wenn der Schaffende den Gegenstand seines nunmehrigen Hasses ermorden könnte. Gelingt es ihm nun ein Ventil zu finden, sei es den Humor, sei es eine Handlung, die sein aufs tiefste getroffenes Selbstgefühl wieder aufrichtet, indem er großmütig verzeiht, dann wird die Energie der Liebe bzw. was von ihr übrig blieb, nach der Energieumwandlung in Haß und was von dieser Energie des Hasses übrig blieb, nach Abzug der zum Ziehen des Ventiles der Selbstüberwindung erforderlichen großen Willensstärke in sein Werk schießen. Je größer die Liebe, desto größer der Haß. Je schneller die Herstellung des seelischen Gleichgewichts durch die Tat der Selbstüberwindung, desto größer die übrig bleibende Energie und desto stärker die zur Schaffung des Werkes zur freien Verfügung stehende Energiemenge. Diese würde wesentlich geringer sein, wenn der Haß wegen der Untreue sehr lange gedauert hätte.

Ist diese Erwägung richtig, und daß sie das ist, werden wir noch beweisen —, dann sind für den Schaffenden Trauer, Reue, Haß, Gewissenskonflikte, unproduktive Gefühle. Es sind Gefühle, die die Ausnützung seiner Arbeitskraft lähmen, die den Nutzungskoeffizient seiner Arbeit sinken lassen, ja, die bei enormem Energieverbrauch (etwa wenn er die Ungetreue ermordet hätte),

einen Kurzschluß verursachen könnten. Denn ganz abgesehen davon, daß der weltliche Arm ihn, wenn nicht geköpft, so doch jedenfalls für viele Jahre seiner Freiheit beraubt hätte, so würde selbst im Falle eines Freispruches die gewaltige Liebesenergie verpufft worden sein, während sie sich nunmehr in ein Meisterwerk umsetzen kann. Der Schaffende hätte also, wenn es ihm nicht gelungen wäre, das richtige Ventil zu sehen und ihm die Willenskraft gefehlt hätte, es auch zu ziehen, Werte vernichtet, so schafft er die höchsten. Hätte er anders gehandelt, so hätten ihm *Klugheit* und *Willenskraft* gefehlt.

Mannigfache trübe Erfahrungen haben mich gelehrt, daß die Menschen durchaus nicht so schlecht sind, als man glaubt, sie sind nur dümmer oder doch unwissender und weniger willensstark als erforderlich wäre. Der Außenstehende würde die Handlung des großmütig verzeihenden Schaffenden überaus edel finden; das täte ich auch, wenn ich die Motive nicht kennen würde. Würde ich selbst so handeln, dann fände ich das nur klug und willensstark. Wie aber die Vereinigung von Klugheit und Willensstärke eine edle Tat erzeugt, so Dummheit und Willensschwäche oder eines von beiden, das was wir gemeinhin schlecht nennen. Darum ist zur Ausnützung unserer Anlagen nichts weiter erforderlich, als *tunlichste Stärkung unseres Intellekts und unserer Willenskraft*. Denn unsere Arbeit wird dann den höchsten Nutzungskoeffizienten liefern, wir werden relativ glücklich sein und unsere Mitmenschen, wofern wir schwach genug sind, auf ihr Urteil in Fragen, die unser Gewissen betreffen, irgendeinen Wert zu legen, werden uns als sittlichen Persönlichkeiten Hochachtung zollen.

Was hier vom Schaffenden gesagt wurde, gilt selbstverständlich für jeden Menschen.

Wir sprachen vorhin als Quelle der größten Energie von der Liebe. Wir hätten natürlich auch Ehrgeiz,

Pflichtgefühl, Ruhmsucht, Gewinnsucht usw. anführen können. Und doch geschah es mit gutem Grund, daß wir gerade von der Liebe sprachen. Nicht etwa nur deshalb, weil wohl jeder Mensch dieses Gefühl kennt, wenn auch natürlich in sehr verschiedener Intensität, je nach dem Temperament, sondern auch deshalb, weil sie es ist, die die gewaltigsten Energiemengen erzeugt.

Der Selbsterhaltungstrieb ist jedem lebenden Wesen angeboren. Ihn bezeichnet Schiller mit Hunger. Vergleichen können wir ihn mit dem bekannten Naturgesetz, das auch für Pflanzen Gültigkeit hat und etwa so lautet: Jedes lebende Wesen ist von Natur mit Mitteln ausgestattet, die ihm den Kampf ums Dasein ermöglichen. Das Wollhaar des Edelweißes, die Dornen der Rose, die Schnelligkeit des Hasen, das Geweih des Hirsches, sie alle dienen demselben Zweck oder, vorsichtiger ausgedrückt, wenn es eine Zwecksetzung in der Natur gibt, wenn wir hypothetisch die Teleologie zulassen, dann müssen wir zugeben, daß sie diesem Zweck gerecht werden. Aber nicht nur in der belebten Natur gilt dieses Gesetz, wir finden es auch in der unbelebten. Eine Analogie erkennen wir etwa in dem Häutchen, das die erkaltende Milch an der Oberfläche absondert, um die Wärme möglichst lange zurückzuhalten. Auch hier handelt es sich um eine Schutzmaßnahme der Natur, die wir, anthropomorphisch gesprochen, als ihr Bestreben deuten können, dem einmal vorhandenen Zustand möglichste Dauer zu verleihen. Die Physik spricht von einem Gesetz der Trägheit oder Beharrung und dieses findet auch Anwendung auf unser Denken. Denn das Gesetz der Identität „was ist, ist“, aus dem sich alle anderen Denkgesetze ableiten lassen, ist ja nichts anderes als die Übertragung des Beharrungsgesetzes auf unsern Geist.

Wir können sagen: jedes lebende Wesen, jeder Zustand, jede Erscheinung in der Natur besitzt Selbsterhaltungstrieb oder Liebe zu sich selbst. Diese Liebe

zu sich selbst ist der stärkste Machtfaktor, den wir kennen. Neben ihm hat die Natur uns aber noch einen anderen eingepflanzt, den Fortpflanzungstrieb oder, anders ausgedrückt, im Gegensatz zum Triebe der Erhaltung des Individuums, den der Erhaltung der Art. Wir können auch unter Fortpflanzungstrieb den Trieb verstehen, uns selbst zu erhalten in unseren Projektionen, unseren Kindern.

Jedes höhere organische Wesen, also auch jeder Mensch, hat nicht nur den Wunsch zu leben, sondern auch den, möglichst angenehm, d. h. glücklich zu leben. Auf der tiefsten Gesittungsstufe decken sich glückliches Leben mit der Befriedigung der beiden Triebe, des Hungers und der Liebe, d. h. dem der Selbsterhaltung und dem der Erhaltung der Art. Die, wie wir sahen, in höchster Synthese in *einen* zusammenfallen.

Der Trieb zur Erhaltung der Art, die Liebe zum andern Geschlecht, das als Mittel dazu dient; d. h.: der Trieb, uns in unseren leiblichen Projektionen zu erhalten, oder auch nur der Geschlechtstrieb, der nicht an Nachkommenschaft, sondern nur an seine Befriedigung denkt, kann so heftig sein, daß der ihm blind Folgende ihn widerstandslos befriedigen *muß*, selbst wenn er die seinem Leben drohenden Gefahren kennt, ja wenn die Wahrscheinlichkeit, an ihm zugrunde zu gehen, größer ist, als die, unter Verzicht auf ihn am Leben oder bei Gesundheit zu bleiben.

Ist sonach die letzte Wurzel von Selbsterhaltungstrieb und Trieb zur Erhaltung der Art der Egoismus, so tritt dieser doch krasser in die Erscheinung in der ersteren Form. In der zweiten, aber verhüllten, veredelter. Dann nennen wir ihn nach Comte Altruismus, wobei wir uns aber stets klar sein müssen, daß dessen Wurzel und Triebkraft die Befriedigung unseres Selbst ist.

Daß wir ein Weib, dessen wir zur Befriedigung unserer Sinne und zur Erzeugung von Kindern bedürfen, in einem Zustande erhalten müssen, der ihm die Erfüllung

dieser unserer Anforderungen auch ermöglicht, ist selbstverständlich. Und so verwandelt sich ganz unmerklich die Liebe zu uns in die zu einem anderen Wesen, das Mittel wird zum Zweck. Und mit derselben Leidenschaft, mit der wir selbst am Leben hängen, hängen wir an dem Wesen, das uns den Inhalt dieses Lebens, ob nur vorübergehend oder dauernd, ist eine sekundäre Frage, zu verkörpern scheint. Ja wir lieben zeitenweise das Ziel unserer Wünsche weit mehr als uns selbst.

Die Liebe zum andern Geschlecht, entsprungen dem Drang zur Befriedigung des uns von der Natur eingepflanzten mächtigen Geschlechtstriebes, die Erotik, ist die treibende Kraft aller großen Leistungen.

Selbstverständlich braucht die Erotik uns nicht immer zum Bewußtsein zu kommen, es genügt, daß sie im Unterbewußtsein schläft. Sympathie und Antipathie, Anziehung und Abstoßung, Freundschaft und Feindschaft, sie alle fußen wohl, auch wenn es sich um Personen gleichen Geschlechtes handelt, ursprünglich auf der Erotik. Keinen Mann, kein Weib geben wir uns die Mühe, auch nur flüchtig kennen zu lernen, wenn sie uns nicht körperlich gefallen, nicht unseren Schönheitssinn nach irgendeiner Richtung hin, wenn uns selbst auch völlig unbewußt, befriedigen. Ebenso greifen wir doch auch eher zu einem schön gebundenen Buche, als zu einer garstigen Broschüre. Gewiß wird sich nach der Kenntnis des Inhaltes unser Urteil oft wandeln, aber die schlechte Außenseite schreckt uns eben oft von der Kenntnisnahme ab. Die Schönheit, d. h. die Form im Gegensatz zum Inhalt, wirkt auf unsere Sinne. Die Stimme, der Gang, eine Bewegung, der Geruch, von Körper- und Gesichtsbildung, vom Auge ganz abgesehen, können genügen, uns an einer Person Interesse finden zu lassen, uns sympathisch zu berühren, d. h. unmittelbar oder auf Umwegen uns erotisch anzuregen oder abzustoßen. So zahllos wie die Abstufungen zwi-

schen finsterer Nacht und dem Glanz der Tropensonne, dem Glitzern und Funkeln des Lichtmeeres weiter sonnenbeschienener Schneeflächen so groß, nein größer noch, ist der Unterschied zwischen dem leichten erotischen Kitzel und himmelstürmender Leidenschaft. Aber wie die Sonne Mutter des Lichtes und der Finsternis genannt werden muß, so auch die Liebe, die Sonne der organischen Welt. Fast scheint es so, als sei auch die Liebe nur eine Erscheinungsform der uns noch unbekannten Urkraft, wie wir die Elektrizität, Gravitation, Magnetismus, Wärme usw. nur als verschiedene Erscheinungsformen der gleichen Kraftquelle betrachten müssen. Denn ohne die Sonne gäbe es auf unserer Erde alle diese Kräfte nicht.

Wäre es ein so fernliegender Gedanke, daß wir, der strahlenden Materie gleich, Kraft der Liebe aussenden, Liebesstrahlen analog den X-Strahlen? Daß wir bald als Geber von Liebesenergie fungieren, bald als Empfänger? Uns allen wird ja die eigentümliche stichartige Empfindung am Herzen bekannt sein, die wir bei einer plötzlichen Begegnung mit der Geliebten haben. Da ist die Vermutung gar nicht so fernliegend, daß die Herzen Liebender aufeinander gestimmt sind, wie die Antennen der drahtlosen Telegraphie. Von dieser Urkraft würden neben elektrischen etwa ultraviolette, Liebes-, Suggestions-, Willens- oder Gedankenwellen und -strahlen, kurz, alles abzuleiten sein und es ließe sich wohl auch hier einmal etwas dem Wärmeäquivalent Entsprechendes aufstellen. Doch das sind Zukunftsträume, die sich aber wohl der Wirklichkeit mehr nähern mögen, als es den Anschein hat. Wir werden darauf zurückkommen. Immerhin wissen wir heute schon durch die Versuche von Hertz, daß Lichtwellen nichts anderes sind als elektromagnetische Wellen von sehr kurzer Wellenlänge und den gleichen Gesetzen, wie die elektrischen folgen, so daß es keinem Zweifel mehr unterliegt, daß es sich hier um dieselbe elektrische Kraft handelt.

Jede große Schöpfung ist ein Resultat der platonischen Liebe, d. h. der Liebe auf erotischer Basis, abgeleitet auf ein höheres Ziel. Wer das nicht erlebt hat, kann es nur zum Teil verstehen. Sie ist das berühmte unbekannte „Es", das in jedem Künstler und Dichter schafft. Und wir Philosophen sind doch mehr Dichter als Denker. Denn das Denken ist eine inferiore menschliche Funktion, ein Nichts im Vergleich mit dem intuitiven Schauen. Dieses allein ist schöpferisch, jenes nur regulierend, siebend und bremsend. Wem dieses „Es" aber fehlt, der hätte einen andern Beruf ergreifen sollen. Er wird es über das Erlernbare, d. h. das Handwerksmäßige nicht hinausbringen.

Schon wiederholt sprachen wir in diesem Buche vom Erleben. Was darunter zu verstehen ist, sei nun kurz gesagt.

Daß ich Hunger, Freude, Schmerz, Sehnsucht fühle bzw. empfinde, das w e i ß ich. Es ist eine absolute Wahrheit, keines Beweises bedürftig und keiner Widerlegung fähig. Denn das sind Erlebnisse. Nun sind die Erlebnisse allerdings nur subjektiv beweisend, während die Logik jedem zugänglich ist, der Denkfähigkeit besitzt. Wie wenig der Verstand ohne das Gefühl in vielen Fragen vermag, geht etwa aus einer Umschreibung des Geigenspieles hervor. Was dem einen ein angenehmes oder sogar ein unangenehmes Geräusch ist, erscheint dem andern ein Ausfluß paradiesischen Glücks. Das Jauchzen der Engel, das Schluchzen der Nachtigall erlebt er in sich, wenn von kunstgeübter Hand geführt der Bogen über die Saiten streicht. Und doch handelt es sich um weiter nichts, als um das Scharren von Roßhaaren auf Schafdärmen, die über einen hölzernen Hohlraum gespannt sind. Dadurch wird die Luft in Schwingungen versetzt, die zwischen 20 und 38 000 in der Sekunde auf das Ohr einen Reiz ausüben, von denen aber nur Schwingungen zwischen 20 und 4000 musikalisch verwertbar sind. So sieht die verstandesmäßige Erklärung des Geigenspiels aus!

Wer noch nie in seinem Leben verliebt war, und es gibt solch arme, bemitleidenswerte Menschen, für den ist alles oder doch sehr vieles von dem hier Gesagten nichts als leeres Gerede. Wer aber das in sich erlebte, was ich mühsam nach Worten suchend andeutete, dem sage ich nichts Neues. Das ist ja der Unsegen des höchsten Phantasiefluges, des Gefühlsrausches, daß wir das Beste teils nicht auszudrücken vermögen, so wenig wie die Gefühle beim Geigenspiel sich in Worte kleiden lassen, teils aber gerade im Besten nicht begriffen werden.

Der wesentliche Unterschied zwischen Gefühl und Empfindung dürfte allgemein bekannt sein. Ersteres ist etwas ausschließlich Inneres, Subjektives, während die an die Nerven gebundenen Empfindungen, das Grundelement aller Vorstellungen, durch äußere Reize hervorgerufen werden. Ich empfinde die Brandwunde am Finger und ich fühle Freude. Bei Empfindungen und Gefühlen, Geschmack, Geruch, Licht usw. können wir Intensität und Qualität unterscheiden, Lust und Unlust, Erregung und Beruhigung.

Daß das äußere Geschehen und die inneren Zuständlichkeiten ganz heterogene Dinge sind, ist allgemein anerkannt, im übrigen gehen die Ansichten über Gefühle und Empfindungen weit auseinander. Sicher ist, daß kaum je eine einzelne Empfindung für sich allein vorkommt, sondern immer in Verbindung mit anderen und mit Gefühlen. Auf dieses Thema weiter einzugehen hat wenig Wert; denn ganz abgesehen von der Strittigkeit in vielem, hängt gerade das Ausschlaggebende von der individuellen Anlage jedes einzelnen ab. Gedanken lassen sich übermitteln, Empfindungen und Gefühle aber teils nur unvollkommen, teils gar nicht.

Da ich hier noch sehr häufig von inneren Erlebnissen sprechen werde und sehr gut weiß, daß sie nur subjektive Beweiskraft, allerdings die allerhöchste, besitzen, so möchte ich allen Ärzten, Psychologen, Zünftlern und

gelehrten Männern gleicher Geistesart hier schon aussprechen, daß mit der Prägung eines neuen Namens für meine „Psychose“ der Wahrheit kein entscheidender Dienst geleistet wird. Im übrigen ist es mir völlig gleichgültig, ob man mich in die Kategorie der Mystiker, Psychopaten, Neurastheniker, Hysteriker einreiht oder mir die Ehre erweist, für mich ein neues Epitheton ornans zu ersinnen, wenn die Begriffe völlig ausgehen sollten. Ich bin sogar gern dazu behilflich. Ich lache mir ins Fäustchen. Multa pars mei vitebit Libitinam.

Wir sagten schon: Der Nutzungskoeffizient der Arbeit ist am höchsten im Zustande einer gewissen heiteren Gemütsverfassung, denn zur Ausarbeitung eines Werkes bedarf es der Ruhe. Und diese muß um so größer sein, je mehr der Schaffende von seiner Idee erfüllt ist. Denn er befindet sich in einem tranceartigen Zustande, im Stadium der höchsten Reizbarkeit. Er bedarf der Schonung wie eine Wöchnerin, wie ein Krebs während der Häutung. Jedes Geräusch ist schmerzhaft, Essen, Schlaf, Beschäftigungen, die er sonst liebt, sind ihm lästige Störungen, Unterbrechungen seiner Arbeit. Nur während dieser fühlt er sich glücklich. Höchst schmerzhaft ist der Zustand vor Beginn des Werkes, vor der Klärung der Gedanken, die in seinem Geiste durcheinanderwirbeln wie Schneeflocken, wie die Perlen im Champagnerglase. Die Gedanken bilden einen Knäuel und er sucht das Fadenende, an dem er sie abspulen kann. Bis er dieses gefunden, glaubt er zerplatzen zu müssen. Fand er es aber, so fließt die Arbeit dahin wie ein rauschender Gießbach, sie drängt zutage mit elementarer Gewalt, gleichzeitig Gefühle höchster Kraft auslösend.

Der Urquell dieser Energie — und ungeheure Energiemengen werden jetzt frei — ist die Liebe, die platonische Liebe, wie wir sie eben kennenlernten. D. h. die leidenschaftliche Liebe zu einer Person des anderen Geschlechts — vielleicht auch zum Vater, Freunden oder Kindern —, die durch einen tragischen Akt, durch einen heftigen

Schmerz, der aber vielleicht nicht notwendig durch die geliebte Person verursacht sein muß, frei wird und sich nunmehr in die Arbeit ergießt.

Es bedarf keines Beweises, daß der Energieverbrauch des Schaffenden während dieser Periode enorm ist und den Ersatz weit übersteigt. So werden die aufgespeicherten Kräfte konsumiert, er zehrt von seinen Vorräten. Sind diese aufgebraucht und ist das Werk vollendet, so erfolgt der Zusammenbruch neben dem Gefühl höchst peinigender Leere im Gehirn, das nicht minder qualvolle der völligen Erschöpfung.

Wie der Schmerz die notwendige Vorbedingung der größten Leistungen ist, genau so ist die Freude das beste Medikament, denn sie ist nicht nur notwendig zur Arbeit, d. h. ohne sie sinkt der Nutzungskoeffizient, sie ist es auch in erster Linie, die neue Kräfte des Körpers und des Geistes schafft.

Wie aber können wir uns, wie kann sich der Schaffende, an den das Leben die höchsten Anforderungen stellt, von dessen Kräften es am meisten zehrt, dessen Beruf mit den größten Schmerzen verbunden ist, diese Freude verschaffen?

Von der bewußten Steigerung des Selbstgefühls, soweit es die Leistungen betrifft, sprachen wir bereits. Die geistige Hornhaut, die wir uns damit anerziehen, schützt unsere Seele vor vielen Nadelstichen, aber auch vor schärferen Waffen. Und wenn wir Meister in der Lebenskunst sein wollen — aber wer wäre das? —, dann müßten wir uns ein geistiges Gewand schmieden, das nur die angenehmen Reize durchließe, die unangenehmen aber fernhielte. Doch das wäre nicht so ungefährlich, weil das Selbstgefühl darunter Schaden leiden könnte. Schwächere Charaktere kämen in Gefahr, etwas um des Lobes willen zu tun. Mir persönlich ist die Kritik so gut wie völlig gleichgültig, vorausgesetzt, daß sie überhaupt spricht. Denn wenn sie ganz schwiege, dann wäre das ein Beweis dafür, daß ich nicht gehört

wurde. Dann hätte ich aber meinen Beruf verfehlt, wenigstens als Schriftsteller. Wohl aber freue ich mich über das Urteil von Personen, denen ich Sachkenntnis einräume, sei es, daß es lobend ist, sei es, daß ich von ihrem Tadeln lernen kann.

Doch die Energieersparnis durch Steigerung der Eitelkeit in Selbstgefühl genügt bei weitem nicht. Nicht nur daß sie uns zwar frei hält von Ärger und anderen unproduktiven Gefühlen, uns aber nichts Positives, keine Freude gewährleistet, wir müssen unsere Seele noch mit einem weiteren Panzer versehen: wir müssen uns nicht nur von der öffentlichen Meinung unabhängig machen soweit es unsere Arbeiten betrifft, sondern mehr noch insoweit unsere persönlichen Handlungen in Frage kommen. Wir müssen es lernen in allem was wir tun, ganz ausschließlich auf unser Gewissen zu hören und keinerlei Konzessionen dem Urteil anderer zu machen.

Der Schaffende muß im Einklang mit sich selbst sein, er muß ein reines Gewissen haben, kurz gesagt, er muß eine sittliche Persönlichkeit sein oder doch werden.

Die sittliche Persönlichkeit aber ist immer einsam, denn, wie die Bibel spricht: der Gerechte muß viel leiden. Und zwar sowohl um „gerecht" zu werden, als ganz besonders dann, wenn er es ist. Unter sittlicher Persönlichkeit aber verstehe ich nicht nur jemanden, der Kants Kategorischen Imperativ befolgt, der nie etwas tut, was er nicht auch den andern in gleicher Lage einräumt, sondern nur eine Persönlichkeit, die durch Leiden derart geläutert ist, daß nichts Menschliches umsonst ihr Verständnis erbittet.

Ist es nicht weit besser von andern in seinen Handlungen verkannt zu werden — und meistens je mehr, desto edler sie sind —, als sich selbst irgendwelche Vorwürfe machen zu müssen? Ist es aber möglich, nach außen zu kämpfen, sich bewußt und gewollt zu isolieren — denn isoliert werden wir ja doch und je weiter wir fortschreiten, je höher wir fliegen, desto

mehr; da erfordert es die Klugheit, wenigstens den Augenblick der Vereinsamung zu bestimmen und sie in möglichst milde Formen zu kleiden — und gleichzeitig mit sich selbst im Kampfe zu liegen? Gewissenskonflikten oder gar Selbstanklagen ausgesetzt zu sein? Das würde ja die Kräfte eines Herkules übersteigen.

Welche Moral kann nur der Maßstab sein, den wir an unsere Handlungen anlegen? Die der zehn Gebote? Die des „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst"? Oder die: „Reiche den rechten Backen, wenn du auf den linken geschlagen wirst?"

Daß der Selbstbewußte nicht lügt, ist selbstverständlich. Denn wer ist ihm denn überhaupt eine Lüge wert? Wie müßte er jemand lieben, um ihn belügen zu können? So liebt er vielleicht einen sterbenden Freund oder Verwandten, in der Regel aber nur sich selbst. Darum ist ja die Selbsterkenntnis so schwer! Überdies sind Lügen recht minderwertige Mittelchen, die ein ausgezeichnetes Gedächtnis voraussetzen und doch auf die Dauer nichts nützen. Mit der Wahrheit fährt man immer noch am besten. Daß der Selbstbewußte nicht stiehlt, nicht mordet und raubt, kurz, daß für ihn die sittlichen Forderungen, wie sie die zehn Gebote enthalten, ebenso fest begründet stehen, wie für jeden anderen sittlich strebenden Menschen, bedarf keines Beweises. Denn das Selbstgefühl verträgt zwar — im Gegensatz zur Eitelkeit — für schlechter gehalten zu werden, als man ist, aber niemals eine Überschätzung, wenigstens nicht in den Fragen, die dem Kern unserer Seele am nächsten liegen oder gar ihn bilden.

Wie aber wenn mehrere sittliche Gebote miteinander in Konflikt geraten? Wie wenn unsere höchsten Ideale, die des Wahren und Schönen, der Liebe zum Vaterlande und zum König, zu Freunden und zur Familie miteinander kollidieren?

Auf die Gefahr hin, allen jenen, die auf dem Boden der autonomen Gewissensmoral (nicht im Gegensatz zur

heteronomen hinsichtlich der Herkunft der Moral, sondern in dem Sinne, daß ihr Gewissen höchste Instanz ist) stehen, d. h. allen, die denken gelernt haben und die hinreichende Willenskraft besitzen, das richtig Erkannte praktisch zu handhaben, nichts Neues zu sagen; denen aber, die nicht denken lernten, die schwach im Geiste und im Willen sind oder die durch Bosheit diese Errungenschaften, wenn nicht ersetzen, so doch ergänzen, die Haare sträuben zu machen, sei hier dieses Thema berührt.

Nehmen wir einmal an, ich wäre ein katholischer Priester und zu mir käme ein Mann, der mir berichtete, nicht A., der morgen als Mörder hingerichtet wird, habe das Verbrechen begangen, sondern er selbst. Was sollte ich tun? Wenn es mir nicht gelingt ihn zur Selbstanzeige durch Verweigerung der Absolution zu bewegen, stünde ich vor folgendem Dilemma: Entweder ich breche mein Beichtgeheimnis und mache mich damit unwürdig weiterhin ein Diener meiner Kirche zu sein, die ich liebe, die ich als Hüterin des göttlichen Willens und der göttlichen Weisheit verehre. Oder durch meine Mitschuld wird ein Unschuldiger hingerichtet, der Verbrecher aber — der vielleicht nicht aus den verwerflichsten Motiven gehandelt hat, aber doch zweifellos ein Verbrecher ist — bliebe straffrei. Würde ich mich selbst entleiben, so würde ich nicht minder gegen die Gebote meiner Kirche verstoßen, mein wertvolles Leben — denn das Leben einer sittlich strebenden Persönlichkeit ist immer wertvoll — würde zerstört, der Verbrecher bliebe straffrei, und der Unschuldige baumelte. Was tun?

Das Ideal der kirchlichen Diskretion ist, selbst wenn wir sie gar nicht auf Gott zurückführen, ein überaus hohes.

Welch erhebender Gedanke, daß es auf Erden eine Organisation gibt, die unbedingtes Schweigen verbürgt, ein Schweigen gleich dem des Grabes. Zu der als hilfe-

spendenden Mutter Millionen und Abermillionen täglich pilgern, um ihr mühseliges und beladenes Herz zu erleichtern und, der Sorgen und Gewissensnöte ledig, mit neuem Mute den Kampf mit dem Leben aufzunehmen. Auf der anderen Seite das Leben eines Unschuldigen, das ohne höhere sittliche Motive vernichtet werden soll. Das Unrecht gegen einen ist eine Drohung gegen alle. Zweifellos ist das Recht ein so hohes sittliches Gut, daß selbst vereinzelte „Justizmorde“, vorausgesetzt daß sie irrtümlich erfolgt sind, ihm keinen Abbruch tun können.

Wenn der Priester seinem Gewissen folgt und damit die schwere Schuld auf sich nimmt in Friedenszeiten den Tod eines Unschuldigen nicht verhütet zu haben, wo er es doch konnte, dann handelt er moralisch einwandfrei. Er blieb treu der Kirche und zugleich seinem Eide.

Mein Ideal wäre nicht das der kirchlichen Diskretion. Ich würde — und ich hoffe, daß das Schicksal mich niemals vor eine solche Entscheidung stellt, und wenn, daß es mir auch die Kraft verleiht, meinem Ideale treuzubleiben — ich würde meinen Eid brechen. Ich würde es mit meinem Gewissen nicht vereinigen können in Friedenszeiten den Tod eines Unschuldigen, wenn auch nicht verursacht, so doch zweifellos nicht verhindert zu haben.

Nehmen wir an, ich wäre in dieser schwersten Gewissensnot zu einem Freunde gegangen, um seinen Rat einzuholen. Das wäre eine Schwäche gewesen, aber eine menschliche Schwäche. So würde aller Wahrscheinlichkeit nach der Freund, doch jedenfalls auch ein Priester, mich nicht verstanden haben. Denn für ihn, der auf dem Boden der absoluten kirchlichen Diskretion steht, hätte ein sittlicher Konflikt überhaupt nicht vorgelegen. Das könnte ein Mann sein, dessen Seele in seinem Innersten erschüttert wird, wenn er sich etwa den Vorwurf machen müßte, er habe einmal den Fisch mit dem Messer gegessen. Das tue ich auch nicht, weil es unnötig ist

und der Sitte widerspricht, ich aber meine Kräfte zu sehr sparen muß, um durch solche Bagatellen Anstoß zu erregen. Aber wenn ich es täte, würde es mich nicht im geringsten aus dem Gleichgewicht bringen. Der Freund brauchte wegen seines Standpunktes keineswegs minderwertiger zu sein, als ich. Sein höchstes Ideal wäre eben das Schöne, die Form, die Sitte, die Tradition, die Konvention. Er hätte weniger gedacht wie ich oder seine Gefühle wären stärker, als die Resultate seines Denkens gewesen. Und das ist nicht unsittlich. Wie wenig wir mit dem Denken allein auszurichten vermögen, wenn unser Gefühl in Frage kommt, das lehrt die Tatsache, daß wir aus der Notwendigkeit zu sterben entweder den Schluß ziehen: ergo gehen wir in Sack und Asche, um uns darauf vorzubereiten, oder: ergo laßt uns lustig sein! Hier memento mori; dort memento vivere.

Ich hätte treu meinem Ideal und im Einklang mit meinem Gewissen handelnd meine Stellung verloren, wäre brotlos, ausgestoßen aus der Kirche, ein Paria in den Augen aller Kirchengläubigen und müßte als Meineidiger brotlos in der Welt umherirren. Aber ich hätte trotz des Meineids, nein, wegen des Meineids, ein r e i n e s G e w i s s e n. Denn das Leben eines Menschen steht mir höher als der Eid, denn er ist eine Form. Es steht mir in diesem Falle auch höher als die hinter diesem Eide stehende Sache, das Ideal der kirchlichen Diskretion.

Die Neunmalgescheiten aber — und es ist erstaunlich, wie gescheit die Menschen sind in Dingen, von denen sie nichts verstehen — würden sagen: der Mann ist nicht nur ein meineidiger Priester, ein ehrvergessener Schuft, nein, er ist auch noch dumm. Sonst wäre er heute geehrt, in Amt und Würden, er hätte seinen Eid nicht gebrochen und alles wäre in schönster Ordnung. Einem solchen Idioten geschieht es ganz recht.

Ja, ja, das Urteil der Welt in sittlichen Fragen hat einen außerordentlichen Wert.

Ein anderes Beispiel: Durch die Verschwörung in Serbien, die mit dem Morde des letzten Obrenowitsch endete, sowie durch die Verschwörung in der Türkei, deren Resultat die Absetzung des Sultans Abdul Hamid war, wurde ich zu einem anderen Gedanken angeregt. Ich setzte dabei voraus, das beide zum Besten des Landes bzw. der Nation nicht notwendig waren. In einzelnen Fällen — es kann auch immer so gewesen sein, aber mir sind wenigstens nur einzelne Fälle bekannt — schlich sich die Revolution auf folgendem Wege in die Armee ein: Ein Offizier, im Glauben, ein Kamerad sei innerlich von den revolutionären Ideen erfüllt, wandte sich an diesen, um ihn zu seiner Sache zu bekehren. Oder auch schwankend zwischen seinem Diensteid und dem Ideale der Revolution, d. h. dem Patriotismus, wie er ihm dargestellt wurde, suchte ein Offizier den andern in höchster Gewissensnot auf, um seinen Rat einzuholen.

Er forderte vom Kameraden, vielleicht einem langjährigen Freunde, das Ehrenwort, über das, was er ihm jetzt mitteilen würde, zu schweigen. Und der andere, zweifellos im Glauben, es handle sich um eine rein persönliche Angelegenheit, war unvorsichtig genug, sein Ehrenwort in einer unbekannten Sache zu geben, d. h. einen Blankowechsel auf seine Ehre zu unterschreiben. Nunmehr war er Mitwisser und damit auch Mitschuldiger des Komplotts. Folgte er seinem Gewissen, das ihm den Königsmord diktierte, dann war alles in schönster Ordnung. Wie aber, wenn der Eid zum König, der Schauder vor dem Gedanken, die geheiligte Person des Monarchen, dieses Quells allen Rechtes im Staate, zu beseitigen, ihn innerlich fesselte. Und mußte er nicht den Freund ins Zuchthaus bringen, brach er nicht sein Ehrenwort? Ein Konflikt der furchtbarsten Art. Als ich mich in der Voraussicht unserer Revolution in diese Situation versetzte, da packte mich das Grausen.

Was ich getan hätte? Ich hätte mein Ehrenwort

gebrochen und hätte ein reines Gewissen gehabt, wenigstens wenn ich meinem Ideal hätte treu bleiben wollen. Denn meine Unvorsichtigkeit ein Ehrenwort einem Freunde gegenüber in unbekannter Sache gutgläubig zu geben, steht in gar keinem Verhältnis zu einem Königsmord, den ich verhüten kann. Zudem ist es ein offenbarer Unsinn unter Berufung auf meine Ehre von mir etwas zu fordern, was ich für unehrenhaft halte. Denn was heißt denn „ich gebe mein Ehrenwort“ anderes, als „so wahr ich ein Ehrenmann bin“. Ich bin aber in meinen Augen so wenig ein Ehrenmann, wenn ich meinen König umbringe oder seinen Tod nicht verhüte, als wenn ich meine Mutter umbringe, oder ihren Tod nicht verhüte. Ich würde selbstverständlich nach Kräften versucht haben meinen Freund zu retten, soweit das mit dem Zweck meines Wortbruches zu vereinbaren gewesen wäre. Und ich würde fernerhin mich dem Urteil meiner Standesgenossen wegen dieses Ehrenwortbruches unterworfen haben. Nicht um zu erfahren, ob ich gegen meine Ehre verstieß, denn darüber bin ganz allein ich kompetent, sondern darüber, ob ich die Standesehre verletzte.

Das hätte ich aber natürlich nur getan, wenn ich auch einige Aussicht gehabt hätte hier Verständnis zu finden. Wenn auch unsere Offiziersehrengerichte viel zu formalistisch waren, so hätte ich doch im vorliegenden Falle Zutrauen zu ihnen gehabt. Sonst hätte ich geschwiegen. Kein Mensch ist verpflichtet sich selbst anzuklagen.

Ich hätte mich selbst angezeigt, weil mir der Gedanke unerträglich wäre einem Stande anzugehören, wenn ich nicht die Gewißheit habe, mich auch im Einklang mit den Ansichten dieses Standes zu befinden. Andernfalls, d. h. wenn mich eine solche persönliche Erwägung nicht leiten würde, fiele es mir natürlich gar nicht ein mich selbst zu bezichtigen. Und das kann auch niemand von mir fordern. Es ist reine Gewissenssache.

Übrigens suchte ich im Herbst 1912 den Generalstabschef des I. Bayr. A.K., Karl Frhrn. v. Nagel auf, um ihm die Frage vorzulegen, ob ich als Reserveoffizier ohne dadurch gegen die Standesehre zu verstoßen, mit der Möglichkeit rechnen dürfe, daß deutsche Offiziere sich so benehmen würden, wie ich fürchtete. Denn ich sah ja damals bereits die Revolution voraus. Der ritterliche, inzwischen leider im Straßenkampfe als Divisionskommandeur im Mai 1919 in München gefallene Mann befreite mich von diesem Gewissenskonflikt. Trotzdem reichte ich nach Erscheinen dieses Werkes mein Abschiedsgesuch ein, selbstredend unter Aufrechterhaltung meiner Kriegsverwendung.

Warum entschied ich mich für Ehrenwortbruch statt Meineid? Etwa weil ich den Eid höher schätze als das Ehrenwort? Diese Form höher als jene? Nein. Das Gegenteil ist der Fall. Schon allein der Umstand, daß ich durch Zwangsmaßregeln jederzeit vor Gericht zur Ablegung eines Eides, etwa als Zeuge, gezwungen werden kann, während niemand ein Rechtsmittel in der Hand hat, mit dem er ein Ehrenwort erzielen könnte, stellt in meinen Augen das Ehrenwort turmhoch über den Eid. Dazu kommt noch, daß der Bruch des Eides mit den schwersten Strafen belegt ist, der des Ehrenwortes aber nicht. Das würde allein schon genügen diese Form über jene zu stellen. Wenn ich mein Ehrenwort gebe in einer Sache zu schweigen, dann leiste ich mit der größten Seelenruhe einen Meineid und bin sogar sehr stolz darauf.

Hier handelt es sich für mich gar nicht um Formen, sondern um die dahinterstehende Sache. Und das ist in dem einen Falle die gewaltsame Umstürzung der Grundlagen des Staates, in dem andern meine Person. Der Staat hat aber einen höhern sittlichen Wert als der einzelne. Zudem dürfte, wie oben erwähnt, hier sogar eine Verletzung der persönlichen Ehre gar nicht in Frage kommen, da es ja ein Widersinn ist unter

Berufung auf sie etwas zu fordern, was man für unehrenhaft hält.

Wer diesem Gedankengang nicht zu folgen vermag, muß sich noch fleißig im Denken üben.

Nun kann aber der Verstand mit dem Gefühl in Konflikt geraten, und das wäre für mich persönlich hier der Fall. Es wäre mir peinlich, mir selbst zu sagen, daß ein anderer, der vielleicht eine andere Auffassung vom Ehrenwort hat, sich auf meine absolute Bindung verlassend mir Mitteilungen machte, die er unterlassen hätte, wenn er meine Denkweise gekannt haben würde. Er würde zwar intellektuell und auch moralisch ein etwas tieferes Niveau einnehmen, aber er könnte in Variation des bekannten Dichterwortes sagen: „An eines Ehrenmannes Wort soll man nicht drehn noch deuteln." Deshalb würde ich persönlich weder in einer unbekannten Sache mein Ehrenwort verpfänden, noch überhaupt es mir abfordern lassen, sondern nur freiwillig geben. Würde mich jemand auf Ehrenwort fragen, ob ich in Peking war, so würde ich es verweigern. Ebenso wenn mich jemand fragen würde, ob ich mit seiner Frau ein Verhältnis hätte. Ich würde mein Ehrenwort verweigern, selbst wenn ich sie nie in meinem Leben gesehen hätte. Aber man muß sich die Konsequenzen klarmachen, d. h. eventuell eine Kugel riskieren für ein Prinzip. Es ist ganz angenehm, wenn man ein guter Pistolenschütze ist. Und trotz dieses meines Standpunktes sind vielleicht Fälle konstruierbar, in denen ich vom Prinzip abwiche. Aber das müßte schon etwas ganz Ungeheures sein. Ja sogar ein Bruch des Ehrenwortes läßt sich denken, allerdings nur, wenn die allerhöchsten sittlichen Werte in Frage kommen. Man wird begreifen, wenn ich Personen, deren drittes Wort ihre Ehre und das Ehrenwort ist, richtig einschätzen zu können glaube. Wer sich genötigt sieht, immer zu beteuern, „ich bin ein Ehrenmann", ist es ganz gewiß nicht.

Was ich hier sage, ist nichts weniger als neu, und

man wird zudem den Einwand erheben können, daß es sich hier um außerordentlich selteneKonflikte handelt, daß alles im Leben eine Wahrscheinlichkeitsrechnung ist und es darum törichter wäre, sich über diese Dinge den Kopf zu zerbrechen, als etwa über unser Verhalten beim Ausbruch eines Löwen aus einer Menagerie.

Dieser Einwand wäre hinfällig. Denn eine Moral, die auf Brauchbarkeit Anspruch erheben will, muß mir für alle Fälle den richtigen Weg zeigen. Zudem muß es sich ja nicht immer um so schwere Konflikte handeln, wie die oben angeführten. Es ist ja nicht nötig, daß die sittliche Persönlichkeit nur auf diesen Ehrentitel Anspruch erheben kann, wenn sie entweder einen Meineid oder einen Wortbruch begangen hat. Es gibt zahllose kleinere Konflikte, die nichtsdestoweniger höchst tragisch sind und bisweilen den Wert des Lebens in den Augen des davon Betroffenen wesentlich reduzieren. Oft hängt das Sein oder Nichtsein nur davon ab, daß man im rechten Augenblick einen klugen und vornehmen Mann findet, der uns den richtigen Ausweg zeigt. So beleidigend und ärgerlich ein Rat ist, wenn wir nicht danach verlangen, so unschätzbar ist er in solchen Fällen der Not.

Daß unsere Gesetzesmoral, die der zehn Gebote, völlig unzureichend ist, kann gar keinem Zweifel unterliegen. Sie ist für Kinder ausgezeichnet und ebenso für die breite Masse des gläubigen Volkes, aber sie versagt bei der sittlichen Persönlichkeit, die auf dem Boden der Selbstverantwortung steht. Das weiß die Kirche auch sehr gut, denn sie lehrt, daß selbst der Gerechte am Tage siebenmal fehlt. Sie aber freut sich im stillen darüber, denn sie betrachtet die Reue als ein wichtiges Erziehungs- bzw. Machtmittel. Auf der anderen Seite kann sie durch die priesterliche Absolution die Reue bzw. deren Übermaß tilgen. Nun ist aber Reue eines von jenen Gefühlen, die den Nutzungskoeffizienten der Arbeit wesentlich reduziert. Darum

können wir die Reue nicht brauchen. Wir sind nicht in der Lage des Einsiedlers, der sich in die Wüste verkroch, um dort sein Leben lang Buße zu tun, noch dazu meistens um sehr einfältiger Dinge willen. Wir müssen arbeiten, uns als nützliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft betätigen. Also fort mit Gewissensbissen und Reue! Wir mit der Religion des anständigen Menschen, die nur das Gute um des Guten willen tun, keinen Richter über unser Gewissen anerkennen, aber auch jeden Dank ablehnen für Handlungen, die wir ihm folgend begingen, müssen es daher lernen, nachdem wir eine Wahl zwischen zwei Idealen oder auch zwischen zwei Verbrechen getroffen haben, ein reines Gewissen zu haben. Das erfordert allerdings eine eiserne Willensdisziplin, und deren Voraussetzung sind große seelische Erschütterungen.

Kant lehrt: „Handle so, daß die Maxime deines Willens jederzeit als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könnte." An der sittlichen Höhe dieser Lehre ist ein Deuteln unmöglich. Sie deckt sich inhaltlich mit der Forderung Christi: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst." Wir halten jedoch folgende Formulierung für besser: „Handle so, daß du unter Berücksichtigung aller Umstände einem andern zustimmen würdest, wenn er ebenso gegen dich handeln würde." Entscheidend ist immer das eigene Gewissen, dieses entzieht sich aber, wenigstens bei Kant, jeder Kontrolle. Darum eignet sich aus praktischen Gründen sein kategorischer Imperativ nicht zu einem allgemeinen Moralgesetz.

Nun wird man denselben Einwand auch gegen unsere Formulierung, die, wie ich glaube, von meinem hochverehrten Lehrer Theodor Lipps stammt, erheben können. Und doch nur zum Teil mit Recht. Voraussetzung ist, daß der Richter auf einem gleichen oder höheren intellektuellen und sittlichen Niveau steht, als der Angeschuldigte. Je höher nun dieser selbst ist, desto

schwerer wird er einen Richter finden, der diesen Anforderungen genügt. Und so ist es ganz natürlich, daß der Schaffende, je mehr er sich seinen Idealen nähert, desto einsamer wird, und daß letzten Endes selbst seine intimsten Freunde seine Handlungen, deren Motive sie ja wohl nur in den allerseltensten Fällen kennen werden, verstehen oder gar billigen können. Hier fängt der Freundschaft frommer Glaube an, und wer diesen nicht besitzt, ist ungeeignet zum intimen Verkehr des Schaffenden.

Wir nannten die Moral, die wir skizzierten, im Gegensatz zur Gesetzesmoral, die autonome. Dieses Wort kann zu Mißdeutungen Anlaß geben. Es ist besser, wir sprechen von der Gewissensmoral, von der der relativen Werte, die den Inhalt über die Form stellt und nach dem Grundsatz verfährt „salus publica suprema lex". Der Selbstbewußte wird kaum nach einer anderen leben können, es sei denn, er ist kirchengläubig. Aber eine wahrhaft sittliche Persönlichkeit kann sich durch andere Instanzen nicht von ihrer Selbstverantwortung entbinden lassen. Deshalb ist es ganz ausgeschlossen, daß ein Mann, der beichtet, die sittliche Höhe erreicht, die wir im Auge haben. Aus praktischen Erwägungen mag aber der Schaffende darum immerhin zur Beichte gehen, denn sie wird ihm manche Erschütterung ersparen.

Zwischen dieser Gewissensmoral und jener, die in der Moral, ebenso wie im Recht, nur ein Mittel sieht, das das geordnete Zusammenleben der Menschen ermöglicht, ist noch ein weiter Weg. Wer die Moral, deren Inhalt ja nur das Gute sein kann, als Selbstzweck betrachtet, als von Gott geschaffenes höchstes Gut, um dessentwillen die Menschen da sind, muß trotzdem, wofern er denken gelernt hat, die Gesetzesmoral verwerfen, weil sie eben zu unmöglichen Konsequenzen führt. Der begriffliche Gegensatz zwischen autonomer und heteronomer Moral ist der, daß jene um der Men-

schen willen da ist, während die Menschen um dieser willen leben, jene ist von uns gemacht, diese von Gott. Ich persönlich, der ich einen persönlichen Gott nicht in mir erlebte und weiß, daß er nicht beweisbar ist, daher auch weder an ihn glauben, noch sein Dasein bestreiten kann, halte den heteronomen Standpunkt nicht für beweisbar. Ich kann in der Moral daher nur ein Gewordenes sehen, ein Mittel erblicken, dessen Wert abhängig ist von der Wohlfahrt der Menschheit. Doch ich habe mir erst ganz kurz vor Inangriffnahme dieses Werkes die Frage nach der Herkunft der Moral vorgelegt und mein bisheriges Leben nach der Kantschen orientiert. Natürlich nicht in so geistloser Weise, daß ich mir bei allen Handlungen die Frage vorlegte, „wenn jeder das täte?", sondern sinngemäß, „wenn jeder in meiner Stellung, meinem Beruf, meiner Lage, kurz unter ganz genau gleichen Voraussetzungen so handeln würde, würde ich es dann billigen?"

Wenn ich, vor die Entscheidung zwischen Tod eines anderen und Meineid gestellt, nach meinem Gewissen das eine oder andere wählte, aber trotzdem nachher Gewissensbisse hätte, so wäre das eine Schwäche, der Rest einer alten Moral, den ich nicht früh genug ablegen kann.

Aber die Möglichkeit solcher Gewissensbisse besteht immerhin, und ich kann nicht in die Wüste, nicht Buße tun, sondern muß dem Vaterland, der Welt, der Familie oder auch nur mir selbst dienen. Das ist der Moment, in dem man sich nach einem Freunde sehnt, der bestätigt, daß man richtig gehandelt hat. Was die übrige Welt sagt, ist ja von gar keiner Bedeutung, aber man will — aus menschlicher und daher verzeihlicher Schwäche — die Bestätigung haben, daß man auch mit Recht ein ruhiges Gewissen haben kann.

Die Entscheidung zwischen der alten und neuen Moral fällt mit der über Form und Inhalt. Mir steht letzterer höher. Der höchste Inhalt aber, den wir er-

kennen und beweisen können, ist das Leben und die Wohlfahrt der Gesamtheit. Wer ihr und zugleich sich selbst dient, handelt gut, wer das nicht tut, schlecht. Wir Schaffende repräsentieren aber die höchsten Werte eines Staates und der Menschheit, denn selbst der fanatischste Gleichheitsapostel wird uns wohl nicht mit Vagabunden, Gewohnheitsverbrechern oder auch nur mit Tagedieben gleichstellen wollen!

Für uns Schaffende ist jede Handlung sittlich, die mit einem Mindestmaß von Mitteln ein Maximum an Erfolg verbürgt. Und zwar gilt diese Energieersparnis sowohl gegen uns selbst als auch gegen andere. Wer ein stärkeres Mittel anwendet, dabei mehr eigene Kraft verschwendet, als unbedingt nötig ist, handelt unsittlich gegen sich selbst, wer den anderen mehr schädigt, als unbedingt nötig, unsittlich gegen diesen. Entscheidend ist die Tendenz, das Streben, indem man sich selbst dient, auch der Gesamtheit zu nützen.

Wir alle werden es aufs schwerste verurteilen, wenn jemand den Körper eines anderen beschädigt, ihm ein Bein raubt, oder gar den Bauch aufschlitzt. Und wenn der andere an diesen Eingriffen stirbt, so werden wir uns mit Recht über den Mörder entrüsten. Warum denken wir denn dem Chirurgen gegenüber anders? Warum wird dieser, selbst wenn ihm ein Operierter stirbt, vielleicht seinen Kunstfehler beklagen, niemals aber sich den Vorwurf der Unsittlichkeit machen? Daß es nicht auf die Handlungen ankommt, sondern auf die Tendenz, in der sie erfolgen, beweist dieses Beispiel zwingend. Ebenso, daß der Zweck die Mittel heiligt.

Wer so denkt wie ich, wer im sittlich Guten das höchste Ideal verehrt, und wer das Gute identifiziert mit dem Heile der Menschheit, wer jedes Mittel, das dem Guten in einem Falle zum Siegen verhilft, wofern es das Mildeste ist, sittlich nennt, ein stärkeres Mittel

aber unsittlich, der muß ein Todfeind der Kasuistik und der Jesuitenmoral sein.

Es gehört zu den widerlichsten Erscheinungen im Kampfe gegen den Jesuitismus, daß die protestantischen Gegner den Grundsatz „der Zweck heiligt die Mittel" verwerfen. Denn sie selbst und jeder anständige und jeder denkende Mensch handelt nach ihm. Heiligen kann aber — das ist sonnenklar — nur etwas Gutes.

Der entscheidende Unterschied zwischen der Moral der sittlichen Persönlichkeit und der Kasuistik des Jesuitismus — der einzelne Jesuit kann natürlich ebenso sittlich sein, wie irgendein anderer Mensch — ist folgender: bei uns ist das eigene Gewissen die höchste moralische Instanz. Der Jesuit hat kein Gewissen, er darf es nicht haben, was er einst besaß als solches, das liegt jetzt in den Händen seiner Oberen. Trotzdem sei der praktische Wert der Kasuistik nicht durchaus bestritten. Als Moses die zehn Gebote aufstellte, geschah es in dem Bewußtsein, daß der Inhalt der Ethik das Gut sei. Wir können durchaus nicht daran zweifeln, daß dieser große Geist wußte, daß wir die Leute so behandeln müssen, wie wir von ihnen behandelt sein wollen. Nun wird der primitive Mensch sofort ratlos dieser rein formalen Forderung gegenüberstehend fragen: „Was soll ich denn tun oder lassen?" Und so stellte Moses die zehn wichtigsten Eingriffe in die Rechte anderer zusammen, als Granitquadern des ethischen Gebäudes. Dieser Anfang der Kasuistik entsprang also einem praktischen Bedürfnis und war durchaus anzuerkennen unter der Voraussetzung, daß man sich dabei stets bewußt blieb, daß diese Gebote nur Mittel sind zur Erreichung des Ideales, alles das dem Anderen gegenüber zu unterlassen, was wir von ihm nicht dulden wollen. Die zehn Gebote genügen aber bei weitem nicht: Freundestreue, Vaterlandsliebe, Diskretion, Berufspflicht usw. usw. sind in ihnen nicht enthalten. Der Talmud und die Ehrencodices, endlich das Moralsystem der Jesuiten lieferten

wertvolle Ergänzungen, aber sie legten den Akzent auf die Mittel und vergaßen gänzlich den hinter ihnen stehenden Geist. Sie lenkten also gerade in die Bahn zurück, die Christus verlassen hatte. Sie machten sein reformatorisches Werk, das in dem gewaltigen Worte „Der Mensch ist Herr auch über den Sabbat“ gipfelt, zunichte. Schlugen wir hier also auch eine Brücke des Verständnisses zwischen der Ethik Christi, Kants und allen großen Ethiken einerseits und der Kasuistik andererseits, so haben wir damit auch die Grenze dieser umschrieben: Bei Konflikten zwischen kasuistischen Forderungen und dem Gebote Christi, Kants oder unserer gleichwertigen Formulierung haben erstere in wesenlosem Scheine zu versinken!

Dieses ist die Moral, deren der Schaffende bedarf. Eine andere paßt für ihn nicht. Er muß unter allen Umständen ein reines Gewissen haben, da sonst seine Produktionskraft sinkt. Nun ist es zweifellos außerordentlich schwierig mit dem Mindestmaß von Mitteln ein Maximum an Erfolg zu erzielen, also der Moral der Energieersparnis auch treu zu bleiben und damit den höchsten Nutzungskoeffizienten aus seiner Arbeit zu ziehen. Daß das aber die Aufgabe des Schaffenden ist, kann keinem Zweifel unterliegen. Er ist wertvoller wie andere Menschen, seine Arbeit das Wertvollste was er besitzt, alles was sie fördert, ist gut, was sie hemmt, ist böse. Energieverschwendung hemmt die Arbeit bzw. reduziert den Nutzungskoeffizienten, also ist sie sittlich verwerflich. Verwerflicher aber noch, weil noch mehr lähmend, wäre Reue über Energieverschwendung. Darum darf der Schaffende, wenn er gegen das Ideal des geringsten Mittels verstieß, sich nicht Vorwürfe machen, sondern er muß sich mit dem Vorsatz begnügen, ein anderes Mal im eigensten Interesse diesen Fehler zu vermeiden. Und was die Konsequenzen betrifft, die er durch seine Energieverschwendung auf sich lädt, etwa Beleidungsprozesse und ähnliches, so ist es Sache seiner

Klugheit und seiner Willensstärke, diese Unannehmlichkeiten nach Tunlichkeit von sich fernzuhalten. Statt sich selbst etwa eines Meineides zu bezichtigen, wird er dem Staatsanwalt nicht ins Handwerk pfuschen, sondern die Folgen seiner Handlung nach Kräften von sich abwenden. Dann handelt er sittlich und nur dann.

Der Schaffende muß ein konsequenter Egoist sein oder doch werden, nur sich bzw. seine Arbeitskraft lieben und die anderen nur insofern, als sie ihm dienlich sind!

Wer sich den Beifall der Galerie sichern will, sagt: „Wenn ich schon ein Verbrechen begangen habe, einen Meineid leistete, dann trage ich auch die Konsequenzen; dann stelle ich mich den Gerichten.“ Dann jubelt alles: „So spricht ein Mann.“ Nein, meine Herren auf der Galerie, so spricht ein Esel.

Entweder ich komme mit den Gesetzen nicht in Konflikt — und bei der Achtung, die ich in der Vorkriegszeit, als noch nicht Gesetze fabrikmäßig hergestellt wurden, trotz aller Kritik im einzelnen vor der sich hier bekundenden Staatsautorität hatte, hütete ich mich peinlich davor, ganz ohne Rücksicht auf etwaige unangenehme Folgen — oder ich tue es aus höheren sittlichen Erwägungen. In diesem Falle trage ich die Konsequenzen, indem ich mich allen Unannehmlichkeiten nach Kräften entziehe. Ich werde aller Wahrscheinlichkeit nach den Staatsanwalt und die Richter anlügen, daß sich die Balken biegen. Wenn ich mir die Freiheit dadurch bewahre, werde ich auch vor einem Meineid nicht zurückschrecken, sowenig ich das geringste Bedenken tragen würde einen Mann, den ich nachts in meinem Schlafzimmer finde, über den Haufen zu schießen. Es fällt mir gar nicht ein, ihn nach seinem Begehren zu fragen.

Ich sehe schon, wie sich die Haare der Herren Hämorrhoidarii und Philister sträuben, wenn ich so „gotteslästerlich“ rede. Und erst die alten Tanten! Und die

salbungsvollen Priester! Und die Erbpächter der Moral, die ganze Meute.

Und nun bitte ich die ganze Gesellschaft — hoffentlich befindet sich darunter keiner meiner Leser — etwas nachzudenken.

Daß wir Schaffenden wertvoller sind, als andere Menschen, weil wir nicht nur Werte schaffen, sondern auch selbstbewußte d. h. sittliche Persönlichkeiten sind, bedarf keines weiteren Beweises. Überdies ist jeder, der Neues schafft, zugleich ein Zerstörer überkommener Anschauungen und Institutionen. Ein Konflikt mit den Gesetzen beweist also lediglich die Rückständigkeit dieser, deren Beseitigung, und wo diese noch nicht möglich, deren Verletzung ein löbliches Werk ist, mag sie den Täter auch zum „Verbrecher“ stempeln. Wie hat sich nun der Schaffende im Konfliktsfalle zu verhalten? Jeder Verbrecher, jeder Zuhälter und Pflastertreter wird sich, nachdem er sittliche Werte zerstört hat, mit allen Mitteln gegen eine Bestrafung wehren. Das finden wir ebenso natürlich, als die Flucht des Hasen oder auch des Löwen nach vollbrachtem Raube, wenn der Jäger kommt.

Nur wir sollten es nicht dürfen? Damit verstärken wir ja den negativen Ausleseprozeß, den das bei uns normale Zweikindersystem sowieso schon darstellt, in der verhängnisvollsten Weise. Nicht nur, daß Gewissenskonflikte unsere Arbeit zeitenweise lähmen, daß wir als Männer mit dem Grundsatze „si fractus illabatur orbis impavidum ferient ruinae“ uns über die Meinung unserer Mitmenschen in Gewissensangelegenheiten hinwegsetzen, was oft sehr schwer fällt und einen stahlharten Willen erfordert, wir sollen uns auch noch einsperren lassen? Einsperren, weil wir moralisch handelten? Damit schädigen wir ja den Staat, der uns braucht, die menschliche Gesellschaft, in der unverantwortlichsten Weise! Wenn das Recht ein so hohes Gut ist, daß es auch durch einzelne falsche Urteile nicht entwertet wird, dann sind wir Schaffende unsererseits so hohe

Werte, daß wir geradezu einen Anspruch auf Fehlurteile zu unseren Gunsten haben. Oder man ändert endlich die Gesetze so, daß man nach ihnen leben kann.

Die sittliche Persönlichkeit ist zweifellos ein besserer Interpret der über dem Gesetze stehenden Moral, als der nach Paragraphen richtende Beamte, der ja vielleicht als Privatmann auch eine sittliche Persönlichkeit sein wird. Aber er hat ein Amt, keine Meinung. Er muß mich verurteilen oder doch aburteilen. Ich aber habe das gute Recht mich dagegen nach Kräften zu wehren, mit den mildesten Mitteln beginnend und vor den stärksten nicht zurückschreckend.

Übrigens bedarf es bisweilen eines Maximums an Willenskraft gegen uns selbst, wenn wir gegen andere mit einem Mindestmaß operieren wollen. Deshalb ist Selbstbeherrschung so außerordentlich schwer und unentbehrlich. Das ist der Wert der guten Erziehung, die uns zur Selbsterziehung anregt, die ganz allein Persönlichkeiten formt. Aber sie lohnt sich immer, denn die Moral der Energieersparnis hat den großen Vorteil der Steigerungsfähigkeit der Mittel. Wir können dem Gegner Daumschrauben anlegen und sie nach Belieben fester anziehen.

So werde ich, nach den obigen Grundsätzen handelnd, bald Löwe sein und bald Hase, bald Stinktier und bald Stachelschwein. Und ich werde immer sittlich handeln und immer ein reines Gewissen haben. Und darauf kommt es mir ganz allein an. Denn das ist für mich Voraussetzung des höchsten Nutzungskoeffizienten meiner Arbeit.

Fröhlichkeit ist Frömmigkeit.
Filippo Neri.

Drittes Kapitel

Mittel der Energieersparnis.

Jeder Schaffende muß Egoist sein, denn die an seine Energie gestellten Anforderungen sind ungeheuer, sein Energievorrat ist aber beschränkt. Dieser Egoismus muß desto konsequenter, größer und an richtiger Stelle auch härter und schroffer sein, je mehr das Werk des Schaffenden dem Gemeinwohl, und sei es in noch so ferner Zeit, zu dienen bestimmt ist. Der Schaffende muß, wie wir sahen, auch selbstbewußt sein und sich möglichst die aequitas animi, die wiederholt genannte heitere Gemütsverfassung, zu erhalten oder doch zu verschaffen suchen. Denn sonst sinkt der Nutzungskoeffizient seiner Arbeit.

Da gilt es zunächst sich die kleinen Unannehmlichkeiten des Alltags fernzuhalten. Ich habe mir dafür eine Reihe von Mittelchen ersonnen, die sich in der Praxis ausgezeichnet bewähren. Bin ich im Begriff, mich über irgend jemand oder irgend etwas zu ärgern, dann explodiere ich meinem Temperament entsprechend entweder sofort, falls es mich weniger Energie kostet, dies zu tun, als mich zu beherrschen, und der Fall ist in wenigen Augenblicken erledigt. Naturgemäß räume ich auch andern dasselbe Recht ein, wie mir, denn es würde sich mit meinem Selbstbewußtsein nicht vertragen, von irgend jemand mehr zu fordern, als ich selbst entweder schon geleistet habe oder doch jederzeit zu leisten fähig wäre. Grobheit nehme ich daher keinem Menschen übel,

denke mir höchstens: schade, daß er so wenig Selbstbeherrschung oder gute Manieren besitzt, denn das wird ihm im Leben nicht förderlich sein. Bei Gegnern freue ich mich natürlich über diesen Defekt, sofern ein Gegner mir genug des Interesses bietet, daß ich mich überhaupt über ihn freuen oder ärgern kann. Denn dem unbeherrschten, schlecht erzogenen Gegner sind wir fast immer überlegen.

Schlimmer ist der innere Ärger. Man wird ihn entweder durch einen boshaften Witz los, oder man stellt sich — bei einiger Übung lernt man das — den Gegenstand als Lackel oder Dummkopf vor. Ist er von besonderer Bosheit, dann interessiert er als psychologisches Problem. Man hat auf diese Weise in erstaunlich kurzer Zeit seine Gemütsruhe wieder, häufig sogar noch dazu eine Bereicherung seiner Menschenkenntnis. Wir müssen uns stets bewußt bleiben, daß wir nicht nur die vegetativen und animalischen Funktionen, sondern auch das Triebleben, die Charakterfehler mit allen Menschen teilen. Nicht durch unsere Fehler und Schwächen unterscheiden wir uns, sondern durch unsere Tugenden und Stärken. Diese müssen aber erst mühselig in uns geweckt und sorgsam gepflegt werden. Mancher betrachtet als persönliches Verdienst, was er in der Kinderstube durch Eltern, Lehren und gutes Beispiel lernte, und ist hart gegen andere, nicht weil sie schlechter sind, sondern weil sie es schlechter trafen und auf dem Wege zur Läuterung durch ungünstige Umstände mehr als durch eigene Schuld zurückblieben. Erblicken wir in den Fehlern anderer Unvollkommenheiten, die sich wohl mit der Zeit noch legen werden, nicht Bosheit, sondern Schwäche des Denkens und Wollens, dann wird unsere Erbitterung in Mitleid gewandelt und wir wollen helfen, statt zu verdammen.

Sehr bald wird man als Egoist den Vorteil der Höflichkeit herausbekommen. Sie erspart sehr viel Energie, denn sie reduziert die Reibung. Man kann sich auch mit ihrer Hilfe am leichtesten zudringliche Menschen fernhalten. Man wird überhaupt lernen, daß fast alles das,

was man gemeinhin mit Tugenden bezeichnet, einen eminent praktischen, energiesparenden Wert hat. So freue ich mich sehr, daß ich von früher Jugend an der Ansicht war, daß ein Ehrenmann den andern niemals absichtlich und ohne triftigen Grund beleidigt oder gar kränkt. Das mag ein Schusterjunge tun oder ein angetrunkener Student, aber wir tun das nicht. Und wenn man so dem andern die gleiche Gerechtigkeit widerfahren läßt, die man für sich beansprucht, dann werden unvermeidliche Konflikte meistens mit wenigen aufklärenden Worten beigelegt sein, wofern man den andern nicht stillschweigend die kleine Entgleisung — die uns selbst ja auch oft genug passiert — nachsieht.

Anders ist allerdings der Fall gelagert, wenn eine Person, der man ein gleiches Niveau einräumt, in einer persönlichen — nicht sachlichen — Kontroverse uns absichtlich kränkt. Zu den wenigen Dingen, die ich mir verüble und über die ich sehr lange Zeit nicht hinwegkam, gehört ein solcher Fall. Eigentlich war es eine Bagatelle, aber es handelte sich um eine unschöne Ausnutzung meiner Noblesse, und da habe ich es lange bereut, daß ich dem andern das Lebenslicht nicht ausblasen konnte. Ich glaube nicht, daß ich mich vor einem Duell gefürchtet hätte — wiewohl auch das bei einem Familienvater seine Berechtigung gehabt hätte, und die Ablehnung eines Duells oft sicherlich mehr Mut erfordert, als die Annahme —, denn wenn ich mich gefürchtet hätte, dann würde ich wohl den Mut gehabt haben, das zu tun, was ich leider unterließ: mich über formelle, in diesem Falle allerdings außerordentlich schwerwiegende Bedenken hinwegzusetzen. Jetzt, wo der Fall längst beigelegt ist, ist es mir lieber so.

Hier möchte ich nicht zu bemerken unterlassen, daß ich ein grundsätzlicher Gegner des Duells bin. Solange man aber keine gesetzlichen Mittel hat einen Standesgenossen — nur ein solcher oder ein über uns Stehender kann uns überhaupt beleidigen; ein anderer nicht mehr

als ein bellender Köter oder ein schmutzspritzender Wagen, was ja nicht hindert, daß man eventuell den Köter züchtigt — gegen schwere Eingriffe in seine Ehre zu schützen und einen Frechling nachdrücklich zu bestrafen, solange sehe ich in der Pistole oder im Säbel eine Notwendigkeit. Die Waffe erzieht zu manchen Tugenden, die uns ohne sie vielleicht unbekannt blieben. Daß meistens der Übeltäter, wofern er nur ein besserer Schütze ist, Sieger bleibt, glaube ich nicht. Denn das schlechte Gewissen lähmt. Überdies fällt es ja nicht schwer gemeingefährliche Raufbolde gesellschaftlich zu boykottieren und ihnen damit die Möglichkeit einer Auseinandersetzung über Visier und Korn zu nehmen.

Ein weiteres Mittel zur Erhaltung der Heiterkeit ist es, zu versuchen, von unangenehmen Dingen etwas Distanz zu gewinnen, und seien es auch nur wenige Stunden. Dann ärgert man sich nicht mehr über eine Zugverspätung, über eine ausgefallene Mahlzeit, ein versäumtes Rendezvous und derlei, die sonst als Nadelstiche wirkend uns bisweilen die Laune verderben können.

Doch die obengenannten Mittelchen der Energieersparnis genügen noch nicht. Mit ihnen kommt man nicht aus, wenn man sich etwa die Eifersucht abgewöhnen will. Dieser Prozeß fiel mir am allerschwersten. Alles, was mit der Liebe zusammenhängt, berührt unser Innerstes am tiefsten; so auch ganz naturgemäß die Vorstellung, eine Dame, die unser Herz erfüllt, könnte sich mit uns nicht begnügen. Eifersucht ist für den leidenschaftlichen Jüngling etwas ganz Selbstverständliches, ein Gradmesser seiner Liebe, für den Schaffenden aber eine törichte Energievergeudung. Hat er eine Geliebte, dann wird sie, wenn sie will, ihm ja doch untreu und er wäre ein Tor, sich mit ihrer Bewachung aufzuhalten. Eher hütet man eine Hand voll Flöhe. Anders ist der Fall gelagert, wenn die eigene Frau, die man sehr liebt, in Frage kommt. Hier handelt es sich durchaus nicht um Mißtrauen, um die Angst vor Untreue. Wem der

Lebenswandel seiner Frau gleichgültig ist, der ist nicht eifersüchtig, und wer sie sehr liebt, der wird aller Wahrscheinlichkeit nach zu fürchten aufgehört haben, sobald er damit anfing. Drückt er aber trotzdem beide Augen zu, dann ist er ein armer Märtyrer, etwa wie der Künstler, der des Broterwerbes wegen seine Talente nicht ausbilden kann, sondern dem Publikum schmeicheln muß. Nein, es handelt sich hier für den Schaffenden um etwas ganz anderes: wie darf jemand, für den ich mich auch nur ein bißchen interessiere, geschweige denn, den ich liebe, sich unterstehen, sich mit irgend etwas anderem, sei es nun ein Buch, ein Kanarienvogel oder eine Handarbeit zu beschäftigen, wenn ich es nicht erlaube? Wie darf sie auch nur den Schein erwecken, als ob sie mir irgend etwas von ihrer Seele entzöge? So wird der Eifersüchtige leicht zum Tyrannen und statt sich suchen zu lassen, drängt er sich auf. Ein großer Kunstfehler!

Zwei Arten von Eifersucht lassen sich unterscheiden: die des Herzens und die des Verstandes. Beide sind sehr lästig für die Beteiligten. Man wird sie nur los durch ein aufs höchste gesteigertes Selbstgefühl, das Bewußtsein größter Willensstärke und die Überzeugung, den Gegner jederzeit ins Jenseits befördern zu können.

Vor quälenden Sorgen, die uns die Nachtruhe rauben, vor heißen Begierden und Wünschen, die alle der Schaffende nicht brauchen kann, schützt nur eiserne Willensdisziplin: man muß es lernen, nur an das zu denken, woran man denken will. Sagt Goethe „etwas hoffen und fürchten und sorgen muß der Mensch für den kommenden Morgen“, so ist das nur dann richtig, wenn wir das „etwas“ unterstreichen. Ich sorge wohl, aber mit dem Verstande; das quälende Gefühl wird meiner nur mehr in den allerschwersten Fällen Herr. Das ist aber ein Äquivalent für viele Leiden und eiserne Willenszucht. So erreichen wir das, was der Jesuit „Indifferentismus“ nennt, einen Zustand, der von Passivität oder Stumpfsinn grundverschieden ist und eher dem Gemüts-

zustande des stürmenden Soldaten verglichen werden kann, der mit Aufbietung aller Kräfte seinem Ziele zustrebt, ohne an das eigene Wohl zu denken.

Wie das Schiff mit der gleichen Dampfkraft vorwärts und rückwärts fährt, ein Manöver, das durch eine ganz einfache Hebeldrehung des Maschinisten bewirkt wird, so müssen wir unsere Willenskraft derart geschult haben, daß wir sie nach Belieben gegen uns oder gegen andere, Personen oder Gegenstände, wirken lassen können. Dazu braucht der Energievorrat gar nicht groß zu sein; es ist nur Übungssache. Ich persönlich verfüge nicht über die Kräfte des Pflasterers, der mit seinem schweren Rammpflock Granitwürfel in den Boden treibt. Ich kann nur ein Florett dirigieren und muß mir sorgfältig die Punkte aussuchen, die ich treffen will. Aber ich glaube, daß ich da eine große Querschnittbelastung erzielen kann. Es geht durch; durch und durch. Und man kann die Stiche ja sehr häufig wiederholen.

Um aber mit größtmöglicher Energieersparnis seinen Zweck zu erreichen, muß man sich möglichst frühzeitig über das klar sein, was man will und über die Kräfte, die uns zu Gebote stehen. Das ist aber sehr, sehr schwer.

Daß der Selbstbewußte nicht lügt, weil ihm kein Mensch normalerweise eine Lüge wert ist, wie es auch nur sehr wenige Personen gibt, denen gegenüber er sich zu einer Rechtfertigung dieser oder jener Handlung bewogen fühlen dürfte, sagten wir bereits. Aber das bedarf doch einer näheren Ausführung.

Als Kind spricht man anders, als als Mann und zum Kinde anders, als zum Manne. Wer hierin Widersprüche findet, sollte sie bei sich selbst suchen. Aber das können nur sehr wenige, denn Selbsterkenntnis und Logik sind seltener, als man glaubt. Darum wird sich der subalterne Verstand über dasselbe empören, was der erhabene bewundert. Daß mich jede sittliche Persönlichkeit versteht, das weiß ich, leider auch, daß es deren viel weniger gibt, als man meinen sollte. Ich habe auch die Be-

obachtung gemacht, daß sich niemand so sehr gegen die Anerkennung einer uneigennützigen oder edlen Handlung sträubt, als wer sich einer solchen selbst für unfähig hält. Darum ist die Ehrfurcht, die Fähigkeit, etwas anerkennen, sich vor etwas in Demut beugen zu können, ein — um nicht zu sagen der — Gradmesser für den Wert jedes Menschen. Dagegen stellt niemand höhere Anforderungen an andere und ist unerbittlicher gegen Verstöße, als wer selbst noch nichts leistete. Niemand fordert mehr Heldenmut, als der kühne Nichtkämpfer und Drückeberger am Stammtisch. Der wahre Held aber geht stillschweigend oder milde verstehend und menschlich anteilnehmend über ein Versagen in höchster Todesnot hinweg. Andererseits findet jedes Schwein seinen Pfuhl, in dem es sich nach Herzenslust wälzen kann, und so findet auch jede gemeine Seele Brüder und weiß sich das Gemeine, oder was sie dafür hält, mit Virtuosität zu amalgamieren. Manche Urteile über dieses Werk, das der eine als erotische Lektüre, der andere als Verherrlichung von Lüge und Meineid usf. auffaßte, geben die Illustratio ad hominem zu Vorstehendem. Denn wir amalgamieren uns nur das Verwandte und richten darauf unser Augenmerk. Sage mir, was du aus diesem Werke herausliest, und ich will dir — wenn du mich nicht wegen Beleidigung verklagst — sagen, wer und was du bist.

Wir sittlichen Persönlichkeiten begreifen uns aber gegenseitig, denn wir bilden Ausschnitte des gleichen Kreises; höchstens ist die Winkelgröße verschieden. Wir haben alle von demselben Golde in uns, mehr oder weniger, aber doch immerhin Gold. So weiß ich auch, daß die Schaffenden mich begreifen, zum mindesten, wenn sie Künstler, Dichter oder Philosophen mit reichem Innenleben sind. Ich könnte bei jedem Satze sagen: das wird dieser begreifen, jener nicht. Aber das führte zu weit. Unter begreifen aber verstehe ich eine Synthese von Verstand und Gefühl.

Eine Definition der sittlichen Persönlichkeit zu geben ist nicht möglich. Sie läßt sich sowenig in Worte kleiden, wie die Musik und wird nur durch richtig verwertete Leiden aus den Schlacken geglüht. Aber unerläßlich ist das Streben, den g l e i c h e n Maßstab an die eigenen Handlungen und Motive zu legen, wie an die des Gegners, und die Erkenntnis, daß anders sein, wie man selbst, nicht gleichbedeutend mit schlechter sein ist.

Der Dummkopf wird für Widersprüche und Lügen halten, wenn ich dem Kinde sage, es soll das Gute tun, weil es sonst bestraft oder doch nicht belohnt wird, dem Knaben, weil er sonst nicht Erster in der Klasse wird, dem Manne aber: tue das Gute um des Guten willen. Ich kann nur immer wiederholen, daß ich weder für dumme, noch für unsittliche Personen, noch für Unmündige dieses Buch schreibe, sondern mich als Mann an Männer wende und die Genugtuung habe, daß mich nur die intellektuell und moralisch Höchsten werden begreifen können und auch begriffen haben.

Nicht in das Gebiet der Lüge gehört also die unvollständige Wahrheit, insofern sie im andern nicht absichtlich einen falschen Eindruck erweckt. Desgleichen auch nicht Höflichkeitsfloskeln. Wenn ich etwa die Abweisung eines Besuches damit entschuldige, daß ich ausgegangen bin, während ich arbeite.

Wichtiger aber ist folgendes: die Diskretion! Es ist sehr unklug, sich um persönliche Angelegenheiten zu kümmern, die uns nichts angehen, und der Schaffende wird auch zu viel mit sich selbst zu tun haben, um das zu können. Wenn mir aber jemand sein Vertrauen entgegenbringt und ich geneigt bin es anzunehmen, dann betrachte ich das als fremdes Gut. Ich lasse mir ein dutzendmal dieselbe Geschichte erzählen, und wer sie mir auch erzählen mag, ich tue ihm gegenüber so, als sei sie mir unbekannt. Und wenn ich als Zeuge in einem Prozeß — etwa weil Herr Ameier den Herrn Bmeier einen Dummkopf nannte, was aller Wahrschein-

lichkeit nach der Wahrheit entsprach — gezwungen werden soll, das mir Anvertraute zu verraten, so werde ich mich dagegen sträuben. Wenn nicht hohe sittliche Erwägungen — wie ich sie beim Beispiel des Priesters andeutete — es verbieten, werde ich mit allen legalen Mitteln mich gegen die Aussage wehren. Und wenn mir weder der Hinweis auf mein mangelhaftes Gedächtnis in Personalien — was bei mir zutrifft; aber auch wenn es anders wäre, würde ich so handeln — angerechnet wird, noch mein Einwand, daß ein Ehrenmann dasselbe Amtsgeheimnis beanspruchen darf bzw. das Recht der Zeugnisverweigerung, wie jeder Arzt, Priester oder Beamter, wenn das alles mir nichts nützt, dann werde ich lieber einen Meineid leisten, als eine Person vernichten. Ich werde nicht nur kein schlechtes Gewissen haben, sondern auf diesen Meineid sogar s e h r s t o l z sein. Nur die Befürchtung, daß ich in persönliche Gefahren komme, wird mich vielleicht davon abhalten können, etwas zu tun, was ich für moralisch halte. Wenn mir daher jemand beteuerte, daß er niemals lüge, dann erklärte ich ihm sofort, daß er dann nicht mein Freund sein könne, weil er indiskret sei. Übrigens gilt von der Beteuerung der Wahrhaftigkeit dasselbe, wie von der „ich bin ein Ehrenmann“: Cave canem!

So wenig ich Bedenken tragen würde einen Offenbarungseid zu leisten, wenn mir ein Freund sein Vermögen zur Aufbewahrung übergab, ich selbst aber nichts besitze, so wenig täte ich es in diesem Falle. Denn das mir Mitgeteilte ist ja gar nicht mein Eigentum. Höre ich daher, daß irgend jemand wegen Meineides im Zuchthaus oder Gefängnis war, dann habe ich noch gar kein Urteil über seinen moralischen Wert, denn ich müßte die Wahl treffen zwischen Bewunderung seines Heroismus und Abscheu, falls er aus unlauteren Motiven handelte.

Die Moral steht über dem Gesetz. Kann ich etwas

dafür, daß das Gesetz so schlecht ist, daß es einer sittlichen Persönlichkeit, einem Ehrenmanne, nicht gewährt, was jedem andern, auch wenn er nur geringe moralische Qualitäten besitzt, ohne weiteres durch sein Amt in den Schoß fällt? Anderseits muß natürlich der Staat die Möglichkeit des Eides und der Bestrafung des Meineides haben. Durch Aufhebung der Mindeststrafe ließe sich hier mit Leichtigkeit ein Ausweg finden.

Der Richter würde dann zwar feststellen, daß sich jemand des Meineides schuldig gemacht habe, ihn aber gleichzeitig straffrei ausgehen lassen, wenn der Beklagte nach richterlicher Überzeugung aus höheren sittlichen Erwägungen gehandelt hat. Allerdings brauchten wir dazu keine Paragraphenanwendungsmaschinen, sondern wirkliche Richter mit Herz und großer Seele.

Im Zweifelsfalle ist es besser, hundert Schuldige entwischen, als ein Unschuldiger wird bestraft. Besser ein straffreier Verstoß gegen ein Gesetz, als unsere Existenz wird durch Paragraphen vernichtet oder auch nur geschädigt. In revolutionären Zeiten und im Kriege ist der Sachverhalt ein anderer. Denn gegenüber der Staatssicherheit, der Staatsautorität, gegenüber der militärischen Disziplin, diesem Fundament jedes Heeres und damit auch jeden Staatswesens, spielt das Leben einiger Bürger gar keine Rolle.

Am größten ist die Gefahr der Energieverschwendung im Kampfe mit uns oder gegen andere. Der Schaffende ist aber immer ein Kämpfer, nur will er mit sich selbst im reinen sein. Denn sonst leidet die Stoßkraft, ja sie wird zeitenweise völlig aufgehoben. Daß der Kampf Vater aller Dinge ist, deckt sich völlig mit Lamarcks Gebrauch und Nichtgebrauch der Organe, aber auch mit dem Darwinismus. So ist etwa die Lebensaufgabe des Denkers folgendermaßen zu umschreiben: tunlichste Kräftigung des Gehirns unter Vermeidung einer Überanstrengung, die, wie bei jedem Organ, bei jedem Muskel, dauernde oder doch zeitweise Lähmung im Gefolge haben

kann. Was darüber Ostwald in seinen „Großen Männern“ mit äußerster Bescheidenheit von sich selbst erzählt, kann man ohne innere Bewegung nicht lesen. So ähnlich geht es uns allen, nur daß der Außenstehende davon keine Ahnung hat. Und schließlich geht es ihn ja auch nichts an.

Von unserem Standpunkte aus werden wir grundsätzlich, wenn wir jemand gekränkt haben oder in irgendeiner Sache uns im Unrecht fühlen, keine Rückzugsgeplänkel herbeiführen. Solche Kanonaden sind beim Militär notwendig, denn dadurch wird Zeit gewonnen, d. h. Raum, also der zurückgehenden Truppe die Möglichkeit gewährt, sich hinter einem neuen, günstigen Geländeabschnitt wieder zu sammeln und zu ordnen, um dem Gegner neuerdings Widerstand leisten zu können. Da spielt die Munition gar keine Rolle. Anders im Leben des Schaffenden. Wir müssen mit unseren Kräften haushalten, wir brauchen die heitere Gemütsverfassung, darum werden wir in der Regel sofort dem andern Genugtuung gewähren — wenn wir ihm Unrecht taten — oder aber einen Kampf aufnehmen, wenn wir ihn für nötig halten. Letzteres wird aber nur recht selten der Fall sein. Häufig hätte ich Prozesse gewinnen können und führte sie doch nicht. Denn ich habe die Erfahrung gemacht, daß es sich nie lohnt, nur aus Rechthaberei oder um den andern zu ärgern zu prozessieren. Das hindert mich aber durchaus nicht etwa Nachdrucke rücksichtslos zu verfolgen, weil das im Interesse aller Schriftsteller liegt. Allerdings darf man sich dann auch über den Ausgang eines solchen Prozesses nicht im allergeringsten aufregen.

Man muß bei jedem Konflikt, jedem Dilemma, alle Faktoren reiflichst prüfen und wird dabei häufig zum Resultat kommen, daß die Gründe dafür sich zu den Gründen dagegen wie 51 zu 49 Prozent verhalten. Eine solche Erwägung kann in lebenswichtigen Fragen Wochen und Monate dauern, eine Zeit, in der

der Arbeitskoeffizient bei großem Energieverbrauch auf Null sinkt. Bald vertritt man seine Sache, dann denkt man sich als Kläger, endlich als Richter. So wird man doch allmählich zu einem richtigen Urteil kommen.

Unsere Literaturforscher können sich vor Staunen über Byrons Leichtfertigkeit nicht fassen; hat dieser Mann doch bisweilen die wichtigsten Entscheidungen vom Zufall abhängig gemacht, etwa vom Schlagen einer Uhr. Diese Herren Forscher müssen ein beneidenswert ruhiges Leben geführt haben, ohne sittliche Konflikte, ohne je vor große Entscheidungen gestellt zu sein. Denn sonst müßten sie wissen, daß man als Resultat des angestrengtesten Nachdenkens zur Entscheidung kommen kann, daß beides ebensoviel Gründe für sich wie gegen sich hat. Da man nun aber handeln muß, so wird man vielleicht gerade als ernster Mann dem Zufall oder dem Gefühl überlassen, was der Verstand nicht entscheiden kann. Diese Gewissenskonflikte lehren uns das Begreifen von Motiven und Handlungen, die den unsern diametral entgegengesetzt sind, zum Unterschied vom moralischen Pöbel, der glaubt, es gäbe nur *eine* sittliche Norm, die eigene, und deshalb jeden Andersdenkenden für moralisch minderwertig hält. Uns lehrt dagegen jeder Gewissenskonflikt, daß gar viele Ideale sich ausschließen und es sehr oft einen absolut höchsten sittlichen Wert nicht oder doch insofern nicht gibt, als er nicht zu ermitteln ist, zum mindesten nicht, solange der Gewissenskonflikt dauert. Es erfordert aber Selbstüberwindung, sich einzugestehen, daß man genau so hätte handeln können, wie der Gegner, auf Grund ebenso peinlicher Gewissensprüfung und ganz gleich sittlichen Motiven. Man wird die Gerechtigkeit dann weit weniger im Urteil über andere, über die man sich voll Anmaßung zum Richter aufwirft, suchen, als in dem über die Zulässigkeit der eigenen Motive, und schließlich finden, daß es kaum ein Ideal

gibt, dem nicht als gleich hohes das Gegenteil gegenüberstünde.

Hat man nun das Richtige erkannt, sich etwa als Schaffender dazu entschlossen den großen Wurf zu wagen, dann heißt es mit 100 Prozent Energie den einmal gefaßten Entschluß auch ausführen. Dann gilt es alle Widerstände, alle Hemmungen auszuschalten. Wenn ich aber von 100 Prozent Energie rede, so ist damit noch keineswegs gesagt, daß man nunmehr verschwenden dürfte. Im Gegenteil: nunmehr heißt es mit dem Mindestmaß von Mitteln ein Maximum an Erfolg erzielen. Und das ist oft außerordentlich schwer. Ob ich dabei einen anderen mehr schädige, als nötig, kümmert mich viel weniger, als der Gedanke, daß ich m i c h schädige, wenn ich zu viel Energie verbrauche. Wenn ich etwas erreichen will, überlege ich mir zunächst, ob ich es auch erreichen kann. Es handelt sich hier natürlich nur um große Fragen, denn ob ich über einen Graben springen oder klettern soll ist ziemlich einerlei. Schlimmstenfalls breche ich ein paar Knochen. Aber die heilen ja wieder. Das ist doch sicher besser, als die Mannschaft hält mich für feig, oder gar ich mich selbst. Bin ich mir völlig klar, dann genügt mir dieser Triumph häufig schon. Oft ist es schwierig zu entscheiden, ob die Sache auch den Kraftaufwand wert ist, ob ich sie erreichen m u ß usw. Entschied ich mich endlich für den Kampf, dann beginne ich ihn mit jenem Gefühl der absoluten Überlegenheit, das meistens schon allein den Sieg im Gefolge hat. Dann werden die Mittel reiflichst erwogen und gradatim gesteigert. Ist man mit seinem Gewissen im Einklang, dann handelt man sittlich. Und dann wird man auch, wenn man keine stärkeren Mittel brauchte, als die Lage erfordert, siegen. Jedenfalls weiß dann der andere, daß es auf Biegen oder Brechen steht. Es müßte schon etwas Außerordentliches passieren, wenn man dann noch nachgibt.

Aber eines muß man tun: immer Brücken bauen.

Erst goldene, dann silberne, dann eine schwankende Hängebrücke, schließlich wirft man dem Ertrinkenden noch ein Seil zu und nur, wenn er auch das nicht nehmen will, überläßt man ihn seinem Schicksal. Der andere soll Triumphe feiern, soviel er nur will, wenn ich nur den Sieg und den Siegespreis einheimse. Und was das ist, kann der andere ja nie wissen. Denn die allerletzten Ziele verrät in der Regel doch nur ein Tor. Selbst dem intimsten Freunde wird man sie nicht nennen, es sei denn in ganz seltenen Ausnahmefällen, in schwachen Stunden oder aus sittlichen Erwägungen.

Schwerer ist ein Kampf mit uns selbst. Vom Historiker — wie auch vom Richter — wird bekanntlich Objektivität gefordert. Zu erkennen, was objektiv ist, mag manchmal nicht allzuschwer sein, es zu verwirklichen oft desto mehr.

Der Leser wird wohl schon geahnt haben, daß jemand, der so denkt wie ich und auch die Richtigkeit seines Denkens beweisen kann, wofern wir überhaupt Denkgesetze anerkennen, im Jesuitismus seinen Todfeind erkennen muß. Denn er ist das Gegenteil des sittlich Guten, wie er es erkannte. So kam es, daß ich jahrelang, seitdem ich geistig mündig wurde, ja schon in der Kindheit, die Kasuistik des Jesuitismus und die Jesuiten verabscheute und haßte, wie nichts auf der Welt. Ich hätte am liebsten alle totgeschlagen. Als Kind ist man ja noch radikal. Ich war der festen Überzeugung, daß sie aus purer Bosheit, als treue Anhänger des Satans, die Welt mit dem Gift ihrer Unmoral verseuchten, das Volk verdummen und das Vaterland zerstören wollten.

Da kam mir — etliche Jahre bevor ich dieses Werk schrieb — der Gedanke, daß es doch immerhin möglich sei, daß ein Jesuit auch ein anständiger Mensch ist. Gar vieles läßt sich nicht beweisen, vieles auch nicht widerlegen. Dazu gehören vor allem die inneren Erlebnisse, die Gefühle. Und diese werden wohl die meisten bestimmt haben dem Orden beizutreten.

Wenn ich aber die Möglichkeit zugebe, daß der Jesuit das Gute will, daß er von seiner Sache geradeso überzeugt ist, wie ich von der meinen, dann muß ich dieser Möglichkeit auch nachgehen. Und das tat ich; aber es kostete viel Seelenkraft, viele schlaflose Nächte. Denn ich mußte doch immer gegen mich selbst denken! Und heute bin ich so weit, daß ich unbegrenzte Bewunderung vor einem Ignatius von Loyola habe, daß ich im Zweifelsfalle mich vor jedem Jesuiten als Charakter beuge. Aber dann kann man doch als Historiker oder Philosoph nicht mehr hassen. Was für mich in dem einen Falle eine Entwickelungserscheinung ist, betrachte ich im andern als Irrtum und freue mich, daß ich selbst ihm nicht verfiel. Ich kann mich so in ihren Geist versetzen, daß mich jemand für einen Jesuiten halten könnte, wenn er mich reden hört. Im übrigen hat der „Kadavergehorsam" des Jesuiten die größte Ähnlichkeit mit dem des Soldaten, beide die gleiche Grenze: der erstere an der Todsünde, der andere am Strafgesetzbuch. Da sich aber annehmen läßt, daß der Jesuit genau weiß, was eine Todsünde ist, der ungebildete Soldat aber das Gesetz nur höchst mangelhaft kennt, so ist die Gefahr des Mißbrauches durch gewissenlose Vorgesetzte beim Militär weit größer als beim Jesuiten. Und doch liegt auch im „Kadavergehorsam" eine gewaltige Kraft, er ist ein hohes Ideal, nur für mich nicht das höchste. Wer im Kriege jede Kriegshandlung, so brutal sie auch war, ausführte und billigte, war sich wohl nur in den seltensten Fällen darüber klar, daß er im Jesuitismus sein Ideal verehrte. Er ersetzte nur die Kirche durch das Vaterland. Als ich daher während des Krieges einmal einem Divisionskommandeur erklärte, daß ich gewisse Befehle nicht ausführen würde, weil sie meine Seele belasten würden, handelte ich konsequent antijesuitisch. Ich habe daher das Recht den jesuitischen Geist der Opferung des eigenen Gewissens für eine große Sache zu bekämpfen, ein Recht, das dem

„Kulturkämpfer“ fehlt, weil er zwar für ein anderes Ziel kämpft, als der Jesuit, aber in seinem Geiste.

Ich kann mich also auch in den jesuitischen Geist versetzen, ja ihn bewundern, aber bekämpfe ich ihn darum weniger?

Ich hasse auch die Kreuzotter nicht, die mich totbeißen kann, nicht den Anarchisten und nicht den Ketzerrichter. Aber ich werde sie vernichten, wo ich nur kann. Für Stunden, ja für Tage kann ich auch mit der größten Leidenschaft hassen, aber nicht länger. Und während dieser Zeit unternehme ich nichts, wenn es irgend geht. Als Philosoph ist der Jesuitismus für mich nur ein Irrtum, als Mensch erblicke ich in der systematischen Aufhebung der Selbstverantwortlichkeit eine Organisation des Geistes des Bösen. Aber ich füge hinzu: Wir finden den gleichen Geist in sehr vielen Organisationen und müssen ihn auch dort bekämpfen. Ich könnte auch kein Richter sein, weil mir Menschen höher stehen als Paragraphen!

Wie ich die Jesuiten bekämpfen würde? Auf alle Fälle mit den mildesten Mitteln beginnend. Denn es fällt mir gar nicht ein für eine Sache mehr Energie zu verbrauchen, als mir nötig scheint. Aber daß ich bis ans Ende meines Lebens nicht ermatten werde im Kampfe gegen diesen Geist, das hoffe ich. Ich werde mit Hohn und Spott, mit Bosheit oder Logik operieren, denn das sind alles erlaubte Mittel. Aber ich werde die persönliche Ehrenhaftigkeit der Jünger Jesu nicht antasten, nicht mit einem Gedanken. Weit eher jener Jesuiten, die sich so zahlreich außerhalb des Ordens finden, im Protestantismus, unter „Patrioten“ und anderwärts. Und wenn irgendeiner auf eine Ehrenerklärung Wert legen würde, bekäme er sie ohne Zögern, wie im Zweifelsfalle ein jeder Mensch! Ich kann mir sogar vorstellen, daß ich mit einem Jesuiten befreundet wäre.

Denn sie wollen auch das Gute, genau wie ich, aber ein Gutes, das ich für falsch halte. Und die Mittel halte

ich auch für falsch. Ist es aber nicht Pflicht, das als böse Erkannte zu bekämpfen, wo man nur kann, wenn das Gewissen es fordert? Das ist nicht mein Verdienst und ist nicht meine Schuld. Es ist Egoismus, denn ich fürchte Gewissenskonflikte und mehr noch Gewissensbisse. Sehr sogar.

Ich würde den Jesuiten Tür und Tor in Deutschland öffnen. Sie könnten predigen und schreiben was sie wollen, sofern es sich nur irgend mit dem Staatswohl verträgt. Das tue ich aber nicht aus Liebe zum Jesuitismus oder weil eine Partei in diesem Falle zufällig dasselbe Programm hat wie ich. Sondern weil ich es für klug halte. Der Kampf muß sich daher keineswegs gegen die Jesuiten als Personen richten, sondern gegen ihren Geist, ihre Pseudo-Ethik, die aber, ich wiederhole es, oft in weit ärgerer Weise von den Gegnern des Ordens gehandhabt wird. Denn die Erfahrung lehrt, daß man Gedanken nicht mit Gewalt unterdrücken kann. Sie werden dadurch gestaut und brechen den Damm eines Tages und verheeren die Landschaft. Da ist es besser, sie in Kanäle abzulenken. Ihnen ein Ventil zu öffnen. Nichts aber ist so töricht, als Märtyrer zu machen. Denn — so sagen viele und mit Recht — wie gewaltig muß eine Idee sein, wenn man ihr zuliebe auf alle anderen Güter des Lebens verzichtet! Belehren, überzeugen soll man. Und wo das nicht möglich ist, den unwiderlegbaren Witz benutzen. Denn Witz läßt sich nur durch Gegenwitz parieren. Aber der muß dem andern auch einfallen.

So fordert hier die Klugheit Milde. Sie fordert diese aber immer. Milde in Sachen, die uns gegen Verstand und Gefühl laufen, ist jedoch nichts anderes, als Willensstärke gegen uns selbst oder das Resultat, die Folge einer solchen. Der Dank für Leiden. Das ist die Milde der Kraft, wohl zu unterscheiden von der der Indolenz oder Schwäche.

Wer mich verurteilt, weil ich Ignatius von Loyola als sittlich strebenden, klugen und energischen Mann,

als eine der interessantesten Erscheinungen der ganzen Weltgeschichte, bewundere, der seinen Idealen bis zum Tode getreu blieb, der großen Erfolg in der Welt hatte, der unsterblich ist in seinen Gedanken und als Name, der bemühe sich, mich zu verstehen und dann kann auch er stolz sein. Sehr sogar. Er versuche es, die Idee, die er am meisten haßt, gerade so zu verstehen, wie ich den Jesuitismus. Vorher hat er aber kein Recht, gegen mich aufzutreten, denn sonst sage ich ihm, daß ich intelligenter und willensstärker bin als er. Und er muß es sich gefallen lassen.

Der Durchschnittsmensch mit seiner engen Seele hält den Andersdenkenden für dumm, böswillig, oder für beides, weil er unfähig ist, sich einzugestehen, daß man sogar aus gleichen oder doch ganz ähnlichen Voraussetzungen zu entgegengesetzten Schlüssen kommen kann. Der moralische Laie glaubt auch die politische oder religiöse Überzeugung habe etwas mit der sittlichen Reife, deren Erbpächter er ist, zu tun. Darum hält er den Gegner für minderwertig. Dieser Sachverhalt gibt nun ein unfehlbares Mittel in die Hand zur Prüfung des sittlichen Reifezustandes: Man vertrete mit den besten Argumenten die gegnerische Ansicht, so wird der Partner fast ausnahmslos annehmen, man teile sie, da es seinen Horizont übersteigt zu glauben, man könne einer abweichenden Ansicht gerecht werden. Man spreche etwa als Konservativer von den Gründen des Sozialismus, als Protestant für den Katholizismus oder umgekehrt, als Deutscher lasse man den Franzosen oder Engländern Gerechtigkeit widerfahren und man wird von den sittlich Unreifen — also von 99 % — die Frage vorgelegt bekommen: „Sie sind wohl Sozialist, Engländerfreund usw.?“ „Das habe ich nicht gesagt. Woraus schließen Sie das?“ Die sittliche Persönlichkeit aber wird im Gegenteil stillschweigend annehmen, man habe sein Urteil sich erst auf Grund genauester Kenntnis und Prüfung der gegnerischen Argumente gebildet und

besitze die Fähigkeit, diese genau so zu würdigen, als seien es die eigenen. Der Unreife fürchtet dagegen in seiner Überzeugung wankend zu werden, wenn er die gegnerische und ihre Begründung kennt. Diese Prüfung werden nur sehr wenige bestehen, denn es ist schwerer sittliche Persönlichkeit zu werden, als der Laie ahnt.

Um uns die heitere Gemütsverfassung nach Tunlichkeit zu sichern, bedürfen wir des Ausgleiches, der Ventile. Sie wird der ernste Denker und Geistesarbeiter bisweilen in den absonderlichsten Beschäftigungen finden. Er wird wie ein Kind tollen, oder die unglücklichsten Kalauer machen u. a. m. Mich entspannt z. B. ein Lustspiel, eine Operette, leichte Musik, denn tragische Konflikte bringt ja der Beruf zur Genüge mit sich. Entrüstet sich jemand darüber, daß ein Denker, statt in Dramen, in Possen geht, so verrät das recht wenig psychologisches Verständnis. Es sei zugegeben, daß auch das Drama uns in tragischen Zeiten eine Entspannung gewähren kann, wenn man etwa sieht, daß es anderen — ob im Leben oder in der Dichtung, spielt da gar keine Rolle — noch schlechter geht als uns. Ich ziehe die „Fledermaus“ oder die „Lustige Witwe“ vor. Mir ist ein Walzer lieber, als ein Trauermarsch und eine Humoreske lieber, als eine Leichenrede. Und — horrible dictu — in den Mußestunden ist mir die „Fromme Helene“ und der „Heilige Antonius von Padua“ von Busch, diesem tiefen Philosophen und Menschenkenner, oder „Die Biene Maja“ von Bonsels weit lieber, als die tiefgründigste Weltbetrachtung. Ich lache gern. Und wenn das einer nicht verstehen kann, dann ist es nicht meine Schuld. Griesgrämen und verdrossenen Menschen gehe ich aus dem Wege, denn sie bieten mir nichts.

Für unsern Umgang ist entscheidend, wer uns etwas bietet. Das Was haben wir ganz allein zu bestimmen. Der eine Freund mag uns heitere Stunden gewähren, der andere als strebender Mensch uns interessieren und fesseln, der dritte als feinfühlige Künstler- oder Dichter-

seele unser Inneres leicht mitschwingen lassen. Aber jeder muß uns etwas bieten, denn sonst können wir ihn nicht brauchen. Und wenn wir die ganze Garnitur Jugendgenossen wechseln müßten, Milchbrüder und leibliche; der Verkehr des Schaffenden kann nur nach dem Gesichtspunkte der Energieersparnis ausgewählt werden. Daß man sich keine Menschen mit robusten Gewissen aussucht, ist klar. Wenn wir den Inhalt auch über die Form stellen, so bewundern wir darum doch keineswegs rustikale Manieren und grobianisches Wesen.

Innerlich sind wir doch allein, fast immer, da wollen wir wenigstens in Teilen unseres Ichs Verständnis finden. Männer eignen sich dafür meist weniger als Frauen, denn erstere sind von ihren eigenen Angelegenheiten zu sehr erfüllt, zu müde, um aufnahmefähig zu sein, oder sie geben selbst und fordern von uns eine Empfänglichkeit für ihre Gedanken, die uns oft fehlt. Wir wollen uns doch erholen. Frauen aber sind weit aufnahmefähiger, sie danken uns meistens geistige Anregungen, und wir haben dafür ein angenehmes Gefühl der Entspannung. Meine liebe Frau bespöttelte mich immer als „platonischen Don Juan", der einen ganzen Harem brauche. Aber kein Mensch kann doch seiner Frau zumuten, sich immer mit philosophischen und anderen Gedanken füttern zu lassen, andrerseits uns temperamentvollen Menschen aber auch niemand fortgesetzt zu schweigen, oder von alltäglichen Dingen zu reden.

Frauen empfehlen sich auch noch aus einem anderen Grunde: bei ihnen fällt die Gefahr fort, daß sie einen geistigen Raub an unsern Gedanken begehen. Wir geben ihnen etwas, ohne daß sie uns etwas nehmen. Männer aber verstehen uns entweder nicht — wenn sie einen ganz anderen Beruf haben — oder sie sind als Konkurrenten gefährlich. Denn mit dem besten Willen und in der ehrlichsten Absicht eignen wir uns oft den geistigen Besitz eines anderen an und laufen dadurch Gefahr, ihn um das Resultat jahrelanger Mühen zu bringen.

Endlich klärt sich ein Problem schon allein dadurch, daß man darüber spricht, und manche Dame hat mir schon, ohne es zu ahnen, durch eine Frage den größten Dienst erwiesen, eine wertvolle Anregung gewährt.

Sympathische Gesellschaft ist den meisten Schaffenden Lebensbedürfnis. Unter gar keinen Umständen würde ich mit jemand verkehren — schon das Wechseln einiger Worte kostet mich Überwindung —, der mir unsympathisch ist. Denn die Erholungszeit ist für uns ebenso wichtig, wie die der Arbeit, ist ja auch der Schlaf eine notwendige Vorbedingung der Tagestätigkeit. So schätze ich vielleicht einen „Verbrecher" — etwa eine „Verbrecherin wider das keimende Leben", schauderhaft! — im Umgang mehr, als einen Minister, der mir nichts bieten kann oder doch nicht das, wessen ich bedarf. Wenn ein Zusammensein mit dieser „Verbrecherin" oder diesem „Meineidigen" meinen andern Freunden nicht passen würde, dann würde ich mir in aller Seelenruhe überlegen, ob die „Verbrecher" mir wertvoller sind oder die andern, und mit Rücksichtslosigkeit danach handeln und wenn es mich meinen ganzen Verkehr kostete.

Einst las ich in irgendeiner Zeitschrift, daß Frau von Stein eine höchst minderwertige Person gewesen sein soll. Der Verfasser begriff gar nicht, wie sie einen Goethe so viele Jahre lang fesseln konnte. Da lief mir die Galle über. So ein Beckmesser, so ein armseliges Schulmeisterlein sollte doch zu viel Ehrfurcht vor einem Goethe haben, als daß er wagen dürfte, seinen Umgang zu kritisieren. An sich ist es ja ganz gleichgültig, was diese Literatur„forscher" begreifen und was sie nicht begreifen, und kein Verständiger kümmert sich darum. Aber die Anmaßung ärgerte mich. Ich meine immer, daß Goethe besser wußte, was ihm frommte, als der Herr Germanist oder Philologe oder wie er sich sonst noch nennen mag. Ich würde mich scheuen, ein Urteil über Rousseaus Geliebte und Lebensgefährtin zu fällen,

so unsympathisch sie mir ist, weil ich unmaßgeblich meine, daß diese großen Männer wohl besser wußten, was ihnen an einer Frau wertvoll war, als wir. Mag es der Geist, der Geruch, die Stimme oder sonst etwas gewesen sein, was sie fesselte, unsere Sache ist es nicht den Richter zu spielen. Und wenn es diesen Geistesheroen gefallen hätte sich im Schmutze zu wälzen, so haben wir das einfach hinzunehmen und können höchstens versuchen es durch einen Vergleich unserem Verständnis näher zu bringen: Edelobst braucht mehr Dung und Jauche, als Holzäpfel. Im übrigen geht uns das gar nichts an.

Mir sind diese Kritikaster ein Greuel. Sie haben sich in Ehrfurcht zu beugen, wenn Männer wie Goethe etwas tun. Natürlich dürfen sie auch in allen Latrinen herumschnüffeln, aber das halte ich für keine noble Tätigkeit. Das wäre ja noch schöner, wenn solche Männer sich nicht ihren Verkehr suchen dürften, wo und wie sie wollen, ein Recht, das sich jeder Vagabund nimmt.

Aus diesen Literatur „forschern“ spricht derselbe Geist, wie aus ihren Kollegen, die Neuausgaben „gereinigt auf Grund des Manuskriptes“ veranstalten. Diesen Kärrnern scheint noch nie der Gedanke gekommen zu sein, daß man auch im Satz korrigieren kann, daß sie also stolz darauf sind, wenn sie die nach dem Urteil des Autors s c h l e c h t e r e Lesart glücklich wieder hergestellt haben. In solchen Fällen muß ich mich immer daran erinnern, daß diese Leute es ja sicher besser machen würden, wenn sie es verstünden und könnten, und ich freue mich, daß ich durch ein gnädiges Schicksal nicht so dürftig veranlagt bin.

Der Schaffende wird in der Regel eine Persönlichkeit sein und darum unbeliebt. Das vereinsamt ihn ebenso, wie seine Geistestätigkeit und wie sein sittliches Streben. Daher wird mit Notwendigkeit nur eine ganz kleine Anzahl von Personen für den intimen Verkehr über-

haupt in Frage kommen. Hat der Schaffende ein großes Selbstbewußtsein — und das muß er, wie wir sahen, zum mindesten erstreben —, dann wird er auch nur von ganz wenigen Personen geliebt werden wollen. Den anderen erlaubt er es nicht und er hält sie fern, so gut es in seinen Kräften steht. Von den Intimen aber fordert er neben einem Mindestmaß von freundschaftlicher Gesinnung und von Anstand des Charakters zum wenigsten, daß sie ihm das bieten, was er stillschweigend bei ihnen sucht: liebevolles Verständnis, weniger für seine Gedanken, als für das, was ihm angenehm ist, ihm Freude macht. Wer gegen die ungeschriebenen Gesetze der Freundschaft verstieß, hat sich selbst ausgestoßen.

Ich habe beobachtet, daß mich nichts so schnell erholt und den Kräfteausfall so rasch deckt, als das Zusammensein mit Personen, die ich liebe, besonders mit Frauen: meiner Mutter, meiner früheren Frau und noch einigen wenigen Freundinnen, aber auch einigen ganz wenigen Männern. Ich glaube dann manchmal zu fühlen, daß ich ihnen Kraft nehme, als Schwamm oder Salonvampyr, und die andern sind in meiner Gesellschaft, wiewohl sie ihnen angenehm ist, auch meistens in kurzer Zeit ermüdet. Nicht nur, daß ich sie geistig sehr anstrenge, auch körperlich muß ich ermüdend wirken, allein durch meine Anwesenheit. Es gibt aber auch Personen, die mir Kraft zu nehmen scheinen; diese meide ich natürlich.

Dann gibt es auch wieder einige wenige Personen, die mich abstoßen, daß ich geradezu eine Gänsehaut bekomme. Ich glaubte eine Zeitlang, es seien Homosexuelle, aber ich habe mich geirrt. Denn so sehr ich Verständnis für diese Menschen habe und nach meinem Wahlspruch „naturalia non sunt turpia", unsere Gesetzgebung auch in diesem Punkte verurteile, da es niemand etwas angeht, wie ein anderer seine sexuellen Bedürfnisse befriedigt, wofern nicht Wehrlose bzw. Minderjährige

dadurch geschädigt werden, und nicht in die Rechtssphäre eines anderen eingegriffen wird, was aber dessen Sache ist und nicht die meine, so sehr ekelt mir vor der Vorstellung der Urningsliebe.

Cäsar war bekanntlich aller Weiber Mann und aller Männer Weib. Er liebte den Tafelluxus und reiste selbst auf Feldzügen mit Mosaikböden. Das hinderte ihn durchaus nicht dem kranken Freund sein Bett abzutreten, um auf der bloßen Erde zu schlafen, noch auch, wenn die Schlachtreihe ins Wanken kam, selbst den Schild zu ergreifen, um, der Herr des Erdkreises, durch sein Beispiel die Truppen mitzureißen. Das beweist wohl zur Genüge, daß unsere Moral der alten Tanten und Rückenmärker ein Unsinn ist. Es gibt auch sonst noch sehr viele Homosexuelle, die sich auf allen erdenklichen Gebieten ausgezeichnet haben, auch durch große persönliche Tapferkeit. Trotzdem ekelt mir vor dieser Sache. Das ist eine Schwäche von mir, ich weiß es sehr wohl, aber ich bin in diesem Punkte nicht energisch genug sie zu überwinden.

Man kann das ganze Leben lang ununterbrochen Akten rubrizieren und auch publizieren, Handschriften vergleichen, Bilder kopieren und anderes mehr. Schaffen, schöpferisch tätig sein, kann man aber nur s t o ß w e i s e. Der Dramatiker, der Dichter, der Bildhauer oder Erfinder arbeitet mit Anspannung aller Kräfte an einem Werke, nach dessen Vollendung er mehr oder weniger erschöpft zusammenbricht. Unser Leben ist kein Taumeln von Begierde zu Genuß, sondern eingespannt zwischen die beiden Pole der höchsten Kraftentfaltung und völliger Ermattung. Bis wir wieder Kräfte zu einem neuen Werke gesammelt haben, bis eine neue Idee in uns geboren wird und diese dann allmählich an Inhalt wächst, um durch die Form gemeistert zu werden, vergeht oft eine lange Spanne Zeit, Monate oder auch Jahre. W i r schaffen ja nur das Allerwenigste. „Es", der große Unbekannte, den j e d e r

Schaffende kennt, sonst ist er eben nur Geistesarbeiter, bringt das Gute hervor. „Es“ dichtet und malt und musiziert. Aber das wissen ja viele, viele Tausende. Das „Es“ ist nicht lernbar. Wer es nicht hat, besitzt Anlagen, aber keine Talente. Niemand kann etwas dafür, aber die Tatsache ist unbestreitbar. Den Durchschnittsköpfen sei hier zugeflüstert oder auch zugebrüllt, daß sie sich das Begreifen zu einfach machen, wenn sie meinen, bei jedermann kämen die Gedanken mehr oder minder von selbst, also denke „es“ auch bei ihnen. Das ist ein ungeheurer Irrtum, entsprungen dem demokratischen Gleichheitsfanatismus, dem Sich-nicht-beugenkönnen vor höheren Werten und Personen. „Ich denke“ ist qualitativ durchaus verschieden von dem Zustande des „Es denkt in mir“. Wer das an sich noch nicht erlebt hat, weil er zu subaltern ist, hat es eben zu glauben, so gut wie der Farbenblinde, daß es Farben gibt.

Der klassische Typus (nach Ostwalds genialer Klassifizierung), der Schaffende von ruhigerem Temperament und geringer Reaktionsgeschwindigkeit auf Reize, kann viel stetiger arbeiten, als der Romantiker. Dafür ist seine Kraftentfaltung niemals so groß und der Zusammenbruch auch niemals so vollständig. Er spart weit mehr Energie, als wir Romantiker mit lebhaftem Temperament. Künstler, Musiker, Lyriker, Schauspieler müssen Romantiker sein, sonst bringen sie es zu nichts, während Philosophen, Erfinder, Organisatoren ebensogut auch Klassiker sein können. Gegen diese von mir aufgestellte Regel will es nicht viel besagen, daß Uhland zweifellos dem klassischen Typus verwandt war. Wir dürfen nicht außer acht lassen, daß es sich hier auch um fließende Gegensätze handelt. So ist etwa Lessing mit seinem Grundsatz, „alle sieben Tage sieben Zeilen und diese siebenmal in den Papierkorb“, der reinste Vertreter des klassischen Typus, Goethe hingegen ist Romantiker vom reinsten Wasser, ebenso Schiller. Mit der Zuteilung zu einem Typus ist natürlich über den

absoluten Energievorrat eines Schaffenden noch nichts gesagt. Man kann auch als Klassiker sehr produktiv, als Romantiker sehr unproduktiv sein, aber die Pole sind darum doch festgelegt. Der Klassiker entspricht etwa dem kaltblütigen Pferde, der Romantiker dem englischen Vollblut. Es gibt aber auch ganz vortreffliche Kaltblüter, etwa die Percherons oder Pinzgauer, und unter den Vollblütern findet man sehr untüchtige Exemplare.

Diese Abschweifung war nötig, weil es auf der Hand liegt, daß der Romantiker bei seinem lebhaften Temperament und großem Mitteilungsbedürfnis gegenüber dem zurückhaltenden Klassiker ein weit größeres Verlangen nach Verkehr hat. Alles Faktoren, die ihn nötigen auf die Auswahl seiner Freunde den größten Wert zu legen. Denn wenn er auch niemand während der relativ kurzen Schaffensperiode braucht — ich schreibe meine Bücher sehr rasch, so die „Dinge, die man nicht sagt", mein bestes Buch, vom Einfall bis zur Fertigstellung in neunzig Tagen, und zwar jeden Abschnitt in etwa zwei bis drei Stunden —, so doch desto mehr in der weit längeren Periode der Sammlung. Übrigens arbeitete das „Es" nur während ich einige Kapitel dieses Buches schrieb, die anderen waren das Resultat angestrengtester Denkarbeit.

Wir verhalten uns ja überhaupt entweder aktiv oder passiv, aufnehmend oder gebend, positiv elektrisch oder negativ elektrisch, männlich oder weiblich, wie wir es ausdrücken wollen. Wir könnten auch sagen: zeugend oder empfangend. Wenn ich zuhöre, dann muß ich mich wie der Empfänger eines Telegraphen verhalten, denn sonst kann ich das Gesprochene meinem Geiste nicht einverleiben. Rede ich aber, dann bin ich der Geber und die andern müssen Empfänger sein. Nun verhalten wir Schaffende uns während der Entstehung eines Werkes gebend, männlich, positiv. Mir fällt es in einer solchen Zeit sehr schwer etwas zu lesen, kaum die Zeitung. Die Literatur, die man benötigt, wird

nicht gelesen, sondern mit der Absicht etwas ganz Bestimmtes zu finden überflogen. Das Zitat entspricht — der Vergleich ist gut — dem Steinchen, das der Mosaikkünstler in sein Bild einsetzt. Aus welcher Fabrik er es bezieht, ist ihm ziemlich gleichgültig. Den auf der Stufe des Geistesarbeiters Zurückgebliebenen, den Herren Professoren, Bürokraten, Actuariis usw. usw., wird es mit dem meisten, was ich in diesem Buche sage, ergehen wie einem Farbenfabrikanten vor einem Bilde Leibls oder Böcklins: er sieht nur den Farbstoff, dessen Herkunft er kontrollieren kann, und wird finden, daß alles, was ich hier sage, schon längst bekannt ist. Vielleicht wird er auch die Technik des Bildes, des Lernbaren verstehen, aber den Geist Leibls und Böcklins kann nur ein kongenialer Kollege begreifen, kein Farbenhändler und kein Malerlehrling, noch nicht einmal ein tüchtiger Durchschnittskünstler.

In der Erschöpfungsperiode, nachdem man erst soviel an Kräften gesammelt hat, um überhaupt wieder geistig tätig sein zu können, verhalten wir uns empfangend, weiblich, passiv. Das ist die Zeit der Freundschaftspflege, die, in der man Bücher lesen und auch verdauen kann. Nur in solchen Zeiten kann ich lernen und aufmerksam zuhören, nur dann habe ich mein ausgezeichnetes Gedächtnis zur Verfügung, sonst nur für solche Dinge, die unmittelbar mit dem Buche, an dem ich gerade arbeite, zu tun haben, oder für meinen allerintimsten Umgang.

Selbstverständlich ist es bei jedem Menschen ähnlich, nur daß die wenigsten sich genau studiert haben. Natürlich hat jedermann das Recht, sich seinen Verkehr zu suchen, aber nicht jeder kann es. Der Beamte, der Arbeiter usw. ist in ganz bestimmte Kreise gestellt, denen er sich zu fügen hat. Der Schaffende, der doch meistens einen sogenannten freien Beruf hat, befindet sich da in einer besseren Lage. Wir brauchen keinen Menschen, um durch ihn Karriere zu machen, es ist

mir ganz gleichgültig, wie ein Minister über mich denkt, oder ein Mitglied irgendeiner wissenschaftlichen Akademie oder Universität oder wer es sonst sein mag. Immerhin müssen auch wir, zumal wenn wir verheiratet sind, einige gesellschaftliche Konzessionen machen, aber doch möglichst wenige und nur soweit es an der Peripherie des Wesens liegt.

Natürlich gilt für den Arzt, den Rechtsanwalt nicht dasselbe. Denn er braucht eine Kundschaft, muß in fortgesetzter persönlicher Berührung mit ihr bleiben, während wir Schriftsteller durch unsere Werke zum Publikum sprechen und im Privatleben ungeschoren bleiben wollen und auch können. Wir haben nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, uns alle lästigen Menschen vom Halse zu schaffen und wenn es nicht in Güte geht, dann eben mit Gewalt, d. h. unter Appell an das Recht des Stärkeren.

Ich tue grundsätzlich nur, was mir Freude macht und lasse mich da ganz von der Laune oder vom Gefühl leiten. Ich bereue nie etwas und nehme mir nur vor, es ein anderes Mal besser zu machen und ich habe mit diesen Grundsätzen die besten Resultate erzielt.

Wir Schaffenden *müssen* unsere Arbeitskraft erhalten, diese liefert bei heiterer Gemütsverfassung den höchsten Nutzungskoeffizienten, Freude stellt sie am besten her und darum *müssen* wir uns möglichst viele Freude verschaffen. So mache ich mir nicht die allergeringsten Skrupel über eine Flasche Sekt, die ich allein oder in Gesellschaft trinke, ich würde die größten Orgien feiern, wenn sich die Laune dazu regte, und hätte keinerlei Bedenken. Und wenn es mir Freude machen würde, meine Frau zu betrügen, dann würde ich es mit der größten Seelenruhe tun und es ihr entweder verheimlichen oder auch erzählen, ganz nach praktischen Erwägungen handelnd. Denn mir steht mein Beruf höher, als die eheliche Treue. Wer aber anderer Meinung ist, kann ja auch anders handeln.

In der Praxis wird man ja aus anderen Gründen in der Regel seiner Frau treu bleiben, denn man riskiert Ansteckung und andere Unannehmlichkeiten, aber das hat mit Moral nichts zu tun. Denn eine sexuelle Moral gibt es überhaupt nicht, wenigstens nicht für uns, die wir höhere Werte verkörpern, als Packträger und Fuhrleute. Der Wert eines Menschen wird wesentlich bestimmt durch das, was er der Allgemeinheit leistet. Wer mehr leistet, darf auch mehr fordern. Do ut des. Das ist die einzig verständige Moral, die der Zukunft.

Nun habe ich über die Liebe so meine eigenen Gedanken und Erfahrungen und bin zum Resultat gekommen, daß sie ganz genau soviel Freude wie Leid bereitet. Wer keiner starken Leidenschaft fähig ist, wird nie die intensivsten Genüsse der Liebe kennen lernen, aber auch nie ihre Qualen. Das gilt aber nicht nur von der seelischen Liebe, sondern auch von der physischen. Es gibt ein Leidens- bzw. Glücksäquivalent, genau so, wie es ein mechanisches Wärmeäquivalent gibt. Liebe außerhalb der Ehe, wenigstens eine große Leidenschaft, die nicht zur Ehe führt, ist fast immer ein Unglück. Aber eine große Leidenschaft ist etwas Heiliges. Führt sie nicht zu dauernder Verbindung, so ist sie darum nicht als Schuld, sondern als Tragik zu werten. Sind die Altersdifferenzen gering, so daß die Ehe nach dieser Richtung hin wünschenswert ist, verbieten sie aber äußere Ursachen, dann werden beide unglücklich, je mehr, desto größer die Liebe ist. Von den beiden Liebenden wird naturgemäß auch der unglücklicher und bleibt es länger, der leidenschaftlicher liebt. Praktisch ist es daher für den jungen Mann eine ältere Geliebte zu gewinnen, ebenso für die junge Frau, einen beträchtlich älteren Mann, aber das ist größter Egoismus von seiten des Jüngeren und erfordert außerordentliche Seelengröße von der anderen Seite. Denn die Vorteile hat immer der Jüngere selbst bei größter Noblesse der Gesinnung. Schon das

wehe Gefühl zu altern muß der älteren Geliebten qualvoll sein, und zwar desto mehr, je peinlicher der jüngere Teil bedacht ist ein Erkalten der Gefühle zu verschleiern. Der Übergang von Liebe zu Freundschaft, wenn es sich um eine einstige große Leidenschaft gehandelt hat, gehört aber zu den dornenvollsten Problemen des Lebens. Und zwar leidet auch der Jüngere darunter, denn er sieht, wie er Qualen verursacht und hat kein wirksames Mittel in der Hand, sie zu lindern. Deshalb wird er für seinen einstigen Egoismus schwer bestraft und kann sich nur damit trösten, daß er es gut gemeint hat. Ist aber nach schweren Kämpfen von beiden Seiten der Prozeß glücklich beendet, dann gleicht der einstige junge Most der leidenschaftlichen Liebe altem, schwerem, starkem Rheinwein. Und wer eine solche Freundin zu finden das Glück hatte, der wird sie nicht um alle Schätze Kaliforniens preisgeben, und er wünschte sich Königskronen und die Perlen Indiens, um sie der geliebten Freundin zu Füßen legen zu können, als bescheidenen Dank für alles, was sie ihm Liebes erwies.

Ganz anders sind selbstverständlich gelegentliche Seitensprünge zu beurteilen. Es handelt sich um eine flüchtige Befriedigung der Sinne und im ärgsten Falle riskieren wir eine Kugel. Affären aber, die sich mit der Waffe regeln lassen, sind nie die schlimmsten. Der Treubruch und Verrat eines Bruders oder Freundes kann m. E. nur durch Verachtung bestraft oder verziehen werden. Denn mit verächtlichen Individuen schlägt sich ein Ehrenmann nicht.

Wir Schaffende benötigen, wofern wir wenigstens Künstler- bzw. Dichternaturen sind, immer eine kleine Schwärmerei, und zwar eine unglückliche. Das inspiriert uns. Es ist ja eine ganz bekannte Tatsache, daß man jeder Sängerin, jeder Klavier- oder Geigenkünstlerin sofort anhört, ob sie eine leidenschaftliche Liebe hinter sich hatte oder nicht. Ebenso hört man oft, daß erfahrene Kollegen dem jungen Künstler oder Schrift-

steller den Rat erteilen sich zu verlieben, womöglich unglücklich. Nun wird der reife Mann, der die Schwärmerei ja nur als Mittel zum Zweck braucht, zumal wenn er verheiratet ist, sich sehr wohl vor einer großen Leidenschaft hüten, einer solchen wohl überhaupt nicht mehr fähig sein. Doch das ist, wie alles im Leben, eine Experimentalaufgabe. Wir befinden uns in einem Dilemma: um schaffen zu können, müssen wir lieben; wollen wir aber unsere Seelenruhe bewahren, dann gilt es, sich peinlich vor jeder Leidenschaft, vor allem vor dem „Haften", um mit Buddha zu reden, zu hüten. Das ist nur bei schärfster Selbstkontrolle möglich. Hier heißt es vor allem „principiis obsta!", wenn wir uns nicht verlieren wollen, was die starke Persönlichkeit unter keinen Umständen darf.

Die Quelle allen Schaffens ist ja die Liebe, und zwar die Erotik, die aber im Unterbewußtsein schlummern kann. Sie ist auch sicherlich die Wurzel der Freundschaft, wenigstens zwischen Mann und Frau. Wir können nur schaffen, solange wir lieben können. Das weiß jeder Dichter und Musiker, aber auch jeder Maler und Bildhauer. Daß der Schaffende eine oder einige Frauen braucht, ist keine Neuigkeit seit Praxiteles über Michelangelo und Lionardo da Vinci bis in alle Ewigkeit.

Nun gibt es aber nur wenige Personen, die uns inspirieren, die veranlassen, daß das berühmte „Es" in uns schafft. Banausen werden das natürlich nicht verstehen und zu Abhandlungen über den Aorist braucht man es auch nicht. Aber jeder Schaffende höheren Stiles, vor allem jeder Romantiker begreift mich ganz genau. Das gehört eben zu den Dingen, die man erleben muß, fühlen, die nur subjektiv beweisend sind, aber darum wahrer, als die meisten der Logik zugänglichen Dinge. Fast jeder Künstler, wenigstens jeder größere, inspiriert sich, indem er eine Dame anschwärmt, mit der er nie ein Wort gewechselt zu haben braucht. Es ist ja nicht ausgeschlossen, daß sie ihn auch noch

inspiriert, wenn er mit ihr ein Verhältnis hat, aber dann nur, wenn er sexuell nicht völlig befriedigt ist. Denn es ist eine ganz bekannte Erfahrung, daß die Sättigung oder gar die Übersättigung, keineswegs die Ehe, wie man bisweilen hört, das Grab der Liebe ist. Liebe und Liebesgenuß dürfen nicht eine Pflicht, sondern sie müssen ein Fest sein, sonst sind sie drückender, als jede andere Pflicht, und der Mann freut sich, wenn er die begehrliche Frau möglichst bald los wird. Mir persönlich ist, wenn ich mich zu einer Arbeit anregen will, eine kleine Schwärmerei Bedürfnis und ich würde dieses Werk ohne eine große Leidenschaft gar nicht haben schreiben können. Doch darauf kommen wir noch zurück.

Daß es mir nicht besonders angenehm ist von allen diesen Dingen zu sprechen, kann sich jeder vorstellen. Aber die Wissenschaft fordert eben Opfer. Und wenn wir Denker, gegen die jeder Geburtsaristokrat an Hochmut ein schüchterner Backfisch ist, wenn wir uns entschließen jeden Zünftler, Hohlkopf und Monomanen in unser Inneres sehen zu lassen, dann müssen wir dafür sehr triftige Gründe haben. Meint aber jemand, daß ich gegen meine eigene Forderung mit einem Mindestmaß an Mitteln zu wirken, verstieß, dann werde ich diesem Naseweis sagen, daß ich meine eigenen Angelegenheiten besser beurteilen kann, als er und ihm nur wünschen möchte, daß er ebenso genau weiß, was er will, und ebensogut die Mittel kennt das Gewollte zu erreichen, wie ich. Odi profanum vulgus et arceo. Aber es gibt Pöbel unter Hochgeborenen und Aristokraten unter Fabrikarbeitern. Wir können uns ja leider nicht jeden Leser aussuchen, dem wir e r l a u b e n, unsere Werke in die Hand zu nehmen.

Der Selbstbewußte wird den Verkehr mit sich als eine Auszeichnung betrachten, er wird andererseits niemals mehr fordern, als er bietet, sondern im Gegenteil bestrebt sein, jedes Vertrauen mit dem doppelten, jedes liebe Wort mit zweien, jede freundschaftliche Handlung

mit einem größeren Beweise seiner Gesinnung zurückgeben. Daß da nur wenige Personen in Frage kommen können, bringt die Natur der Sache mit sich.

Für uns ist alles das moralisch, was unsere Arbeitskraft fördert, und alles das unmoralisch, was sie lähmt.

Nun ist aber das beste Mittel zur Steigerung des Nutzungskoeffizienten unserer Arbeit die Freude! Wenn ich grundsätzlich nur tue, was mir eine möglichst dauernde Freude macht, so geschieht es, weil ich dadurch intelligenter und willensstärker werde. Ich erkenne besser, was mir dienlich ist und finde eher die Kräfte, das als richtig Erkannte durchzuführen. Wenn ich Gewissensbisse oder Reue haben sollte, dann gebe ich diesem Gefühl unter gar keinen Umständen nach. Das ist für den Schaffenden die höchste Moral. Und wenn mir jemand auf Grund irgendeiner Moraltheorie den Gegenbeweis erbringen kann, dann werde ich ihn bewundern oder er hat mich nicht verstanden und muß sich den Wind des Lebens erst noch tüchtig um die Ohren pfeifen lassen.

Übrigens wurde zu meiner freudigen Überraschung bereits bemerkt, daß meine Ethik neu und bedeutsam ist. Albert Ritter schreibt in der Einleitung zu Gabriel de Mably „Diplomatische Verhandlung" (Berlin 1918): „Die Grundlage, um der Ethik und Moral wissenschaftlich beizukommen, hat erst W. Ostwald mit seiner Lehre von der Energetik bzw. der Energieersparnis geschaffen. Fast Schlag auf Schlag ist dieser außerordentlichen, für wissenschaftliche Anschauung fast umstürzenden Klarlegung die Erkenntnis des Grundgesetzes der Ethik durch Max Kemmerich gefolgt. ‚Für den Schaffenden ist jede Handlung sittlich, die mit einem Mindestmaß von Mitteln ein Maximum von Erfolg verbürgt . . .' K.s Gesetz ermöglicht es, auch die früheren Widersprüche zwischen Individual- und Staatsmoral aufzuklären und fortzuräumen, ohne daß der wissenschaft-

lich Denkende den Vorwurf einer Erfolgsmoral zu predigen überhaupt berücksichtigen müßte.“

Ich persönlich habe die Erfahrung gemacht, daß mir nichts soviel Freude und damit Erholung bereitet, als den wenigen Personen, die ich liebe, Freude und Gutes zu erweisen. Doch das sittlich Gute ist keineswegs immer identisch mit dem Angenehmen, so wenig es angenehm ist, wenn der Chirurg uns den Bauch öffnet, um den das Leben gefährdenden Blinddarm zu entfernen. Aber er handelt gut.

Um gut handeln zu können, darf man oft nicht gutmütig sein. Denn Gutmütigkeit ist zumeist nur eine Schwäche. Immer ja zu sagen ist sehr bequem. Auch das Mitleid muß man häufig unterdrücken. Das tut aber bei Personen, die wir lieben, sehr weh. Denn so wenig sich der Selbstbewußte auch nur einen Pfifferling um das Urteil der Welt kümmert, so viel ist ihm daran gelegen, daß die Personen, nur ganz wenige, die er liebt und die er hochhält, ihn auch verstehen, ihn lieben oder doch schätzen. Sich auch von diesen letzten zu trennen, dürfte das Schmerzhafteste sein, was uns im Leben zustoßen kann. Und doch ist es aus höheren sittlichen Erwägungen oft unvermeidlich. Leider rede ich hier aus eigener Erfahrung. Ich würde lieber ganz allein mit einem treuen Hund durchs Leben wandern, als an Personen gekettet zu sein, die ich nicht mag, und die mich in der Arbeit stören. Man *muß* sein Herz panzern, und wenn es auch noch so schwer fällt, man muß sich suggerieren, daß man auch ganz allein und von allen verlassen den für richtig erkannten Weg gehen wird, und mit den mildesten Mitteln beginnend und vor Selbstvernichtung nicht zurückschreckend, jeden, der uns diesen Weg vertritt, beiseite drängt, oder wenn er nicht nachgibt, vernichtet.

Andrerseits leben wir Schaffenden ja von der Liebe zur Familie, zu Freunden, zum Vaterland, zum edlen Menschentum und zu unserm Berufe. Wenn wir nicht

mehr lieben können, dann sind wir keine Schaffenden mehr. Also auch hier wieder eine Experimentalaufgabe, ein Dilemma, aus dem nur Klugheit und Willensstärke den Ausweg weisen. Um diese aber zu fördern, bedürfen wir der Freude.

Es ist klar, daß wir die ungeheuren Anforderungen, die an unseren Energievorrat, an unsere Lebenskraft, gestellt werden, nicht allein aus uns selbst bestreiten können. Denn die genannten Mittel genügen nicht. Wir bedürfen der Schwimmgürtel im weiten Ozeane des Lebens. Diese Schwimmgürtel aber, diese kostbarsten Quellen unserer Kraft, sind die Ideale.

Jeder Mensch hat Ideale, der eine diese, der andere jene, der eine hohe, der andere tiefe, denn jeder Mensch hat auch Wünsche oder Bedürfnisse. Auf der tiefsten Stufe sind solche Ideale identisch mit der Befriedigung des Hungers und des Geschlechtstriebes. Je höher nun der Mensch steigt, desto mehr wachsen auch seine Wünsche und Bedürfnisse, desto mehr veredeln sich seine Ideale. Letzten Endes geht alles zurück auf das durchaus berechtigte Streben nach individuellem Glück. Aber wie wenige wissen, worin dieses Glück vernünftigerweise bestehen kann! Noch weniger kennen die Mittel, es zu erreichen.

Wie töricht ist es etwa Glück mit Reichtum zu identifizieren! Gewiß ist Besitz ein Gut, ein hohes Gut sogar, und Armut ist schlimm, Nahrungssorgen sind furchtbar. Aber es gibt doch noch eine Reihe anderer Güter, die gewiß dem Reichtum ebenbürtig, ja weit überlegen sind: äußere Ehren, gesellschaftliche Stellung, hohe Geburt, gute Erziehung und Bildung, Selbstbeherrschung, Mut, Gesundheit, gutes Gewissen, Liebe, Freundschaft usw. usw. Das Glück ist eben eine Resultante aus sehr zahlreichen Faktoren. Nur der Monomane kann in keine sittlichen Konflikte kommen hinsichtlich seiner Ideale, nur der Monomane, nur wer ein einziges Gebot als das höchste schätzt, kann auch auf dem Stand-

punkte der zehn Gebote stehen. Das ist ja evident. Je nach Temperament, nach Alter, Geschlecht, Lebensstellung, Neigung, Vorbildung usw. usw. werden die Ideale wechseln oder verschieden sein.

Wer Kaufmann wird, hat sich damit für den Reichtum, wenigstens soweit sein Beruf in Frage kommt, entschieden, was aber natürlich nicht ausschließt, daß er als Privatmann noch sehr viele andere Ideale neben dem Gelde hat. Erwirbt er aber nicht möglichst viel, oder doch jedenfalls so viel, daß er ein gewisses Kapital ersparen kann, dann hat er seinen Beruf verfehlt. Denn er hat seine Fähigkeiten überschätzt.

Nehmen wir nun an, er habe viel Geld erworben. Wenn diese Tatsache ihm zum Glück genügt, dann mag es hingehen und es fällt mir gar nicht ein, ihn der Unmoral zu zeihen. Nur finde ich ihn unvernünftig, denn sonst würde nicht das Bewußtsein des Besitzes ihn befriedigen, sondern vielmehr das Geld als potentielle Energie, die ihm den Genuß anderer käuflicher Güter sichert. Und deren gibt es sehr viele und sehr wertvolle: ich weiß ein gutes Essen, edlen Wein, Eleganz der Wohnung und Kleidung, schöne Reisen in Luxuszügen und schwimmenden Palästen sehr wohl zu schätzen, freue mich, daß ich in der Lage bin meinen Kindern eine gute Erziehung geben zu können, mir diesen oder jenen Luxusgegenstand zu kaufen, im Krankheitsfalle meiner Familie und mir gute Ärzte zu beschaffen u. a. m. Ich liebe den Luxus sehr und brauche darum Geld, viel Geld, und ich bin sehr froh, daß ich es mir selbst verdienen könnte. Ich werde mein ganzes Leben lang so viel Geld zu verdienen suchen, als mir nur möglich sein wird, denn ich bin ein routinierter Geschäftsmann und sehr eitel darauf. Ich bin ein Weltkind und sage mit Goethe:

> Denn dein Herz hat viel und groß Begehr,
> Was wohl in der Welt für Freude wär,
> Allen Sonnenschein und alle Bäume,

Alles Meergestad und alle Träume
In dein Herz zu fassen miteinander.

Nun wird aber kein Mensch behaupten wollen, daß er die wertvollsten Güter: Liebe, Gesundheit, Leben, Seelenfrieden, Schlaf, Intelligenz, Willensstärke u. a. m. kaufen kann. Ich hätte es sonst oft gerne getan, auch wenn ich darum auf manchen Luxus, ja auf manches Bedürfnis hätte verzichten müssen. Kann man etwa Ehre kaufen? Zur Not äußere Ehren, aber das ist doch etwas ganz anderes. Und Schönheit? Und ein Vaterland? Und Treue? Und Wahrheit? Und Milde? Und Gerechtigkeit? Und das lange Leben seiner Eltern? Eine glückliche Zukunft seiner Kinder? Die Gesundheit seiner Frau?

Aber danach strebt doch der Kluge mehr als nach Kaviar und Automobil, wenn er auch, gerade weil er klug ist, diese Güter zu schätzen weiß. Darum ist es klar, daß jeder, der seine Kräfte im Gelderwerb konsumiert, auf einer Vorstufe stehen bleibt.

So sehr sich der Orthopäde, der Chirurg über den Tausendmarkschein freut — und mit vollem Recht, denn er muß leben und dazu braucht man Geld —, so doch sicherlich noch weit mehr über die gute Tat, seine Geschicklichkeit, das Bewußtsein einem armen Kranken geholfen zu haben. Ich werde mich auch freuen, wenn dieses Buch gekauft wird, aber darum schrieb ich es nicht, gewiß nicht. Ich wollte es sogar umsonst tun, hätte am liebsten die Exemplare nur an Bekannte verschenkt, ja ich erwog, es lateinisch herauszugeben. Denn das Beste, was wir geben können zu verkaufen, dagegen sträubt sich das Gefühl. Dazu ist der Kaufpreis zu gering. Aber ich hielt — und darüber freue ich mich jetzt — gegen mein falsches, atavistisches Gefühl an meinem Grundsatz fest, daß jeder Arbeiter seines Lohnes wert ist. Ein tüchtiger Mann verdient auch Geld, denn wir leben nicht in Wolkenkuckucksheim, sondern auf der Erde. Ich habe mich sogar bemüht,

die erste Ausgabe dieses Buches so teuer als nur möglich in den Handel zu bringen und will nie eine billige „Volksausgabe" veranstalten, denn mir graut vor dem Gedanken Modephilosoph zu werden. Daß jeder Ladenschwung, jeder Banause, jede aufgeblasene dumme Gans sich ein Urteil anmaßt; daß wir im Besten, was wir geben, so wenig verstanden, geschweige denn begriffen werden, daß der gedankenlose, aber darum urteilsschnelle Haufe über Probleme richtet, die ihm so fern liegen, wie der Kuh das Tanzen.

Gar mancher tanzt über eine Gletscherspalte, ohne zu ahnen, daß eine ganz dünne Schneebrücke ihn davor bewahrt im Abgrund zu zerschellen. Und solche Helden nehmen dann den Mund am vollsten und behaupten, daß der Alpinismus die harmloseste und ungefährlichste Sache von der Welt ist. Ebenso wird es manchem Leser dieses Buches ergehen, vielen, den meisten, fast allen, und erging es auch tatsächlich. Wie der Jurist haarscharf zwischen Mord, Totschlag und Körperverletzung mit tödlichem Ausgang unterscheidet, der Laie aber nur die Tatsache sieht, daß einer sein Leben gewaltsam verlor, so haben wir eben auch sehr feine Begriffsspaltungen, über die der Laie ahnungslos hinwegliest.

So werde ich mich auch freuen, wenn ich für dieses Buch viel Geld bekomme, wie ich mich freuen würde, und zwar sehr, über eine Rettungsmedaille oder einen Kriegsorden, aber es fiele mir gar nicht ein um dieser Orden willen jemand mit Lebensgefahr zu erretten oder meinem Vaterlande zu dienen. Denn dazu ist mir mein Leben viel zu kostbar. Es wäre mir aber keineswegs zu wertvoll, um ohne jedes Äquivalent nur aus Pflichtgefühl tapfer zu sein. Und doch begreife ich, daß man auch anders denken kann, und es liegt mir ganz fern das zu verurteilen. Wir Schaffenden müssen nun einmal sehr selbstbewußt sein, das bringt der Beruf so mit sich, und darum schätzen wir unser eigenes Urteil höher, als das der anderen. Aber in Gebieten, wo ich noch

eitel bin, da will ich Auszeichnungen: Schießpreise, Orden für irgendeinen glücklichen literarischen Fund, für die Führung eines fremden Potentaten durch eine Galerie und so ähnliches. Denn Orden sind Machtmittel, sie errichten eine Scheidewand zwischen uns und dem profanum vulgus, soweit es nicht selbst Orden trägt. Und Großkreuze, sowie große Ordensbänder vervollständigen die Toilette in vortrefflicher Weise. Und dann will uns doch sicher ein Potentat durch eine Auszeichnung eine Freude machen und wir würden sie ihm verderben, wenn wir sie zurückwiesen. Das wäre aber eine unschöne Handlung.

Wenn wir eben sahen, daß der Reichtum zwar ein Gut, sogar ein hohes und fast unentbehrliches Gut ist, so wird doch kein Vernünftiger behaupten wollen, daß es das höchste wäre. Diese theoretische Erwägung wird durch die Praxis vollauf bestätigt. Denn gerade die Reichsten, ein Carnegie, ein Rockefeller, verwenden einen großen Teil ihrer immensen Vermögen zu Wohlfahrtseinrichtungen, für Bibliotheken, Hospitäler, Universitäten u. a. m. Der Geldbesitz allein befriedigt sie nicht, wie etwa den Geizhals. Andere aber erwerben mit dem größten Kunstverständnis die herrlichsten Sammlungen, sie verschönen ihre Vaterstadt oder sie bauen sich selbst Paläste, wodurch sie vielen Menschen Verdienstmöglichkeiten gewähren.

Andrerseits sehen wir, daß viele erfolgreiche Geschäftsleute, die sich längst zurückziehen könnten, um ihr Alter in wohlverdienter Muße zu verbringen, das nicht tun, sondern die Millionenjagd weiter betreiben. Durchaus nicht um des Geldes willen — sie haben ja weit mehr, als sie brauchen können, und wer Geld verdient kommt kaum zum Ausgeben, wer ausgibt, hat meistens in kurzer Zeit kein Geld mehr — sondern aus Ehrgeiz. Sie wollen die Reichsten sein. Oder weil sie innerlich so arm sind, daß sie nur *diese* Art die Zeit auszufüllen kennen, und sich vor einem Alleinsein

mit sich selbst fürchten. Oder auch, weil sie mit Recht auf ihre Schöpfung, die Organisation des Geschäftes, stolz sind, sich unentbehrlich dünken und es nicht wagen, es dem Sohne zu übergeben. Wie töricht ist aber zumeist letzterer Grund! Dieser gefürchtete Moment tritt ja doch einmal ein, wenn der Tod, eine außenstehende Macht, ihn bestimmt. Aber man ist doch ein Narr, wenn man eine wichtige Entscheidung, die man selbst fällen kann, einem andern überläßt. Warum denn nicht den Zeitpunkt der Geschäftsübergabe selbst bestimmen?

Früher oder später hört das Geld auch beim Reichen, ja gerade beim Reichsten, auf sich mit dem Glück zu identifizieren. Deshalb ordnet sich der Gelderwerb, außer beim Monomanen des Geizes, höheren Gesichtspunkten unter. Allein diese werden nur sehr selten vom Reichen persönlich bestimmt, denn meistens sind die Zügel schon lange seinen Händen entglitten. Deshalb ist der größte Reichtum nicht viel weniger furchtbar, als die größte Armut; denn beide schließen jede andere Tätigkeit, als die Befriedigung des Hungers, nahezu völlig aus. Es sei denn, der Reiche besitzt die sehr große Klugheit und die außergewöhnliche Willensstärke rechtzeitig mit dem Erwerb aufzuhören, um sich anderen Idealen zu widmen. Er kommt also auf einem Umweg zu höheren Idealen. Denn der Reichtum, als das absolut höchste Ideal, ist tiefstehend, trotzdem aber erstrebenswert.

Es handelt sich um folgende Experimentalaufgabe: mit Klugheit das individuelle Existenzminimum zu bestimmen — das ist bei jedem anders, ich brauche viel Geld, ich wünschte mir Millionen und hoffe sie mir auch noch zu erwerben, denn ich will meinen Kindern Wohlhabenheit hinterlassen, weil er mehr Chancen bietet, als Armut — und mit Willensstärke, ohne jede Rücksicht auf Unbequemlichkeiten anderer Art, daran festzuhalten. Das kann aber nur die sittliche Persönlichkeit.

Also ist sittliche Tüchtigkeit auch Vorbedingung zur erfolgreichen Verwirklichung des Ideals des Reichtums,

wofern es das höchste individuelle Glück verkörpert. Und das muß es doch wohl für viele, denn sonst würden sie es nicht zum höchsten Ideal erheben.

Nun, mein höchstes Ideal ist nicht der Reichtum und war es nie. Das ist gar kein Verdienst, denn ich bin in guten Verhältnissen aufgewachsen und habe nur geringe persönliche Bedürfnisse. Ich habe auch noch nie einen Krösus beneidet. Ich beneide überhaupt keinen Menschen, nicht weil Neid unmoralisch wäre — nichts Menschliches ist unmoralisch, das sind alles einfältige Frasen von Pfaffen und Heuchlern —, sondern weil es ein unbehagliches Gefühl ist. Und ich verschaffe mir grundsätzlich nur angenehme Gefühle, denn dadurch erhalte ich mir die heitere Seelenstimmung, der Nutzungskoeffizient der Arbeit steigt und ich habe mehr Aussicht klüger und willensstärker zu werden, als wenn ich mir durch Neid, Ärger, Reue, Gewissensbisse oder sonstige lästige Gefühle die Laune verderbe. Das ist doch sonnenklar. Ich bin nun einmal Egoist und muß es sein, denn das bringt mein Beruf mit sich. Und ich pfeife auf die Moral, oder doch auf das, was ihre Erbpächter darunter verstehen.

Nietzsche sagt einmal, daß wir zu Idealen immer das erheben, was uns fehlt.

Das ist zum größten Teil richtig. Über die Kavalierspflicht der Diskretion werden uns Messalinen sicher am besten unterrichten, über die Tugend der Freigebigkeit die Bettler. Und doch hat Nietzsche nicht ganz recht. Ich war immer intelligent, habe als Kind immer über Büchern gehockt, wenn ich nicht im Wald war, denn ich hatte nie Geschwister und war fast immer ganz allein. Trotzdem ist Klugheit eines meiner höchsten Ideale. Denn Sokrates hat vollkommen recht, daß die „Tugend“ lehrbar sei, und daß es keinem Menschen einfiele das Böse zu tun, wenn er nur genug Klugheit besäße das Gute auch zu erkennen. Aber Sokrates vergaß — keineswegs für seine Person, son-

dern nur für sein System — die Forderung der Willensstärke.

Auch energisch war ich immer, schon als Kind von unbeugsamem Starrsinn, der weder durch Strafen noch durch Belohnungen zu brechen war. Allerdings immer nur in ganz wenigen Punkten. Das Quantum Willensstärke wuchs im Laufe der Zeit und die Ziele wurden vielleicht höher, aber schon in die Wiege wurde mir viel davon gelegt und Erziehung vermehrte sie. Vor allem wurde ich schon sehr früh zu Selbstbeherrschung gezwungen. Heute noch bin ich in manchem sehr stark, in anderem sehr schwach, z. B. gebe ich oft einem Bettler ein Almosen und es verstimmt mich dann immer wieder. Denn Geldgeschenke sind fast stets Danaergeschenke. Das Herz kollidiert eben sehr oft mit dem Verstand und meistens behält ersteres recht, und das ist töricht. Wenn ich nicht gegen mein Prinzip der Energieersparnis verstoßen würde, ärgerte ich mich noch öfter und mehr über mich selbst, als ich es so schon tue.

Schwach bin ich auch oft aus Gutmütigkeit gegen zudringliche Menschen, die mir ein Greuel sind, gegen hysterische Weiber und freche Patrone, die mich in der Arbeit stören oder antelephonieren, wenn ich meine Ruhe haben will. Aber Geschäftsreisende tun mir leid. Die würden alle lieber Coupons abschneiden, und Hysterische sind doch krank und wären sicher lieber gesund, endlich ist es auch begreiflich, daß die Leser den Wunsch haben, einen Autor, den sie schätzen, kennen zu lernen und dabei nicht bedenken, daß sie ihm seine Zeit stehlen. Doch ich werde in Zukunft energischer werden und rücksichtsloser gegen andere, denn meine Arbeit ist ein höherer sittlicher Wert, als die Liebenswürdigkeit. Wenn ich aber Personen schroff zurückstoßen muß, die es gut mit mir meinen und mir Liebes erweisen wollen, dann werde ich mein Herz panzern. Denn ich darf nicht schwach sein und ich will es auch nicht. Nicht weil die andern mich falsch beurteilen könnten, wider-

strebt mir Schroffheit — das Urteil der lieben Mitwelt mit ganz wenigen persönlichen Ausnahmen, ist mir ganz gleichgültig —, sondern weil ich selbst darunter leide, wenn ich hart sein muß. Oder macht es uns etwa Freude, unsere lieben Kinder zu strafen? Mir nicht. Und leider muß es doch zuweilen sein.

Manchmal ertappe ich mich auch auf Schwächen gegen meinen Körper, denn ich liebe die Bequemlichkeit, den Nachmittagsschlaf, die Sonne und die Wärme. Aber gegen körperliches Unbehagen bin ich doch ziemlich energisch, denn ich war viel krank, war sehr viel von Schmerzen geplagt. Daran gewöhnt man sich. Und dann habe ich nach dieser Richtung auch in meinem Vater ein bis heute unerreichtes Vorbild.

Ich habe die Erfahrung gemacht, daß es praktischer ist sich Personen als Ideale zu wählen, als Abstrakta. Man kommt damit recht weit: jener ist mir Ideal der Ritterlichkeit, dieser der Offenheit, ein anderer des männlichen Mutes, ein vierter der Bescheidenheit und so fort. Aber wenn ein solches lebendiges Ideal zusammenbricht und man es in seinem Innern errichten muß, das tut sehr weh. Denn solche Enttäuschungen sind bitter. Und schließlich ist es doch nur unsere eigene Schuld, daß wir so wenig Menschenkenntnis besitzen; es ist uns ganz recht geschehen. Wir lernen dadurch und vervollständigen unsere Menschenkenntnis. Das ist aber ein Gewinn.

Das Ideal der Schönheit sehe ich in Frauen, in Gemälden und Plastiken, ich ahne es in den Dichtern, etwa in Schillers und Uhlands Balladen, in Scheffels Werken, in Mozarts und Beethovens Musik und in alten Kirchenliedern, oder in der Maiandacht der römisch-katholischen Kirche. Das liebe ich alles, während mir Wagner und Richard Strauß in einigen Werken und in vielen einzelnen Partien auf die Nerven fällt. Das ist mir zu geräuschvoll, verstößt zu sehr gegen das Energiegesetz, mit einem Mindestmaß an Mitteln ein

Maximum an Erfolg zu erzielen. Man kann sagen: Wagner und Strauß sind mir zu männlich, Mann bin ich aber selber. Ich will etwas Weibliches, Weiches. Darum mißfallen mir auch dürre lange Frauen. Zur Wiederherstellung des seelischen Gleichgewichtes, zur Erholung suche ich mir — wie übrigens ausnahmslos jeder Mensch, der eine gefühlsmäßig, der andere bewußt — die fehlende Ergänzung. Darum ist mir Botticelli mit seinen schwindsüchtigen dürren Weibern unsympathisch. Denn wir tragen wohl fast in alles und in jedes die Erotik hinein, der eine bewußt, der andere unbewußt. Wir suchen das Gegenteil unseres Wesens außer uns. Der Antialkoholiker ist sicher ein geheilter Säufer und der Sittlichkeitsfanatiker ein verkappter Wollüstling. Man wird in neunundneunzig von hundert Fällen da richtig raten. Denn wenn ich auch oben sagte, daß ich von Haus aus intelligent und energisch war, so doch beides nicht in dem Grade, wie ich es gewünscht hätte. Also ist auch hier an Nietzsches These viel Wahres.

Völlig recht hat Nietzsche mir gegenüber mit dem Mut. Denn ich war als Kind von sieben oder acht Jahren ein großer Feigling und habe mich deshalb immer vor mir und anderen geschämt. Deshalb hat Mut von jeher zu meinen Idealen gehört.

Denn ein Mann ohne Mut ist etwas sehr Klägliches. Es gab auch Zeiten, in denen ich die größte Todesfurcht hatte und dann habe ich Gefahren aufgesucht, wie ja manche, die sich im finstern Walde fürchten, durch lauten Gesang sich zu betäuben versuchen. Allmählich gelang es mir, ohne an Gott oder Unsterblichkeit zu glauben, die Todesfurcht zu besiegen. Denn wenn man nicht selten in gefährlichen Situationen aller Art war, gewöhnt man sich daran und der Tod verliert seine Schrecken.

Und doch braucht man den Tod nicht zu fürchten und fürchtet doch das Sterben, die Todesart: Mastdarmkrebs, von Zuhältern ermordet zu werden, in einer

Gletscherspalte durch Hunger und Kälte umzukommen und anderes mehr. Wer das aber alles nicht fürchtet, wer sich vor gar nichts fürchtet, der hat keine Phantasie und keinen Selbsterhaltungstrieb und belügt sich zudem selbst. Denn die Furcht ist der natürliche Warner vor Gefahr, eine Schutzmaßnahme der Natur zur Erhaltung des Individuums, wie das Gewissen eine solche ist zur Erhaltung der Art. Übrigens stellte ich während des Krieges Selbstbeobachtungen über Mut und Feigheit an. Nie kam ich ins Feuer, ohne mich vorher gefürchtet zu haben und stets bewahrte ich im Feuer selbst meine volle Ruhe. Die würgende Angst im Halse befiehl mich in allen Jahren an der Front niemals, wohl aber oft ein schleichendes, höchst unangenehmes Furchtgefühl; die erstere kann man durch einen starken Willensakt sofort beseitigen, das letztere wird uns zwar nicht lähmen, es ist aber auch nicht durch einen einmaligen Willensakt zu bezwingen. Ich fragte viele der Tapfersten über ihre Selbstbeobachtungen, die sich mit den meinigen decken. Es ist nicht so wie der Heimatheld am Stammtisch wähnt, daß der Tapfere sich nicht fürchtet — wer das behauptet lügt oder er war nie in gefährlichen Lagen —, sondern daß er seiner Furcht Herr wird. Übrigens lernt man in einem langen Kriege die Intensitätsgrade der Gefahren recht gut abschätzen und fürchtet sich vor vielem später nicht mehr. Aber ich lernte niemanden kennen, der sich an ein Granatfeuer, das für ihn gefährlich wäre, gewöhnt hätte. Nur Zeitungsschmierer „jauchzen ihm entgegen". Ich halte es daher für unmöglich, sich die Furcht vollkommen abzugewöhnen.

Als ich, der ich den Reiz der Gefahr sehr genau kenne und mich manche Gefahren anziehen, wie der Magnet das Eisen, nicht weil ich das Leben nicht liebte, sondern weil ich durch mein Temperament eine Kampfnatur bin, mich genügend geprüft hatte, da versank das Ideal des Mutes allmählich ins Unterbewußtsein.

Ich weiß sehr gut, daß man einen Schwerthieb suchen und einen Nadelstich fürchten kann. Wir sind eben nicht immer gleich, haben Launen und Stimmungen, das körperliche Befinden spielt eine große Rolle, bald lieben wir das Leben und bald ersehnen wir den Tod. Wir sind eben Menschen und keine Maschinen. Wer das aber bezweifelt, der sollte sich nur besser studieren; denn wenn er auch als Individuum vielleicht kein besonderes Interesse verdient, so doch sicherlich als Naturobjekt, als wissenschaftlicher Fall, als Exemplar. Und wenn er so oft in Lebensgefahr war und sein Körper so manche Spuren davon aufweist, wie meiner, dann darf er mitreden.

Da verfiel ich durch „Zufall" — was ich unter Zufall verstehe, habe ich in meinen „Prophezeiungen" auseinandergesetzt — wieder in den alten Fehler. Das kam so:

In den ersten Novembertagen 1912, als bei uns Kriegsgerüchte umliefen, und ich mich auf einen Feldzug, mit dessen Möglichkeit ich rechnete, vorbereitete, mich sogar darauf freute, weil die große Abrechnung ja doch kommen mußte und ich dabei sein wollte, auch gut im Training war, kam bei Tisch das Gespräch auf den Krieg. Meine Söhnchen von vier und siebeneinhalb Jahren waren neugierig und der ältere fragte mich, ob ich denn auch mitginge. „Ja, natürlich."

„Kannst du denn totgeschossen werden."

„Gewiß, wir alle, denn der Krieg ist eine ernste Sache." Mein Ältester fragte:

„Muß ich denn auch einmal in den Krieg, kann ich denn nicht verreisen?"

„Gewiß kannst du das, in die Schweiz, oder nach Amerika, wann und wohin du willst."

„Warum verreist du denn nicht, lieber Papa?"

„Weil ich dann ein ganz erbärmlicher Wicht wäre, der sich vor sich selbst schämen müßte, weil dann jeder Feigling ‚verreisen' würde, und dann hätten wir niemand

mehr, um unser Haus und die Großeltern und die liebe Mama und deine Lehrerin und die liebe Marie und deine Schulfreundinnen zu verteidigen. Und euch würden wilde Männer aufspießen.“

Die Kinder wurden unruhig, schämten sich wohl auch und ich fuhr fort: „Kein Mensch ist gezwungen, in Deutschland zu bleiben. Wer aber hier bleibt, der ist gezwungen die Gesetze zu befolgen. Und wenn die ihm im Frieden gut genug waren, um im Vaterland zu leben, Geld zu verdienen, sich von der Polizei beschützen zu lassen, alle Annehmlichkeiten und Güter eines Rechtsstaates zu genießen, dann muß er sich in schlechten Zeiten dafür dankbar beweisen. Ihr habt euch das nicht überlegt.“

Damals dachte ich viel und gern an den Krieg, wie man ihn sich in Friedenszeiten vorgestellt hatte. Das muß ja herrlich sein, an der Spitze einer Eskadron in den Feind zu reiten. Wenn ich weiß, daß jeder Mann hinter mir nur ein Stückchen von mir ist, will, was ich will, fühlt, was ich fühle, mich liebt und fürchtet. Und dann das Schnauben der Pferde bei der Attacke, das Klirren der Waffen, das Stampfen der Hufe, das schrille, durch Mark und Bein gehende Trompetensignal, das Flattern der Fähnchen, das Hurrarufen und der feste Wille: da stoße ich durch und reite alles über den Haufen, was sich mir in den Weg stellt, und wenn es eine Division ist. Ich komme durch oder werde erschossen.

Damals sagte ich mir oft die Verse des Horaz:

> Dulce et decorum est pro patria mori:
> mors et fugacem persequitur virum
> nec parcit imbellis iuventae
> poplitibus timidoque tergo.

Oder auch den griechischen Vers von Tyrtäus. Hätte mich damals einer wegen meiner Denkweise gelobt, dann würde ich ihn wahrscheinlich sehr erstaunt angesehen haben und hätte mich wohl auch darüber geärgert, daß er mir so wenig Patriotismus zutraut.

Aber als Sieger heimzukehren ist noch schöner. Und warum soll ich denn erschossen werden? Ich wäre ein schlechter Philosoph, wenn ich den Tod fürchten würde, aber ein noch schlechterer, wenn ich nicht gern am Leben bliebe, falls ich das so einrichten kann. Und das würde ich doch auf alle Fälle versuchen. Weil ich gern lebe, und weil dem Vaterlande gar nicht damit gedient ist, wenn es große Verluste hat. Dieses Prinzip Verluste nach Tunlichkeit zu vermeiden, habe ich streng durchgeführt, grundsätzlich nicht mehr Leute Gefahren ausgesetzt, als unbedingt nötig war, und dasselbe natürlich auch hinsichtlich der Chargen und für mich selbst gehandhabt. Was das „Eiserne Bataillon" des I. bayr. Fußartillerie-Regts., in dem ich eine Munitionskolonne führte, und zwar im März 1916 bis auf 200 m hinter unsere Infanterielinie, die am Gegner lag, heran, bei Verdun geleistet hat, gehört der Kriegsgeschichte an. Ich bewunderte das Pflichtgefühl meiner Leute, die in meinen Geist eingedrungen waren und aus sich und ohne ständige Kontrolle ihre Pflicht taten. Dies Prinzip der Energieersparnis hat sich also auch im Felde bewährt.

Die Notwendigkeit der Ideale ist jedem klar, der denken gelernt hat. Aber wenn mehrere kollidieren, wenn wir schwanken, welches für uns das höchste ist, worauf wir lieber verzichten oder, anders ausgedrückt, was zu tun uns mehr Freude macht, dann entstehen sittliche Konflikte. Und je höher die Ideale sind, desto furchtbarere. Da können dann sehr leicht Situationen eintreten, in denen das Leben in unsern Augen jeden Wert verliert. Dann sehnen wir uns nach einem erfahrenen, klugen, gütigen Berater. Aber meistens werden wir mit uns ganz allein fertig werden müssen. In solchen Zeiten möchte ich mit Antialkoholikern oder Sittlichkeitsaposteln tauschen, überhaupt mit jedem Monomanen. Ja manchmal möchte man den Stein beneiden, denn da er nicht fühlt, hat er auch keine Leiden.

Mein Bestreben war immer, alles Menschliche be-

greifen zu lernen. Aber das ist überaus schwer. Ich dachte mir schon seit ziemlich langer Zeit, daß ich so weit wäre. Doch ich hatte mich geirrt, wie mir folgendes Vorkommnis bewies:

Ein bekannter Herr, den ich als intellektuell und sittlich hochstehende Persönlichkeit sehr schätze, sagte mir einst gesprächsweise, daß er nur Verstand und Sinne besäße, ganz und gar kein Herz. Von seiner Frau fordere er durchaus keine Liebe, sondern nur Gehorsam. Ich entgegnete, daß man selbstverständlich Liebe nicht fordern, sondern nur erwerben könne, und daß mancher Ehemann, der über seine ungetreue Gattin, die „Ehebrecherin" loszöge, viel besser daran tun würde zunächst die Fehler bei sich selbst zu suchen. Denn keine Frau, wenigstens keine normale Frau, würde sich den Gefahren eines Ehebruches aussetzen, wenn sie ihren Mann liebte, und ihre sexuellen Bedürfnisse innerhalb der Ehe befriedigt würden. Anderseits sei es gar kein Kunststück, mit einer Frau zufrieden zu sein, die uns blindlings folgt.

„Da irren Sie sich, wenn Sie meinen, daß ich meine Frau tyrannisiere. Sie hat die allergrößte Freiheit, und es gibt nur ganz wenige Punkte, in denen ich blinden Gehorsam fordere, z. B. fordere ich absolute Wahrheit."

„Dann lieben Sie ihre Gemahlin aber doch sehr, denn Sie wissen ganz genau, daß Sie sie damit vor törichten Schritten zurückhalten und ihre Freiheit vielleicht mehr binden, als durch Verbote."

„Nein, ich liebe meine Frau überhaupt nicht. Sie sorgt für mein leibliches Wohl und für Befriedigung meiner Sinne; aber ich achte sie sehr. Und ihre Freiheit ist auch viel größer, als Sie ahnen. Sie dürfte ohne weiteres Verhältnisse anfangen, so viel sie wollte, müßte mir aber alle Vorgänge genau beschreiben, weil mich das nur noch sinnlicher machen würde."

Ich war starr und freute mich sehr über meine Selbstbeherrschung, die mich in großen Sachen wohl nur sehr selten im Stich läßt. Denn mir war, als schlüge mir jemand

mit einem Hammer vor den Kopf. Ich wußte ja sehr gut, daß die Gattin dieses Herrn ihm treu war. Aber daß man so denken und fühlen kann!

Ich sann viel darüber nach, fand, daß die erotischen oder sexuellen Anomalien weit komplizierter und mit dem innersten Seelenkern zusammenhängender sind, als der Sittlichkeitsapostel, Psychiater oder ein anderer Schablonenmensch, der von unserer Seele auch nichts versteht, ahnt, und habe jetzt den Schlüssel gefunden: was muß dieser arme Mann unter seinem Herzen gelitten haben! Wie muß er diese oder eine andere Frau geliebt haben, ohne Verständnis gefunden zu haben! Er macht sich nur selbst weiß, daß solche Erzählungen der eigenen Frau und Mutter seiner Kinder ihn sinnlich machen würden. Das mag ja nebenbei der Fall sein, aber es ist keineswegs die Wurzel. Wie muß eine Frau uns l i e b e n , wenn sie solche Dinge erzählt! Denn jede Frau hat Schamgefühl, wie Havelock Ellis in seinem Werk „Geschlechtstrieb und Schamgefühl" nachweist. Selbst die Prostituierten besitzen noch einen Rest davon; sie weigern sich etwa, ihre schmutzigen Füße zu zeigen. Das Schamgefühl ist ebenso unausrottbar wie die Furcht, die Liebe, das Mitleid. Nur der Umfang ist verschieden, und die Teile des Körpers oder der Seele, die sein Objekt bilden, differieren bei den verschiedenen Völkern oder Personen. Aber ich bin felsenfest davon überzeugt, daß es keine Dame gibt, der es Freude machen würde ihrem Manne solche intime Dinge zu erzählen. Das wäre durchaus nicht unmoralisch, denn wie ich schon sagte, gibt es überhaupt keine sexuelle Moral, nur Erwägungen der Hygiene, der Ästhetik oder des Nützlichen, jedoch weder gut noch böse. Wie muß sie einen Mann lieben, um ihr Schamgefühl so zu besiegen, wenn er alles wissen will, wie müßte sie ihn hassen, wenn sie ihm aus freien Stücken derartige Dinge mitteilte! Denn Liebe und Haß sind ja nur verschiedene Erscheinungsformen der gleichen Energie.

Der Mann tut mir jetzt sehr leid. Er muß Furchtbares durchgemacht haben. Und ich dankte dem gütigen Schicksal, daß es mir diese Prüfung erspart hat.

In den Sadismus sich einzufühlen ist sehr leicht: ein Mann hat Kraftgefühl, das ihn reizt jeden Widerstand zu brechen. Wenigstens will ich das in Dingen, die mir wichtig erscheinen. So würde ich, als Fanatiker der Disziplin, eine Meuterei im Heere mit rücksichtsloser Strenge unterdrücken und es wäre mir ganz gleichgültig, ob ich ein Dutzend zu viel erschießen lasse; das ist immer noch besser, als ein Dutzend zu wenig. Denn das Heer ist Schild und Schwert des Staates; das Fundament des Heeres aber die Manneszucht. Der Staat hat einen höheren sittlichen Wert, als ein paar hundert Meuterer, und es ist viel humaner diese zu erschießen und dadurch eine Schlacht zu gewinnen und vielleicht gar das Vaterland zu retten, als sie am Leben zu lassen und das Staatswohl zu gefährden. Als Feldherr ist das für mich die höchste Moral, und es ist durchaus kein Widerspruch — wenigstens nicht für denkfähige Köpfe —, wenn ich als solcher meinem Gewissen folgend so handle und doch als Privatmann keiner Fliege etwas tue, solange sie mich nicht belästigt, ja wenn ich sage, daß ich höchstens ein schlechtes Gewissen hätte, wenn ich ein Dutzend zu wenig erschösse. Hätten unsere Gerichte, wie etwa die der Franzosen, rechtzeitig nach diesem Rezept gehandelt, dann wäre wahrscheinlich unser Zusammenbruch, sicherlich aber die schauderhafte Form, die er im Herbst 1918 annahm, verhütet worden. Unsere falsche Humanität war eine der Ursachen der Katastrophe. Dazu gehört auch die Abschaffung des Anbindens, der einzigen im Felde sofort vollziehbaren, wirksamen Strafe. Durch ihre Verhängung „wegen Betrunkenheit vor dem Feinde“ rettete ich einen meiner Leute, der im Rausch einen Unteroffizier geschlagen hatte, vor Zuchthaus oder Todesstrafe, ohne dadurch die Disziplin zu gefährden. Gewiß handelte ich un-

gesetzlich, aber mit dem mildesten wirksamen Mittel, und darum sittlich. Über Mittelarrest, der ja gar nicht vollziehbar war, hätte man nur gelacht, und meine Autorität wäre untergraben gewesen. Ohne Anbinden hätte ich den Mann vor das Kriegsgericht bringen müssen, was ich auch in Zukunft tun würde. So wirkt die Gefühlsduselei eines kurzsichtigen und nach Volksgunst haschenden Reichstages in ihren Folgen als Härte. Daß die Mannschaft dagegen ein feines Gefühl für die Notwendigkeit der Strenge besitzt, lehrte mich der lange Krieg, für mich eine geradezu glückliche Zeit, weil ich wohl noch nie von so viel Achtung und Liebe umgeben war.

Was für mich als Philosoph nur Irrtümer sind, was ich als Historiker als geschichtliche Erscheinungen mit derselben Seelenruhe betrachte, wie Erdbeben oder vulkanische Ausbrüche, was ich als sittliche Persönlichkeit entschuldige, verzeihe oder gar billige, kann mich als Patriot empören. Unser Ich kann sich eben sozusagen spalten. Das hat ja jeder schon an sich selbst beobachtet. Aber erst wer den Segen des Leidens an sich erfuhr, kann das, was ich hier sage, auch innerlich erleben.

Also: der normale Mann ist stark und das Weib schwach. Findet er Widerstand, dann bricht er ihn. So trennt nur eine graduelle Verschiedenheit, eine Leiter, den Normalmann vom Sadisten, dem es Freude oder Genuß bereitet den geliebten Gegenstand körperlich oder seelisch zu quälen, diesen wieder nur eine Skala vom Lustmörder.

Aber auch in den Masochismus sich einzufühlen ist sehr leicht: je ritterlicher ein Mann, desto mehr wird er darauf bedacht sein den Wünschen der geliebten Frau Rechnung zu tragen. Sei es in eroticis oder im bürgerlichen Leben. Denn er kann nicht genießen, wenn er sich denkt, daß die Geliebte es nicht auch tut; ein Opfer anzunehmen verbietet ihm sein Selbstgefühl, seine Ritterlichkeit. So begreife ich sehr gut, wie das unglückliche Opfer der Allensteiner Tragödie nicht wie-

wohl, sondern gerade w e i l er ein ganzer Mann voller Ritterlichkeit war, so traurig enden mußte. Einem Gefühlsproleten, einem brutalen Wollüstling wäre das keinesfalls passiert. Der Schritt aber von der Besorgnis dem geliebten Gegenstande weh zu tun, bis zum Genuß im Bringen von Opfern ist gar nicht groß. Auch hier eine Skala, die bei Ritterlichkeit beginnt und bei der größten Selbstdemütigung, ja bei Totschlag endet. Jeder Mann, der seine Frau liebt, ist in gewissen Fragen Pantoffelheld, in anderen Haustyrann, hier Sadist, dort Masochist.

Das hat, sofern wichtige Interessen anderer nicht unnötigerweise geschädigt werden, selbstverständlich mit Moral gar nichts zu tun. Ich würde nicht das allergeringste Bedenken tragen sadistisch oder masochistisch zu lieben, wenn es mir Genuß bereiten würde. Läßt es sich die Dame gefallen, dann ist ja alles in schönster Ordnung; und wenn es ihr nicht paßt, dann wird sie sich schon wehren. Und wenn sie dazu zu schwach sein sollte, dann muß ich mich eben entscheiden, ob mir Ritterlichkeit höher steht oder mein sexueller Genuß. Was ist für meine Arbeit und zur Erhaltung meines Selbstgefühls wertvoller? Wenn ich mich für den sexuellen Genuß entscheide, dann geht eben sie an mir oder ich an ihr zugrunde. Wer der Stärkere ist. Das ist der Kampf ums Dasein, der mit den mildesten Mitteln beginnend nicht vor der eigenen Vernichtung, aber auch nicht vor der des Gegners zurückschreckt. Das ist für den Schaffenden die höchste Moral. Und nachdem wir höhere sittliche Werte in staatlicher, biologischer und soziologischer Beziehung repräsentieren, als Bräuknechte, Marktweiber und Tagediebe, so ist es vielleicht überhaupt die höchste Moral. Jedenfalls hätte die Allgemeinheit einen Schaden, wenn sie uns verliert, und vielleicht einen Nutzen, wenn die Frau vernichtet wird.

Es ist gar nicht so schwer sich in eine Drutnatur (nach dem Roman von Hermann Bahr, den ich nur

aus Erzählungen kenne), eine Strindbergische Frauengestalt, in Frau von Schönebeck, die Heldin von Allenstein, oder die Gräfin Tarnowska, die in Venedig durch einen großen Prozeß so berüchtigt wurde, einzufühlen. Hier handelt es sich meist um ältere Frauen, die fürchten müssen, daß der Gegenstand ihrer Liebe sie satt bekommt, wenn sie sich ihm körperlich hingeben. Deshalb markieren sie Krankheit, oder äußerste Sittenstrenge, oder beides. Da sie nun aber auch dann und wann erotische Bedürfnisse haben, befriedigen sie diese anderwärts, natürlich so geheim wie nur möglich. Denn wenn ihr Geliebter davon erführe, würde sie seine Achtung und Liebe verlieren und daran womöglich zugrunde gehen. Sie freuen sich außerordentlich über Selbstdemütigungen des Geliebten, weil sie daran ihre Macht messen, und sie freuen sich desto mehr, je klarer es ihnen wird, daß derselbe Mann, der ihnen zu Füßen liegt und um ein Nichts fleht, schönere und jüngere Frauen scharenweise erobern könnte. Solche Frauen sind Bestien, aber daß sie so wurden, ist menschlich zu verstehen. Jeder Frau macht es Freude von möglichst vielen und möglichst bedeutenden Männern gefeiert zu werden, und zwar mit einem Mindestmaß an Unkosten. Da ich nun die Gefahren eines solchen Spieles kenne, ist mir jede raffinierte Koketterie verhaßt und ich freue mich, daß ich nie eine Frau ins Unglück stürzte. Denn auch Männer können Drutnaturen sein. Und das würde ich an mir ebenso verabscheuen, wie ich es bei andern begreifen kann.

Doch zurück zu den Idealen!

Daß der Schaffende ihrer bedarf, daß er sein Leben dem Schönen oder dem Wahren opfern muß — soweit ihn nicht Pflichten gegen das Vaterland und Familie zeitenweise oder vielleicht auch dauernd zu Kompromissen zwingen, ja aus sittlichen Erwägungen ihm große Opfer in seinem eigentlichen Berufe auferlegen — haben wir deutlich genug auseinandergesetzt.

Nun tritt früher oder später der Moment ein, in dem wir uns einbilden, daß die Ideale nicht für uns, sondern wir für sie da sind. Wir stehen wieder vor einer Experimentalaufgabe: wie hoch müssen meine Ideale sein, daß sie mich fördern; wie hoch darf ich sie wachsen lassen, damit sie mein Selbstbewußtsein nicht untergraben, indem sie mir allzu deutlich die Unzulänglichkeit meiner Mittel vor Augen führen?

Wieviel darf ich mir zumuten, ohne mich völlig aufzureiben und vorzeitig abzunutzen? Wie lange darf ich mich ausruhen, ohne Gefahr zu laufen mein Lebensziel zu verfehlen?

Es ist ja klar, daß wir um so mehr von uns fordern, je mehr wir schon erreichten, denn sonst würden wir ja stehen bleiben, d. h. zurückgehen oder gar ganz aufhören Schaffende zu sein.

Den Augenblick des Ausspannens, den Moment richtig zu erkennen, in dem wir uns — während wir zu allen anderen Zeiten daran festhalten müssen, daß wir um der Ideale willen da sind — entschließen, sie vorübergehend über Bord zu werfen ist ungeheuer schwierig. Meist finden wir nicht mehr die Willenskraft uns frei zu machen und gehen dann an unseren Idealen, den Geschöpfen unserer Phantasie — denn weiter sind sie doch nichts — zugrunde. Hier hat ein guter Freund, ein bewährter Hausarzt, die Frau oder Mutter einzugreifen, denn leicht kann es sonst für immer zu spät sein.

> Alle Menschen, welche uns neue Möglichkeiten der Voraussicht des Prophezeiens eröffnen, nennen wir große Männer in dem Maße, als die Wichtigkeit und der Umfang der durch sie ermöglichten Voraussagungen zunimmt.
>
> Wilh. Ostwald.

Viertes Kapitel

Das Genie und die Entwicklung ins Geniale.

Über das Geniale herrschen sehr verworrene Vorstellungen, die, meines Dafürhaltens, sämtlich falsch sind. Das ist kein Wunder, wenn man die einschlägige Literatur und ihre Produzenten kennt, die alle, weil sie selbst nicht Schaffende hohen Stiles sind, so äußerlich, handwerksmäßig und subaltern, wie nur möglich, die Frage behandeln. Immerhin sei auf das zwar gleichfalls aus der Froschperspektive geschriebene, aber als Materialsammlung wertvolle und zu meiner Darstellung manches aus persönlichen Bekenntnissen beisteuernde Werk von Karl Birnbaum „Psycho-pathologische (!!!) Dokumente“ (Berlin 1920) hingewiesen. Darin aber, daß das Genie etwas Originales, Neues hervorbringen müsse, sind sich alle einig, ebenso, daß die Phantasie die conditio sine qua non ist. In allem Übrigen dürften aber die Meinungen auseinandergehen. Und das ist auch ganz begreiflich, nachdem der Übergang von den Anlagen zu Talenten ebenso fließend ist, oder vielmehr scheint, wie der von Talenten zum Genie.

Zunächst kann eine einzelne Leistung genial sein, ohne daß der Mensch, der sie hervorbrachte, darum Genie genannt werden darf. Es fällt uns doch auch nicht ein einen Mann einen Dichter zu nennen, weil ihm einmal ein paar Verse gelangen, oder jemanden

Meisterschützen, weil er einmal — vielleicht mit dem einzigen Schuß, den er in seinem ganzen Leben abgab — ins Zentrum traf. Wir müssen also scharf die Leistung von der Person, die sie hervorbrachte, trennen.

Genial können wir einen Gedanken, eine Entdeckung oder Erfindung nur nennen, wenn sie zugleich neu und bedeutend ist. Die Persönlichkeit aber, wenn sie etwas für sie selbst Neues und — was wesentlicher ist — zugleich Schöpferisches hervorbrachte. Ist es zugleich auch für die Welt neu, dann hatte er Glück.

Wie es vier Erklärungsmöglichkeiten für die richtige Ermittelung eines zukünftigen Ereignisses gibt: Zufall, Berechnung, zeitliches Fernsehen oder die Geisterwelt, also der Modus entscheidend ist, so auch bei der genialen Leistung. Die Art des Zustandekommens gibt den Ausschlag. Alles andere tritt an die zweite Stelle.

In der Regel wird ja — das liegt auf der Hand — auch nur das Genie Geniales erzeugen, und es gibt eine ganze Menge von Schöpfungen, die ihrer ganzen Natur nach einen Zufallstreffer ausschließen. Hier kann man ex ungue leonem rekonstruieren. So etwa bei Robert Mayer.

Wir müssen hier einen Denkfehler Ostwalds, der, wiewohl Chemiker turmhoch alle Psychologen und Psychiater von Fach überragt, richtigstellen: nicht das ist für die Genialität einer Person maßgebend, daß der Fund absolut neu ist, sondern daß er für die Person, die ihn macht, neu ist, aus ihr selbst geboren wurde. Diese Originalität fordern wir vom Genie, keine andere.

Die Maya in Mittelamerika erfanden die Null, eine der größten Geistestaten der Menschheit, und die Inder erfanden sie auch. Wir wissen nicht, welches von diesen Ereignissen früher war, aber wir wissen, daß sie ganz unabhängig voneinander stattfanden. War da nun der Inder das Genie oder der Maya? Ich sage natürlich,

daß es beide waren, und zwar beide — da wir die näheren Umstände der Schöpfung nicht kennen — in ganz gleicher Weise.

Aber wir brauchen gar nicht so weit zu gehen: Daß Newton und Leibniz gleichzeitig und unabhängig die Differentialrechnung ersannen, ist hinlänglich bekannt, ebenso der Anteil von Darwin und Wallace an der nach ersterem benannten großen Geistestat, wie auch Helmholtz und Robert Mayer, aber auch Joule um die Palme der Entdeckung des Gesetzes von der Erhaltung der Energie rangen. Nun will — sagen wir einmal der Zufall — daß Helmholtz noch mehr und anderes fand, Robert Mayer aber nicht; letzterem spricht aber die Geschichte die Priorität zu. Ich halte Helmholtz doch als Persönlichkeit für genialer, als Robert Mayer, die Entdeckung des letzteren aber für eine um vieles genialere Leistung, als alle Entdeckungen Helmholtz' zusammengenommen. Aber beide können als Persönlichkeiten nicht mit Faraday oder Liebig konkurrieren.

Aus dem allen geht, wie mir scheint, zwingend hervor, daß nicht die absolute, chronologische Neuheit einer Entdeckung oder Erfindung entscheidend ist für die Bezeichnung einer Person als Genie, sondern ganz allein der Umstand, daß sie s e l b s t ä n d i g auf den Gedanken kam. Ebenso ist auch der praktische oder ideelle Wert des Gefundenen in keiner Weise dazu angetan einem Urteil über die genialen Qualitäten des Finders zur Grundlage zu dienen. Wohl aber wertet die Welt nach dem Erfolg. Doch dieses Urteil ist, wie fast immer, so auch in diesem Punkte, was die persönliche Seite betrifft, falsch, wenn auch zugegeben werden muß, daß der Wert nach anderer Richtung hin von ausschlaggebender Bedeutung ist.

Ostwald erblickt, wie schon erwähnt, im romantischen Genie das vielseitige mit starkem Temperament ausgestattete, sofort auf alles reagierende, dafür sich

schnell abnutzende und kürzer auf die Nachwelt, stärker auf die Zeitgenossen wirkende. Im klassischen aber den bedächtigen, nach dem Grundsatz Lessings verfahrenden, jeden Gedanken reiflich ausbrütenden, dafür aber minder produktiven und länger wirkenden Typus.

Wiewohl ich die ,,Großen Männer" besitze zitiere ich aus dem Gedächtnis: Man muß von großen Schöpfungen und großen Persönlichkeiten Distanz gewinnen, wie von hohen Bergen.

Ich empfehle daher jedem das geniale, in meinem Unterbewußtsein mehr noch als in meinem Gedächtnis fortlebende Buch zu lesen und mich zu korrigieren. Wem es aber Freude macht, der soll mir nur ja den Vorwurf der Flüchtigkeit machen. Es ist etwas anderes, ob man zum Zwecke einer Spezialuntersuchung eine Urkunde zitiert, oder das die Weltgeschichte treibende Gesetz gefunden zu haben glaubt; das werden aber die Herren Zünftler und Schreiberseelen nicht verstehen.

Ostwald verwahrt sich gegen eine Bevorzugung des einen Typus gegenüber dem anderen und insofern mit vollem Recht, als ja beiden die Menschheit alles zu danken hat, was sie wurde.

Dann ist Ostwald selbst Romantiker und als wahrhaft großer, edler Mensch bescheiden. Ich habe bisher noch wenig geleistet — wenigstens im Vergleich zu ihm — und kann darum unbescheidener sein und ruhig erklären, daß ich dem Romantiker — ceteris paribus — den Vorzug gebe. Wenn daher mein Urteil falsch sein sollte, so kennt der freundliche Leser doch wenigstens den Grund: ich bin selbst Romantiker vom reinsten Wasser.

Aber ich will nun auch die Ursachen nennen, die meines Erachtens dem Romantiker die Überlegenheit sichern. Er ist, ich gebrauchte schon früher diesen Vergleich, der Vollblüter, der Klassiker aber der Percheron. Was ersterer Schlag durch Schnelligkeit bewirkt, leistet letzterer durch Kraft. Wenn wir uns zwei

tadellose Pferde vorstellen, von denen das eine dieser, das andere jener Rasse angehört, so werden wir hinsichtlich der Leistungen keinem von beiden den unbedingten Vorzug geben können: beide sind in ihrer Art sehr schön, sehr leistungsfähig, sehr teuer und unentbehrlich. Der Percheron, das edle Roß der Ritterzeit, trägt und zieht die schwersten Lasten, ist außerordentlich ausdauernd, sehr standhaft und tapfer, entwickelt eine gewaltige Kraft und legt die größten Entfernungen zwar langsam, aber ohne Ermüdung zurück. Dagegen ist das Vollblut nervöser, schneller, es kann in kurzen Minuten, etwa im Rennen über 3000 Meter, seine gesamte Energie verausgaben und damit Maximalleistungen erzielen, wie sie dem Percheron unmöglich sind. Es springt vortrefflich, hat Mut, lernt die hohe Schule, es ist überhaupt der Aristokrat unter den Pferden, jener aber der Athlet. Der Vergleich ließe sich noch viel weiter ausführen.

Und trotzdem, d. h. wiewohl beide in ihrem Bereiche das Höchste leisten und unersetzlich sind, ziehe ich als Pferd schlechthin das Vollblut vor. Denn es kann Schritt gehen und dahinstürmen, es kann auch Lasten ziehen, aber der Percheron kann niemals eine große Geschwindigkeit entwickeln, nicht die hohe Schule lernen und kann auch seine gesamte Energie niemals plötzlich verausgaben. Das Vollblut hat die Geschwindigkeit für sich und der Percheron die Masse, ersteres entspricht etwa dem Leichtgewichtsringer, letzteres dem Schwergewichtsringer.

Deshalb ist der Romantiker der höhere Typus Mensch. Er ist von zwei konzentrischen Kreisen der mit dem größeren Radius, er ist der umfangreichere Begriff, der naturgemäß darum auch weniger Inhalt hat, er kann sich in den Klassiker einfühlen, ihn in sich erleben, während der Klassiker sich nicht in den Romantiker einfühlen kann, oder doch nur sehr unvollkommen.

So kommt es, daß die Klassiker Schnelligkeit der Arbeit mit Flüchtigkeit identifizieren, denn es übersteigt ihren Horizont, daß man zugleich schnell und gründlich sein kann. Der Romantiker aber weiß den Wert der gründlichen, tief bohrenden, bedächtigen Arbeit sehr wohl zu schätzen, nur wird er ausfallend, wenn man den Wert der seinen nicht anerkennen will.

Wenn ich da und dort gegen die Zünftler und Banausen wettere, wenn ich den Professoren-, Bürokraten- und Pfaffengeist verspotte, wo und wie ich nur kann, so weiß ich anderseits doch sehr gut die Unentbehrlichkeit dieser Männer zu würdigen. Was wollten wir denn anfangen ohne tüchtige Lexika, gute Grammatiken, gewissenhafte Spezialuntersuchungen, pflichttreue und pedantische Beamte? Die brauchen wir sehr notwendig, aber diese Kategorien glauben uns nicht brauchen zu können, meinen alles ablehnen zu dürfen, was über ihren Geist geht. Aber davon haben sie nur wenig und dafür desto mehr Fleiß. Und das ist ein äußerst dürftiger Ersatz.

Irgend jemand hat einmal „bewiesen", daß Genialität gleich Fleiß sei. Das kommt mir so vor, als wollte jemand sagen, der Mensch ist Verdauung, oder Atmung. Genau so tief hat dieser Denker das Problem erfaßt. Ohne Essen und Luft und Verdauung können wir natürlich nicht leben, und so können wir es ohne Fleiß auch zu nichts bringen. Seiner bedarf der Geistesarbeiter, der Schaffende und das Genie als selbstverständliche Voraussetzung. Der Klassiker viel mehr, als der Romantiker, denn ersterer ist in der Regel weniger begabt, aber auch der Romantiker kommt ohne Fleiß nicht aus. Allein der Klassiker entwickelt den Fleiß der Biene und der Ameise, der Romantiker den des Adlers. Er sammelt nicht ununterbrochen Honigtröpfchen und Blattläuse und Fichtennadeln, sondern wie dieser erbeutet er dann und wann ein ganzes Reh oder Schaf, er schlägt wie der Löwe ein ganzes Rind und kann und muß sich dann

lange von den Strapazen erholen. Ich hoffe mich mit einer Deutlichkeit ausgedrückt zu haben, die bei jedem Denkfähigen, wofern er nicht böswillig ist, ein Mißverständnis ausschließt.

Jeder Schaffende m u ß die Resultate seiner Arbeit mitteilen, sei er nun Forscher, Schriftsteller, Erfinder oder Entdecker. Denn welchen Wert könnte eine Erfindung oder Entdeckung haben, von der kein Mensch etwas erfährt? Es kann sich daher beim Klassiker mit seinem geringen Mitteilungsbedürfnis, seiner wortkargen Verschlossenheit, seinem Bestreben nur Vollendetes, inhaltlich und formal, von sich zu geben, im Gegensatz zum sprudelnden Romantiker, dem auch gelegentliche Irrtümer, Inkorrektheiten, Formfehler, ja selbst Widersprüche nicht das Herz brechen, nur um fließende Gegensätze handeln.

Während aber der Klassiker sich überwinden muß, um eine Sache dem Urteil der Welt zu unterstellen, weil ihm das Bedürfnis der Mitteilung eigentlich fehlt und er nur einer Denknotwendigkeit folgt, wenn er vor die Öffentlichkeit tritt, während er also Hemmungen seines Charakters ausschalten muß und lieber die Gefahr läuft, daß ihm ein anderer zuvorkommt, als daß er etwas seiner Überzeugung nach nicht absolut Vollkommenes von sich gibt, muß der Romantiker Hemmungen einschalten, um nicht die Gedanken, weil sie sich ihm geradezu explosionsartig aufdrängen, er unter ihrer Fülle oft leidet, sofort auszuposaunen. Darum wurde dieses Werk beginnend mit den ersten Tagen seiner Entstehung bogenweise in den Druck gegeben. Ich schrieb es also wie einen Brief, ohne die Möglichkeit der Korrektur, noch ohne vor mir zu haben, was ich schon geschrieben hatte. Mir schwindelt geradezu, wenn ich heute an diese ungeheure geistige Anstrengung zurückdenke.

Der Klassiker wird, wie Ostwald richtig hervorhebt — ich stehe ja in dieser ganzen Frage auf seinen Schultern — sein Werk mit Leidenschaft gegen alle

Angriffe verteidigen, weil er ja in der Regel nur dieses einzige Kind hat. Ihm ist Anerkennung ein Bedürfnis zum Glück. Uns fällt es gar nicht ein ein Geisteskind weiter zu behüten. Wir sind Rabenväter und kümmern uns nicht um unsere Sprößlinge. Das geht bei mir so weit, daß ich lieber einen Aufsatz ganz neu schreibe, als mich mit Korrekturen aufzuhalten oder, wenn ich ihn verlegt haben sollte, ihn zu suchen. Das langweilt mich. Ebenso interessiert mich, von wenigen Ausnahmen abgesehen, bei meinen Büchern vielmehr die Tatsache, daß sie gelesen werden, und daß ich Geld einnehme, als die Stellung der Kritik. Denn ehe noch ein Buch abgeschlossen im Drucke vor mir liegt, beschäftige ich mich in der Regel schon mit etwas anderem. Man wird nun glauben, daß nicht der Fleiß, sondern Faulheit zu meinen Idealen zählt. Wäre das anders, dann würde ich kaum mehr leben.

Die Psychologie wird sich eben doch früher oder später an den Gedanken gewöhnen müssen, daß wir Menschen ganz außerordentlich verschieden sind und zwar schon von Geburt. Gewiß können wir unsere Anlagen ausbilden, Auswüchse abschneiden, als Choleriker den Zornausbruch unterdrücken, uns gegen vieles, was uns in der Jugend aus dem Gleichgewicht brachte, eine Hornhaut anerziehen, aber die Grenzen sind doch recht eng. So ist es ganz unmöglich, eine geringe Reaktionsgeschwindigkeit in eine große zu verwandeln. Ich hätte natürlich auch zehn Jahre über meine Entdeckung schweigen können, aber ich würde mich dadurch nicht glücklich gefühlt haben.

Entscheidend ist eben letzten Endes, was unserem Wesen angemessen ist, was uns glücklich macht. Ich kann mich auch zu pedantischer Kleinarbeit zwingen, und tat es oft genug, aber es ist eben ein Zwang. Ebenso könnte der Klassiker sich durch äußere Umstände gezwungen sehen eine Arbeit, die er noch nicht für reif hält, der Öffentlichkeit zu übergeben. Aber damit täte

er sich Gewalt an. Er könnte sich vielleicht auch die Empfindlichkeit gegen die öffentliche Meinung, das Urteil der Fachkreise, abgewöhnen, aber das würde Energie verbrauchen, während es uns Romantikern leicht fällt.

Kurz gesagt: wir müssen einen Beruf ergreifen, uns in ihm so einrichten, unser Leben so führen, wie es unseren Anlagen, Neigungen, Charakter, Temperament entspricht. Denn nur dann sind wir relativ glücklich, nur dann vergeuden wir keine Energie. Denn jeder Versuch unsern Charakter gegen seine angeborene Richtung abzuändern kostet Energie. Ein Versuch, das Temperament zu ändern ist überhaupt aussichtslos; da kann es sich nur um Äußerlichkeiten handeln. Unsere Willensfreiheit ist weit geringer, als wir glauben.

Unsere Ausführungen sind noch ergänzungsbedürftig. Wenn wir die Genialität der Person von der Genialität der Leistung unterscheiden — und das müssen wir unbedingt, was sogar die Kritik schon anerkannte, genau wie wir die gute Gesinnung einer Tat vom Erfolg trennen müssen — dann haben wir festzustellen, daß eine Persönlichkeit ohne jede Spur von Fleiß romantisches Genie werden kann. Denn die Entwickelung ins Geniale ist ein Naturvorgang, etwa den Pubertätsstürmen vergleichbar. Ohne Mut, Pflichttreue usw. ist ein Mann ein ganz minderwertiges Individuum, aber er unterscheidet sich doch vom Knaben oder vom Kinde, d. h. vom männlichen Individuum vor der Pubertätszeit. Ebenso kann das romantische Genie, etwa als Dichter oder Komponist, sich scharf vom romantischen Schaffenden, dieser vom romantischen Geistesarbeiter unterscheiden, aber letzterer kann eine sittliche Persönlichkeit, der Schaffende keine sittliche Persönlichkeit, aber ein außerordentlich fleißiger und intelligenter Arbeiter sein, während das Genie bei diesem Beispiel ein verbummelter, haltloser, Wein, Weibern und Würfeln verfallener armseliger Tropf sein kann. Allein genial als Dichter. Chri-

stian Günther ist dafür ein schlagendes Exempel. Wenn ein derartiges verbummeltes romantisches Genie nicht fleißig wird und seinen Willen stählt, dann ist ihm der Weg zum Höchsten, und mag er als Person noch so genial sein, versperrt. Denn eine wahrhaft große Schöpfung, die nachwirkt und Gutes stiftet, wird dann wohl nur in den allerseltensten Fällen entstehen können. Die geniale Person selbst aber wird voraussichtlich elendiglich zugrunde gehen, denn der sittliche Halt fehlt ihr.

Ich habe wiederholt betont, daß eine sexuelle Moral überhaupt nicht existiert. Sie ist ein Ammenmärchen und ebenso blödsinnig, als wenn ich von einer Tafel- oder Verdauungsmoral reden wollte. Wie kann etwas unmoralisch sein, dem wir alle unsere Existenz verdanken? Wie kann die Ausübung oder Wirkung einer Naturkraft, der organischen Naturkraft, gut oder schlecht sein? Genau so wenig, wie ein vulkanischer Ausbruch oder das Meer, die Sonne oder der Mond, das Atmen oder die Elektrizität sich in gut und böse einfügen lassen. Ich würde mir einen ganzen Harem halten, mit einem Dutzend Weibern oder Männern die tollsten Orgien feiern, ohne je auf den Gedanken zu kommen, daß das unmoralisch sein könnte. Genau wie ich kiloweise Kaviar essen würde oder literweise die edelsten Weine tränke, wenn sie mir schmecken würden und dadurch, daß sie mir Genuß bereiten, meine Arbeitskraft fördern. Und was ich hier sage, gilt durchaus nicht nur für mich als Schaffenden, sondern selbstverständlich für jeden Menschen.

Aber es gibt Verdauungsstörungen, es gibt ein Delirium tremens und vorher den berüchtigten Katzenjammer, der den sauren Hering im Wappen führt. So abstoßend mir ein Mensch ist, der nur von und für die Völlerei lebt, weil er tiefe Ideale hat, keine Werte schafft, so unsympathisch wären mir auch Männer oder Frauen, die ihr ganzes Leben nichts anderes tun würden,

als sich betrinken oder sich sexuell erschöpfen. Dagegen gehört Casanova für mich zu den sympathischsten Männergestalten, die ich kenne. Er war ein Künstler im sexuellen Genuß, ein Meister der höheren Liebeskunst, ein feiner Frauen- und Menschenkenner und ein anständiger Mensch. Dazu ein mutiger und intelligenter Mann, der anderen nie mehr schaden wollte, als es nötig war, also völlig dem Moralkodex, man mag ihn hernehmen, woher man will, entsprach. Das wäre auch der Fall gewesen, wenn die eine oder andere Tänzerin oder Sängerin an ihm zugrunde gegangen wäre, denn er war zweifellos als Persönlichkeit ein höherer sittlicher Wert, als die Mehrzahl seiner Geliebten. Da er ihnen aber trotzdem Gutes tat — mit Ausnahme der Bestie, der er in London in die Hände fiel, und da mit gutem Recht — so bewundere und liebe ich ihn. Gewiß kann ich nicht jede seiner Handlungen billigen. Etwa daß er sich um die Freundschaft der Männer bewarb, deren Frauen er verführen wollte, weil das in meinen Augen zu den Verstößen gehört, die ein Ehrenmann unter gar keinen Umständen begehen darf. Das hat mit sexueller Moral gar nichts zu tun. Es ist ein Verstoß gegen Treu und Glauben, ein Vertrauensmißbrauch. Und doch liebe ich Casanova.

Ich freue mich herzlich darüber, daß viele Leser gerade an dieser Stelle Anstoß nehmen werden. Mir sind solche Eunuchen oder Heuchler in gleicher Weise zuwider. Denn wie ich niemanden zwingen werde nach meinen Moralprinzipen zu leben — das kann ja jeder halten wie er will — so weise ich auch die Anmaßung zurück, die sich erdreistet, uns ihr Kastratentum als Ideal aufzudrängen. Ich freue mich über jedes Liebespaar, das ich sehe und verurteile nicht die Entstehung von Kindern außerhalb der Ehe, sondern die Grausamkeit und Torheit der sogenannten Gesellschaft, die Mutter und Kind ächten. Jedenfalls steht die boshafte alte Jungfer, die über die ledige Mutter, ja über eine Hure

herfällt, ethisch klaftertief unter dieser; denn jene handelt aus Bosheit, diese aus Hingebung oder schlimmstenfalls aus Schwäche. Erstere vermindert das bescheidene Quantum an Freude in der Welt, diese vermehren es. Ich bin eben ein unverbesserlicher Ketzer und werde es auch bleiben.

Der Schaffende weiß sehr genau, wann e r denkt, malt, dichtet, oder wann der große Unbekannte, das „Es" in ihm wirkt, wenn „Es" denkt, „Es" dichtet usw. Es gibt ungezählte Schaffende, viele viele Tausende, die mich sehr gut verstehen. Aber dieses „Es" kann nur wirken, wenn die Anlagen vorhanden sind und wenn man viel Unangenehmes erlebt hat. Das weiß ja jeder, ist es doch ein bekannter Rat, der jungen Künstlern und Dichtern erteilt wird, sie sollten sich erst einmal tüchtig verlieben, womöglich unglücklich. Vorher ist alles nur Technik, erlernbar, wenn überhaupt eine Stimme da ist. Dann erst, wenn sie den Segen des Leidens erfahren hat, entwickelt sie sich aus der Virtuosin zur Künstlerin, aus der Arbeiterin zur Schaffenden, dann erst wird ihrem Instrument die Seele eingehaucht.

Es ist ein verhängnisvoller Irrtum, daß wir auf irgendeinem Gebiete mehr als das Handwerksmäßige lernen könnten. Was wirklich wertvoll und bedeutend ist, läßt sich ganz im Gegenteil überhaupt nicht erlernen, ob wir dabei an Malerei, Dichtung, Musik, Medizin, Strategie, staatsmännisches Wirken oder was es auch sein mag denken mögen. Das „Es" wird nur durch Leiden geweckt. Erst diese steigern die Anlagen zu Talenten. Genau ebenso verhält es sich ja bei der sittlichen Persönlichkeit. Das Gute wollen wir mit ganz wenigen antisozialen Elementen, echten Verbrechernaturen, ja alle, nur wissen wir oft nicht, was gut ist und besitzen nicht die Kraft, das richtig Erkannte auch zu tun. Aber damit sind wir noch längst keine sittlichen Persönlichkeiten. Das kann nur sein, wer im Konflikt zwischen Ehrenwortsbruch und Meineid, nach-

dem er sich für eines von beiden entschieden hat, ein reines Gewissen hat. Das erfordert aber eine außerordentliche Kraft der Seele, und diese erlangen wir nur durch Leiden.

Aber auch das genügt nicht, um uns sittliche Persönlichkeiten nennen zu können: wir müssen auch stets unsere Interessen mit denen anderer in Einklang zu bringen suchen, niemand mehr schaden, als es der Kampf ums Dasein in unserem Interesse erfordert. Unser Ideal sei der Eichbaum, der zwar das Krüppelholz erstickt, aber nicht mehr davon, als nötig ist zu seiner Kräftigung, die zugleich den mächtigen Wald aufbaut. Nicht der Marder, der weit mehr Hühner tötet, als er fressen kann, auch nicht das Schaf, das sich ruhig würgen läßt. Wir müssen jede Meinung, und mag sie uns noch so verhaßt sein, geduldig anhören können, d. h. nicht etwa jeden Simpel, der eine solche Meinung vertritt, sondern nur die abstrakte Meinung. Wir müssen ferner für alle menschlichen Fehler und Gebrechen Verständnis haben, hart sein gegen das Verbrechen, d. h. gegen die antisoziale Gesinnung, die sich in Handlungen umsetzen will, mild aber gegen den Verbrecher, soweit es nicht höhere sittliche Erwägungen verbieten. Das ist aber nur möglich auf Grund vieler, vieler Leiden. Jede sittliche Persönlichkeit versteht mich ganz genau und billigt meine Worte. Dunkle Ehrenmänner, Krämerseelchen, Fanatiker und Denkfaule aber werden sich entrüsten. Ich freue mich herzlich über jeden Tadel von solcher Seite. Denn dieses Buch richtet sich nur an die geistige und sittliche Elite, und von dieser will ich weder Lob noch Tadel, sondern Verständnis. Sollte ich das aber bei gar niemand finden — daß Ostwald mich begreifen würde, wußte ich ganz genau, wiewohl ich, als ich dies schrieb, mit ihm niemals in irgendeine persönliche Berührung gekommen war — so wird es mich auch nicht weiter niederdrücken. An mir liegt es dann gewiß nicht.

Man wird einwenden, daß die formale Wahrheit,

Logik und Mathematik, doch lernbar seien. Wir wiesen bereits darauf hin, daß die Erlernbarkeit abhängig ist vom Fassungsvermögen des Lernenden, d. h. von den Anlagen, für die er die Natur verantwortlich machen muß. Aber selbst bei dem größten Talent, ja beim Genie, hat die Erlernbarkeit der Mathematik ihre Grenzen. Schon bei einer so einfachen Aufgabe wie $\sqrt{4}$ haben wir die Wahl zwischen $+2$ und -2. Je komplizierter die Rechnung wird, etwa bei irrationalen Zahlen oder bei der 10. Wurzel aus irgendeiner Zahl, desto mehr muß sich der Mathematiker auf sein Gefühl verlassen, auf die Intuition, auf das „Es". Hier hat die Lernbarkeit längst aufgehört. Und nun gar erst, wenn die höhere Mathematik auf die Praxis Anwendung finden soll! Etwa bei der Konstruktion einer eisernen Halle! Das wird jeder Mathematiker, jeder Konstrukteur bestätigen.

Daß das „Es" nicht mit Begeisterung identisch ist, wie vielleicht der Laie vermutet, geht klar aus diesem Beispiel hervor.

Nehmen wir noch ein anderes: jeder Arzt weiß, daß die Therapie viel einfacher ist, als die Diagnose. Erstere ist aus Büchern zu erlernen, letztere nur durch große Erfahrung bei starkem Talent. Hier wird die Wissenschaft zur Kunst, die Lernbarkeit hat aufgehört, das Gefühl, das „Es" arbeitet. Das ist die tiefe Kluft zwischen dem ärztlichen Handwerker und dem genialen Diagnostiker. Aber nur durch Leiden bei vorhandenen Anlagen bzw. Talenten ist eine Meisterschaft zu erzielen. Dasselbe gilt von der Menschenkenntnis, die vielleicht am dürftigsten bei unseren Psychologen ausgebildet ist. Gewiß gibt es gute Leitfäden zum Studium, etwa die „Praktische Menschenkenntnis" von Reinhold Gerling (2. Aufl. Oranienburg 1920), oder die Schriften von Max von Kreusch. Aber der Hotelportier, der erfahrene Kaufmann, der Detektiv sehen ohne jedes Studium auf den ersten Blick den Menschen tiefer in

Herz und Tasche, als alle Professoren aller Universitäten zusammengenommen.

Sehr häufig treffen wir Personen, die ihren Beruf verfehlt haben und darüber tief unglücklich sind. Nicht weil sie nur bescheidene Anlagen besitzen, es nur zum Aktenregistrator oder Geldwechsler brachten — wir sprechen hier keineswegs vom unbefriedigten Ehrgeiz — sondern weil sie zu einem anderen Berufe Neigung, Anlagen, Fähigkeiten, Lust und Liebe besitzen, aber durch widrige Umstände ihn nicht ergreifen konnten. Das kam meistens so: ein Jüngling hat etwa musikalische Neigungen, d. h. Anlagen, muß aber Jura studieren. Durch ein großes Leid werden die musikalischen Anlagen in Talente gesteigert, während die Jurisprudenz nicht nur keinen Vorteil vom Kraftzuwachs hatte, sondern stehen blieb oder gar verkümmerte.

Die sittliche Persönlichkeit, der gute und edle Mensch, ist an keinen Stand gebunden. Wir finden ihn unter Fabrikarbeitern und Bauern, Handwerkern und Jägern und suchen ihn bisweilen in höheren Ständen vergeblich. Jeder Mensch kann sich aber, sofern er nicht geistig anormal ist, diesem Ideale nähern, und das ist wichtiger, als Erfolg im Berufe. Denn es gewährt die größte innere Befriedigung für ihn. Nur die menschlichen Züge sind es ja, die einer Tat Wert verleihen. Nur die sittliche Persönlichkeit hat im Urteil jene Distanz gewonnen, die den edlen Menschen ohne Rücksicht auf seine Nation, Rasse, Religion oder seinen Beruf oder Stand zu werten vermag. Wenn uns eine edle und große Tat aus der Antike berichtet wird, dann erhebt sie uns ganz gleich, ob ein Spartaner oder ein Athener oder Perser ihr Vater war. Nur die starke Persönlichkeit hat es auch im Kriege und im Kampf der Parteien gelernt mit jener Distanz mit gleichem Maße über Freund und Feind zu richten. Sie erbaut sich genau so an der Heldentat jenes englischen Fliegers, von dem Graf Czernin berichtet, wie an einer gleichen des eigenen Landsmannes.

Denn das Solidaritätsgefühl des edlen Menschen ist weit stärker als die Trennung durch Partei, Rasse, Nation oder Konfession.

Auch die Steigerung der Anlagen zu Talenten, der Sprung vom Schaffenden zum Genie ist kein Vorrecht der gebildeten Stände, nur daß er in ihnen häufiger sein wird und Personen, die über Wissen und Erziehung verfügen, auch mehr von dieser Entwicklung profitieren, als andere. Was fängt der Bauer damit an? Wer versteht ihn? Zum Umsatteln ist der von der Genialität Überraschte aber meistens schon zu alt, oder muß aus äußeren Gründen seinem Brotstudium treu bleiben.

Ich möchte nicht unterlassen, vor einer Überschätzung der Genialität zu warnen. Es ist sehr wohl möglich, daß ein einfacher Geistesarbeiter, der jeden Gedanken mit der größten Kraftanstrengung aus sich herauspressen muß, viel Hervorragenderes leistet, als der Schaffende, das Genie, dem ja die Gedanken zufließen, der sich völlig passiv verhält, wenn das „Es" in ihm arbeitet, wenn ihn die Stöße des Numen treffen. Wir haben es leichter, vor allem weil unsere Kombinationsgabe ganz außerordentlich gesteigert ist, wie ja auch ein Mann leichter Strapazen erträgt, als ein Knabe. Damit ist aber nicht gesagt, daß nicht auch Knaben große körperliche Leistungen mit Anspannung aller Kräfte erzielen können. Andererseits sind Genies oft außerordentlich einseitig, nur musikalisch, nur mathematisch veranlagt und in allem übrigen Einfaltspinsel. In solchen Exemplaren haben wir gewiß keine idealen Menschen zu erblicken, aber auch sie geben der Gesamtheit mehr, als sie empfangen und haben darum auch größere Rechte. Es scheint diese Einseitigkeit damit zusammenzuhängen, daß das Genie, weil leicht und darum fast ununterbrochen produzierend — wenigstens gilt das vom Romantiker — wenig aufnahmefähig ist für fremde Gedanken.

Wenn der Künstler die Entwicklung zum genialen

Denker durchmacht, der Naturforscher zum Dichter, der Philosoph zum Musiker, so ist das für sie schlimm, denn sie können damit in ihrem Berufe nichts anfangen. Es ist aber gar nicht so selten, daß man sich in einer Liebhaberei und nicht im Hauptberufe derart entwickelt.

Um Haaresbreite wäre das mein Los gewesen, weil ich mich für sehr vieles, um nicht zu sagen für alles, interessiere, und auf allen möglichen Gebieten dilettierte, allerdings nicht so planlos, als wohl mancher meinte. Als mich einmal ein anmaßendes Professorchen fragte, welchen Beruf ich denn eigentlich hätte, nachdem ich über alle möglichen Themen schriebe und über noch mehr spräche, sagte ich ihm: „Das weiß ich selber nicht. Darüber muß sich einmal mein Biograph den Kopf zerbrechen.“ Ich hätte ihm ja auch antworten können, daß ich genau wie er, ein strebender, irrender, nach Wahrheit suchender Mensch bin. Aber das hätte er wohl auch nicht begriffen und für Anmaßung im einen, für anmaßende Bescheidenheit im anderen Falle gehalten, was beides subjektive Wahrheit war.

Oft dachte ich darüber nach, ob Anmaßung oder falsche Bescheidenheit schlimmere Fehler sind. Ich glaube fast letztere. Denn während Anmaßung die anderen ärgert, ihren Widerstand oder Angriffe herausfordert, gegen den wir uns ja wehren können, tut Bescheidenheit oft weh. Wie erbärmlich muß ich sein — sagt man sich dann — wenn ein Mann, der doch viel mehr leistete, viel tüchtiger oder besser ist, mit leiser Geringschätzung — denn das liegt doch in der Bescheidenheit — etwas beurteilt, auf das ich sehr stolz bin, weil ich es mit größter Anstrengung errang! Wir werden aber doch niemand weh tun wollen, wenn er uns in Frieden läßt. Die sittliche Persönlichkeit steht über der Eitelkeit, Anmaßung und Bescheidenheit. Darum werde ich in dieser Neuauflage manches richtigstellen, was ich in der ersten aus falscher Bescheidenheit verschwieg oder verschleierte.

Ich sage darum, daß ich auch, ja wohl gerade als Mensch mehr tauge, als mancher, der anderer Meinung ist, aber ich hatte es insofern leichter, als mir manche Versuchungen fern blieben und ein gütiges Geschick mir sehr viele Leiden schenkte, die ich glücklich überwand. Was ich mir verdanke, was den Anlagen, Erziehung, „Zufall" usw., weiß ja nur ich selbst, niemals der Außenstehende. Darum verträgt sich meine Liebe zur Menschheit, die Humanität, sehr wohl mit einer großen Geringschätzung der vox populi, wie Liebe und Achtung, die ich der Wissenschaft entgegenbringe, die Geringschätzung der „Autoritäten" nicht ausschließt. Ich erkenne in der Wissenschaft nur eine einzige Autorität an, die Wahrheit, in der Kunst auch nur eine: die Schönheit usf. Das schließt aber nicht aus, daß ich noch immer und trotz allem eine nahezu unbegrenzte Verehrung vor der Staatsautorität besitze, jedoch nur in Fragen, die in ihr Bereich fallen. Mir steht der Mensch über dem Denker. Denn Inhalt geht über Form, der höhere sittliche Wert über den tieferen. Der höchste Wert aber ist die Menschheit, und in ihr sind es selbstverständlich die schaffenden, sittlichen Persönlichkeiten, die zu ihrer Entfaltung des Kulturstaates bedürfen.

Doch kehren wir zu Ostwald zurück, denn er war es, der meines Wissens zuerst die Bedeutung des Leidens für die Entstehung einer genialen Leistung erkannte. Wenn ich in vielem über ihn hinausgehe und ihn nicht unwesentlich verbessere, was auch kompetente Beurteiler, die diese Darstellung die „genialste Psychologie des Schaffenden, die je geschrieben wurde" nannten, bereits anerkannten, so hat er selbst es mir am wenigsten verübelt.

Ostwald erbrachte den Nachweis für seine geniale Entdeckung auf Grund von sechs Biographien großer Männer, ausschließlich Naturforschern. Allerdings vergaß er einen der allergrößten, sich selbst.

Was ich nachstehend ausführen werde, wurde mir

ausnahmslos von Männern bestätigt, die selbst die Entwicklung ins Geniale zurückgelegt hatten, darunter Künstler, Dichter und Denker von europäischem Rufe. Aber auch abgesehen davon ist ein Irrtum in den Personen völlig ausgeschlossen, denn ich besitze eine ziemlich bedeutende Menschenkenntnis und hätte daher auf Grund eigener Beobachtungen eine Lüge sofort bemerken bzw. korrigieren müssen. So wenig ein unmusikalischer Mensch einen musikalischen anschwindeln könnte, selbst wenn er es wollte, so wenig kann jemand Genialität heucheln, ohne sie an sich erlebt zu haben. Wir hören doch beim ersten Ton, ob jemand ein großer Sänger ist, oder nur ein Stümper.

Denn nur die Genies können sich gegenseitig begreifen, wie sich die Ehrenmänner und die sittlichen Persönlichkeiten auch nur begreifen können, da wir alle, und nur wir, Ausschnitte desselben Kreises bilden. Darum hat ein so bedeutender Dichter, wie etwa Börries Frhr. v. Münchhausen meine Darstellung abgelehnt, weil er die Genialitätsperiode nie erlebte, ein Beweis dafür, daß sie keine conditio sine qua non ist. Andererseits beweisen mir eine beträchtliche Anzahl von Zuschriften, daß ich den Nagel auf den Kopf getroffen habe. Man kann mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen, daß jeder Schöpfer eines eigenen Kunststiles z. B. Fritz Erler, Stuck, Böcklin usw. die Stürme des Schaffenden erlebten.

Da wir scharf Genialität der Person von der Größe der Leistung scheiden — etwa den Entdeckern der Pole mit dem besten Willen keine Genialität zuerkennen können, wohl aber große Energie, Mut, Klugheit usw., was ja nicht hindert, daß trotzdem der eine oder andere Polarforscher die Entwicklung ins Genie für seine Person durchgemacht hat — so müssen wir feststellen, daß zur Entwicklung ins Geniale, wenn sie nicht nutzlos verpuffen soll, folgende Faktoren als Voraussetzung unentbehrlich sind: Eine Persönlichkeit mit starken

angeborenen Anlagen, die durch Erziehung bzw. Einwirkung von außen und Selbsterziehung zu Talenten gesteigert sind; ferner muß kurz vor der Entwicklung ins Geniale ein Schmerz, ein Leiden irgendwelcher Art, diese ausgelöst haben, je überraschender, katastrophaler das Leid ihn traf, desto explosionsartiger die Entwicklung.

Der klassische Typus, der eine Idee erst langsam ausreifen läßt und jahrelang im Kasten zurückhält, macht nie so starke Genialitätsstürme durch, wie wir. Denn die Vehemenz der Entwicklung ins Geniale spottet jeder Beschreibung. Der Schädel vergrößert sich sichtbar, und zwar treten an der Stirn Buckel hervor, am Hinterkopf eine Art Wulst. Innerlich toben Orkane, die Schmerzen im Kopf sind sehr heftig, und alle Vorgänge so gewaltig und erschöpfend, daß man sehr froh sein muß mit dem Leben davon zu kommen. Als ich diese Stürme durchmachte, fragte ich zwei Herren, denen ich ansah, daß sie als Romantiker dasselbe erlebt hatten, wie man sich denn am Leben erhielte. Der eine riet mir mich in die größten Gefahren zu stürzen, nur um abgelenkt zu werden, der andere — beide waren hervorragende Persönlichkeiten — sich mit der größten Energie den Willen zum Leben zu suggerieren. Es kann sich also beim Romantiker, was auch Ostwald zugeben wird, je nach dem Intensitätsgrade der Entwicklung um einen eminent lebensgefährlichen Prozeß handeln, der sicherlich weit gefährlicher ist, als eine Lungenentzündung.

Der Klassiker hat zwar auch vorher leiden müssen — so bestätigte mir Max Halbe, daß seiner „Jugend" ein unangenehmes Erlebnis vorangegangen war — aber die Stürme sind weit geringer. Denn unter der Voraussetzung des gleichen Energievorrates steht die Größe der vorangegangenen Leiden in geradem Verhältnis zur Größe bzw. zur Gewalt der Genialitätsstürme, eine Entdeckung, deren Richtigkeit verblüffenderweise sogar

ein philosophisches Fachorgan anerkannte. Nun ist es sonnenklar, daß die Menschen eine sehr verschiedene Fähigkeit wie zur Liebe, so auch zum Leiden besitzen, der Romantiker aber hat eine weit größere, entsprechend seiner Reaktionsgeschwindigkeit, als der Klassiker. Soll das Leiden als „Entwicklungskatalysator" wirken, dann muß es die ganze Person bis in ihr Innerstes erschüttern und darf nicht im Glase ersäuft oder durch Leichtsinn betäubt werden. Es muß sich auswirken können.

Ich habe die Beobachtung gemacht, daß Personen, die zu einer warmen Jahreszeit oder in warmem Klima geboren sind, lebhafteres Temperament, eine größere Reaktionsgeschwindigkeit haben, als solche, die zu einer kalten Jahreszeit oder in kalten Gegenden geboren wurden. Daraus würde folgen, daß der Romantiker im Sommerhalbjahr, der Klassiker im Winterhalbjahr zur Welt kam, was natürlich cum grano salis gilt. Damit würde die Lebhaftigkeit des Südländers gegenüber der Ruhe des Nordländers gut übereinstimmen. Daß daneben noch Nahrungsweise, Vorfahren usw. mitbestimmend sind, sei durchaus nicht bestritten. Da meine Mutter Mitte Oktober im heißen Ägypten, mein Vater Ende April am warmen Rhein geboren wurde, wäre ich ein wandelnder Vulkan, wenn ich nicht schon als Kind zur Selbstbeherrschung gezwungen worden wäre.

Es scheint so, als bedürfe auch das Temperament einer gewissen Menge von Kalorien. Ob der Geburtsmonat entscheidend ist oder die Schwangerschaftsperiode, das weiß ich nicht; keinesfalls ist es der Moment der Zeugung. Denn die bei uns im Juli und August Geborenen sind die heißblütigsten, die Choleriker, im Gegensatz zu den im Dezember und Januar Geborenen. Ich sehe merkwürdigerweise vielen Menschen den Geburtsmonat an und irre mich kaum je, aber vielen kann ich ihn nicht ansehen. Ich habe die Kriterien, an denen ich es sehe, noch nicht ermitteln können, glaube aber, daß die im Winter geborenen eine blassere Haut-

farbe haben. Eine mir ganz flüchtig bekannte Dame sah mir meinen Geburtstermin gar auf drei Tage an.

Seitdem ich in die Astrologie, die ich fast ein Jahrzehnt ablehnte, da ich sie nicht genügend kannte, eingedrungen bin und sie daher als Wissenschaft ohne Einschränkung anerkennen muß, sind mir manche bisher dunkle Zusammenhänge klarer geworden. Nicht nur den Geburtsmonat, sogar den herrschenden Planeten und den Aszendenten kann der geübte Astrologe unschwer uns ansehen. Vermutlich liefert also auch hierfür die Astrologie den Schlüssel. Beim Modus der Entwicklung ins Geniale ist der Verstand ja nur mittelbar beteiligt, ausschlaggebend ist das Temperament, und deshalb würden sich die Beobachtungen bestätigen.

Wir können nur immer wiederholen, daß es sich bei den Ostwaldschen Typen um Pole, um Extreme handelt, die durch zahllose Zwischenglieder verbunden sind. So wird der Choleriker, wenn er nicht im Zornesausbruch sein Ventil und damit die Entspannung bzw. das seelische Gleichgewicht findet, schwerer erschüttert werden, als der Sanguiniker, dieser als der Phlegmatiker, und zwar alle durch dasselbe Ereignis, etwa durch Verrat oder Tod der Person, die sie am allermeisten lieben. Daher sind die Genialitätsstürme beim Choleriker am heftigsten, beim Sanguiniker mäßiger, beim Phlegmatiker relativ schwach.

Infolge des geistlosen „Materialismus“ und „Liberalismus“, und wie diese Schlagworte einer gedankenlosen Menge noch heißen mögen, wagt es kaum mehr jemand von seinem Innenleben zu sprechen. Das könnte ja gegen ein Modedogma verstoßen, es ist auch nicht technisch genug! Welch ein Rückschritt im Vergleich zum verketzerten Mittelalter! Fast niemand getraut sich zu sagen, er sei ein Genie, d. h. er habe diese Entwicklung hinter sich. Dabei ist der Vorgang ebenso wenig unanständig, oder die Bezeichnung unbescheiden, als wenn ich sagen würde, „ich überstand eine Lungen-

entzündung“ oder „ich bin ein Mann“, „bin Mutter“. Es handelt sich doch um Naturvorgänge, um Naturgesetze. Über die Genialität der Leistung entscheidet die Mit- oder Nachwelt; die Genialität der Person konstatieren wir selbst. Alle Genies — und es gibt in Deutschland vielleicht sogar einige Tausend — werden meine Worte bestätigen können und haben es auch schon vielfach getan. Für eine Schreiberseele rede ich aber eine Geheimsprache, wie der Ehrenmann für Gauner, die taktvolle Persönlichkeit für Hausknechtnaturen.

Zweifellos mußte eine ganze Reihe gerade der größten menschlichen Geistestaten wiederholt geleistet werden, weil man nichts davon erfuhr. Vieles, was ich hier sagte und schrieb, glaubte ich nur deshalb äußern zu können, weil ich in Deutschland und im 20. Jahrhundert lebe, da man mich sonst für verrückt gehalten hätte. Wie hatte ich doch meine Zeit überschätzt! Wie viel höher steht der einfache Mohammedaner, der jedem Geisteskranken Ehrfurcht zollt aus Angst ein Genie, das er nur aus Unverstand für krank hält, zu schädigen! Allerdings kann ich sehr vieles nur deshalb sagen, weil unsere Naturwissenschaften so weit fortgeschritten sind. Vor Darwin, Robert Mayer, Faraday oder Hertz hätte ich dieselben Beobachtungen haben machen können, ohne damit die gleiche Wirkung zu erzielen, ohne sie in gleicher Weise mit Naturgesetzen in Relation zu bringen. Es gibt nicht nur verkannte Genies, die zu früh oder zu spät geboren wurden, es gibt auch Genies, die ihren Beruf verfehlten, in Schichten leben, wo sie nicht zur Sonne können, oder in Ländern, wo man mit ihnen nichts anzufangen weiß. Denn wenn es auch gewiß nicht immer die Schuld des Vaterlandes ist, wenn der Prophet daheim nichts gilt, so doch sicherlich öfter, als man glaubt. Uebrigens hielt man mich, wiewohl wir es so herrlich weit gebracht haben, auch eine Zeit lang für zum mindesten der Geisteskrankheit verdächtig. Gute Bekannte rückten von mir ab, was oft recht komisch war.

Dafür erlebte ich jetzt die Freude auf Schritt und Tritt auf liebe alte Freunde zu stoßen, die ich noch nie im Leben gesehen habe. Man lernt die Menschen kennen! Vor allem steht fest, daß es weit mehr Genies, als kraftvolle Persönlichkeiten gibt, die das sagen, was sie selbst denken, ohne Rücksicht auf die unangenehmen Folgen für sie, statt erst herumzuhorchen, was die Majorität denkt und dieser dann nach dem Munde zu reden. Das aber ist die unerläßliche Forderung, die wir an einen großen Mann stellen müssen, weil er sonst trotz allen Geistesgaben ein Zwerg bleiben wird. Nur wer wagt gewinnt!

Ostwald glaubte Genialität züchten zu können, aber er irrt in der Annahme, daß man jungen Talenten Leiden ersparen, ihnen das Leben erleichtern solle. Nur jene Nadelstiche die nicht zur Charakterbildung erforderlich sind, sollten wir ihnen fernhalten. Erst wenn Leistungen vorliegen bzw. das Talent sich entwickelt hat, soll man die Hand über sie halten und vor allem materielle Sorgen beheben, jedoch nicht früher. Denn nur durch Leiden wird man ja Genie, wie man ja auch nur durch sie zur sittlichen Persönlichkeit wird. Ich könnte mich anheischig machen manchen Schaffenden zum Genie zu entwickeln, wenn er meine Ratschläge — die aber nur ad personam gegeben werden können, so wenig man alle Krankheiten aus Büchern heilen kann — auch wirklich befolgt. Aber ich glaube nicht, daß sehr viele Lust bekommen werden diese Prozedur mit sich vornehmen zu lassen, denn sie ist lebensgefährlich und schmerzhaft, und ich weiß auch durchaus nicht, ob es so wünschenswert ist Genie zu sein.

Noch bis vor kurzer Zeit wäre mir das Leben manches Philisters, der in Weißwürsten und Bier seine Ideale verkörpert sieht, und dessen fleischige kurze Finger dem Menschenkenner mit unfehlbarer Sicherheit das Lebensideal ihres Besitzers verraten, manchmal lieber gewesen, als das meine. Denn wir Genies sind nicht nur,

wie die sittlichen Persönlichkeiten, die Wertvollsten, die Edelsten einer Nation und der Menschheit, wir haben auch bei weitem am meisten leiden müssen. Denn es gibt ein Leidensäquivalent genau wie es ein Wärmeäquivalent gibt, das kann nicht oft genug betont werden. Schließlich würde ich ja auch sehr vieles anders gemacht haben, wenn nicht die Natur, das Schicksal, die äußeren Verhältnisse mit mir ein Experiment gemacht hätten.

Man hat viel weniger Handlungsfreiheit, als man glaubt. Jetzt erst weiß ich, daß ich mein ganzes Leben nochmals leben möchte. Früher gab es nur ganz kurze Augenblicke, in denen ich mir das einbildete, eigentlich waren es auch dann nur wenige Jahre, die ich mir hätte aussuchen mögen, wohl aber manche Monate und zahlreiche Tage. Da mir schon mit 15 Jahren die Unsterblichkeit der Seele so wenig ein Gemütsbedürfnis war, wie der „liebe Gott", ich andererseits mir klar wurde, daß das, was ich unter Glück verstand, für mich nicht erreichbar sein würde, so entschied ich mich schon damals für den Erfolg, den ich mir allerdings im Wechsel der Jahre sehr verschieden vorstellte. Denn damit, daß ich immer nach Erkenntnis strebte, folgte ich nur blind meiner Veranlagung, wie ein anderer schon als Kind schnitzt oder modelliert. Wie dankbar bin ich dem Schicksal, daß ich schon so früh meine Entscheidung traf! So kam es, daß ich in glücklichen Zeiten, etwa in den Leutnantsjahren, glaubte im Traume zu leben, weil ich die mancherlei dienstlichen Unannehmlichkeiten, die ich damals zeitenweise hatte, so gering bewertete.

Jeder Mensch hat das Bedürfnis nach innerem Glücksgefühl, jener Heiterkeit der Seele, der aequitas animi, die wir als Voraussetzung zum höchsten Nutzungskoeffizienten für die Arbeit des Schaffenden, mehr noch des Genies, für das ja alles potenziert gilt, was wir vom Schaffenden sagten, kennen lernten. Wer dieses Glücksgefühl bereits in den Grenzen von Lust und Unlust,

innerhalb seiner Sinnenwelt, findet, wird am ehesten zum Ziele gelangen. Wer es in Freude und Liebe sucht, d. h. vergeistigt, in der Erreichung hoher Ideale, wird der absoluten Wahrheit, der Schönheit, näher kommen, eine sittliche Persönlichkeit werden, aber er wird sich sein Glück viel schwerer erkaufen müssen, wie der vorerwähnte Typus.

Beweist das nicht etwa das Leben eines Lionardo, eines Michelangelo in seiner tiefen Tragik? Denn das Leben ist weder Drama noch Lustspiel, ersteres vielleicht mehr für Melancholiker, letzteres mehr für sinnenfrohe Menschen. Aber es ist eine gewaltige Tragödie. Und daß ich sie richtig auffaßte, daß ich die Aufgabe gut löste, beweist mir, daß ich nunmehr relativ glücklich bin. Denn daß das Schicksal es mir nicht leicht machte, möge der Leser später selbst beurteilen. Wenn ich aber dazu helfen kann, daß mancher, indem er von meinen glücklichen Griffen und Fehlern lernt, hinfort zufriedener sein wird, so ist mir das ein unendlich reicher Lohn, reicher als Gelderwerb, Nobelpreis und ähnliche schöne Dinge, vielleicht noch reicher als die Gewißheit, daß mein Name dereinst verewigt wird im Buche der großen Denker.

Denn diese Gewißheit habe ich und kann keinem Zeitgenossen das Recht zuerkennen, mit mir darüber zu streiten. So wenig ich es der Mühe wert gefunden habe, wegen der „Prophezeiungen" in Polemiken einzutreten, noch viel weniger war und wird das wegen dieses Buches der Fall sein. Denn ich komme zu niemand, ich lasse mich suchen, wie sich die Wahrheit und das sittlich Gute suchen läßt. Ich lehne ab, aber ich fordere nicht auf, ich suche wenigstens niemand zu zwingen. So gibt es gar nichts Ungefährlicheres, als mich anzugreifen, allerdings auch wenig, was seine Kosten dürftiger deckte. Wie sehr mag sich schon heute mancher Kritiker schämen, der seinerzeit nichts als Spott und Hohn für mich übrig hatte! Übrigens gibt es auch rühmliche Aus-

nahmen, die inzwischen ihren Irrtum offen und ehrlich eingestanden haben.

In den letzten Dingen, die ich hier berühren werde, kann ich gar keine „Autoritäten" anerkennen und sie darum auch nicht der bekannten Liste in meinen Büchern einverleiben. Ich beuge mich in Fragen der Naturwissenschaft, der Geschichte usw. usw., den Fachgenossen, ebenso hinsichtlich Denkfehlern den Philosophen, oder auch jedermann, der denken gelernt hat. Aber in allem, was auf Selbstbeobachtung beruht, im Experiment, das das Schicksal zum guten Teil gegen meinen Willen an mir vornahm, erkenne ich keine Instanz an. Niemand. Man möge mir glauben oder es bleiben lassen, man möge sich nach mir richten oder es nicht tun, das ist mir ganz gleichgültig. Den Schaden habe niemals ich. Ich bin für absolute Freiheit in Geistesdingen und will, sofern ich überhaupt von meinen Lesern etwas will, nur Zweifel. Denn dem Zweifel an allem verdanke ich die Erkenntnis. Und wäre ich weniger weit gekommen, dann würde ich auch nicht unglücklich geworden sein. Denn ich lasse meine Seelenruhe nicht so leicht beeinflussen. Das muß schon sehr schlimm kommen, bis mein seelisches Gleichgewicht, meine natürliche Heiterkeit, erschüttert wird.

Besser als lange theoretische Erörterungen wird es sein, wenn ich die Entstehungsgeschichte dieses Buches erzähle.

Als Student in Leipzig und als großer Bewunderer der Genialität Karl Lamprechts, dessen liebenswürdige Persönlichkeit mir zudem außerordentlich sympathisch war und ist, wurde in mir zuerst die Frage nach der Möglichkeit historischer Gesetze angeregt. Lamprecht tritt bekanntlich dafür ein und sucht durch seine psychologischen Entwicklungstufen der Lösung näher zu kommen. Doch der Weg war für mich nicht entscheidend, sondern die Frage nach der Möglichkeit. Und diese bejahte ich unbedingt, da ich ja von der Kausalität,

dem „Schicksal“ überzeugt war, zum mindesten vom Gesetz der großen Zahl, von Erfahrungsregeln der Geschichte und Politik. Es konnte sich also nur um eine Formulierung des Begriffes „Gesetz“ handeln, andererseits um Auffindung eines Weges, diese Gesetze zu entdecken.

Als ich daher aus Kritiken entnahm, daß Professor Simmel die Unmöglichkeit historischer Gesetze „bewiesen“ habe, war mir, auch ohne das Werk gelesen zu haben, ohne weiteres klar, daß er, wie so viele vor ihm, etwas Falsches bewiesen hatte. Denn wenn die Kausalitätsmasse vorhanden ist — und das läßt sich ja gar nicht bestreiten — dann m u ß sie auch in der Geschichte wirken. Es m u ß also eine Möglichkeit existieren, diese Wirkung mit größerer oder geringerer Bestimmtheit voraus zu berechnen, wie sich etwa Flugbahnen von Geschossen vorher berechnen lassen, oder der Weg einer Lawine, womit noch keineswegs gesagt ist, daß auch jeder Schuß ein Treffer ist.

Auf mannigfachen Wegen suchte ich dem Ziele näher zu kommen. Vor allem eignete ich mir ein möglichst umfangreiches Wissen an, auch auf fernliegenden Gebieten. So studierte ich neben Geschichte noch als Nebenfächer Statistik, Nationalökonomie, Logik bzw. Erkenntnistheorie und Geschichte der Philosophie, allerdings nur der antiken. Ich promovierte bei Lamprecht, Stieda und Wundt, der für Heintze, meinen Lehrer, im letzten Augenblick eingetreten war, ohne daß ich vorher eine Vorlesung von ihm besucht gehabt hätte. Ich hatte nur seine Einleitung in die Philosophie gelesen.

Im Jahre 1902 nach München zurückgekehrt, besuchte ich nebenher die Universität und studierte bei Johannes Ranke Anthropologie, lernte sehr viel aus Woltmanns „Politisch-anthropologischer Revue“ und seinen Büchern, sehr viel auch aus der vortrefflichen, nunmehr leider eingegangenen „Beilage der Münchener Allgemeinen Zeitung“. Ferner hörte ich eine Vorlesung

bei Theodor Lipps, und besuchte auch sein psychologisches Seminar. Aber der schulmäßige Betrieb der Psychologie sagte mir nicht zu, wohl aber machte Lipps als sittliche Persönlichkeit und tiefer Denker auf mich einen sehr nachhaltigen Eindruck. In der Kunstgeschichte bin ich Autodidakt und hörte nur wenig bei Riehl, als ich mir bereits auf Grund umfangreicher Studien in der Literatur und vor allem an den Kunstwerken selbst, mein Urteil gebildet, und auch schon kunsthistorische Schriften publiziert hatte. Großen Nutzen zog ich auch aus einer Vorlesung von Leo Grätz über die Fortschritte der Naturwissenschaften.

Meine Hauptzeit widmete ich Studien auf der Münchener Hof- und Staatsbibliothek und las wenige gute Werke aus den verschiedensten Wissensgebieten. Daß ich als Historiker mein Hauptfach nie aus den Augen verlor, ist selbstverständlich.

Etwa im Jahre 1904 las ich irgendwo, daß ein Staat, dessen Bevölkerung verschiedenen Nationalitäten angehört, nur föderativ, wie die Schweiz, oder absolutistisch, wie Rußland, regiert werden könne. Darüber sann ich sehr viel nach und glaubte — was auch richtig war — ein historisches Gesetz gefunden zu haben. Als nun die jungtürkischen Unruhen ausbrachen, in deren Verlauf Abdul Hamid abgesetzt wurde, sagte ich verschiedenen einflußreichen jungtürkischen Führern und Staatsmännern, die darüber natürlich die Hände über dem Kopfe zusammenschlugen, sprach auch gelegentlich einer Diskussion in der Münchener Orientalischen Gesellschaft den Gedanken aus, daß die Türkei unfehlbar zugrunde gehen müsse, wenn der Absolutismus nicht wieder hergestellt würde. Ich sagte unter Bekannten wiederholt, daß die Jungtürken der Ruin des Reiches seien, daß man Enver und Mahmut Schefket hätte zum Tode verurteilen müssen, weil durch ihr Beispiel das Gift der Meuterei ins Heer getragen wurde. Auch die Aufnahme der Christen in die Armee — die mit den alten Janit-

scharen gar nicht vergleichbar ist, wie jeder Kenner weiß — lehnte ich ab, und anderes mehr. Damals jubelten alle europäischen Zeitungen über den Sturz Abdul Hamids, über die „Freiheit“ und „Aufklärung“, die nun im Orient Triumphe feierten, und man gebärdete sich so toll, wie es bei unserer urteilslosen Presse ja Brauch ist. Ich aber erkannte das Heil der Türkei nur im Absolutismus, allerdings im patriarchalischen und nicht im despotischen Abdul Hamids, der der Geschichte und dem Volkscharakter der Türken widerspricht. Man hätte auf legalem Wege Abdul Hamid und sein falsches Regierungssystem beseitigen können und müssen. Denn Revolution und Meuterei rächen sich immer. Jetzt, nachdem die Lawine ins Rollen kam, wird der Fortbestand der Türkei davon abhängen, ob es gelingt, aus Jungtürkentum und Alttürkentum den patriarchalischen Absolutismus als Diagonale im Kräfteparallelogramme zu formen, was inzwischen in die Wege geleitet wurde.

Anfangs November 1912 schrieb ich für eine große liberale Zeitschrift einen Aufsatz über dieses Thema. Er wurde mit der Begründung abgewiesen, daß meine Ausführungen den liberalen Traditionen widersprächen. Als ich nun Ende November in einer Gesellschaft über das Thema gesprochen, und alles so gekommen war, wie ich es längst vorhergesehen hatte, da ereignete sich etwas sehr Sonderbares.

M i r , der ich als erster und einziger den plötzlichen Zusammenbruch vorhergesehen, erzählten Bekannte, daß alles so hätte kommen müssen, hätte jedes Kind gewußt. Nun, die Türken wußten es nicht, und Marschall von Bieberstein, unser Botschafter, hatte auch keine Ahnung davon gehabt, so wenig wie unsere Reichsregierung. Vielmehr war a l l e s von den Ereignissen überrascht worden.

Anfänglich ärgerte ich mich; dann erfaßte ich die Komik und lachte viel darüber. Es bestätigte mir meine

alte Erfahrung, daß die liebe Welt alles bestreitet und für unmöglich hält, bevor es eintrat, um dann zu beweisen, daß es gar nicht anders hätte kommen können. Besonders die Historiker leisten darin Großes, indem sie die Möglichkeit von Gesetzen leugnen, um bei jedem, auch noch so unverständlichem Ereignis, zu „beweisen", daß alles mit Notwendigkeit so kommen mußte. Ich habe vor der gelehrten Zunft eine unbegrenzte Hochachtung. Das Verhalten der Kritik meinen „Prophezeiungen" gegenüber hat sie noch gesteigert. Während die meisten Stimmen sich darüber lustig machten, regen sich nun schon solche, die behaupten, ich hätte gar nichts Neues bewiesen und bald kommt ein Privatdozentlein daher, um klar zu machen, daß das zeitliche Fernsehen nie bestritten worden sei. Ich habe zu viel und zu Gutes zu tun, um mich mit Kärrnern auseinander zu setzen. Immerhin ist es angezeigt auf diese Freibeuterei der offiziellen Wissenschaft hinzuweisen, die von Mesmer über Reichenbach bis Du Prel alle okkulten Forscher lächerlich machte, totschwieg oder bekämpfte, um nacheinander ein Gebiet der „Magie" nach dem andern — Hypnose, Telepathie, Gedankenlesen, Fernsehen, Fernwirken ohne Berührung usw. usw. anzuerkennen und als eigene Forschungsergebnisse auszugeben. Unsere Universitäten als Hochburgen des Materialismus sind der größte Hemmschuh jeden wahren Fortschrittes, der über Telegraphie, Eisenkonstruktionen und Wasserspülung hinausgeht. Schlimm genug, wenn auf diesem sterilen Boden nichts wächst. Wozu noch die Unehrlichkeit?

Übrigens sei hier ausdrücklich betont, daß es selbstverständlich auch unter Beamten und Professoren Männer geben kann, die die Entwicklung ins Geniale zurücklegten. Dazu gehört z. B. Karl Lamprecht, der meine Darstellung bestätigte. Aber sie sind selten und werden von den Zünftlern nach Tunlichkeit tot gemacht. In der Organisation der Mittelmäßigkeit kann man uns nicht

brauchen und wir passen auch nicht hinein. Denn wir fordern Ungebundenheit und Ellenbogenfreiheit.

Ich habe viel weniger studiert, als man nach meiner Produktivität vielleicht meinen möchte. Aber ich habe in meinem Leben sehr viel gedacht, rastlos, sehr viele Gedanken selbständig gefunden, von denen ich nachher hörte oder las, daß irgendein großer Denker sie bereits ausgesprochen habe. Es gab Jahre, in denen ich im Sommer selten länger als bis vier Uhr morgens schlief, um dann über Probleme philosophischer Art nachzusinnen, Projekte zu machen, mich in Situationen zu versetzen usw. Aber das zehrt an den Nerven. Hier möchte ich bemerken, daß ich außer Platon und Lessing, sowie einigen Schriften des Aristoteles keinen einzigen Philosophen im Original studiert hatte, bevor ich dieses Werk schrieb. Im Spinoza blätterte ich nur, ebenso im Zarathustra. Mich begeisterte Nietzsches Form, aber beim Philosophen suche ich Inhalt. Ich bin zu sehr autodidaktisch veranlagt.

Da wir Denker uns doch alle im wesentlichen mit den gleichen Themen befassen, ist nichts verständlicher, als daß wir auch oft zu den gleichen Resultaten gelangen. Je mehr wir uns der absoluten Wahrheit nähern, desto mehr muß das mit Notwendigkeit der Fall sein. Sehr viele Vorwürfe des Plagiates haben ihre Begründung darin, daß der Ankläger sich diesen Sachverhalt nicht klarmacht und selbst ein so bescheidener Durchschnittskopf ist, daß er gar nicht mit der Möglichkeit rechnet, jemand könne selbständig auf einen guten Gedanken kommen.

So wies mir einmal jemand ein Plagiat an Schopenhauers „Parerga und Paralipomena“ nach, die ich niemals in der Hand gehabt hatte. Ich kaufte sie mir darauf hin, kam aber bis heute noch nicht dazu, die Stelle aufzuschlagen. Allein ich zweifle durchaus nicht an der Übereinstimmung, noch an der bona fides des Kritikers.

Natürlich reagiere ich grundsätzlich nicht auf solche „Nachweise", da ich weder die Tatsache der Übereinstimmung bezweifle, noch die Gutgläubigkeit aber Beschränktheit des Kritikers. Andererseits fühle ich mich auch nicht im allergeringsten durch solche Vorwürfe beleidigt. Die Kritiker hätten sie sicher unterlassen, wenn sie intelligenter, oder in eine anständige Form gebracht, wenn sie besser erzogen wären. Wenn alle Zeitungen mich als Raubmörder brandmarken würden, dann wäre mir das auch gleichgültig, weil ich mit Horaz (carm. II, 16) sage:

> Mihi parva rura et
> spiritum Graiae tenuem Camenae
> Parca non mendax dedit et malignum
> spernere volgus.

Diese Stelle ist sehr schön, und da ich nicht weiß, ob alle Kritiker auch genug lateinisch können, um sie richtig zu übersetzen, will ich ihnen helfen:

„Mir aber gab die Parze nichts von jenen (Schätzen des reichen Mannes),
von wenig Hufen nur die kleine Pachtung,
doch einen Hauch vom Geiste der Hellenen und für des Pöbels Bosheit die Verachtung."

(Übers. von Joh. Proschberger.)

Hierher gehört auch die Frage der „Beeinflussung". Wenn man unsern Kunsthistorikern glauben wollte, dann wäre jeder Meister nur ein Konglomerat von solchen Beeinflussungen. Ebenso machen es die Literaturforscher und andere. Warum wurde denn gerade Dürer Dürer, Goethe Goethe und nicht andere mit den gleichen Lehrern? Mag man die Herkunft jedes einzelnen Wassertropfens nachweisen, der See ist eben doch der große Mann und nur dieser. Denn gerade das Entscheidende, das Bißchen, auf das es aber ganz allein ankommt, das ist nicht „beeinflußt", „abgeleitet", „schon dagewesen", das ist eben das charakteristisch Geniale

und das für ein bestimmtes Genie Charakteristische. Aber das verstehen die Herren nicht. Sie glauben mit jeder Wäscherechnung, die sie ausgraben, unserer Seele näher zu kommen. Aber uns trennen ja Welten. Ihr armseligen Dutzendmenschen gleicht ja nur dem Geist, den ihr begreift. Und wie klein ist der beisammen! Wie winzig klein!

Mehr noch als studiert und gedacht habe ich erlebt. Wenn mich dann Bekannte oder gar Freunde ansprachen, daß ich doch beneidenswert glücklich sein müsse, dann wußte ich oft nicht, ob ich mich ärgern oder freuen sollte. Aber ich habe doch mehr Grund mich zu freuen, denn es beweist immerhin eine nicht alltägliche Selbstbeherrschung, die mir durch mein heiteres Gemüt allerdings sehr erleichtert wird. Denn man kann ein sehr ernster Mann sein in seiner Anschauung von Beruf, Ehre, Vaterland, Familie, Pflicht usw. und doch stets zu Scherzen aufgelegt. Genau wie ein Choleriker ein sehr ruhiger Philosoph sein kann.

Als vortreffliches Bildungsmittel schätze ich neben Vorträgen das Gespräch mit tüchtigen Fachgelehrten, mit Ärzten, Philosophen, Physikern, Chemikern, aber auch mit Handwerkern und Kaufleuten. Ich lernte dabei außerordentlich viel, nicht ohne stellenweise ein Schrecken der Gesellschaft zu werden. Denn ich denke um fünf Uhr früh nach einem Ball, Souper oder Zechgelage auch noch recht klar und war in meinem Leben zwar wiederholt angeheitert, aber wohl niemals betrunken, außer nach dem Gymnasialabsolutorium. Darum bin ich auch ein Gegner der Abstinenzbewegung, in der ich die gleiche Barbarei erblicke, wie in der Trunksucht. Die Lebenskunst, die Weisheit, die Bildung und Kultur fordern verständigen Genuß aller Güter, nicht Askese.

Wie schon gesagt, verlor ich zeitenweise die Auffindung historischer Gesetze aus dem Auge, nie aber mein Ziel, mich der absoluten Wahrheit zu nähern,

den Dingen auf den Grund zu kommen. So schrieb ich die „Prophezeiungen“ ohne, als ich das Thema in Angriff nahm, die ganze Tragweite zu überblicken. Die wurde mir erst während der Bearbeitung klar.

Doch nun zur engeren Vorgeschichte dieses Werkes, die wohl merkwürdiger ist, als man glauben sollte.

Anfangs März 1911, nach Abschluß des letztgenannten Buches, kehrte ich nach einer anstrengenden Vortragstournée, reich auch an Ärger und Unannehmlichkeiten aller Art, nach München zurück. Das Buch hatte meine Kräfte, die schon durch früheren Raubbau und mancherlei seelische Erschütterungen stark reduziert waren, auf ein Minimum herabgesetzt. Den letzten Rest wollte ich auf die Vorträge verwenden, um mich dann gründlich zu erholen. Es sollte anders kommen, denn mir stand die schwerste Zeit meines Lebens bevor.

Froh, wieder daheim zu sein, erfuhr ich am Ankunftstage den Tod einer Dame, die meinem Herzen nahestand. Als sie lebte, hatte ich das weit weniger gefühlt, als nun nach ihrem Tode. Ich war tieftraurig und konnte für Wochen mein seelisches Gleichgewicht nicht wieder finden. Das ist bei mir etwas ganz außerordentlich Seltenes, denn wie der Leser vielleicht schon erkannt haben wird, bin ich recht praktisch darin, mir Unannehmlichkeiten fernzuhalten, und da ich nur sehr wenige Menschen liebe, sind mir auch die meisten Todesfälle gleichgültig. Ich überschätze das Einzelleben überhaupt nicht, weder mein eigenes, noch das anderer und mache den Kultus der Gefühlsduselei nicht mit. Man muß schon ganz ungewöhnliche Seelenleiden hinter sich haben, um durch nichts mehr auf längere Zeit erschüttert werden zu können, zumal bei meiner Veranlagung, die ein Leid, das den wenigen Menschen, die ich liebe, zustößt, nur schwer überwindet. Ich weiß überdies noch nicht einmal, ob diese Apathie wünschenswert wäre. Sie wäre meines Erachtens nicht menschlich und darum schlecht. Ich will lieben und hassen, fürchten

und Mitleid haben, kurz ein Mensch sein, was ich nur nicht will, sind tiefe Erschütterungen, die meine Arbeitskraft lähmen.

Während dieser Zeit — und schon Jahre vorher — litt ich sehr unter neurasthenischen Beschwerden, die, wenn ich auch bestrebt war, sie meiner Umgebung zu verheimlichen, mich doch oft quälten. Diese wuchsen durch die Überarbeitung und den Todesfall nahezu ins Unerträgliche: fast tägliche Kopfschmerzen, oft heftigster Art, die mich am Denken und Arbeiten hinderten, also meinen Beruf gefährdeten. Dazu viele Nächte hindurch Schmerzen im Magen oder Darm, so daß ich sehr unruhig schlief. Tagsüber das peinigende Gefühl eine Pflicht zu versäumen, wo man sich doch am Ende seiner Kräfte weiß. Jedem Neurastheniker sind ja diese Zustände bekannt. Der Gedanke eine Postkarte schreiben zu müssen, regte mich Tage vorher auf. Gleichzeitig aber fühlte ich mich verpflichtet Anfragen und Zuschriften aus dem Leserkreise zu beantworten. Denn wenn man mir die Ehre erweist mich um Rat zu fragen, die Freude macht, mir sein Einverständnis auszusprechen, die Liebenswürdigkeit hat, abweichender Meinung Ausdruck zu verleihen, dann ist es doch eigentlich selbstverständlich, daß ich dafür in einigen Zeilen danke. Ich sehe voraus, daß mir das in Zukunft noch weniger möglich sein wird, als bisher.

Aber das war noch nicht alles: wir leben nun einmal in der Gesellschaft und haben darum die Pflicht — wenigstens bildete ich es mir ein — Besuche zu machen und zu empfangen. Abgesehen von den wenigen Freunden und Freundinnen ist mir aber eine Berührung mit anderen Menschen, wenn ich nicht gerade selbst das Verlangen danach habe, sehr unerwünscht. Ich lebe gern allein mit meinen Gedanken in der Möglichkeit jederzeit die Personen erreichen zu können, die ich mag, stehe auch meinen Freunden und Freundinnen zu jeder Stunde des Tages und der Nacht und zu allem,

was auch immer kommen mag, zur Verfügung, aber ich lasse mich höchst ungern von Fernstehenden behelligen. Dazu gehören bisweilen ungebetene Besuche. Und doch brauchen wir auch wieder Menschen zur geistigen Anregung, zur Ablenkung aus unseren Gedankenbahnen, wenn wir nicht gerade in einer Produktionsperiode sind. Eine der Experimentalaufgaben, als die sich ja letzten Endes unser Leben als Ganzes darstellt.

Schon nach wenigen Wochen war mir dieser Zustand, zu dem noch das peinliche Gefühl der inneren Leere tritt, wie es nach dem Abschluß eines solchen Werkes natürlich ist, unerträglich. Ich wollte mich durch Arbeit über den Todesfall und meine Stimmung hinwegsetzen. Denn ich gebe mir grundsätzlich so wenig nach wie nur möglich und tue etwas mir Unangenehmes oft gerade, wenn meine Arbeitskraft nicht darunter leidet.

Zudem wollte ich doch endlich wieder Positives leisten. Denn die kritische Tätigkeit der letzten Jahre, die doch für den Autor negativ ist, muß durch etwas Positives ergänzt werden. Ich wollte ein Buch schreiben, das mich erhebt, mir Freude macht und kam auf den alten Gedanken zurück meine Auffassung über die Entwicklung der Menschheit, soweit sie in den Bereich des Historikers fällt, auszusprechen. Aber ich fühlte dann wieder, daß mir in meinem Zustande die Kräfte zur Durchführung fehlen würden. Es war eine Hölle.

Doch das Schlimmste stand mir noch bevor: schon seit geraumer Zeit war mir ein verändertes Benehmen meiner Frau aufgefallen. Ich bildete mir ein, daß sie mich nicht mehr liebe und das quälte mich sehr. Sie weinte die Nächte hindurch, behauptete — allerdings mit Recht — daß ich schnarchte und weckte mich unaufhörlich, so daß wir uns auf getrennte Schlafzimmer einigten, was mich einen schweren Entschluß kostete. Kurz, sie war gegen früher völlig verändert. Jede körperliche Liebe war ihr unerträglich, meine Sorge

um sie, meine Eifersucht — wenn man das so nennen will — meine Liebenswürdigkeit und Zärtlichkeit im täglichen Verkehr war ihr ein Greuel. Andererseits war ich sehr reizbar und explodierte oft wegen einer Kleinigkeit, einer Unpünktlichkeit, dem Fehlen eines Gegenstandes bei Tisch usw., während ich mich sonst sehr wohl zu beherrschen gelernt habe. Kurz, unsere sehr glückliche Ehe wurde allmählich stark zerrüttet. Dabei konnte ich mir die Ursachen nicht erklären. So schickte ich sie im Juni 1911 einige Wochen aufs Land. Aber nach ihrer Rückkehr wurde es noch schlimmer, und ich trug mich ernstlich mit dem Gedanken einer Scheidung oder doch Trennung. Das war zweifellos die unglücklichste Periode meines Lebens. Ich war in meine Frau mit der größten Leidenschaft verliebt. Unglücklich verliebt! Und dagegen sträubte sich mein Selbstgefühl.

Endlich, nach großen körperlichen und seelischen Leiden — ich hatte auch viel mit den Zähnen zu tun — in denen ich, weil zu erschöpft und innerlich zerrüttet, keinen Trost in der Arbeit finden konnte, überhaupt nicht arbeitsfähig war, ja sogar keine Bücher zu lesen vermochte, sollte die Aufklärung kommen: Meine liebe Frau war sehr leidend. Ich wußte es nur nicht.

Als ich davon erfuhr, verwandelte sich meine Empörung gegen sie, der ich doch nach Kräften immer nur Gutes erwiesen hatte, in tiefes Mitleid. Monatelang konnte sie keine Nacht vor Tagesgrauen einschlafen, verfiel körperlich, wurde melancholisch. Es war sehr hart. Aber da sie über eine bewunderungswürdige Selbstbeherrschung verfügt, ließ sie sich nur wenig anmerken. Was geht es denn die Horde der Gaffer und Laffen an, die Klatschbasen und dummen Gänse, wie es in einer Ehe zugeht, in m e i n e r Ehe, oder wie es in meinem Innern ausschaut?

So mußte ich mich wieder zum Humor flüchten, ein recht bewährtes Auskunftsmittel. Aber es genügt

nicht immer. Ich besuchte Gesellschaften, Bälle, kurz, suchte mich zu zerstreuen, so gut ich konnte, ging auch Liebesabenteuern nach, was uns ja so leicht gemacht wird, aber es befriedigte mich alles nicht.

Nur wenige Menschen standen mir in dieser schweren Zeit zur Seite. Ganz ganz wenige. Donec eris felix multos numerabis amicos. Tempora si fuerint nubila solus eris. Das habe ich schon wiederholt erfahren. Was es doch für verständnislose und rohe Patrone unter den sogenannten „Freunden" gibt!

Aber an diesen wenigen, da halte ich fest. Und wer mir damals sagte: „was kann ich dir Liebes erweisen?" und von wem ich weiß, daß er es auch aus Liebe zu mir tun wollte, nicht aus Eigennutz oder Phrase, sondern aus Selbstverleugnung, sei es ein Dienstbote, ein Graf oder eine Fürstin, der ist meines Dankes sicher mein ganzes Leben lang. Aber das waren s e h r wenige. Ich würde auch durchaus nicht den Vorwurf der Protektion scheuen, wenn ich je in die Lage käme sie auszuüben. Denn wer sich mir gegenüber bewährt hat, wird es auch andern gegenüber tun. Ich will Charaktere.

Ich freue mich, daß ich unsterblich bin, ich möchte auch die Unsterblichkeit verleihen können. Ich wollte König werden, Krösus, ein Gott, nur um diesen wenigen danken zu können. Und das werde ich auch nach Kräften tun. Denn mein Selbstgefühl verbietet mir mehr zu empfangen, als zu geben, wenn ich nämlich empfangen und geben will. Ich kann diesen Wenigen ja doch nie genug danken. Denn sie ahnen vielleicht gar nicht, was in solchen Zeiten jedes liebe Wort, jede freundliche Handlung, jeder Blick des Einverständnisses wert ist. Wes das Herz voll ist, geht der Mund über, sagt man. Ich finde das Gegenteil ist wahr: wir sprechen am wenigsten oder gar nicht von den Dingen, die uns am meisten berühren. Das ist Tabu, wie unsere innere Ehre. Was sollte man sich auch vergeblich bemühen Gefühle in Worte zu kleiden? Läßt sich das Geigenspiel, die Schön-

heit einer Landschaft, eines Gemäldes in Worte fassen? Das kann man nur erleben. Aber nicht jeder kann es, denn die Menschen sind außerordentlich verschieden. Die Annahme, daß alle Menschen gleichkonstruiert seien, ist der Fundamentalfehler der Lippsschen Psychologie und selbstredend auch des demokratischen Irrwahnes unserer Zeit, die ihn als Fluch von der französischen „Aufklärung" und Revolution erbte. Wir werden darauf noch zurückkommen.

Vom Januar 1912 ab war endlich das Schwerste überstanden, es kamen wieder normale, heitere Wochen, doch die Neurasthenie war nicht besser geworden, eher schlechter. Ich schluckte ein Pulver nach dem anderen, um nur wenigstens zeitenweise die geradezu unerträglichen Kopfschmerzen los zu werden. Alles war vergebens.

Da die Schulmedizin mir so wenig nützte, wie meiner Frau, gingen wir zur Homöopathie über. Ich bin Weltkind und werde viel lieber durch eine Pseudowissenschaft oder durch einen Kunstfehler der allein echten und wahren gesund, als daß ich durch kunstgerechte Anwendung der Schulmedizin krank bleibe. Aber das kann ja jeder einrichten, wie er will.

Nach wenigen Monaten stellte sich die Wirkung ein. Seit dem Frühjahr 1912 wurde ich ein anderer Mensch, die Schmerzen verschwanden fast völlig, die alte Energie kam wieder, mit ihr die Lebenslust und Arbeitsfreudigkeit, und auch das Befinden meiner Frau besserte sich merklich. Seitdem halte ich die Homöopathie für alles andere eher, als für eine Pseudowissenschaft und in meinem Helfer, Dr. Karl Stauffer, entdeckte ich einen der vortrefflichsten Ärzte und edelsten Menschen, denen ich in meinem Leben zu begegnen das Glück hatte. Übrigens ist es eine Fabel, daß die homöopathischen Mittel nur suggestiv wirken sollen. Sie haben sogar eine sehr starke objektive Wirkung. Unsere Serumtherapie ist ja nichts anderes, als der

homöopathische Gedanke similia similibus. Bei gewissen sehr schmerzhaften Krankheiten würde ich mich übrigens nach wie vor an die Schulmedizin wenden, da ich es für ganz falsch halte mehr zu leiden, als man unbedingt leiden muß.

Immerhin brauchte ich auch jetzt noch Zerstreuung. Denn wenn es auch erträglicher geworden war, so litt ich doch noch sehr unter der Krankheit meiner lieben Frau. So schrieb ich die ,,Geschichte der menschlichen Dummheit'', gleichzeitig in der Absicht Geld zu verdienen, und in der Hoffnung, eine gute politische Tat zu tun. Im übrigen interessiere ich mich für das Buch so wenig, daß ich oft meine Autorschaft vergesse. Wenn ich an meine Bücher denke, dann fällt es mir erst nach längerem Besinnen ein. Das kann aber ein ,,Klassiker'' nicht begreifen, ein Mann, der sein ganzes Leben lang stolz darauf ist einen Druckfehler in einer Götheausgabe festgestellt zu haben und von nichts anderem spricht.

Während meine Frau ein Bad aufsuchte, machte ich eine militärische Dienstleistung. Die Manöver des Jahres 1912 waren ungewöhnlich anstrengend, und es regnete wochenlang fast ununterbrochen. Da kein Mensch in meinem Alter noch zu Übungen verpflichtet ist, wohl aber, wer sich ihnen unterwirft, seine ganze Kraft einsetzen muß, so schonte ich mich absichtlich durchaus nicht. Einmal blieb ich 42 Stunden in den nassen Kleidern und Reitstiefeln, um nach fünfstündiger Ruhe wieder den ganzen Tag Dienst zu tun. Junge, aktive Herren, wie auch die Mannschaft, benützten jede Pause zum niederlegen oder schlafen. Ich unterließ es absichtlich, um zu sehen, was ein Mann im Kriege aushalten kann. Denn der Führer einer Aufklärungseskadron kommt drei bis vier Tage lang voraussichtlich kaum stundenweise zum schlafen, sitzt viel im Sattel, muß seine Angriffsfreudigkeit bewahren, die Lebensgeister der Mannschaft anfachen, dabei selbst klar disponieren, Befehle schicken und empfangen usw. Da wollte ich

doch einmal tunlichst erproben, ob ich das auch alles könne. Von den Anforderungen, die das Militär an uns stellt, hat ja der Spießbürger gar keine Ahnung. Da ich trotz der großen und andauernden Strapazen nach durchschnittlich etwa sechsstündigem Schlafe völlig frisch war, während ich bei geistiger Arbeit etwa zehn Stunden benötige, habe ich ein Urteil über Energieverbrauch und Ersatz. Als junger Mann schlief ich einmal — vom Sonntag abgesehen — Monate hindurch nur vier bis fünf Stunden, tat Dienst, trank wacker und hielt alles gut aus. Dagegen fühle ich mich auf die Dauer bei geistiger Arbeit, selbst bei acht- und neunstündigem Schlaf, nicht frisch.

Ich hatte oft am ganzen Tag nur ein Stück Brot zu essen oder etwas Schokolade, die ich mit der Mannschaft teilte, d. h. vom Frühstück um zwei, drei oder vier Uhr bis zum Abendessen. Ich wollte mir nichts mitnehmen, um an meinem Körper Beobachtungen machen zu können. Aber ich war mit mir relativ zufrieden. Übrigens habe ich auch während des Feldzuges unter Tags nie etwas anderes zu mir genommen, als Schokolade, trank auch nie auf Märschen, weil es einen guten Eindruck auf die Mannschaft macht, wenn der Führer ebenso anspruchslos, oder gar anspruchsloser ist als sie selbst.

Ich erzähle das natürlich nicht um meinetwillen, sondern aus wissenschaftlichen Gründen, wie sich ja jeder denken könnte. Trotzdem oder gerade deshalb haben manche Kritiker gerade an dieser Selbstanalyse Anstoß genommen. Man kann eben am Meere stehen und niemand entnimmt ihm mehr Wasser als in seinen Krug geht, wie es auch Leute geben mag, die beim Geigenspiel nie über das Scharren der Roßhaare über die Schafdärme hinweg kommen.

Wer an sich selbst große Anforderungen stellt, und nur der, wird oft mit Bewunderung unsere Mannschaften betrachten. Was diese Leute ohne Murren ertragen, ist

unglaublich. Allerdings darf der Führer kein schlechtes Beispiel geben. Andererseits wird gerade der energische Vorgesetzte, der die Schwierigkeiten aus eigener Erfahrung kennt, trotz größter Milde im Inneren, mit eiserner Energie, ja mit brutaler Rücksichtslosigkeit gegen schlappe Elemente einschreiten, wenn es ihm nicht gelingt durch sein Beispiel, ein Witzwort oder zulässige Erleichterungen den Geist der Truppe zu heben.

Die Furcht vor dem Führer m u ß größer sein, als die vor dem Feinde. Wir sind alle mehr oder weniger von äußeren Eindrücken abhängig. Aber in die erstere muß sich auch Liebe und Achtung mischen.

Ich bin Soldat mit Leib und Seele. Nicht aus Eitelkeit, dazu ist mir die Sache zu ernst, sondern weil das Heer mein Ideal der Willenszucht verkörpert. Ich sehe in jeder gut erwiesenen Ehrenbezeugung ein Sandkörnchen zum Fundament des Reichsgebäudes, und in jeder schlappen ein Körnchen, das davon entfernt wird. Darum erschrak ich, als ich gelegentlich eines späteren Heimaturlaubes an diesem Symptom erkennen mußte, wie sehr die Disziplin gelitten hatte, oft auch durch die nachlässige und bisweilen geradezu herabwürdigende Art, in der die Vorgesetzten den Gruß erwiderten. Dem jungen Kriegsleutnant fehlte gar oft jedes Verständnis dafür, daß der alte Landsturmmann sein Vater hätte sein können. Die allgemeine Wehrpflicht ist eine herrliche Institution, der Offizier ein Volkserzieher im besten Sinne. Wer das nicht versteht ist ein Idiot, oder auch ein jämmerlicher Weichling, der seines Vaterlandes und sei es Monaco, nicht wert ist. Ich kann mich immer über die „Soldatenschinderei“ ärgern. So sehr ich körperliche Mißhandlungen, die ja kaum mehr vorkommen, verurteile, so sehr steigt mir die Galle, wenn die Mannschaften — fast ausnahmslos die schlechtesten Elemente — plötzlich bei einem Schimpfwort ihre Ehre entdecken und den Vorgesetzten durch eine Beschwerde vielleicht um seine Stellung

bringen. Pflichtwidrigkeiten, die den Zorn des Vorgesetzten heraufbeschworen, vertragen sich aber recht gut mit der Ehre dieser Kerle.

Am 19. September kehrte ich aus den Manövern heim, sehr glücklich über das Wiedersehen mit meiner lieben Frau, die sich wieder völlig erholt hatte, und den Kindern. Zwei Tage ruhte bzw. schlief ich mich gründlich aus und dann ging es an die Arbeit. Meine Nerven waren erholt, wie noch nie, und ich fühlte mich außerordentlich schaffensfreudig.

Ich hatte mich zu einer Kulturgeschichte der Menschheit entschlossen, die mit den tierähnlichen Vorfahren beginnend, bis zur Gegenwart reichen sollte. Auf nur etwa 70 Druckbogen wollte ich in scharfen Strichen skizzieren, was ich bei den einzelnen Kulturen für charakteristisch halte, und für wertvoll für die weitere Entwicklung. Das Buch sollte mich und den Leser erheben, die positive Ergänzung zu meinen kritischen, negativen Schriften bilden und würde sich wohl in mancher Hinsicht von allem, was bisher geschrieben worden ist, unterscheiden.

Ich arbeitete mit der größten Freude und befand mich in jenem angenehmen Zustand des Verliebtseins, der bei mir Vorbedingung einer tüchtigen Leistung ist. Es ist keine heftige Leidenschaft, vielmehr etwa der ruhigeren Liebe zwischen Eheleuten zu vergleichen, wobei man die Gewißheit hat, daß sie auch in gleicher Stärke erwidert wird. Aber man kann sich doch ohne Mühe vom Gedanken an den Gegenstand befreien, die Arbeit stundenweise einteilen und einigermaßen noch für anderes Interesse haben. Ich mußte meine Arbeitsliebe derart regulieren und meinem Temperament Zügel anlegen, denn es war mir klar, daß ich mich bei gleich intensiver Arbeitsweise wie sonst wieder zu sehr abgenützt hätte. Deshalb ging ich auch einen Nachmittag der Woche auf die kleine Jagd, die ich mir im Sommer, zusammen mit einem lieben Freunde genommen hatte.

Wer eine groß angelegte Geschichte schreiben will, muß sich selbstverständlich über die Methode bzw. die leitenden Gesichtspunkte Klarheit verschaffen. Er muß sich mit anderen Worten seine Geschichtsphilosophie zurechtlegen. Mit keiner der vorhandenen war ich völlig einverstanden, und so baute ich, meine Gedanken ordnend, meine eigene weiter aus.

Die Arbeit schritt rüstig weiter, und ich hatte bis Ende Oktober etwa zwölf Druckbogen geschrieben. In diese Zeit fällt der Ausbruch des Balkankrieges. Alles, wie ich es vor Jahren vorhergesehen hatte: das Unheil durch die Jungtürken, die Untergrabung der Disziplin im Heer infolge politischer Propaganda, der verhängnisvolle Fehler die Christen in die Armee aufzunehmen u. a. m. Meine Entdeckung war also richtig!

Daß dieser Gedanke mich lebhaft beschäftigte, ist klar. Andererseits die Sorge: wenn mein Gesetz für die Türkei richtig ist, dann kann es nicht zweifelhaft sein, daß es auch für Deutschland zutrifft; also gehen auch wir einem Zusammenbruch entgegen, bevor wir eine bisher noch nicht erreichte Blüteperiode politischer und wirtschaftlicher Macht erreicht haben werden. Mein patriotisches Herz schmerzte sehr. Andererseits wird jedermann verstehen, daß ich mich über die Gewißheit mit meiner Entdeckung die Unsterblichkeit in den Händen zu halten sehr freute.

Doch der Oktober brachte noch eine andere schwere Erschütterung: Durch den Ausbruch der türkischen Revolution war seinerzeit unser Vermögen, das im Orient stark engagiert ist, schwer betroffen worden. Nun war es der Geschäftstüchtigkeit und Beharrlichkeit meines Vaters gelungen, die Scharte wieder einigermaßen auszuwetzen. Große Summen waren in dortigen Minen engagiert und es bestand sichere Aussicht, in kürzester Frist nicht nur den alten Schaden zu decken, sondern noch einen bedeutenden Gewinn einzuheimsen. Da sollte der plötzliche Ausbruch des Krieges diese

Hoffnungen über den Haufen werfen. Wir standen geradezu vor dem finanziellen Ruin. Also eine doch recht teuer bezahlte wissenschaftliche Entdeckung.

Nun lasse ich mich nicht leicht beugen und lebe selbstverständlich nach meinen Grundsätzen, d. h. halte mir zur Hebung meiner Arbeitskraft Unannehmlichkeiten tunlichst fern. Immerhin ist der Gedanke gleichsam von heute auf morgen aus dem Wohlstand heraus gezwungen zu sein seine Familie mit der Feder zu ernähren nicht angenehm. Wenn ich auch bei Tage mein Arbeitspensum erledigte und nur für kurze Momente trüben Gedanken Raum gab — ich habe ein unbegrenztes Selbstvertrauen und überlegte mir schnell, was im Falle eines Zusammenbruchs zu tun wäre — so hielten sie mich nachts doch stundenweise wach, oder fielen mir wenigstens in wachen Stunden ein. Ich hatte manchmal das Gefühl, als packe mich eine eisige Hand im Nacken: die Not, die bittere Geldsorge. In wenigen Tagen war aber dieser Zustand überwunden und ich sah der Zukunft mit Gleichmut entgegen. Es war nicht das erstemal in meinem Leben, daß ich aus verschiedenen Gründen in schwerer Kalamität steckte, und ich habe mir noch immer zu helfen gewußt. Ich habe längst nach jeder Richtung hin mein Exsitenzminimum festgestellt, weiß, was ich an Geld brauche, von meinen Freunden und meiner Umgebung fordern muß, kurz, bin mir klar über alles, worauf ich ohne nennenswerte Einbuße an meiner guten Laune verzichten kann. Ich kam zum Resultat, daß ich auch in einem Dachstübchen glücklich sein könnte. Aber der Gedanke meiner lieben Frau so große Entbehrungen auferlegen zu müssen, wenn auch nur für einige Jahre, schmerzte mich. Damals wußte ich noch nicht welchen außerordentlichen materiellen Wert meine Entdeckung besitzt, bin auch nur durch Zufall später darauf gekommen. Denn ich interessiere mich nicht sehr für Geld, solange ich unter seinem Mangel nicht zu leiden habe.

Doch nun erst beginnt die ereignisreichste Periode meines Lebens, in der heftigster Schmerz mit intensivstem Glücksgefühl in einer Weise abwechselten, wie ich es, hätte ich es nicht selbst erlebt, für unmöglich gehalten hätte. Wenigstens für unmöglich bei einem Manne, der so sehr gewöhnt ist, den Widerwärtigkeiten ernster Natur nicht nur standzuhalten, sondern entgegenzugehen. Tu ne cede malis, sed contra audactior ito! Das war seit meiner Gymnasialzeit einer meiner Wahlsprüche gewesen, den ich nur allzuoft zu erproben Gelegenheit fand.

Gegen Ende Oktober bekam ich Kenntnis von einem schweren Vertrauensbruch. Ich hatte es längst geahnt, ja während der Manöver war es mir zur Gewißheit geworden, doch längst nicht im vollen Umfange, aber ich hatte mich früher meines Verdachtes geschämt und ihn immer von mir gewiesen. Da ich im innersten Wesen außerordentlich vorsichtig bin — meine Bekannten ja sogar meine Freunde glauben allerdings, ich trüge das Herz auf der Zunge und tatsächlich bin ich auch nichts weniger als mißtrauisch — so gehört ein Vertrauensbruch in meinen Augen zu den schlimmsten Delikten, die man überhaupt begehen kann. Ich vertrage jede Wahrheit, die brutalste Offenheit, sogar Grobheit, aber keine Heuchelei und Falschheit. Die hasse ich aus tiefster Seele.

Meine Vorsicht möge man daran erkennen, daß ich mich seit zwölf Jahren mit Philosophie beschäftigte und nach Gesetzen suchte, ohne, ungeachtet meines großen Mitteilungsbedürfnisses, zu irgend jemand, selbst nicht zu den Intimsten, darüber gesprochen zu haben. Deren Fragen wich ich konsequent aus. Es gibt überhaupt wohl nur einen einzigen Menschen, eine alte Freundin. die mein absolutes Vertrauen in allem und jedem besitzt.

Als ich nun von diesem furchtbaren Vertrauensbruch erfuhr, prüfte ich in der selbstverständlichen Hoffnung mich, da die Tatsachen feststanden, wenigstens

hinsichtlich der Motive vom Gegenteil zu überzeugen, mit größter Sorgfalt nach und fand zu meinem Entsetzen alles bestätigt, ja übertroffen. Ich hatte an einem Abgrund gestanden und war durch Zufall im letzten Augenblick erst der Gefahr entronnen. Wäre das nicht eingetreten, dann hätten die Folgen für mich ganz unabsehbar schlimm werden müssen. Mir schwindelte bei dem Gedanken daran.

Ich möchte bemerken, daß man sehr wohl verschiedenen Menschen in einigen wichtigen Fragen großes Vertrauen entgegenbringen kann, ohne darum alles, was uns bewegt, ihnen zu sagen. Man läßt sie eben von einem Ausschnitt unseres Seelenkreises oder von einem äußeren Kreis Besitz ergreifen. Den Kern enthüllt man wohl in der Regel vor niemand. Aber es ist völlig genügend, wenn wir in solchen Dingen enttäuscht werden.

Auf alle Fälle war dieser Vertrauensbruch derart, daß er mir nach dem Tode meines hochverehrten Lehrers Leo Thude (1894) den intensivsten Schmerz meines Lebens zufügte. Ich fühlte mich innerlich einige Tage völlig gebrochen und merkte, wie sich meine Oberlippe senkte und die Nasenfalten sich vertieften. Ich habe inzwischen erfahren, daß dieses äußere Symptom auch schon von anderer Seite festgestellt wurde. Im übrigen interessiert es mich nur wenig, ob das, was ich beobachte und sage schon früher festgestellt wurde, wenn es nur wahr ist. Ich habe aber in der Folgezeit für meine sämtlichen Selbstbeobachtungen Bestätigungen durch andere erhalten. Die Nachwelt wird einmal am meisten anerkennen, daß ich den Mut hatte Phänomene, die nicht nur an sich zum Teil sehr selten sind, sondern auch als kostbarste Erlebnisse in der Regel streng geheim gehalten werden, festzustellen und dadurch die Kenntnis des Seelenlebens bedeutend zu bereichern.

Mein erster Gedanke, nachdem ich von dem Vertrauensbruch Kenntnis erhalten hatte, war selbstverständlich der der Rache. Ein Haß, wie ich ihn mir nicht

zugetraut hätte, erfüllte mich, gemischt mit einem Gefühl tiefster Verachtung.

Da die Angelegenheit jetzt ein Jahrzehnt zurückliegt, sei sie nunmehr ohne die früher gebotenen Einschränkungen dargestellt.

Wie bereits erwähnt, lebte ich eine Zeit lang mit meiner Frau, die ich mit größter Leidenschaft liebte, sehr unglücklich. Um mich zu trösten und abzulenken suchte ich nun mit ihrer Einwilligung, ja auf ihre Anregung hin außer dem Hause Ersatz. Da lernte ich eine Dame kennen, der ich eine der wertvollsten Lehren zu danken habe. Wiewohl vier Jahre älter als ich, fesselte sie mich durch Liebenswürdigkeit und Koketterie, zudem war sie sehr hübsch und ließ äußerlich ihre nichtarische Abstammung nicht erkennen. So verliebte ich mich in sie und mehr als das: schenkte ihr mein volles Vertrauen.

Man sagt gemeinhin es sei nicht möglich gleichzeitig zwei Personen mit Leidenschaft zu lieben. Meine Erfahrungen bewiesen das Gegenteil.

Angenommen man liebe mit hundertprozentiger Leidenschaft. In diesem Falle bietet die Seele für keine andere Dame mehr Raum. Nun mögen aber, wenn auch nur vorübergehend, Verstimmungen eintreten, während gleichzeitig ein Wesen in unseren Gesichtskreis tritt, das unser Interesse erweckt. Im gleichen Tempo, in dem dieses wächst, verringt sich die erste Liebe bis mit Notwendigkeit der Augenblick eintreten muß, in dem man beide mathematisch genau gleich mit 50% seiner Leidenschaft lieben muß. Dieser Zustand müßte von kurzer Dauer sein, wenn nicht fortgesetzte Schwankungen uns bald mehr zur ersten, bald mehr zur zweiten Geliebten hinzögen. Ein höchst aufreibender, ja qualvoller Zustand! Wie die echte „Platonische Liebe“ die Ablenkung der Leidenschaft zu einer Person auf eine Idee ist, so blieb hier die große Leidenschaft zu meiner Frau bestehen, nur daß ein Teil von ihr nach der Richtung der neuen Geliebten abgespaltet wurde, wie ein

Gebirgsstrom, den eine Felsbank vorübergehend in zwei Arme teilt, die sich im Unterlauf wieder vereinigen.

Darum war die treibende Energie zu diesem Werke, die auch nahezu restlos in ihm verbraucht wurde, die Liebe zu meiner Frau; denn auch die abgelenkte Leidenschaft hatte sich an ihr entzündet. Die furchtbare Enttäuschung wirkte wie ein Kurzschluß, wie das Auflaufen eines Schnellzuges auf einen Felsen. Durch einen Akt ungeheurer Selbstüberwindung wurde die Liebe zur „platonischen“ und damit zur Mutter dieses Werkes.

Doch zurück zur Vorgeschichte!

Nach geraumer Zeit, in der ich mit meiner Geliebten leidlich glücklich gelebt und sie immer betont hatte, eine wie gute und alle Teile befriedigende Lösung doch diese Ehe zu dritt sei, die meiner Frau nichts nähme, erklärte sie mir, daß ein Unterleibsleiden ihr vorübergehend den bisherigen Verkehr mit mir verbiete. Aber sicherlich sei ja bald alles wieder in Ordnung. Da ich einen Vorwand zur Lösung unserer Beziehungen vermutete, sagte ich ihr wiederholt, sie solle mir doch ehrlich erklären, wenn sie meiner überdrüssig geworden sei. Das Herz sei wandelbar, sie sei eine freie Frau und ich wäre dankbar für die mir bezeugte Liebe, so schmerzlich mir auch eine Trennung fallen würde. Sie bestritt immer die Richtigkeit meines Verdachtes, beklagte tränenden Auges ihr Leiden, versicherte mir, daß sie es ganz natürlich fände, wenn ich unter den veränderten Verhältnissen mir eine neue Geliebte suchte, so weh es ihr tue usw.

Durch ihren Appell an meine Ritterlichkeit ließ ich mich geraume Zeit täuschen, ja, ich war doppelt bestrebt ihr zu beweisen, daß auch nach Ausschaltung des körperlichen Momentes meine Liebe und Hochachtung für sie sich nicht verringert hätten. Da sie mit den Mitteln raffiniertester Koketterie, die auf Anstachelung meiner Sinne berechnet war, wirkte, um immer im

gegebenen Augenblick unter Berufung auf ihr Leiden mich abzuweisen, gelang es ihr meine Leidenschaften immer mehr anzufachen. Vor allem hatte sie es darauf angelegt mich nie zur Ruhe kommen zu lassen, sei es, daß sie mich bei Verabredungen warten ließ, sei es, daß sie Zusagen gab, um sie kurz darauf zurückzunehmen, oder doch nicht zu erfüllen. Ich verlor für kurze Zeit völlig den Kopf, da sie das Spiel des Anziehens und Abstoßens mit solcher Virtuosität beherrschte, daß ich bald im Vertrauen auf ihre Worte und zeitenweise Zärtlichkeiten glaubte, sie liebe mich leidenschaftlich, dann wieder, ich sei ihr gleichgültig. Besondere Freude machte es ihr mir weh zu tun: durch Erregung meiner Eifersucht, die Drohung fortzuziehen usw. Telephonierte ich sie an, dann mußte ich den leisen Tadel der Zudringlichkeit hören, unterließ ich es auch nur zwei Tage, dann bekam ich liebenswürdige Vorwürfe über meine Gleichgültigkeit. Ich kannte mich nicht mehr aus, wiewohl ich in Liebesangelegenheiten durchaus kein Neuling mehr war. Die Affäre hätte ganz gut so enden können, wie die in Allenstein, wenn mir nicht glückliche Umstände die Augen geöffnet hätten.

Beteuerte ich ihr in Worten und durch Handlungen einerseits meine Liebe und meine Geduld mit ihrem Leiden, so versicherte ich ihr doch andrerseits auch, sobald mir ein Verdacht aufstieg, daß ich ihr mit der größten Kaltblütigkeit den Kragen umdrehen würde, falls ich auf unwiderlegliche Beweise stieße, daß sie mit mir ein Spiel triebe. Sobald ich aber mißtrauisch zu werden anfing, verstand sie es immer wieder mich völlig zu beruhigen. Übrigens war sie eine welterfahrene Frau und starke Persönlichkeit. Ich konnte mir nicht recht denken welchen Vorteil sie davon haben sollte mich zu nasführen, nachdem ich ihr ausdrücklich erklärt hatte, daß sie auch nach einer anständigen Lösung der Liaison auf meine Freundschaft zählen dürfe.

Da spielte der Zufall mir Material in die Hände, das

mich nicht mehr daran zweifeln ließ, daß sie mit mir ein böses Spiel getrieben hatte. Gottlob fiel dies in eine längere Trennungszeit, während der vorerwähnten Manöver, da ich sie sonst wahrscheinlich umgebracht haben würde, denn ich hätte das für eine ganz äquivalente Strafe gehalten und höchstwahrscheinlich keine Gewissensbisse gehabt.

Die Trennung reichte aus, mein seelisches Gleichgewicht einigermaßen wieder herzustellen, so daß ich mir beim Wiedersehen nichts anmerken ließ, sondern ruhig beobachtete, was mich allerdings eine ungeheure Überwindung kostete. Ich fand dann, daß diese Dame, die auf ihren Ruf das größte Gewicht legte, „Fehltritte" anderer unbarmherzig verurteilte, kurz die Rolle einer Vestalin zu spielen verstand, den Männerfang systematisch betrieb, sich einen männlichen Harem hielt und einen ihrer Seelenfreunde mit dem andern betrog. Jedem versicherte sie natürlich, daß er der einzige Erwählte ihres Herzens sei, jedem, daß es sie den schwersten Entschluß koste, vom Pfade der „Tugend" abzuweichen usw.

Sie führte ein völliges Doppelleben. Da sie gesellschaftlich sehr ehrgeizig war, triefte sie bei Tage von Ehrbarkeit und Tugend, um die Nächte sich desto besser zu unterhalten. Dann ließ sie sich mit Vorliebe von mir andern Tags wegen der schlaflosen Nacht und ihres schlechten Aussehens bemitleiden. Sie litt an der Schwäche der Eitelkeit und mochte sich nicht eingestehen, daß irgendein Mann, der jemals ihre Gunst genossen hatte, von ihr abfiel. Das war eine der Wurzeln ihres gefährlichen Spiels. Übrigens verstand sie es meisterhaft niemals einen Wunsch zu äußern, sondern sich alles Angenehme gleichsam aufdrängen zu lassen und dann mit Gönnermiene anzunehmen. Da ich mich bemühte ihre Wünsche von den Augen abzulesen, wenn ich dafür andrerseits allerdings auch Unterordnung unter meinen Willen forderte, so verausgabte ich mich. Ich habe von Damen, die ich liebte, von einer einzigen Ausnahme

größter Liebe auf beiden Seiten abgesehen, immer die ganze Seele verlangt und bot dafür nur ein Stückchen der meinen. Ich hielt das für eine große Gegengabe, und dann war ja auch niemand gezwungen darauf einzugehen. Hier wäre es beinahe umgekehrt gewesen.

Übrigens hätte ich die Selbstbeherrschung der Beobachtung nicht besessen, zumal sie fortfuhr, mich mit allen Mitteln sinnlich zu reizen und eifersüchtig zu machen, wenn nicht meine Leidenschaft kurz vor den Enthüllungen ihr Zenith bereits überschritten gehabt hätte. Sie versuchte mich zu tyrannisieren — was ich nie vertragen konnte —, aus meiner Liebe und meinem Mitleid Kapital zu schlagen, ja zeitenweise mich mit leiser Geringschätzung zu behandeln, und das hatte mich verstimmt, zumal ich manchen Lügen auf die Spur gekommen war. Welche Virtuosin der Verstellungskunst sie war, bemerkte ich vor allem in der Beobachtungszeit. Sie besaß z. B. die einzigartige Kunst, wann sie wollte vor Empörung zu erröten. Wir bewunderten uns damals gegenseitig, ich die Unverschämtheit, mit der sie jedermann belog, sie meine Dummheit, die alles zu glauben schien. Solche Personen bilden sich nämlich ein, daß ein anständiger Mensch nicht lügen *könne*, während wir solche Mittel doch nur um ihrer Minderwertigkeit willen verschmähen.

Am meisten ernüchtert hatte mich folgendes: kurz bevor mir die Augen geöffnet wurden, hatte sie mir erklärt, daß es doch am klügsten sei, wenn sie — nach Wiederherstellung ihrer Gesundheit — einen meiner Freunde heirate, da wir dann unsere Beziehungen ungestört wieder aufnehmen könnten. Diese Zumutung empörte mich innerlich und ich fühlte mich aufs tiefste gekränkt, daß sie mir eine solche Gemeinheit zutrauen könnte, einen meiner Freunde in dieser Weise zu betrügen. Hier möchte ich bemerken, daß ich mich, als ich noch jünger war, nie darum scherte, ob eine Frau, die mir gefiel, verheiratet war oder nicht. Eine Frau ist keine

Sache, an der man ohne weiteres als Ehemann das Eigentumsrecht erwirbt, wenigstens nicht, solange die heutige Form der Ehe besteht. Ich hielt dafür, daß die Männer, wie ich es ja auch tat, sich um ihre Frauen kümmern, sich ihre Liebe verdienen sollten und habe durchaus k e i n schlechtes Gewissen wegen meiner Denk- und Handlungsweise. Im Gegenteil freue ich mich sehr über manches gelungene gefährliche Liebesabenteuer. Mars mihi lex. Aber ich glaube niemals ein Vertrauen getäuscht zu haben, versuchte auch nie das Glück einer Ehe oder auch eines Liebespaares durch mein Dazwischentreten zu stören, und hielt mich in der Regel fern von Frauen, vor deren Männern ich große Hochachtung hatte. Ich hätte mich zwar meiner Haut gewehrt, aber keinesfalls den beleidigten Gatten im Duell absichtlich getötet, es sogar gebilligt, wenn er mich ohne weiteres in flagranti über den Haufen geschossen hätte.

Die Frage der Dame stürzte mich in einen schweren sittlichen Konflikt, da ich einerseits sie natürlich nicht verraten wollte, andrerseits es für meine Pflicht hielt, einen Freund von der Tatsache unserer Beziehungen zu informieren, mehr noch vor ihrer Denkweise, die mir nun auf einmal blitzartig erhellt wurde, zu warnen. Endlich wußte ich nicht, ob die Ehe nicht trotzdem glücklich ausfallen könne. Ich sagte ihr, daß ich selbstverständlich verzichten würde, so sehr es mich schmerze, sie zu verlieren, da ich ihrem Glücke nicht hinderlich sein möchte. Wie ich mich meinem Freunde gegenüber zu benehmen hätte, wußte ich noch nicht. Endlich fand ich einen Ausweg, den ich für klug und nobel hielt und der dadurch erleichtert wurde, daß sie, aus Angst vor meiner Warnung, den Herren durch Indiskretionen Lügen und Verleumdungen gegen mich einzunehmen gewußt hatte. Übrigens spielte mir dieser „Freund", der von dem allen nichts wußte und auch nichts zu wissen brauchte, da sich die Ehe aus anderen Gründen

zerschlug, später einen sehr bösen Streich und war, wie ich glaube, sehr stolz darauf. Er endete durch eigene Hand und unter Umständen, die fast aufs Haar denen glichen, in die er mich zu versetzen mitgewirkt hatte.

Sie hatte es verstanden mich mit fast allen Freunden zu entzweien, indem sie mir über diese Worte in den Mund legte, die ich niemals gesprochen hatte. Das machte sie mit solcher Geschicklichkeit, daß ich scheinbar als Denunziant dastand. So hatte z. B. einer meiner Freunde wässerige Augen, was ihn etwas bedrückte. Diesem erzählte sie, daß ich ihn hinterrücks als ,,Frosch" bespöttele, was mir natürlich niemals eingefallen war. Ein anderer stammte aus bescheidenen Verhältnissen: ihn, behauptete sie, suchte ich hinterrücks als Parvenu verächtlich zu machen u. a. m. Am schlimmsten war aber, daß sie ihr möglichstes tat, um meine Frau gegen mich einzunehmen und mit ihrer Lage unzufrieden zu machen, ihr das Leben der ,,freien Frau" in den rosigsten Farben schilderte, sie auf meine Schwächen aufmerksam machte und die Vorzüge herabsetzte u. a. m. Sie suchte mich auch zeitenweise vor Bekannten zornig zu machen, da sie ja meine geistigen Hühneraugen kannte, keine große Kunst, um mich dann als ,,armen überarbeiteten Mann" in Schutz zu nehmen. So edel war sie! Denn sie nahte stets in der Maske der aufopfernden, warnenden, auch mir wohlwollenden Freundin. Daß sie mich als ,,verrückt" verschrie, während sie mir ins Gesicht meine Klugheit rühmte, war vielleicht als Vorsichtsmaßregel für den Fall unseres Bruches gedacht. Mein Werk schien ihr sogar vorübergehend Recht zu geben. Damals mußte sie meine Freude an Witz und Scherz nur etwas umdeuten, um auf Fernstehende die gewünschte Wirkung zu erzielen.

Würde jemand in gleicher Lage eine solche Dame ermorden, dann würde ich ihn freisprechen. Persönlich freue ich mich natürlich, daß ich auf Rache verzichtete

und mir damit zugleich die Unannehmlichkeiten eines Strafprozesses ersparte. Ich begnügte mich damit, ihr eines Tages mitzuteilen und, als sie mit vor Entrüstung geröteten Wangen leugnete, zu beweisen, daß ich ihr Spiel durchschaut hätte, und mich zurückzuziehen, was sie tiefer traf, als ich vermutete. Denn als ich mich leise innerlich von ihr entfernte, hatte sie sich in mich verliebt, jedenfalls aber hatte sie mir die Ehre ihrer Hand zugedacht. Und das wird wohl auch das tiefste Motiv ihres Spieles gewesen sein.

Für den Abbruch der Beziehungen, den sie für eine Kränkung hielt, rächte sie sich auf ihre Art: Während sie mich noch mit telephonischen Anrufen beehrte, in der Hoffnung mich zu versöhnen, beklagte sie sich gleichzeitig überall über meine Zudringlichkeit und fand wohl auch da und dort Glauben. Wahrscheinlich hätte ich ihr Untreue und Spiel doch noch verziehen, wenn mir ihr Charakter nicht so mißfallen hätte.

Diese Dame war auf Grund vielfacher Erfahrungen zum Resultate gekommen, daß die Männer nur so lange lieben, als man n i c h t tut, was sie wollen. Statt nach dem Grundsatze des do ut des dankbar zu sein für Beweise von Liebe, für mein Bestreben ihren Wünschen zuvorzukommen, dachte sie: ich werde doch nicht so töricht sein für etwas, das mir umsonst gegeben wird, ein Äquivalent zu bieten! Die Wurzel dieser Erkenntnis war doppelt, zunächst war sie selbst von großer Sinnlichkeit, und da sie damit eine nicht geringere Herrschsucht vereinte, so glaubte sie durch Verteilung ihrer Huld am besten zu fahren. Denn es ist sicher, daß die Männer keine Frauen mögen, die sie mit erotischen Wünschen behelligen, wenigstens nicht die geistig Schaffenden. Sie hielt an ihrem Grundsatze, immer das Gegenteil von dem zu tun, was ich wollte, starr fest. Nach ihrer Entlarvung meinte sie höchst naiv, sie hätte ja gleich gewußt, daß ich ihr nichts tun würde. Hätte ich damals schon die Chiromantie gekannt, dann würde ich

aus ihrer Spatelhand das Berechnende und das Haften an dem einmal Erprobten herausgelesen haben.

Dann aber war noch ein im Unterbewußtsein schlummerndes Gefühl der eigenen moralischen Minderwertigkeit mitbestimmend. Die Argumentation lautet: ich bin eine Kokottennatur; wer mich liebt, muß entweder dumm sein, daß er es nicht merkt, oder er ist kein Mann, wenn er sich das gefallen läßt. In beiden Fällen verdient er aber meine Liebe nicht. Je schlechter wir diese Weiber behandeln, desto mehr vergöttern sie uns. Es ist aber nicht jedermann gegeben mit solchen Charakteren umzugehen. Dagegen ist eine solche Person für Hausknechtnaturen wie geschaffen. Es gibt ja überhaupt nicht allzuviele Menschen, die eine gute Behandlung vertragen können. Besonders Frauen müssen von Zeit zu Zeit an die männliche Superiorität erinnert werden. Das liegt im Wesen ihres Geschlechtes, und es ist oft überaus schwer die richtige Grenze zwischen der gebotenen Ritterlichkeit und dem noch mehr gebotenen Herrengefühl zu finden.

Übrigens verstehen es solche Personen meisterhaft, den Eindruck absoluter Glaubwürdigkeit zu erwecken. Wie jedem Hochstapler und Betrüger leuchtet auch ihnen die Ehrlichkeit aus den Augen. Wer würde denn auch sonst auf sie hereinfallen? Wenn sie lügen, so ist in der Regel neun Zehntel wahr, d. h. alles, was sich kontrollieren läßt, oder was sie für kontrollierbar halten. Das letzte Zehntel aber, d. h. das, worauf es gerade ankommt, ist natürlich erlogen. Ferner verstehen sie es auch immer etwas einzuflechten, was ihnen nachteilig ist, weil dadurch der Hörer geblendet wird; wie ehrlich ist sie doch, daß sie sogar Ungünstiges nicht verschweigt! denkt man sich dann, oder man soll es sich doch denken.

Für den unbeteiligten Zuschauer ist das alles sehr komisch, und heute lache ich natürlich selbst darüber, tragisch wird es aber, wenn man selbst in solche Affäre

verwickelt ist, oder wenn sich Ehrenmänner um solcher Druts willen gegenseitig die Hälse abschneiden.

Es würde mir wohl nicht schwer gefallen sein durch Vernichtung dieser Existenzen meine Gemütsruhe wieder zu erlangen. Ich bemerke auch ausdrücklich, daß mich keinerlei moralische Erwägungen davon abgehalten hätten, jenen, denn auch der „Freund" spielte eine böse Rolle, doch mag ich sie nicht behandeln, die mir so übel mitgespielt, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Das ist das gute Recht j e d e s Menschen, besonders des Schaffenden. Ich habe die Beobachtung gemacht, daß es fast ausschließlich von Personen bei anderen bestritten wird, die es sich selbst nehmen, auch wenn sie unrecht hatten. Allein ich dachte mir, daß ich jetzt mit Zeit und Arbeitskräften Besseres anfangen könne. Diese Erwägung im Verein mit der Erinnerung an glückliche Stunden gewann die Oberhand und ich entschloß mich innerlich zu verzeihen und die sehr üblen Folgen, die die Angelegenheit für die andere Partei ohne mein Eingreifen hätte haben können, stillschweigend aus dem Wege zu räumen. Denn ihre gesellschaftliche Stellung wäre natürlich bei Bekanntwerden des wahren Sachverhaltes vernichtet gewesen. Nur so war der Fall rasch erledigt. Selbstredend wollte ich mit beiden nie mehr etwas zu tun haben. Das war wohl der schwerste Entschluß meines Lebens. Ihn faßte ich am 27. Oktober 1912 und führte ihn auch sofort aus. Neben diesen Erwägungen spielte auch eine andere mit: ich dachte mir, daß ich auf diese Weise am ehesten den anderen meine moralische Überlegenheit fühlbar machen könne. Meine Rache sollte darin bestehen, daß sie sich vor mir schämten.

Diese Vermutung war der Dame gegenüber eine Illusion. Da ich nach Anlage dieses Werkes Selbstbekenntnisse einflechten mußte, die ihr hätten peinlich werden können, schickte ich ihr die Korrekturbögen mit der kurzen Bemerkung, sie möge nur alles ändern oder streichen, was sie für kompromittierend hielte.

Sie reagierte dadurch, daß sie durch ihre Schwester telephonisch bei meiner Frau über meine Zudringlichkeit Klage führen ließ!!

Wie zum Dank für meine ebenso kluge, wie edle Handlungsweise begann in mir eine Umwälzung von einer Gewalt, die jeder Beschreibung spottet. Ich hatte ja natürlich schon wiederholt an die Möglichkeit der Entwicklung ins Geniale gedacht, mir auch vorgestellt, daß die Stürme heftig sein würden. Aber was nun folgte ist so, daß man es nur erleben kann. Ein Orkan, ein Krakatau oder Mont Pélé der Seele, ein Zustand, als wollte der Schädel platzen, außerordentlich schmerzhaft, d. h. mit großer Schmerzempfindung verbunden. Ich werde mich bemühen, diese Vorgänge so gut zu beschreiben, wie es eben geht, mache aber darauf aufmerksam, daß es etwa so ist, als wollte ich dem Unmusikalischen den Zauber des Cellospiels auseinandersetzen.

Doch die Entwicklung ins Geniale setzte noch nicht sofort ein. Zunächst mußte der Vertrauensbruch bzw. die dabei beteiligten Personen für mich zum psychologischen Problem werden, das ich eifrig studierte. So erst gewann ich meinen vollen Seelenfrieden wieder. Ich kann nur jedem, dem das Schicksal eine gleiche Enttäuschung, einen gleichen Seelenschmerz zufügt, mein bewährtes Mittel wärmstens empfehlen. Man hat ja wohl noch hie und da einen kleinen schmerzhaften Rückfall, man erzielt nicht sofort die völlige Objektivität, die uns nur die Rolle des unbeteiligten Zuschauers spielen läßt, aber es geht doch leichter, als man denkt, unter Voraussetzung einer großen Willensdisziplin. Nach drei Wochen, während denen ich nur vorübergehend die Arbeit aussetzte, war meine alte Heiterkeit wieder zurückgekehrt. In dieser Zeit hatte ich auch meine Gesetze weiter ausgebaut oder — richtiger ausgedrückt — sie haben sich ganz von selbst in mir geformt. Ich war passiv. „Es“ dachte, und zwar sehr heftig.

Gefunden hatte ich bis dahin vor allem das Gesetz der psychischen Dynamik, d. h. der Übertragung von Robert Mayers Gesetz von der Erhaltung der Energie auf das Geistesleben, jedoch nicht durch fehlerhaften Analogieschluß, sondern durch Selbstbeobachtung. Ferner die Lehre vom Ventil, zur Ermöglichung des größten Nutzungskoeffizienten, und das Gesetz der Erschütterung in seiner Anwendung auf die Geschichte. Denn es war mir ganz klar, daß ich, ohne das Ventil der Verzeihung, d. h. eine mein Selbstgefühl steigernde Handlung, die aufgespeicherte Energiemenge nicht in nutzbare Arbeit hätte umsetzen können. Ich habe an mir selbst erlebt, daß seelische Energie ebenso unzerstörbar ist, wie mechanische, daß Haß und Liebe nur verschiedene Erscheinungsformen der gleichen Energie sind, etwa wie positive und negative Elektrizität. Aber während die erstere unproduktiv ist, ist die Liebe schöpferisch. Der Haß ist eine entwertete Liebe. Also Entropie.

In diese Wochen fiel noch der schwere Konflikt zwischen Patriotismus und wissenschaftlicher Überzeugung. Ich sann Tag und Nacht über einen Ausweg nach, und fand ihn endlich durch gütige Unterstützung jenes vornehmen und klugen Frh. v. Nagel zu Aichberg, der mir in dieser schweren Zeit wie ein wahrer Retter in der Not erschien und dem ich dankbaren Herzens hiermit in sein Heldengrab meinen letzten Gruß entbiete.

Noch nie in meinem Leben jagten sich die Einfälle, wie seit den letzten Novembertagen, nach Erledigung des sittlichen Konfliktes, der übrigens später in neuer Form wieder auftauchen sollte. Damals stand ich im Zenith des Lebens. Mein Zustand war völlig zeitlos. Ich ging nach dem Mittagessen im Zimmer auf und ab und erfuhr zu meinem größten Erstaunen, daß das Abendessen aufgetragen sei. Mein Auge war immer nach innen gewandt, und die Bekannten auf der Straße müssen mich

für ungewöhnlich zerstreut gehalten haben. Sprach mich jemand an, dann fühlte ich deutlich, wie die Seele zwei Rucke machte, bis sie auf dem dritten und tiefsten Niveau angelangt war. Stundenlang sah ich auf einen Fleck, ohne es zu merken, denn im Innern schäumte und kochte es. Ich glaubte etwas sei heute gewesen, und es lag eine Woche zurück. Ich war im Traume, Tag und Nacht. Abends schlief ich mit einer Frage ein, erwachte in der Nacht genau da, wo ich vor dem Einschlafen stehen geblieben war und hatte am Morgen die Lösung im Schlafe gefunden. Zu merkwürdig. Ich schrieb ganz automatisch, als ob mir jemand diktierte. Nicht so, wie früher, wenn das „Es" arbeitete, sondern viel passiver. Aber das kann man ja nur erleben. Ein äußerst glücklicher Zustand, trotz zeitenweiser bedeutender Schmerzempfindung. Übrigens beweist die Tatsache, daß ich mitten im gedachten Satze traumlos einschlief, um nach einigen Stunden tiefsten Schlafs erst ihn zu vollenden, daß man tatsächlich auch leben kann ohne zu denken. Aber das ist ein überaus seltener Ausnahmezustand bei größter Erschöpfung.

Als ich die Tragweite meiner Entdeckungen übersah, fürchtete ich den Größenwahn zu bekommen. Ich sagte mir daher fest vor — es entsprach ja meiner Überzeugung, aber die Versuchung war doch recht groß — sei doch nicht so töricht dir einzubilden, daß d u das alles gefunden hast. Das war das Schicksal, der Zufall, die Natur oder meinetwegen auch der liebe Gott.

Da fiel mir, als ich mit knapper Not die Klippe des Wahnsinnes umschifft hatte, die drohende Gefahr war mir ganz klar, etwas ein: Im Spätherbst 1911 hatte mir in Wien die Baronin Helene Hammer das Horoskop gestellt, was ich allerdings für eine Spielerei hielt. Denn wenn ich auch sehr gut weiß und bewies, daß es echtes zeitliches Fernsehen gibt, so konnte ich mir den Einfluß der Sterne auf unser Schicksal doch durchaus nicht erklären, noch daran glauben, bzw. ich kannte zu viele

falsche astrologische Vorhersagen, als daß ich die richtigen anders als durch Zufall hätte erklären können. Ich bin eben von Natur ein Zweifler.

Sie hatte mir nach dem Horoskop — das ich noch besitze — geweissagt, daß ich im Leben das Höchste erreichen würde, wenn ich danach strebte, aber ich müsse mich vor dem Wahnsinn hüten. Ihm verfiele ich, wenn ich nicht „den Anschluß nach oben" fände. Sie sagte auch noch, daß ich einmal die sogenannten Geheimwissenschaften auf Naturgesetze zurückführen würde. Ferner, daß ich im 54. oder 55. Lebensjahre schwer erkranken würde, was natürlich heißen sollte, daß ich dann stürbe. Nun hielt ich, wie gesagt, die Astrologie für Unsinn und dachte daher nie mehr über diese Prophezeiung, die ich mir aber notiert hatte, nach.

Ich notiere mir grundsätzlich alles, was mir merkwürdig erscheint, da man ja nur auf diese Weise ein wissenschaftlich brauchbares Material erhält. Inzwischen habe ich mich eingehend genug mit Astrologie beschäftigt, um zu wissen, daß sie mit Recht die „königliche Wissenschaft" genannt wird. Wie alles menschliche Wissen ist auch sie nicht unfehlbar, aber ihre Resultate sind zuverlässiger, als die der anderen offiziell anerkannten Wissenschaften. Die Frage nach der Erklärbarkeit ist falsch gestellt, denn die Natur läßt sich überhaupt nicht erklären, nur beschreiben. Unser Kausalitätsbedürfnis fragt gar nicht nach den letzten Ursachen, die unserm Verstande wohl stets verhüllt bleiben werden, sondern ist befriedigt, wenn ein Einzelfall in viele ähnliche eingeordnet werden kann, die wir dann Regeln oder Gesetze nennen.

War das, was ich mir selbständig als Ventil erdacht hatte, denn nicht der Anschluß nach oben? Daß Nietzsche geisteskrank wurde, ist selbstverständlich, denn er bildete sich ein, daß e r seine Werke geschaffen habe. Das ist ein großer Irrtum. Ich weiß ganz genau, was ich tue und was das „Es" in mir hervorbringt. Und

Semmelweiß starb im Irrsinn, weil er zu wenig Selbstbewußtsein hatte. Er wartete auf die Anerkennung der Welt. Das werde ich durchaus nicht tun. Denn es ist mir zu gleichgültig, ob ich sie finde oder nicht finde, es freut oder verstimmt mich, aber es erschüttert mich nicht. Den Nutzen haben die anderen ja weit mehr wie ich, und es fällt mir gar nicht ein jemanden zum Glück oder zur Wahrheit zwingen zu wollen. Ich liebe dafür die Freiheit selbst zu sehr. Ich zeige nur den Weg und überlasse es jedem ihm zu folgen oder nicht.

Damit übrigens etwaige Astrologen unter meinen Lesern die Berechnung der Baronin Hammer nachprüfen können, seien hier meine Geburtsdaten angegeben: Am 6. Mai 1876 um 2 Uhr 55 Min. nachmittags in Coblenz am Rhein. Meine Hand steht auch den Chiromanten zur Verfügung, die Schrift den Graphologen, der Schädel den Phrenologen, kurz, ich betrachte mich als Studienobjekt, womit aber noch lange nicht gesagt ist, daß ich einer Akademie der Wissenschaften oder gar einem einzelnen anmaßenden Zünftler, der glaubt es liege mir das Allergeringste an seinem Urteil und es sei mir der Mühe wert, ihm irgend etwas zu beweisen, Rede und Antwort stehe. Der Gebende bin und bleibe ich. Ich gebe der Wissenschaft, aber Einzelnen nur nach eigenem Ermessen.

Noch eine andere Prophezeiung erfüllte sich an mir ganz merkwürdig: Drei Jahre vor den geschilderten Ereignissen besuchte meine Frau gegen meinen Wunsch eine Hellseherin. Ich hielt das damals für den größten Unsinn, aber meine Frau behielt natürlich recht. Ich wartete auf der Straße; es wurde mir zu lang und so ging ich in die Wohnung. Als die Hellseherin mich erblickte — ich könnte ihren Namen nennen, aber ich will ihr die Polizei nicht auf den Hals hetzen — sah sie mich groß an und sagte mir, ich würde eine glänzende Zukunft haben und die höchsten Ehrenstellen erreichen. Welche, wisse sie nicht. Abgesehen davon, daß mir

an Ehrenstellen viel weniger liegt, als daran, daß man mich in Ruhe läßt, hielt ich alles für Schwindel. Ich notierte mir aber alle Vorhersagen gewissenhaft und muß gestehen, daß fast alle in verblüffender Weise eintrafen, allerdings war manches gemildert. So hatte sie einen Bruch des linken Beines meiner Frau als wahrscheinlich vorhergesagt, während es sich nur um Ischias handelte. Das gehört aber zu den wenigen Punkten, die sich n i c h t ganz erfüllten. Diese Frau nannte mir auch Mai und November als meine Glücksmonate und behauptete, daß ich mit 35 oder 36 Jahren im Zenith des Lebens stehen würde. Übrigens irrte sie sich bezüglich des November in materieller Hinsicht gründlich, denn ich stellte fest, daß jedes noch so verlockend erscheinende Unternehmen, das ich in diesem Monat in Angriff nahm, scheiterte. Als die „Prophezeiungen" durch mancherlei Verzögerungen im Druck erst im Mai, statt im März 1911, wie ich beabsichtigt hatte, herauskamen, dachte ich mir, daß ich nun das Zenith erklommen hätte und fand es sehr niedrig. Anders, als ich im November 1912 die Entwicklung ins Geniale durchmachte. Das war zweifellos die Höheperiode meines Lebens. Denn entscheidend ist doch die Persönlichkeit. Ob ich Ministerpräsident oder Fürst werde oder, was mir das liebste wäre, Privatmann bliebe, ob ich Preise erhalte oder nicht, berührt doch nur die Peripherie der Seele. Ich würde mich über den Nobelpreis und andere Auszeichnungen freuen und werde mich wahrscheinlich sogar darum bewerben, aber meine Selbsteinschätzung, auf die es mir doch in erster Linie ankommt, wird weder gesteigert, wenn ich sie erhalte, noch reduziert, wenn ich durchfalle. Das kann aber ein Streber und Ordensjäger nicht begreifen. Ich muß eben leider sehr oft für solche Menschen eine Geheimsprache reden, ganz gegen meinen Willen.

In diesen herrlichen Tagen und Wochen erlebt man in sich alle großen und guten Menschen. Einen Sokrates,

Platon, Franz von Assisi, Goethe, Schiller usw. Man fühlt sich als Stück von ihnen und ist es ja auch. Denn wir sind doch alle vom gleichen Geiste, nur daß nicht jeder von uns gleichviel davon erhielt. Man müßte überhaupt jeden großen Denker in sich erleben, wenn man nur alle kennen würde. Platon las ich 1895, seitdem nicht mehr. Aber alles war mit einem Schlage in mir lebendig. Ich wußte ganz genau, warum er sich da so, dort anders ausgedrückt hat, warum Sokrates von Xenophon gar nicht begriffen werden konnte. Dieser Biograph hat eben selbst die Entwicklung in Geniale nie durchgemacht und so mußte er sich auf die äußeren Symptome im Leben dieses gewaltigen Geistes beschränken. Er übermittelt das Räuspern und Spucken mit der größten Gewissenhaftigkeit, das Klappern der Denkmaschine, Platon aber die inneren Vorgänge, da er sie ja in sich selbst erlebte. Es ging also Sokrates bei Xenophon genau so, wie mir — von wenigen wirklich bedeutenden Lesern und Kritikern abgesehen — bei der Masse der Tintenkulis. Wenn sie doch nur nicht auch noch so stolz darauf sein wollten, daß sie nur das Räuspern und Spucken sehen! Also nur den Sockel, weil der Mensch für ihren Standort und ihre Augen schon in den Wolken verschwindet. Platon war Romantiker, Aristoteles Klassiker. Daß Sokrates gar nicht anders vor seinen Richtern reden konnte, daß er die Speisung im Prytanaion fordern mußte, war mir ganz klar. Ich hätte in seiner Lage und mit seiner Mission ganz genau so gesprochen, und mich wohl auch mit derselben Seelenruhe hinrichten lassen.

Völlig von der Welt losgelöst, lebt man nur in der Gesellschaft der größten und besten Menschen aller Zeiten und Völker. Man darf in diesen Wochen von Schiller, Platon, Goethe, Maimonides, Spinoza usw. per „wir“ reden. Als normaler Mensch bin ich nicht so anmaßend, aber wenn das Geniale in mir lebendig wird, dann bin ich ja gar nicht Max Kemmerich, dann bin

ich nur ein Gefäß des Geistes, wie jene Giganten, wie der Telegraphenapparat, und sei er noch so mangelhaft, wie die vorsintflutlichste Schreibmaschine doch auch weltumstürzende Gedanken übermitteln kann. Haben sich aber die Genialitätsfluten verlaufen, dann ist man bis zur nächsten Woge ein Mensch, wie alle andern, nur oft weniger widerstands- und leistungsfähig, weil man sich verausgabt hat, wie eine Frau nach der Geburt.

Doch ich sage allen jenen, die die Entwicklung ins Geniale als Denker bzw. Philosophen durchgemacht haben, nichts Neues. Was bei mir die Philosophen sind, müssen naturgemäß beim Frommen die Kirchenväter und Heiligen sein, beim Naturforscher die Größen seines Faches, beim Mathematiker ist es ein Newton und Gauß, beim Offizier wäre es ein Moltke, Napoleon oder Cäsar usw. Denn es ist ja klar, daß wir nur die Personen in uns erleben können, deren Gedanken uns bekannt sind.

Dieses Erleben ist nicht etwa vergleichbar dem Hinhören auf das Summen einer Biene, dem mit Mühe verbundenen Einfühlen und Hintasten, es sind Trompetenstöße in unserm Innern. Man ist ja im Rausch, in einem Fieber, im Traum, ist nicht, der man sonst ist, sondern bald Sokrates, bald Platon, bald Franz von Assisi, bald ein anderer. Es ist ganz ausgeschlossen, daß ein Mann, der die Entwicklung ins Geniale noch nicht durchgemacht hat, diese Geister begreift. Der mag sich an die Grammatik halten, Druckfehler nachweisen, historische Daten feststellen, aber von einem Platon hat er keine Ahnung, so wenig ein Abcschütze Schillers „Glocke“ oder den „Faust“ begreift, so wenig auch die korrekte Wiedergabe der „Meistersinger“ auf dem Klavier oder Pianola etwas mit Wagners Ingenium zu tun hat. Tat twam asi.

Wie ein Musikverständiger, aber auch nur der, am ersten Tone den großen Sänger erkennt, dieser aber auch nur von Kennern gewürdigt werden kann, genau so ist

der Sachverhalt hier. Dem Bauernburschen ist das Gedudel seiner Bockbierkapelle weit lieber, als Beethovens „neunte". Jenes versteht er, dieses nicht. Spricht das gegen die Neunte? Es spricht doch wohl nur gegen die mangelnde Bildung und Schulung der Hörer. So geht es auch mit diesem Werke! Die Erfahrung lehrte bisher, daß je bedeutender ein Mann war, er es um so höher einschätzte. Kunst, Wissenschaft und Erziehung sind aristokratisch. Sie wollen von jedem selbst mühsam erworben sein und können dies nur, wenn man ihnen mit Demut und Verehrung, nicht mit der naseweisen Geste des Besserwissens entgegen kommt. Mit demokratischer Gleichheitsmacherei mag man Hohes erniedrigen können, aber niemals Niederes erhöhen. Ostwald stellt in gleicher Gedankenrichtung fest, daß „die Beurteilung des Wertes eines neuen Fortschrittes um so schwieriger ist, je e r h e b l i c h e r der Fortschritt selbst ist." Und das sollte die Masse können?

Von der Gewalt der Entwicklung mag es eine Vorstellung geben, wenn ich sage, daß mein Schädel sich veränderte. An beiden Stirnbeinen traten Ausbuchtungen hervor, ebenso am Hinterkopf ein Wulst, der nach Monaten wieder verschwand. Meine Mutter sah es sofort, als sie nach siebenwöchiger Abwesenheit mich wiedersah. Ebenso bemerkte es meine Frau und meine Dienstboten, wie auch ich selbst. Und zwar schon am 6. Dezember. Die gleiche Beobachtung wurde mir von einigen Herren, die ebenfalls die geniale Entwicklung durchgemacht haben, bestätigt. Ich sehe es jetzt wohl jedem an der Kopfform, d. h. den Knoten an den Stirnbeinen an und habe mich bisher noch nicht geirrt. Diese sind beim Romantiker weit größer, als beim Klassiker. Übrigens sind die Genies nicht so massenhaft, als man nach meinen Worten vermuten könnte!

Während der Höheperiode dieser Entwicklung konnte ich längere Zeit an meiner Kulturgeschichte nicht weiterarbeiten. Ich träumte ja immer. Andererseits wollte

ich fieberhaft arbeiten, denn es handelte sich doch um die Unsterblichkeit, und ich hatte die Unvorsichtigkeit begangen in jenem Vortrag vom 27. November 1912 zu viel zu verraten. Damals dachte ich noch nicht daran dieses Buch zu schreiben, sondern wollte alles, soweit es mir mitteilenswert erschien, in die Einleitung der Kulturgeschichte bringen, eventuell als kleines Sonderschriftchen ihr vorausschicken. Ich sah dann aber bald die Unzweckmäßigkeit ein.

Wie völlig meine Gedanken, soweit ich überhaupt Eigentumsansprüche darauf erheben darf, mich absorbierten, geht auch daraus hervor, daß ich nur mit der größten Überwindung die wichtigen geschäftlichen Briefe meiner Eltern, die unsere finanzielle Lage zu beheben versuchten, lesen konnte und den Inhalt sofort wieder vergaß. Wiewohl es sich doch um unsere materielle Existenz handelte, interessierten sie mich nicht. Ob ich auf der Jagd war, unter Bekannten, auf der Straße oder allein, merkte ich kaum, da ich ja doch nur träumte. Da hat es meine gute Frau nicht leicht gehabt, denn sie mußte mich wie ein Paket mitnehmen, aufpassen, daß ich nicht überfahren wurde, und ich hörte ihr nie zu. Es ging einfach nicht. Außerordentliche Willenskraft bedurfte es auch, die hier mitgeteilten Vorgänge tageweise zu notieren.

Übrigens kann man sehr wohl zwei Dinge gleichzeitig tun. So unterhielt ich mich manchmal, während blitzartig eine neue Erkenntnis, eine Eingebung mir zuteil wurde. Das Interesse für den Körper fehlt völlig. Man schläft stundenweise, weil es nun mal Sitte ist nachts zu schlafen, man ißt, weil die Umgebung es auch tut. Alles ist gleichgültig, wofern man nur nicht dadurch in seinen Gedanken gestört wird.

In diesen Tagen standen für Augenblicke meine Gesetze mit wunderbarer Klarheit vor dem geistigen Auge. Ich zog alle Konsequenzen und war trotz der zeitenweisen Schmerzempfindung im Gehirn sehr glück-

lich. Wollte ich aber in einem ruhigen, nicht fieberhaft-rauschartigen Zustande die Gesetze festhalten, dann ging es nicht. Höchst merkwürdig. Eine nicht ganz unähnliche Beobachtung teilte mir ein sehr bekannter Dichter mit: Wenn er einen Roman skizzierte, dann verwirft und vergißt, tritt plötzlich eines Tages der Roman wieder vor sein geistiges Auge. In der Zwischenzeit, in der er bewußt nie an ihn dachte, sondern andern Projekten nachging, hat er sich aber ganz von selbst vollendet, neue Personen fanden sich ein, kurz er ist fertig. Goethe berichtet ja Ähnliches von seiner Art zu dichten.

Endlich trat der Moment des Freiwerdens ein. In drei Tagen schrieb ich mir die leitenden Gedanken von der Seele, und wenn ich heute durchlese, was ich in dieser Zeitspanne schrieb, dann staune ich. Die aphoristisch hingeworfenen Gedanken sind nicht nur außerordentlich verschiedenartig, betreffen Kunst, Wissenschaft, Politik, Naturwissenschaft, Geschichte usw. usw. Schon rein als mechanische Tätigkeit des Schreibens betrachtet stellen diese Blätter eine gewisse Leistung dar.

Dabei ging ich spazieren, wie immer, ich besuchte mit einer befreundeten Dame Museen — immer in diesem fieberartigen Zustand, mit Flimmern vor den Augen und starkem Blutandrang zum Kopfe, den aber ein Außenstehender kaum merkte — und ihre Fragen brachten mich auf wertvolle neue Gedanken, ich schlief nach Tisch, ging mit meiner lieben Frau in die Stadt. Ich weiß selbst nicht mehr, wann ich das alles schreiben konnte. In wenigen Minuten, während etwa die Suppe abgenommen wurde, ging ich an die Schreibmaschine und einige Druckseiten waren fertig. Alles unbegreiflich.

Am 6. Dezember hatte ich die wichtigsten Gedanken zu Papier gebracht. Ich war wieder frei und relativ normal. Die Entwicklung ins Geniale war, wie ich glaubte, abgeschlossen. Ich fuhr nun zum Grafen Treuberg auf das benachbarte Schloß Holzen, um einige

Tage zu jagen. Denn nach meinen Selbstbeobachtungen mußte die körperliche Anstrengung am ehesten den durch die Entwicklung ins Geniale verursachten Mehrverbrauch an Energie wieder hereinbringen, zumal in angenehmer Gesellschaft. Am gleichen Tage erhielt ich völlig unerwartet von meinem lieben Freunde Friedrich Frh. von Stromer-Reichenbach das Manuskript seiner Gesetze zugeschickt mit der Bitte, es durchzusehen und eventuell zu korrigieren. Nachdem ich einige Zeilen gelesen hatte, legte ich es beiseite und schrieb ihm, ob er denn von Sinnen sei, mir seine Unsterblichkeit in die Hände zu legen. Wir seien doch Konkurrenten!

Er antwortete postwendend, daß das gar nichts mache, denn mein Gesetz sei ja kausal, die seinen phänomenologisch. Ich solle ihm nur ruhig mein Urteil mitteilen.

Ich nahm also das Manuskript auf die Jagd mit, konnte mich aber nicht entschließen, es auch nur durchzublättern. Denn ich fürchtete bei ihm einen Gedanken zu finden, auf den ich vielleicht schon selbständig gekommen war. Und wenn es sich um die Unsterblichkeit handelt, hört die Gemütlichkeit auf. Da gilt die freie Konkurrenz. Andererseits war ich auch zu erschöpft, um mich mit irgend etwas geistig beschäftigen zu können. Die ganze Sache war mir, wenn sie mir einfiel, lästig und ich kam zu keinem Entschluß, dachte auch nicht viel darüber nach.

Die vier Tage in Holzen lebte ich ganz nach meiner Hygiene. Ich war bei Rauhreif und empfindlicher Kälte von acht bis fünf Uhr im Freien, setzte mich kaum zum Einnehmen des Frühstücks, abends redete ich die Jagdgesellschaft halb tot und tanzte mit den anwesenden Damen. So kam ich wenig zum Schlafen, aber mein Geist ruhte aus. Außerdem machte ich natürlich der Dame des Hauses, der Gräfin Hetta Treuberg, auf meine Art den Hof, indem ich ihr von Skarabäen und Inka, von Psychologie und Kunstgeschichte erzählte

und mich dabei über ihre Klugheit und ihr Wissen sehr freute. Aber ich schoß miserabel, denn ich interessierte mich in diesen Tagen wenig für die Jagd, was mir die stille Verachtung des Gastgebers zuzog. Das 1921 erschienene Buch der Gräfin „Zwischen Diplomatie und Politik" erwähnt meine Anwesenheit und stellt fest, daß ich damals bereits die inzwischen leider eingetroffenen politischen Ereignisse vorhergesagt hatte.

Es war mir bei meinem Temperament schwer gefallen so lange über das zu schweigen, was mich innerlich am meisten beschäftigte. Seit Mitte November sprach ich zu Gott und der Welt von meinen Entdeckungen und war eigentlich recht unvorsichtig. Aber der überhitzte Kessel meiner Seele wäre ohne dieses Ventil explodiert. Natürlich war die Wirkung zunächst die, daß man mich für übergeschnappt hielt, zumal meine „Freundin" in so geschickter Weise vorgearbeitet hatte. Diese für den Augenblick unangenehme Rückwirkung auf mich bewies mir immerhin die Kühnheit meiner Gedanken und meinen sehr großen moralischen Mut. Gottlob kannte ich andererseits schon damals die Menschen zu gut, um mich nicht in Illusionen zu wiegen für den Fall der Richtigkeit meiner Vorhersagen. Denn selbstverständlich hat n a c h Eintritt eines Ereignisses es schon jeder längst vorher gewußt! Das sind aber sonderbarerweise dieselben, die mir auch heute noch mit Skepsis und dem überlegenen Lächeln des Dummkopfes begegnen, wenn sie auch vielleicht etwas vorsichtiger wurden.

Am 11. Dezember abends traf ich in München wieder ein, in bester Laune und mit der Absicht nunmehr die Ausarbeitung des vorliegenden Werkes zu beginnen. Ich ruhte mich zunächst noch zwei Tage aus, denn ich hatte den Schlaf ziemlich entbehrt, und die körperlichen Anstrengungen waren sehr beträchtlich gewesen.

Nun fiel mir auch wieder Stromers Manuskript ein. Ich las es also ziemlich flüchtig durch, was mich große

Überwindung kostete, denn ich war doch selbst so aktiv, abstoßend, männlich, wie nur möglich. Die Gesetze studierte ich sehr genau, aber die Beispiele überflog ich nur und fand einen Gedanken, der mir brauchbar erschien. Ich schrieb ihm also mein Urteil und bat ihn die Formulierung dieses Gedankens verwerten zu dürfen. Er antwortete mir schriftlich, daß er nichts dagegen hätte, daß das aber die Wurzel seines Systems sei.

Kurz darauf sprach ich ihn und machte ihm mit wenigen Worten klar, daß ich den Gedanken selbständig gefunden, aber anders ausgedrückt hätte, was er sofort einsah. Übrigens bewerte ich die Scheidung zwischen „singulär“ und „individuell“ längst nicht so hoch, wie Stromer.

Dieser geniale Mann, dieser unermüdliche Arbeiter, der seit Jahrzehnten in fünf Sprachen die Literatur der Erde verfolgt, der jeden Aufsatz kennt, der rastlos mit Einsetzung der ganzen Person sein Ziel verfolgt, hat also mit voller Überlegung seine Unsterblichkeit in meine Hände gelegt! Ich würde ihn hier noch ganz anders feiern, wenn er mich nicht ausdrücklich gebeten hätte es zu unterlassen.

Nunmehr wurde mir erst klar, was Stromer mir eigentlich für ein Vertrauen entgegengebracht hatte. Ich war tief gerührt.

Ein Genie des klassischen Typus arbeitet zwanzig Jahre, um seinem Konkurrenten die Unsterblichkeit anzuvertrauen! Unfaßlich!

Ich bin Romantiker und trotzdem wäre ich viel zu vorsichtig, um irgendeinem Gelehrten alles zu sagen. Und er, ein Klassiker, handelt so dem einzigen Manne gegenüber, der ihm gefährlich werden könnte!

Wir kannten uns damals seit etwa einem Jahrzehnt und führten auf der Staatsbibliothek, wo wir uns wohl jede Woche einmal trafen, seit Jahren wissenschaftliche Gespräche. Über alles mögliche. Nur sagte natürlich keiner, was er als letzte Weisheit gefunden hatte — denn

wir sind doch Konkurrenten — und wenn er mir etwas sagen wollte, was für mich wertvoll gewesen wäre, dann fiel ich ihm immer gleich ins Wort, und er hätte es mir gegenüber genau so gemacht, wenn meine Vorsicht ihm dazu Gelegenheit gegeben hätte. Ich redete ihm seit Jahren zu, doch seine Entdeckungen zu veröffentlichen, damit ihm keiner zuvor käme. Er bestritt aber immer die Wahrscheinlichkeit einer Gefahr, und ich wollte ihm doch nicht sagen, daß ich mit ihm um die Palme der Unsterblichkeit ringen würde.

Unsere Freundschaft hindert mich natürlich nicht, ein Urteil über seine phänomenologischen Gesetze, die ich, um das zu betonen, erst kennen lernte, nachdem ich die leitenden Gedanken meines Buches niedergelegt hatte, auszusprechen.

Ich finde seine Entdeckung überaus genial. Sie hat auch insofern einen größeren praktischen Wert als meine, weil er ja mit annähernder Genauigkeit die Jahre der historischen Ereignisse berechnen kann, ich aber auf Intuition angewiesen bin.

Das Problem ist folgendes: Jedermann kann einem Säugling prophezeien: Du wirst die Stürme der Pubertätszeit durchmachen. Bald darauf wird der Bart zu sprossen beginnen, und du wirst dich in eine ältere Frau sinnlich oder in ein junges Mädchen schwärmerisch verlieben. Zwanzig Jahre später bist du ein Mann und gleichzeitig wird dein Körper die ersten Alterssymptome, Ergrauen der Haare, leichte Verhärtung der Arterien, Neigung zu Bequemlichkeit usw. aufweisen. Nach weiteren zwanzig Jahren stehst du an der Schwelle des Greisenalters. Voraussetzung ist natürlich, daß du das alles auch erlebst.

Diese Prophezeiung ist nichts weniger als mystisch. Man mag sich um einige Jahre irren, aber die Entwicklungsstufen m ü s s e n bei jedem Individuum, wenigstens bei jedem normalen, einmal eintreten.

Genau so verhält es sich in der Geschichte. Nur daß die Entwicklung der Nationen anders verläuft, als die der Individuen, wenigstens zum Teile anders. Darauf werden wir noch zurückkommen, und daß die Nationen die Phasen auch erleben, wenigstens die großen Nationen.

Während nun mein Kausalgesetz die Ursachen für das Eintreten historischer Ereignisse angibt und therapeutische Maßnahmen empfiehlt, um die notwendigen Erschütterungen tunlichst zu mildern, nennt Stromer die Jahre.

Das kann ich annähernd auch tun, wie die vorige Auflage bewiesen hat, aber auf intuitivem Wege, Stromer aber mechanisch. Beide Systeme ergänzen sich daher in wunderbarer Weise. Meines hat mehr Umfang, seines mehr Inhalt, wie ja seine historischen Kenntnisse die meinen um ein vielfaches übertreffen.

Als Mensch gehöre ich auch dem höheren Typus an, insofern meine Seele einen größeren Radius hat. Ich bin smarter Geschäftsmann, lege Gewicht auf Eleganz und bin ein Weltkind. Ferner besitze ich auch eine größere Reaktionsgeschwindigkeit auf alle Reize. Er aber ist nur Gelehrter, allerdings der Kopernikus der Weltgeschichte.

In einem Hauptpunkte unterscheidet sich unser System — wir haben inzwischen natürlich darüber gesprochen und unsere Schriften genau studiert — und zwar theoretisch unüberbrückbar: Er hält das Schicksal für unentrinnbar. Ich aber sage: Gewiß ist das Gerippe für das Eintreten eines Ereignisses feststehend bzw. nur ganz minimalen Schwankungen unterworfen, wie etwa der deutsche Knabe zwischen 14 und 16 Jahren mutiert, eine Entwicklung, die ich nur ganz wenig beschleunigen oder verzögern kann. Aber es gibt eine beschränkte Wahlfreiheit für das Individuum und gerade darauf kommt es an. Ebenso aber gibt es auch für die Staaten bzw. Völker eine beschränkte Wahlfreiheit. Darin, daß es

aber ein Schicksal gibt, das in sehr vielen Momenten unentrinnbar ist, sind wir uns ganz einig, und gerade diese Ansicht, der fünf Jahre später Oswald Spengler in seinem genialen „Untergang des Abendlandes“ ganz selbständig und ohne uns zu kennen weite Kreise gewann, wird die Weltanschauung umstoßen. Hier ziehen wir am gleichen Strang.

Angenommen, das Schicksal hätte mir Zuckerkrankheit bestimmt, weil meine Vorfahren zuckerleidend waren. Nun gehe ich aber zu einem Arzt, der mir eine geeignete Diät verordnet. Und da ich mich ihr füge, kann ich mein Leben noch in der Regel um Jahrzehnte verlängern.

Der Wille der Natur bestimmt mir die Diabetes und den Tod durch sie, mittelbar oder unmittelbar. Die ärztliche Kunst verzögert den Tod. Im Menschenleben kommt aber ja alles auf Zeitgewinn an, denn wir brauchen Zeit, um uns vom Säugling zum Greise zu entwickeln.

Vor Jahrhunderten hätte der Arzt mir gar nichts geholfen, weil er vielleicht eine richtige Diagnose gestellt hätte, aber die Therapie der Zuckerkrankheit noch so unentwickelt war, wie etwa heute die des Krebses. Wäre ich ein Genüßling, ein willensschwacher Mensch, dann würde auch der beste Arzt mir heute nichts helfen, weil ich seine guten Anordnungen nicht befolgen würde. Das zu tun ist meine Wahlfreiheit.

Deshalb bin ich nicht nur abhängig von meinem Schicksal, wie es in der Vererbung der Disposition zur Zuckerkrankheit zum Ausdrucke kommt, sondern auch von den Zeitumständen, dem Stande der ärztlichen Kunst. Meine Wahlfreiheit besteht in diesem Falle darin, daß ich erstens einen Arzt aufsuche, zweitens mich seinen Anordnungen auch füge. Alles andere — die Wahl des richtigen Arztes, die Richtigkeit seiner Anordnungen usw., hängt vom „Zufall“, von Faktoren ab, die ich gar nicht oder nur teilweise bestimmen kann.

Stromer würde sagen: auch daß ich zum richtigen Arzt gehe, ist mir bestimmt, ebenso, daß ich seine Anordnungen befolge und unter gewissen Erscheinungen zu bestimmter Zeit sterbe.

Ich bestreite die Möglichkeit nicht, aber es erinnert mich zu sehr an den lieben Gott, der unsere Haare zählt. Es scheint mir ins Gebiet des Glaubens zu gehören, und da kann ich nicht folgen. Denn ich kann mir genau ebensogut eine Gottheit vorstellen, die das nicht tut. Ich gehe empirisch vor und dies besonders erfolgreich, seitdem ich die Astrologie kennen lernte. Wir werden darauf noch zurückkommen. Immerhin muß ich zugeben, daß Stromers Denkweise konsequenter ist, als die meinige, nur bestreite ich ihre Beweisbarkeit. Auch der Astrologe, der an die absolute Prädestination glaubt, kann sie nicht beweisen. Dies wäre nur möglich, wenn er ausschließlich mit hundertprozentigen Regeln, also mit Gesetzen, operieren würde, was aber keineswegs der Fall ist. Erfüllt sich eine Berechnung nicht, so haben wir daher stets die Wahl zwischen der Annahme, die Methode sei unvollkommen und der Willensfreiheit, und zwar so lange, als noch irgendein berechnetes Ereignis nicht im vollen Umfange eintritt.

Mein Standpunkt ist der: es gibt ein unentrinnbares Fatum, d. h. die vom Schicksal uns zugewiesenen Ereignisse m ü s s e n , soweit sie essentiell sind, eintreten. Aber wir besitzen die Möglichkeit, manche Ereignisse abzuschwächen. Das ist unsere Wahlfreiheit. In der Geschichte ist es die Aufgabe der großen Persönlichkeiten, ihre „Mission".

Wenn Stromers Theorie richtig ist, dann müßte unter Umständen jemand in der Absicht, die Revolution zu verhüten, sie verursachen! Diese Möglichkeit besteht, aber die Wahrscheinlichkeit ist gering. Gewiß ist, daß meine Lehre, wenn sie ins Volk dringt, genau so aber die Stromers, eine Umwälzung unserer Weltanschauung verursachen wird. Wie ja auch Nietzsche den größten Ein-

fluß ausgeübt hat, allerdings kaum zum Heile der Menschen. Da ich damals 1912 die Revolution kommen sah und fürchtete, sie könne gar durch dieses Buch veranlaßt werden, hielt ich es tunlichst zurück. Ich glaubte und hatte vor allem die Absicht, durch meine Vorschläge sie zu mildern. Das wäre auch der Fall gewesen, wenn man mich gehört hätte. In meinem Verantwortungsgefühl legte ich mir die Frage vor: Welche Stellung muß der Staat mir gegenüber einnehmen, wenn ich, selbst wenn er meine patriotische Absicht anerkennt, die Revolution heraufbeschwöre? Er muß von mir nützliche Dienste fordern, andernfalls mich unschädlich machen.

Also ist die an mich zu stellende Forderung eine Resultante von gutem Willen und gutem Erfolg.

Auf die ungeheuren Folgerungen, die wir aus dieser moralischen Forderung ziehen werden, möge der Leser warten, wie ich ja überhaupt seine Geduld auf die Folter spanne. Aber ich habe dafür gute Gründe. Andererseits wird er begreifen, daß der tragische Konflikt, in dem ich monatelang war, zu den schwersten gehört, die sich denken lassen. Gewiß hätte ich ihm ausweichen können. Ich halte es aber für eine Pflicht des Freundes den Freund vor Gefahren zu warnen, und ebenso für eine des Patrioten nicht nur dazu beizutragen, daß die Energiemenge im Vaterlande wächst, indem er sich positiv nach Kräften bemüht, sondern ebenso dadurch, daß er die Ventile zeigt und eventuell öffnet, aus denen die Überspannung entweichen kann. Wenn man auf mich gehört hätte, dann wäre viel Unheil vermieden worden. Andererseits ist es klar, daß ohne einige Erschütterungen die Anbahnung neuer, besserer, die Menschen glücklicher machender Verhältnisse nicht möglich ist. Denn der Kosmos muß, wenigstens für kurze Zeit, chaotische Stadien durchlaufen, bis er sich wieder zu einem höheren Kosmos zusammenfügt.

Fünftes Kapitel.

Gibt es ein Schicksal?

Wir sprachen so oft vom Schicksal. Gibt es denn das? Wenn wir überhaupt denken wollen, die Kausalität annehmen — und das müssen wir doch wohl — dann kann gar kein Zweifel bestehen, daß über jeden von uns ein Schicksal waltet. Wäre ich überhaupt oder etwa so, wie ich bin, wenn mein Großvater anders oder überhaupt nicht gewesen wäre? Nein. Der kausale Regressus kann aber niemals unterbrochen werden. Wenn also eine Ahnfrau vor einem Jahrtausend — und jeder Lebende hat trotz Ahnenverlustes durch Verwandtschaftsheiraten damals Hunderttausende oder Millionen von Vorfahren in seiner Ahnentafel — wenn ein einziger dieser Ahnen anders gewesen wäre, dann würde ich wohl nicht so sein, wie ich bin. Ja, wenn irgendein tierähnlicher Vorfahr vor einer Million Jahren eine andere Körperkonstitution, ein anderes Temperament usw. gehabt hätte, dann wäre ich vielleicht anders ausgefallen. Es sei denn, diese Eigenschaften des Urahns wären durch entgegengesetzte eines anderen, die in gleicher Stärke vorhanden waren, völlig aufgehoben; oder durch andere in gleicher Richtung gesteigert worden. Das lehrt der Mendelismus für Pflanzen, aber auch die Tierzüchter wissen es. Übrigens sind die Meinungen über Befruchtung und Vererbung noch zu sehr im Flusse, als daß wir uns hier für eine bestimmte entscheiden könnten.

Man muß die Vererbungsgesetze, von denen wir im ersten Kapitel sprachen, nur konsequent auf sich selbst anwenden und man wird durch sie und durch die Kausalität, auf der ja unser ganzes Denken beruht, zum Resultate kommen müssen, daß jeder von uns seit unvordenklichen Zeiten, seit Anfang der Welt — wenn es einen solchen jemals gab — vorbestimmt sein muß. Das ist alles andere eher als Religion oder Mystik.

Der Mendelismus, schon wiederholt genannt, ist wichtig genug, um hier kurz berührt zu werden. An verschiedenen Pflanzenarten, besonders an Erbsen, fand Mendel, daß bei Kreuzung zweier Rassen, die nur in einem wahrnehmbaren Merkmale voneinander abweichen (etwa in Form oder Farbe der Hülse, Form des Samens usw.), die Nachkommen, während sie in manchen dieser Merkmale eine Zwischenstellung zwischen den Elternpflanzen einnehmen, in anderen nur einer derselben folgen. Es trat dann also eine Spaltung der Nachkommenschaft in zwei verschiedene, je einem der Eltern folgende Gruppen ein.

Die erste Generation der „monohybriden" Nachkommen, die sogenannte F_1 Generation, besitzt nur eines der beiden abweichenden Merkmale (etwa runde statt kantiger Samenkörner), während das andere (hier also die kantigen) ganz fehlt. Deshalb nannte er das erste Merkmal das dominante, das letztere das rezessive. Wurden nun zwei dieser äußerlich gleichen (rundkörnigen) Individuen miteinander gepaart, so traten in der folgenden, der F_2 Generation, drei Viertel der Individuen mit dem dominanten, ein Viertel mit dem rezessiven (also kantigen) Merkmal auf. Während nun alle ferneren Nachkommen dieser letzteren stets das rezessive Merkmal zeigten, brachte von den übrigen, das dominante Merkmal aufweisenden Individuen, nur ein Drittel auch in Zukunft lauter Nachkommen mit dominanten Merkmalen hervor. Die anderen beiden Drittel, d. h. die Hälfte der ganzen F_2 Generation,

zeigte wieder eine Spaltung in drei Viertel dominante und ein Viertel rezessive Nachkommen usf.

Bei solchen Bastarden, deren Eltern in mehr als einem Merkmal voneinander abweichen (Di-, Tri- und Polyhybriden), gestalten sich die Verhältnisse entsprechend komplizierter. Aber auch hier ergaben die Züchtungsversuche, daß für jedes einzelne Merkmal die Spaltung dem gleichen Zahlengesetze folgte, daß sich aber die Merkmale bei den Nachkommen in mannigfachster Weise kombinieren lassen.

Neben einer Reihe glänzender Bestätigungen dieser Mendelschen Regeln ergaben sich auch Abweichungen, die zu immer neuen Hilfsannahmen zwangen. So einfach, wie Mendel sich den Vorgang dachte, ist er keinesfalls. Er hatte angenommen, daß in den Keimzellen der ersten Bastardgeneration F_1 eine Spaltung der beiden Merkmale in der Weise erfolgt, daß bei der Teilung der Keimzelle jede Teilzelle, d. h. jede reife Ei- oder Samenzelle nur je eine dieser Anlagen erhält. Je nachdem nun bei der Paarung zweier F_1 Individuen zwei solcher „reiner Gameten" gleicher oder ungleicher Art verschmelzen, entstehen vier Gruppen von Nachkommen, die, wenn gleich viel Gameten beider Art vorhanden sind, auch in gleicher Zahl auftreten müssen. Je zwei Gameten gleicher Art bringen natürlich wieder gleichartige Nachkommen hervor, so daß je ein Viertel der ganzen Zahl nur das dominante, oder nur das rezessive Merkmal enthalten und auf ihre Nachkommen weiter vererben können. Da die anderen beiden Viertel je ein dominantes und ein rezessives Merkmal enthalten, so werden sie sich von denen mit rein dominantem Charakter nicht unterscheiden. Sie bilden mit ihnen einen „Phänotypus".

In der folgenden Generation (F_2) zeigt sich aber, daß sie mit ihnen nicht gleich sind. Während die nur mit einer Art von Anlagen ausgestatteten (homozygoten) Individuen des einen Viertels in den ferneren Gene-

rationen auch nur Nachkommen mit dominantem Merkmal haben, tritt bei den Nachkommen der beiden anderen, mit zweierlei Anlagesubstanzen versehenen (heterozygoten) Individuen wieder die Spaltung im Verhältnis 3 : 1 auf usf. Ähnliches gilt natürlich auch in entsprechender Weise für die in mehr als einem Merkmalspaar voneinander abweichenden Bastarde (Polyhybriden).

Wie die Chemie mittels bestimmter Reaktionen die einzelnen, nicht ohne weiteres erkennbaren, Elemente einer komplizierten Verbindung nachweist, so glaubte man im Mendelismus eine analytische Methode zum Nachweise der erblichen Anlagen (Erbeinheiten) eines Organismus gefunden zu haben. Denn es gelang tatsächlich vielfach die in den einzelnen Individuen steckenden vererbbaren Anlagen zu zerlegen. Aber so einfach ist der Vorgang nicht, da schon in manchen Fällen die F_1 Generation einen Mischcharakter zeigte. So sind die Bastarde zwischen schwarzen und weißen Leghornhühnern schwarz und weiß gesprenkelt, also Mosaikbastarde. Es zeigte sich auch u. a., daß ein und dasselbe Merkmal sich bei manchen Kreuzungen dominant, bei anderen aber rezessiv erweist, sowie daß auch äußere Einflüsse, z. B. verschiedene Temperaturen, das Verhalten der Merkmale mitbestimmen. Immerhin rechnet eine Kapazität auf biologischem Gebiete wie Hans Driesch mit der Möglichkeit, daß a l l e Vererbung den Mendelschen Sätzen folgt, so doch scheinbare „Ausnahmen“ nur Komplikationen in ihrem Rahmen sind. Aber er schränkt gleichzeitig die Bedeutung des Mendelismus gewaltig ein durch die Behauptung, es handle sich hier um ein M i t t e l für Formbildung, welche die „Entelechie“ benutzt.

Wir können hier nicht weiter auf diese Frage eingehen. Wie alle unsere Kenntnisse, ist auch sie noch im Fluß. Wenn wir aber berücksichtigen, daß es desto mehr Merkmale geistiger und körperlicher Art gibt, je

höher die Organismen in der Entwicklungsreihe stehen, dann werden wir nicht bestreiten können, daß die fernsten Ahnen eine Rolle, wenn nicht merkbar spielen müssen, so doch ganz sicherlich spielen können. Jeder von uns ist ein außerordentlich kompliziertes Kompositum.

Die Ansichten gehen auch noch darüber auseinander, ob man die eigentliche Erbsubstanz im Kerne, speziell in den Chromosomen, oder im Plasma, oder in beiden zu suchen habe. Stoffwechselbeziehungen zwischen Kern und Plasma sind jedenfalls in einer Reihe von Fällen nachgewiesen worden, was eine Beeinflussung der Erbsubstanzen, selbst wenn der Kern der eigentliche Träger der Erbmasse wäre, zuließe. Ferner steht zwar die Möglichkeit der Beeinflussung der Kernzellen vom Körper (somatogen) fest, aber die Tatsächlichkeit ist noch nicht bewiesen. Daß der Kern die wichtigere Rolle bei der Vererbung spielt, ist zweifellos. Eines aber interessiert uns besonders: es wurde einwandfrei festgestellt, daß es bestimmte sensible Perioden in der Entwicklung der Organismen gibt, in denen sie der Beeinflussung durch äußere Reize besonders zugänglich sind. Unter „Induktion“ versteht man die nur zu bestimmter Zeit mögliche Beeinflussung des in der Entwicklung begriffenen Individuums, unter „Präinduktion“ die gleichfalls nur zu bestimmter Zeit mögliche Beeinflussung seiner Nachkommen. So gelingt es etwa bei Rädertierchen das Geschlecht der nächstfolgenden ein oder zwei Generationen durch geeignete Veränderungen der Lebensbedingungen des Muttertieres zu beeinflussen. Das scheint mir aber Weismanns Theorie, die Driesch ablehnt, zu widerlegen, denn es ist keineswegs notwendig, daß die Beeinflussung auch so und so viele Generationen nachwirkt. Schon allein die Möglichkeit der Beeinflussung — und diese steht durch viele Versuche fest — also die Möglichkeit eines Eingriffes in die Vererbung, ist von außerordentlicher

Bedeutung und kann auch zu einer bewußten Veredlung unserer Rasse führen.

Da wir weder das letzte der Vererbung zugrundeliegende Gesetz kennen, noch überhaupt, trotz der außerordentlichen Fortschritte der letzten Jahrzehnte, auf den Gebieten der Biologie, Embryologie, Anatomie usw., kurz, der belebten Natur mehr als Teilgesetze, oder gar nur Teilregeln kennen, so darf keine Möglichkeit a limine abgewiesen werden. Ein für allemal bewiesen hat aber Driesch die Autonomie der Lebensphänomene, die keinesfalls eine Maschine als Ausgangspunkt haben können. Es liegt gerade das Gegenteil von Mechanik vor.

Hier sei eine kurze Abschweifung auf ein Gebiet gestattet, das zwar schon vor Jahrtausenden studiert wurde, aber nichtsdestoweniger, oder vielleicht auch gerade deshalb von unserer Zeit hochmütig liegen gelassen wurde.

Jeder Mensch weiß, daß der Huf eines Ackergaules sich von dem eines Rennpferdes unterscheidet. Sehe ich ersteren, so schließe ich mit untrüglicher Sicherheit, daß es sich um ein langsames, massiges Pferd handelt, im letzteren Falle aber um ein leichteres und schnelleres. Ich weiß aber auch noch sehr vieles andere. Darum *muß* es auch eine Chiromantie geben, aber nicht etwa derart, daß ich die Zukunft bestimmen kann, unentrinnbar, sondern derart, daß ich die *Anlagen* dafür mit untrüglicher Sicherheit festzustellen vermag, also das an meinem oder anderer Schicksal, was den Taten entspringt. Das schließt aber die Möglichkeit überdies noch eine unentrinnbare Zukunft aus den Handlinien zu lesen nicht aus, denn „gar viel ist Schicksal, was als Tat erscheint". Daß der Charakter sich in den Händen ausprägt, ahnt jeder. Die seelenvolle, feine Künstlerhand, an der alles lebt, atmet, unterscheidet sich so ungeheuer von der wuchtigen, fast affenähnlichen, kurzfingerigen, kralligen Hand des niederen Menschen, daß wir sofort wissen, wen wir vor uns haben. Kennt nicht

jeder die weiche, feine, fleischige Frauenhand? Die Weißwurstfinger des Genüßlings. Ich beurteilte schon sehr lange, längst ehe ich Chiromantie studiert hatte, die Menschen nach ihren Händen und bin mit dem Ergebnisse recht zufrieden. Der Interessent sei auf Hans Freimark „Wie deute ich mein Schicksal aus Form und Linien meiner Hand?“ (3. Aufl., W. Vobach, Berlin und Leipzig, 1921) hingewiesen, sowie auf die Schriften von Max von Kreusch über Graphologie, Phrenologie und Chirologie (Verlag Kreusch, Berlin), die ihm eine bedeutende Erweiterung seiner Menschenkenntnis vermitteln werden.

So müßte es gleich der Daktyloskopie, der Chiromantie, auch eine Phrenologie, Ohren-, Nasen-, Augen- usw. Kunde geben, wie ich aus jedem Eichblatt den Baum rekonstruieren kann, aber auch aus seiner Rinde, aus der Struktur des Holzes und vielleicht auch noch aus anderen Merkmalen.

Daß wir von Faktoren, die unserer Beeinflussung völlig unzugänglich sind, ins Leben gestellt wurden, muß jeder zugeben, der denken kann. Jeder, der die Kausalität anerkennt. Ob wir diese Faktoren nun Natur oder Gott oder Schicksal nennen, kann jeder halten, wie er will. Für mich als Mensch ist der „liebe Gott“ ganz und gar kein Gemütsbedürfnis, so wenig wie das Schicksal oder sonst etwas. Ich bin von Natur durch und durch irreligiös, wie andere unmusikalisch sind. Ich hatte seit der Kindheit nie mehr das Bedürfnis zu beten und werde so wohl auch einmal sterben. Als Gelehrter ist Gott, der Schöpfer Himmels und der Erde, für mich nur eine ganz überflüssige Hypothese.

Ich weiß sehr wohl, daß die Kirche behauptet, die Welt müsse geschaffen worden sein. Das bestreite ich. Es kann so sein, es kann auch nicht so sein. Von einer Notwendigkeit ist gar keine Rede. Wer hat denn Gott geschaffen? „Der war immer, ist ewig“, wird mir zur Antwort. Ja, dann brauche ich diese ganze Hypothese nicht, denn ob die Welt ewig war oder Gott, ist ganz

gleichgültig. Daß Schöpfer—Geschöpf, ein circulus vitiosus, eine petitio principii, ist, daß die „Beweise" für das Dasein Gottes nichts weniger, als zwingend sind, ist jedem, der denken gelernt hat, klar. Wenn ich also vom Schicksal rede, dann bitte ich, hier ganz ausschließlich an Kausalität zu denken.

Was aber ist Kausalität? David Hume behauptet, daß alle Kausalitätsschlüsse nur auf Gewohnheit beruhten. Der Verstand wird, wenn sich ähnliche Fälle wiederholen, durch die Gewohnheit bestimmt bei einer Begebenheit diejenige, die sie gewöhnlich begleitet, ebenfalls zu erwarten. Aber wir wüßten nichts von dem inneren Band der sich begleitenden Begebenheiten. Diesem Empirismus steht unüberbrückbar Kants Apriorismus gegenüber. Wir halten uns an das jeder Realwissenschaft zugrundeliegende Axiom, daß jede Veränderung eine Ursache habe, daß also nichts, d. h. keine Veränderung von selbst geschieht. Nach Drieschs Formulierung ist „die Ursache eines Effektes in der räumlichen Natur diejenige Veränderung der räumlichen Natur, auf welche der Effekt eindeutig und „notwendig" folgt". Es sei nicht verschwiegen, daß die Philosophie den Kausalitätsbegriff nicht entbehren, aber auch nicht ableiten kann, er also bei Lichte besehen ein ungelöstes und wohl auch unlösbares Rätsel ist. Sicher ist nur, daß wir mit „Ursache" Veränderungen in der Wirklichkeit bzw. in der räumlichen Natur bezeichnen im Gegensatz zum „Grunde", der sie in unsere Gedanken verlegt. Überdies unterscheiden wir Kausalität von der bloßen Erfahrung Begebenheiten stets in Verbindung mit anderen auftreten zu sehen, insofern wir der Kausalität doch eine innere Verknüpfung zuschreiben, ohne hierüber Näheres aussagen zu können. Unbedingt aber muß die Ursache dem Erfolge zeitlich vorangehen.

Nun wird man das wohl ganz gern zugeben, zugleich aber behaupten, daß wir, unbeschadet der Anlagen zu Geist, Phantasie, Charakter (Wille), Körper usw., doch

Willensfreiheit hätten; zum wenigsten die im Rahmen dieser Anlagen zu wählen. Das ist auch meine Überzeugung. Es gibt eine g a n z b e s c h r ä n k t e W a h l f r e i h e i t , kein in allem unentrinnbares Fatum. Gäbe es aber letzteres, dann wäre es ebenso, als existierte absolute Willensfreiheit.

Wieso? Nun: Ein Verbrecher, d. h. ein gemeines Individuum, das ausgesprochen antisoziale Tendenzen hat, und diese auch nach Kräften in Handlungen umsetzt, fiele mir als Richter in die Hände. Kann ich es mit meinem Gewissen vereinbaren ihn zu strafen, zu köpfen? Gewiß kann ich das. Denn wenn das Schicksal den einen zum Verbrecher machte, dann machte es auch den andern zum Richter oder zum Henker. Wenn die Willensfreiheit nur Illusion ist, dann ist sie das auch für mich als Richter. Und ich würde dem Verbrecher mit derselben Gemütsruhe den Kopf vor die Füße legen, mit der ich, auf dem Standpunkte der absoluten Willensunfreiheit, des Fatums stehend, es auch tun würde. Die absolute Willensfreiheit ist aber ein ebenso großer Irrtum, wie die absolute Willensunfreiheit. Es gibt ein Schicksal, es gibt nur eine beschränkte Wahlfreiheit, viel beschränkter, als man gemeinhin annimmt — darauf kommen wir noch zurück — aber hier richtig zu wählen — das ist das Entscheidende. Nur wer den Augenblick ergreift, das ist der rechte Mann.

Ich weiß ganz genau, daß ich das Meiste an diesem Werke ganz und gar nicht mir verdanke: den Vorfahren, den Lehrern, günstigen Umständen und „Zufällen" usw. Aber so bescheiden bin ich nicht, daß ich sagen könnte oder möchte — wäre es meine wissenschaftliche Überzeugung, dann würde ich es ja tun — daß ich nun alles den andern, gar nichts mir verdankte. Das würde sich mit der Kausalität auch gar nicht vertragen.

Stelle ich mir die Kausalitätsmasse auch noch so gewaltig vor, mich nur als Sandkörnchen, so bin ich

doch ein Plus zu dieser Masse. Das ist ja evident. Wenn ich nur zwei Dinge miteinander mische, entsteht doch schon ein drittes, etwas Neues. Ich bin aber eine Mischung kompliziertester Art.

Angenommen, das Schicksal bestände nur in meiner körperlichen Konstitution, den geistigen und seelischen Anlagen, dem Geburtsort und Land, den Zeitumständen, den familiären, sozialen, finanziellen Verhältnissen, in die ich ganz ohne mein Zutun gestellt bin, kurz der Umwelt, dem Milieu, so würde das schon genügen, um in den allerwichtigsten Dingen meine Abhängigkeit von Mächten, auf die ich nicht den allergeringsten Einfluß ausüben kann, zu beweisen. Dies alles mag man mit „karmisch" bezeichnen. Am Karma bzw. an dieser Konstellation kann ich so gut wie nichts ändern. Das Karma eines Weizenkernes ist eine Weizenähre zu erzeugen. Es kann verdorren oder verbrannt werden, dann erzeugt es gar nichts, aber unter gar keiner Bedingung kann aus ihm ein Eichbaum oder ein Elephant herauswachsen. Genau dieselbe karmische Bedingtheit gilt auch für Menschen und Völker.

Ich habe nun keineswegs nur Anlagen geerbt, etwa zu Jähzorn, Intelligenz, Rheumatismus oder sonst etwas, sondern gewisse somatische und geistige Eigenschaften vererben sich auch direkt. Etwa die Sechsfingrigkeit, die ich gar nicht beeinflussen kann, oder die Blindheit, das musikalische Gehör, das Temperament, das ich beeinflussen kann, aber nur mäßigend, indem ich durch Selbstbeherrschung es zügle; aber es ist unmöglich aus einem Klassiker einen Romantiker zu machen, so wenig wie ich aus einem Ackergaul ein Rennpferd machen kann. Das weiß ich aus eigener Erfahrung, denn schon als 13 jähriger Knabe bemühte ich mich Phlegmatiker zu werden, da mir schon damals ein polterndes Wesen unsympathisch war. Aber es gelang mir nur die Entladungen meistens zu unterdrücken. Meine Reaktionsgeschwindigkeit hat durchaus nicht gelitten. Daß ich

mich damals aber bemühte sozusagen druckfertig zu reden, hat mir außerordentlich genützt.

Alle genannten Faktoren, die ich als Kausalitätsmasse oder Schicksal bezeichne, müssen wirken; das ist evident. Und da es so ist, muß ich auch die Wirkung mit größerer oder geringerer Wahrscheinlichkeit berechnen können. Gelingt mir das aber nicht, dann trägt nicht der objektive Sachverhalt die Schuld, sondern meine subjektive Unzulänglichkeit.

Ein berechenbares Schicksal muß es also geben, auch wenn wir unter Schicksal nur Kausalität verstehen. Denn jede Ursache hat eine Wirkung. Unberechenbar könnte nur ein kleiner Bruchteil bleiben, den ich dem Zufall aufs Konto setzen müßte.

Gehen wir nunmehr zur Teleologie über, aber nicht im Sinne von Zwecksetzung, sondern lediglich in dem Sinne, daß eine in der Zukunft wirkende Ursache, möge sie beschaffen sein, wie sie wolle, uns bestimmt.

Ist das möglich?

Aristoteles bejaht diese Frage, und da er zweifellos ein eminent scharfer Kopf war, wollen wir einmal hypothetisch annehmen, er habe recht.

Kann ich nicht ein Eisenstäbchen von rückwärts mit dem Finger schieben (Kausalität in der Vergangenheit) und zugleich vorne einen Magneten halten, der es in gleicher Richtung anzieht (Kausalität in der Zukunft)?

Gewiß kann ich das. Also schließen sich beide Arten von Ursache nicht aus. Driesch behauptet allerdings es sei offenkundigster Unsinn anzunehmen, daß das „Ende“ „wirken“ könne. Wir beurteilen den Sachverhalt anders, aber selbst wenn er recht hätte, könnten wir doch obige Hypothese einmal aufstellen.

Ich kann auch sagen: Ursache — Wirkung; Kausalität—Teleologie im mechanischen, objektiven Sinne kann ich mir vorstellen als einen Eisenbahnzug, der rückwärts von einer Lokomotive geschoben wird, während vorne eine andere vorgespannt ist, eventuell an einem

langen Drahtseile. Das schließt sich ganz und gar nicht aus.

Aber unter Teleologie versteht man etwas anderes. Es ist die Hypothese, daß in der Natur, vor allem in der belebten, eine Zweckmäßigkeit herrscht. Mit Driesch gesprochen: causa finalis bezeichnet eine Ursache, welche so wirkt, als ob sie die Vorstellung des zu erreichenden Endes, welche ihr „Ziel" ist, in sich habe. Wir vermuten, daß im Weltganzen, im Makrokosmos und im Mikrokosmos, eine alles beherrschende Vernunft walte. Wir folgern das nach Analogie unserer eigenen zielstrebigen, beabsichtigten, mit einem Zweck verbundenen Handlungen und finden für diese Hypothese eine Bestätigung in der Harmonie zwischen den physischen, logischen und moralischen Gesetzen. Weil es im Wesen unserer Vernunft liegt nach Zwecken zu handeln, ist der Gedanke sehr naheliegend auch in der Natur, im Weltgeschehen danach zu fragen. Tatsächlich bietet sie ja neben manchem, was uns unzweckmäßig scheint, überaus vieles, dessen Zweckmäßigkeit wir bewundern. Daß es aber eine objektive Zweckmäßigkeit bzw. Zwecksetzung in der Natur gibt, können wir daraus nicht zwingend folgern.

Daß wir alles aus wirkenden Ursachen wissenschaftlich zu erklären haben, bedarf keines Beweises. Für uns handelt es sich hier ja nur um die Möglichkeit einer objektiven Zwecksetzung. Gehört Leibniz mit seinem Versuche, die wissenschaftliche, d. h. mechanische Betrachtungsweise mit der teleologischen auszusöhnen, indem er lehrt, daß zwar alles in der Welt nach mechanischen Gesetzen geschehe, diese aber teleologisch bestimmt seien, einer überwundenen Erkenntnisstufe an?

Wir können stets ebensogut von der Ursache auf die Wirkung, wie von der als Zweck aufgefaßten Wirkung ausgehend, auf die Ursache als das dem Zweck entsprechende Mittel schließen. Da bei den Lebewesen

eine Fülle von Leistungen als Wirkungen gegeben sind, ihre Ursachen aber zunächst im Dunkel liegen — was ja eine nachträgliche mechanische Erklärung keineswegs ausschließt — so ist der heuristische Wert der Teleologie unbestreitbar.

Es ist eine unleugbare Tatsache, daß die einzelnen Organe der Lebewesen zu Lebzeiten unter normalen Verhältnissen so funktionieren, daß die Tätigkeit jedes einzelnen dem Wohle des ganzen Organismus entspricht. Aber auch unter anormalen Verhältnissen, bei Verletzungen und sonstigen Störungen, pflegen sie ihre Leistung den veränderten Umständen bis zu einem gewissen Grade in einer für die Erhaltung des Lebens möglichst vorteilhaften Weise anzupassen. Driesch nennt daher sehr fein zweckmäßig oder teleologisch „ganzheitsbezogen", weil die sogenannten zweckmäßigen Vorgänge stets der Verwirklichung eines Ganzen, nicht eines Begriffs-, sondern eines Sachganzen, dienen. Daß dies bei der Tätigkeit der Organe, der Restitution von zerstörten Körperteilen bei niederen Tieren, dem Zuheilen einer Wunde usw. gilt, wo die „Ganzheit" klar durch das am Leben zu erhaltende Individuum gegeben ist, liegt auf der Hand.

Ferner zeigen die Instinkthandlungen vieler Tiere beim Nestbau, bei der Eierablage und Brutpflege eine ähnliche Zweckmäßigkeit. Der Darwinismus will sie kausal, d. h. mechanisch erklären durch die Wirkung der natürlichen Zuchtwahl, indem er zu beweisen versucht, daß alle unzweckmäßigen Veränderungen oder Instinkte, weil ihren Trägern im Kampfe ums Dasein schädlich, ihr Aussterben verursachen. So können sich nur die zweckmäßigen Abänderungen im Organismus dauernd erhalten. Ausgangspunkt seien zufällige Variationen.

Viele Biologen, vor allem Driesch, wohl unbestritten der bedeutendste unserer Zeit, dem ich mich durchaus anschließe, sind der Ansicht, daß diese mechanische

Erklärung nicht ausreichend ist, um etwa die Reaktion der Organismen auf äußere Einflüsse, das Zuheilen einer Wunde usw. uns verständlich zu machen. Vom „Gedächtnis der Zelle", das Häckel zur Erklärung der Erblichkeit braucht, sprachen wir bereits.

Die Schutzeinrichtungen der Pflanzen gegen Regen, Wärmeverlust, Angriffe von Tieren usw., ebenso die der Tiere gegen mechanische Verletzungen, die Mimikrie, das Sichtotstellen usw. mag der Darwinismus hinreichend erklären können — die Zweckmäßigkeit dieser Erscheinungen für die sie zeigenden Tierarten wird ja niemand bestreiten können — er versagt aber anderen Fragen gegenüber. Aber auch die Darwinistische Erklärung ist keineswegs genügend. So ist etwa der Nachweis zu erbringen, daß die Heuschrecken in Blattform schon in einer Erdperiode existierten, als es noch gar keine Blätter, deren Form sie angeblich nachahmten, gab! Immerhin ein Fingerzeig, wie außerordentlich vorsichtig wir in unseren Schlußfolgerungen sein müssen, und wie gar wenig wir noch von diesen Zusammenhängen wissen. Aber auch die spezifischen Instinkte der Arbeitsbiene kann weder der Darwinismus noch der Lamarckismus erklären, da ja gerade sie von der Fortpflanzung ausgeschlossen sind, worauf Weismann hingewiesen hat.

Der zweckmäßige Verlauf der Lebens- und Entwicklungsvorgänge bleibt für den Darwinismus und die mechanistische Weltanschauung völlig rätselhaft. Darum können wir ohne Annahme des „Vitalismus" einer „Entelechie" sicherlich nicht auskommen, wie Driesch sie zwingend bewiesen hat. Es handelt sich hier weder um irgend eine Energieform, noch um eine chemische lebende „Substanz", sondern um ein geistiges Prinzip, das formbildend und lebenerhaltend wirkt, einen „teleologisch wirkenden Naturfaktor". Wie wollen wir das Problem des Selbstbewußtseins mechanistisch lösen? Wie die Tatsache, daß sowohl aus einem zerschnittenen Seeigelei zwei ganze Individuen entstehen,

als auch aus zwei künstlich zur Verschmelzung gebrachten nur ein Ganzes, aber von doppelter Größe entsteht? Übrigens kann es, wie Henri Poincaré in seinem Werke „Der Wert der Wissenschaft“ darlegt, auch durchaus nicht ihre Aufgabe sein die Frage zu beantworten „was ist das Leben“ so wenig wie die, „was ist Elektrizität“, da sie nichts über die Natur der Dinge selbst auszusagen vermag, sondern nur über die Beziehungen der Dinge. Aber das ist schon sehr viel und wir wissen hier nur recht wenig.

Ostwald hat noch einen anderen Einwand gegen den Mechanismus bzw. Materialismus erhoben: Die Verwandlungsfähigkeit der Naturkräfte, z. B. die Entropie, versagt in gewissen Richtungen.

Energie ist Arbeit oder — nach Driesch — „quantitativ bestimmte Kausalität“, also ein Maß. Der Wert dieser Energie, die Ausnützungsfähigkeit ist aber von besonderen Bedingungen abhängig, wie etwa die potentielle Energie eines auf dem Boden liegenden Steines nur ausgenutzt werden kann, wenn ein Schacht vorhanden ist, in den er herunterfallen kann. So setzt die Ausnutzung der Wärme, wie die des Wassers gleichfalls einen solchen Schacht voraus, in den sie abfließen. Dieses Temperaturgefälle ist auch Voraussetzung der Wärmeausnutzung durch Dampf- und Heißluftmaschinen. Ohne „Intensitätsdifferenzen“ ist eben jedes Geschehen unmöglich, ganz ohne Rücksicht auf den „Kapazitätsfaktor“, d. h. auf das Quantum der vorhandenen Energie.

Nun gelangt aber die Wärme nicht unvermindert zu dem tieferen Niveau, da nach Robert Mayers Satz von der Äquivalenz von Wärme und Arbeit nur ein Teil der zugeführten Wärme als solche in den kälteren Körper übergehen kann, während der andere Teil, indem er eine ihm äquivalente Arbeitsmenge erzeugt, als Wärme verschwindet, „zerstreut“ wird. Es wird also nur ein Bruchteil der Wärmemenge in Arbeit umgesetzt.

Dies ist der Nutzungskoeffizient, von dem wir schon so oft sprachen. Er steigt nur langsam mit wachsender Temperatur, aber die Wärme ist um so wertvoller, je höher sie ist. Wie die schöpferische Kraft des in den Genialitätstürmen Stehenden auch wertvoller ist, als die des Geistesarbeiters oder Schaffenden.

Nennen wir die Kesseltemperatur, also die höhere, t_1, die Kondensatortemperatur, also die niedere, t_2, die aufgenommene Wärmemenge Q_1 Kalorien, so wird im günstigsten Falle in Arbeit umgesetzt die Wärmemenge $Q_1 \frac{t_1 - t_2}{t_1}$ Kalorien. Wärme würde vollständig in mechanische Energie nur in einer Maschine umsetzbar sein, die als Temperatur des Kühlers (t_2) den absoluten Nullpunkt von -273^0 hätte.

Das Wärmegewicht, der reduzierte Wärmeinhalt oder die E n t r o p i e $\left(\frac{Q_1}{t_1}\right)$ bleibt beim Durchgang der Wärme durch die Maschine unverändert und sinkt nur vom Wärmeniveau t_1 auf das Niveau t_2 herab.

Die Arbeitsleistung eines Wassermotors läßt sich ganz entsprechend ausdrücken mit Wassergewicht mal Wassergefälle, da dieses Produkt die verlorene potentielle Energie ergibt.

Das aus der Maschine ausgetretene Wärmegewicht Q_2/t_2 — wobei Q_2 die austretende Wärme, t_2 das tiefere Niveau bezeichnet — hat, da es sich unter den gegebenen Umständen nicht weiter in Arbeit umsetzen läßt, keinen Wert, es ist e n t w e r t e t e Energie. Die Energie ist das Produkt der absinkenden Temperatur mit der Entropie. Der erste Faktor, der stets das Bestreben hat, a b z u n e h m e n , wird auch Intensitätsfaktor, der zweite, mit der Tendenz z u z u n e h m e n , Kapazitäts- oder Extensitätsfaktor genannt. Denn Wärme geht niemals von selbst von niederer zu höherer Temperatur über, s i e s t r e b t i m m e r d e n k ä l t e r e n S t e l l e n z u , also der Intensitätsfaktor wird immer kleiner,

während die *Entropie stets einem Maximum zustrebt*. Eine Abnahme der Entropie ist niemals möglich. Man kann auch sagen: *die freie Energie strebt einem Minimum zu, nach dessen Erreichung Gleichgewicht eintritt*. Wir müssen bemerken, daß die Umwandlung von Wärme in mechanische Arbeit nicht nur durch eine Temperaturdifferenz ermöglicht wird, sondern auch bei Druckdifferenzen oder bei chemischer Affinität, etwa bei galvanischen Elementen.

Nun bleibt bei der Umwandlung von Wärme in Bewegungsenergie, elektrische Energie, Strahlung usw. stets ein Teil der Energie unverwertbar übrig, während jene Energieformen mit Leichtigkeit vollkommen in Wärme übergehen. Da alle Energieformen schließlich in die mindestwertige Energieform der Wärme übergehen müssen, auch diese ihre Temperaturdifferenzen ausgleichen wird, so muß einmal aller Energieumsatz aufhören, was den Tod des Universums bedeuten würde. Würde aber der Welt wirklich dieses Ende bevorstehen — und das wäre eine notwendige Folge nach dem bisherigen Stande unserer Kenntnisse — dann kann sie auch nicht von Ewigkeit her bestehen, sondern muß einen Anfang gehabt haben. Denn bestünde sie seit Ewigkeit, als die Entropie ein Minimum, die freie Energie bzw. die Temperaturunterschiede ein Maximum waren, so müßte dieser Umwandlungsprozeß bereits abgelaufen sein und das Universum wäre schon jetzt tot.

Da wir noch am Anfange der Erkenntnis stehen, so brauchen wir uns über dieses Ende der Welt nicht aufzuregen. Überdies stoßen die radioaktiven Körper anscheinend ein Loch in diese Theorie, da sie sich durch ihre eigenen Strahlen sogar recht erheblich zu erwärmen vermögen. Die Lichtdruck-Theorie von Svante Arrhenius scheint in ihren Konsequenzen auch der Entropie entgegenzuwirken.

Ostwald hat, wie oben erwähnt, darauf hingewiesen,

daß sich die Sonnenenergie, der ja unsere Erde alles verdankt, im Weltraume zerstreut, ohne daß wir bisher die Möglichkeit einer Wiedersammlung erkennen. Daraus und aus der in gewissen anderen Richtungen noch versagenden Verwandlungsfähigkeit der Naturkräfte geht hervor, daß die mathematischen Formeln, die die Vertauschung des Zeichens der Zeitgröße gestatten, auf die Weltentwicklung unanwendbar sind. Auch das Kind kann sich zum Manne entwickeln, nicht aber der Mann wieder zum Kinde. Darum muß nach Ostwald — und diese Ansicht teile ich — an die Stelle der mechanistischen Weltanschauung die e n e r g e t i s c h e treten, die nur mit Kräften rechnet. Selbstverständlich gilt dies nur für die physikalische Welt der Erscheinungen. Ob man darum mit Ostwald die Materie selbst nur als das Produkt einer Reihe zusammenwirkender Kräfte aufzufassen hat, bleibe dahingestellt. Die Wahrscheinlichkeit spricht sogar dafür, daß auch die Materie auf Elektrizität zurückzuführen ist.

Für uns besteht der Vitalismus zurecht. Man studiere das grundlegende Werk von Hans Driesch „Philosophie des Organischen" (2. Aufl. Leipzig 1921), um ein für allemal diese Erkenntnis sich zu eigen zu machen. Der Vitalismus lehrt, daß es empirische Sachverhalte gibt, welche n i c h t restlos in raumhafte Mannigfaltigkeiten auflösbar sind. Keinesfalls decken die erscheinenden Raumesdaten die ganze Mannigfaltigkeit des Wirklichen, wie Spinoza und die neueren Kantianer annehmen. Im übrigen sei auf Driesch verwiesen, da ein weiteres Eingehen auf diese hochwichtigen Fragen außerhalb unserer Aufgabe liegt.

Widmen wir einige Worte dem Tod. Daß wir alle sterben müssen, ist uns ja bekannt, aber nur wenige haben darüber nachgedacht, warum denn ein Individuum stirbt. Wir haben es hier mit einer Erfahrungstatsache zu tun, mit lückenloser Induktion, aber durchaus nicht mit Kausalität, d. h. unsere Frage nach der

inneren Ursache, nach der Notwendigkeit, im Gegensatz zur zeitlichen Folge bleibt unbeantwortet. Der Vergleich mit einer Maschine, deren Bestandteile sich im Laufe der Zeit abnutzen, ist auf die Organe unseres Körpers keineswegs übertragbar. Denn durch die Nahrungsaufnahme wächst er einige Jahrzehnte lang in die Höhe, dann bleibt er ungefähr stehen, endlich verfällt er trotz Nahrungsaufnahme. Warum? Warum wechselt der Kreislauf, den die Ernährung bewirkt, nicht die abgenutzten Organe oder Organzellen allmählich aus und ersetzt sie durch neue, wie das Blut immer wieder neu ersetzt wird? Warum verschwindet im Alter die Zeugungskraft? Wir wissen es nicht, aber wir können es uns erklären, wenn wir eine Lebenskraft annehmen, von der jedem von uns ein bestimmtes Quantum auf die Welt mitgegeben wurde. Damit müssen wir haushalten. Durch weise Sparsamkeit und hygienische Lebensweise können wir es trotz geringen Quantums auf ein ansehnliches Alter bringen, während Leute mit großer Lebenskraft, wenn sie damit verschwenden, sich frühzeitig abnutzen. Die Romantiker sind dieser Gefahr weit mehr ausgesetzt, als die Klassiker. Ich besitze nur eine bescheidene Lebenskraft und war als Kind schwächlich, erreichte auch nur mit Mühe meine Zulassung zum Militär, aber durch Mäßigkeit in den Freuden des Weines und der Liebe, durch körperliche Übungen und vor allem durch feste Willenszucht habe ich sie gesteigert und verfüge jetzt über bedeutende Körperkräfte. Driesch meint, die Wissenschaft könne über den Tod nur aussagen, daß ein gewisses Quantum an Materie, welches vordem unter der Kontrolle der Entelechie stand, von der Kontrolle befreit werde und nun ausschließlich den Gesetzen physikalisch-chemischer Kausalität gehorche. Im übrigen bestreitet auch er ausdrücklich die Möglichkeit einer fruchtbaren Diskussion des Problems des Todes und erklärt freimütig über das Ende des individuellen Lebens gar nichts zu wissen.

Es ist mir nicht fremd, daß gerade in neuester Zeit Versuche über den Befruchtungsvorgang gemacht wurden, die scheinbar dem Vitalismus, d. h. der Lehrmeinung von der Autonomie des Lebens, der Nichtidentität der Lebensvorgänge mit chemisch-physikalischen Prozessen und seiner Abhängigkeit von irgendetwas Materiellem widersprechen. So sieht Loeb in den Samenzellen nichts anderes, als den Träger eines Reizes, der die befruchtete Eizelle zur Entwicklung eines neuen Organismus zwingt. Seine Versuche teils mit dem Sperma anderer Organismen, teils mit chemischen, osmotischen oder mechanischen Einwirkungen haben seine Theorie an einigen niederen Tieren bestätigt. Es gelang ihm etwa die Eier von Echinodermen durch Behandlung mit Magnesiumchlorid zur vollständigen Entwicklung zu bringen, wodurch er die künstliche Parthenogenese entdeckt hat. (Vgl. J. Loeb, „Die chemische Entwicklungserregung des tierischen Eies.“ Berlin, 1909.) Sogar durch das Blutserum gewisser Würmer gelang es ihm Seeigeleier zur Bildung einer Befruchtungsmembran zu veranlassen, aber auch durch Samen von Muscheln und Schnecken waren diese zu befruchten. Das alles scheint für eine chemisch-dynamische Deutung des Befruchtungsvorganges zu sprechen.

Dagegen betont O. Hertwig, daß durch Loeb zu einseitig die Entwicklungserregung ins Auge gefaßt wird, ohne Berücksichtigung der durch die Befruchtung bewirkten Mischung verschiedener Erbanlagen (Amphimixis). Ferner führt die Befruchtung, namentlich bei einzelligen Organismen, keineswegs immer zu lebhafterer Teilung, sondern im Gegenteil tritt oft nach einer Periode gesteigerter Vermehrungstätigkeit auf sie hin eine Ruheperiode ein.

R. Hertwig sieht in der Befruchtung ein Mittel zur Reorganisation der Kernsubstanz, da die Lebensvorgänge nur bei einem bestimmten Mengeverhältnis zwischen Kern- und Plasmasubstanz (Kernplasmarelation)

sich abspielen können. Dieses Mengeverhältnis wird durch mannigfache Einwirkungen gestört; es kommt zum Auftreten von Depressionszuständen, die nur durch eine gründliche Reorganisation des Kerns, wie sie die Konjugation und die Befruchtung mit sich bringen, wieder beseitigt werden. Tatsächlich begünstigen dieselben Vorgänge, die nach den vorliegenden Beobachtungen eine Vermehrung der Kernsubstanz herbeiführen (Hunger, Überernährung, Temperaturwechsel usw.) bei höher organisierten Tieren die Ausbildung männlicher Individuen. Die männlichen Keimzellen unterscheiden sich von den weiblichen namentlich durch einen relativ größeren Gehalt an Kernsubstanzen.

Als biologischer Laie besitze ich über diese Vorgänge kein Urteil, glaube aber, daß Driesch recht hat mit seiner Ansicht, daß Befruchtung oder ihr Ersatz nur eine sekundäre Rolle spielt.

Wir stehen eben, wie immer wieder betont sei, am Anfang der Erkenntnis wissenschaftlicher Art. Darum enthält dieses Buch auch deutlich zwei Bestandteile: einen zeitlich bedingten, vom Stande unserer Wissenschaften und den Kenntnissen des Autors, die leider weit geringer sind, als wohlwollende Kritik annahm, abhängigen, und einen ewigen. Da wir durchschnittlich für das gelobt werden, was uns mißlang und getadelt für das Gute, was wir taten, so sah ich richtig voraus, daß ich Anerkennung finden würde für den kontrollierbaren Teil, kontrollierbar auf Grund täglich wechselnder wissenschaftlicher Hypothesen und Theorien, aber ausgelacht oder verfolgt würde für den unkontrollierbaren. Und dieser ist es gerade, der Wert besitzen wird für alle Zeiten.

Wichtig für uns ist die Feststellung, daß es Tiere gibt, bei denen sich einzelne Teile des Organismus unabhängig voneinander entwickeln, andere, bei denen sich die Entwicklung gegenseitig beeinflußt. Es kommt vor, daß aus geteilten Eiern Halb- und Viertelembryonen

hervorgehen, in anderen Fällen aber, d. h. bei anderen Tieren, normale, wenn auch viel kleinere. Ferner gibt es natürliche und künstliche Parthenogenesis, erstere etwa bei den Drohnen, und als letztere sind wohl die Loebschen Versuche zu deuten. Die Natur ist eben ganz ungeheuer schöpferisch und mannigfaltig in ihren Erscheinungsformen, während das letzte allem zugrunde liegende Gesetz sicher von ganz verblüffender Einfachheit sein wird. Aber das kennen wir noch nicht.

Wir ziehen den Schluß: Das Leben läßt sich weder chemisch-physikalisch, noch mechanistisch erklären, sondern ganz ausschließlich vitalistisch. Es ist keine bloße Kummulation, keine Summe, sondern untersteht einer „Gesetzlichkeit vom Typus der Ganzheitskausalität". Rein empirisch läßt sich feststellen, daß das Leben teleologisch d. h. zweckmäßig, zielstrebig, „ganzheitsbezogen" verläuft.

Wir sprachen von der Möglichkeit der Teleologie im Sinne einer Zwecksetzung oder Zielstrebigkeit. Diese Ausführungen haben auf alle Fälle gezeigt, daß auch die Naturforscher unseres unter dem Modedogma des Materialismus stehenden Zeitalters sie keineswegs a limine abweisen, wenigstens jene nicht, die sich eindringlich mit der Frage beschäftigen. Ganz im Gegenteil hat Driesch den zwingenden Beweis hierfür mit seiner Entelechienlehre erbracht. Sein Verdienst ist es, daß heute auch die Biologie nicht mehr ohne dieses psychische, vernünftige Prinzip auskommt. Driesch selbst wendet es auf die Geschichte, ja auf die organische Lebensgesamtheit, d. h. auf die ganze belebte Natur an, doch uns genügt er hier als Eideshelfer auf seinem Spezialgebiete.

Wir konstatierten, daß selbst Häckel ein „Gedächtnis der Zelle" braucht, also Geist. Wir machen nun auf die Tatsache aufmerksam, daß das Verhältnis der Knaben- zu den Mädchengeburten ganz konstant ist, in Deutschland etwa 106 zu 100, in anderen Ländern 103 oder

104 zu 100. Das Verhältnis schwankt also immer nur um wenige Prozente, bleibt aber in den Ländern, in denen es festgestellt ist, konstant. Zufall? Nein, „Gesetz der großen Zahl".

Weiter: Jeder Statistiker weiß, daß die Zahl etwa der Selbstmorde, die in Deutschland in demselben Jahre sich ereignen, fast konstant bleibt, daß in gewissen Monaten bedeutend mehr vorkommen, als in anderen, daß das Wetter einen Einfluß ausübt usw. Ja, die Statistik kann mit großer Wahrscheinlichkeit sagen: weil in den letzten 20 Jahren sich X Personen im Mai bei schönem Wetter und hohen Lebensmittelpreisen erhängt haben, darum wird sich im nächsten Jahre annähernd die gleiche Zahl im selben Monat bei schönem Wetter und gleichen Lebensmittelpreisen erhängen. Wäre das alles „Zufall", dann wäre die ganze Statistik ein Unsinn. Das ist aber gleichfalls nichts weniger als Zufall, es ist das Gesetz der großen Zahl.

Seit Quételet die zahlenmäßige Massenbeobachtung zur Ableitung von Regelmäßigkeiten und Gesetzmäßigkeiten verwertet hat, wissen wir, daß die Zusammenfassung von großen Zahlen zu einer Mittelzahl führt, die von einer anderen Mittelzahl, die aus Massenbeobachtungen, die zu anderer Zeit und in einem anderen Gebiet gewonnen wurden, nur wenig abweicht. Ausschlaggebend ist neben möglichst breiter zahlenmäßiger Basis, auch eine genau gleiche Behandlung bzw. Gewinnungsmethode des Materiales. Auch die verglichenen Zustände dürfen nicht wesentlich voneinander verschieden sein.

Und zwar gelten, wie oben angedeutet, die gewonnenen Werte keineswegs nur auf Gebieten, die von der menschlichen Beeinflussung völlig unabhängig sind, etwa in der Geburts-, Hagel-, Unfall-, Feuerstatistik usw. Es gibt bekanntlich auch eine Moralstatistik, d. h. die Handlungen, die einem angeblich freien menschlichen Willen ihre Entstehung verdanken, lassen sich genau

so gut in Zahlen fassen, und annähernd vorher berechnen, wie die Naturerscheinungen.

Schon Süßmilch hat im 18. Jahrhundert auf eine „göttliche Ordnung in den Veränderungen des Menschengeschlechts“ (Berlin 1742) hingewiesen, denn er hatte bereits erkannt, daß die Statistik der Selbstmorde, Verehelichungen, Ehescheidungen, unehelichen Geburten, Verbrechen usw., also der scheinbar willkürlichen Handlungen Zahlen von verhältnismäßig kleinen Schwankungen aufweisen. Daraus und aus späteren Untersuchungen folgerten einige Statistiker die Willensunfreiheit und Quételet sagt, das „Budget der Schafotte und Gefängnisse“ müsse naturnotwendig erfüllt werden. Als unleugbare Tatsache steht fest, daß sich die einer freien sittlichen Entschließung entspringenden Handlungen zahlenmäßig fassen und annähernd vorher berechnen lassen. Daß damit eine absolute Willensfreiheit unmöglich ist, bedarf keines Beweises.

Andererseits ist der Schluß auf eine absolute Willensunfreiheit übereilt. Denn gerade die unehelichen Geburten lehren, daß deren relative Häufigkeit abnahm, als durch die Gesetzgebung die Niederlassung und Eheschließung erleichtert wurde. So ließ die Ehegesetzgebung Bayerns vom Jahre 1868 die unehelichen Geburten von 20—22,5 Prozent vorher, auf 12,6 Prozent in fünf Jahren sinken. Dieser Prozentsatz ist aber seinerseits wieder bis heute annähernd konstant geblieben und betrug z. B. 1903 12,5 Prozent!

Wenn wir daher mit Rücksicht auf die relativ beträchtlichen Schwankungen in der Moralstatistik, die wir meistens als Folgen sozialer oder gesetzgeberischer Vorgänge nachweisen können, hier nicht von einer Gesetzmäßigkeit im naturwissenschaftlichen Sinne sprechen können, so beweisen die Zahlen doch mit wünschenswerter Klarheit, daß es sich unmöglich um Willensfreiheit, sondern nur um Wahlfreiheit handeln kann, und zwar um eine *sehr beschränkte Wahlfrei-*

heit. Eine naturwissenschaftliche, zwingende Gesetzmäßigkeit ist etwa im Verhältnis der Totgeburten zu den lebend Geborenen nachzuweisen, ebenso bei Zwillingsgeburten usw.

Aber selbst wenn eine bestimmte Zahl von Verbrechen begangen werden müßte — wiewohl heute Verbrechen ist, was morgen nicht mehr dafür gilt, in einem Lande verboten ist, was die Gesetzgebung des anderen erlaubt — dann ist damit für den einzelnen noch nicht gesagt, daß er gerade der Verbrecher sein muß.

Halten wir uns, ohne die menschliche Willensfreiheit bezw. Unfreiheit ganz aus dem Auge zu verlieren, vorläufig an außermenschliche Verhältnisse, an die Natur. Denn wir wollen die Frage nach der Teleologie bzw. nach vernunftmäßigen oder zielstrebigen Erscheinungen zunächst in ihr noch näher ins Auge fassen.

Jeder Naturforscher weiß, daß etwa eine Mäuseplage ganz von selbst aufhört, weil die Natur sich hilft, indem sie die Feinde der Mäuse sich vermehren oder eine Seuche ausbrechen läßt, so daß die Zahl der Mäuse bald wieder normal wird. In der Natur sind eben stets Kräfte am Werke, die den Haushalt im Gleichgewicht halten, Ausgaben und Einnahmen balancieren im Sinne der Ganzheit, d. h. so, als ob die Natur als vernünftiges Ganze über ihre Teile wache. Der Pendelausschlag nach der einen Seite wird bald abgelöst durch einen Ausschlag nach der anderen, bis die Vertikale, das Gleichgewicht wieder hergestellt ist. Deshalb kommt die Wissenschaft nicht aus ohne die Annahme einer Teleologie, nicht im Sinne von Ursache—Wirkung, sondern von Grund—Zweck. Allerdings nur hypothetisch.

Sehr beachtenswert ist auch, daß die Nachkommenschaft in engstem Zusammenhange zu den Lebensverhältnissen der betreffenden Tiere steht. Es sterben im Durchschnitt jährlich ebenso viele Individuen, als geboren werden; die mittlere Lebensdauer steht in einem bestimmten Verhältnis zur Vermehrungsfähigkeit. So

nimmt die Eierzahl ab mit den steigenden Aussichten auf das Davonkommen der Brut. Während die großen Raubvögel, aber auch die Kolibris, nur zwei Eier legen, legen die Singvögel oder Hühner weit mehr. Auch das Lebensalter, wie die Ernährungsweise, steht in inniger Relation mit der Fortpflanzung. Falken und Adler haben eine für mindestens ein Jahrhundert ausreichende Lebenskraft, kleine Singvögel nur für ein bis zwei Jahrzehnte. Alle diese Tatsachen stützen die Hypothese eines vernünftigen Prinzipes im Haushalt der Natur. Was nun die Lebenskraft betrifft, so lehnt Driesch für seine Entelechie mit Nachdruck den Begriff der ja stets quantitativen Energie ab. Sie erschöpfe sich in O r d n u n g s leistung. Wenn er auch den „energetischen Vitalismus" für seine Zwecke verwirft, so beweist dies doch keineswegs, daß in anderem Zusammenhange die Lebenskraft existiert, quantitativ meßbar. Das bestätigt ja die tägliche Erfahrung des verschiedenen Alters von Pflanzen, Tieren und Menschen! Wir sind durchaus zu sagen berechtigt, daß die Natur der Eintagsfliege nur für einen Tag Lebenskraft verliehen habe, dem Adler oder der Schildkröte aber für hundert Jahre. Das ist ganz unabhängig von der ordnenden Funktion der Entelechie. Und dieses verschiedene Quantum an Lebenskraft steht in einem ganz bestimmten, vernünftigen Verhältnis zu dem der Fortpflanzungsenergie.

Wohin wir blicken, finden wir für die Teleologie eine Bestätigung. Betrachten wir einmal das Aussterben der Tierarten und Gattungen. Scheinbar plötzlich verschwanden in früheren Epochen unserer Erde unter anderem die Dinosaurier, die Panzerfische, Flugeidechsen und Ammoniten. Und zwar starben diese Tiergeschlechter vollständig aus, nachdem sie kurz vorher ihren Höhepunkt erreicht hatten, immerhin ein Fingerzeig auf die dem Menschengeschlecht drohenden Gefahren. Man nahm an, daß diese Arten, Familien, Gattungen, ja sogar höheren Ordnungen, ebenso gealtert

und natürlich abgestorben seien, wie jedes Individuum. Diese scheinbare Erklärung — auch der Tod der Individuen ist ja nur eine Erfahrungstatsache — ist dadurch bestechend, daß wir das erste Auftreten vieler Formen, ihre spätere Herrschaft genau verfolgen können. Bei manchen auch noch eine allmähliche Rückbildung, etwa beim Geweih der Hirsche. Stichhaltig ist sie aber nicht. Warum hätten sich denn dann etwa die Molukkenkrebse und Haifische seit Jahrmillionen ganz unverändert erhalten? Das widerlegt auf alle Fälle die Hypothese, daß jedes Lebewesen als Funktion der Entstehungsepoche mit deren Ende auch zugrunde gehen müsse.

Wahrscheinlicher ist die Annahme der einseitigen Anpassung des Körpers an ganz bestimmte Lebensbedingungen. Dadurch wurde eine Hypertrophie erzeugt, die eine Rückbildung bzw. neuerliche Anpassung an die nunmehr veränderten Lebensbedingungen erschwerte oder unmöglich machte. Zudem birgt diese Spezialisierung die Gefahr einer Weiterentwicklung nach der gleichen Richtung, ja bisweilen sogar einer sprungweisen Weiterbildung bis zu einer nicht mehr zu überbietenden Einseitigkeit. So entstanden die Einhufer, ein sehr gefährdeter Tiertypus, oder die gewaltigen Stoßzähne des Mammuts, an denen dieses Tier zugrunde ging, als der Wald fehlte, zu dessen Bekämpfung sie ursprünglich gedient hatten.

Andererseits hat sich herausgestellt, daß einige organische Entwicklungsvorgänge umkehrbar sind, daß man also hier, wie in der Mathematik, das Zeitzeichen vertauschen könnte. Zellen, die speziellen, differenzierten Leistungen angepaßt sind (Muskel-, Drüsen-, Epithelzellen), können wieder in den embryologischen Urzustand zurückkehren. So hat man die Regeneration einer operativ entfernten Linse beim Molch aus Epithelzellen der Iris beobachtet. Sie verlieren ihren Farbstoff, gewinnen durch Vergrößerung ihres Kerns das Aussehen embryonaler Zellen, und differenzieren sich

nunmehr wiederum zu Linsenzellen. Ja, man glaubt beobachtet zu haben, daß differenzierte Zellen gerade durch ihre Rückbildung in Embryonalzellen eine besonders starke Vermehrungsenergie erwerben. Das wurde auch bei pathologischen Neubildungen beim Menschen festgestellt. Aber nicht alle Gewebezellen scheinen dieser Rückdifferenzierung fähig zu sein. Beim Nervengewebe scheint sie ganz zu fehlen.

Bemerkenswert ist, daß diesen Umbildungen eine kürzere oder längere Ruheperiode vorangeht. Auch bei den Winterschläfern hat man eine Zerstörung und Neubildung gewisser Organe beobachtet.

Das führt uns zur bereits erwähnten Mutationstheorie von de Vries. Unter Mutationen versteht man plötzliche, nicht durch Übergänge vermittelte Abänderungen einer Tier- oder Pflanzenart in ihrem ganzen Aussehen und oft in fast allen ihren Teilen. Diese neu entstandenen Formen sind streng erblich, wodurch sie sich von den Kulturrassen unterscheiden, da diese, sich selbst überlassen, wieder in die Stammform zurückschlagen. Varietäten unterscheiden sich von Mutationen dadurch, daß erstere in der Regel nur in einem einzigen Merkmal von der Stammform abweichen, letztere aber in ihrer ganzen Erscheinung.

Nach de Vries führen nur Mutationen, nicht aber Variationen zur Bildung neuer Arten, was, wie auf der Hand liegt, dem Darwinismus bzw. der allmählichen Herausbildung neuer Formen widerspricht. Jede Art neigt nur zu bestimmten Zeiten zur Erzeugung von Mutationen, in den Mutationsperioden. Die Versuche Towers haben dies bestätigt: eine Mutation kann von außen nur erregt werden während eines ganz bestimmten Zustandes der sich im Körper ausbildenden Keimzellen, es besteht also eine ganz bestimmte „sensible Periode“ der Keimzellen. Zwei Mutationsperioden sind durch eine lange, vielleicht Jahrtausende umfassende Zeit konstanter Fortentwicklung (Darwinismus!) ge-

trennt. Diese Ruheperioden haben die größte Verwandtschaft mit den Depressionszuständen, auf die Hertwig hinwies; ferner ist die Ähnlichkeit mit der sprunghaften Produktion und nachfolgenden Erschöpfung des Genies höheren Stils, des Romantikers, schlagend!

Als Beweis gegen die Weismannsche Behauptung sei hier nur kurz erwähnt, daß es Tower gelang durch abnorme Temperatur und Feuchtigkeit beim Käfer Septinotarsa erbliche Änderungen der Größe und Färbung zu erzielen.

De Vries vermutet, daß jede Gruppe verwandter Arten, Gattungen, Familien usw. ursprünglich einer solchen Mutation ihre Entstehung verdanke. Dabei falle der natürlichen Auslese (Darwinismus!) nur eine sekundäre Rolle zu, indem sie nicht erhaltungsfähige Mutationen vernichtet.

Aus allem scheint mir hervorzugehen, daß es Arten gibt, die konstant bleiben (etwa einzellige Wesen, auch Haifische) und andere, die sich ändern. Es gibt also klassische Typen mit geringer Reaktionsgeschwindigkeit und romantische Typen auch hier! Diese Änderung wird, wenn wir Darwin und Lamarck hier gelten lassen wollen, was aber, wie bemerkt, nur mit großen Einschränkungen statthaft ist, bewirkt durch alle genannten Faktoren, sowohl durch Gebrauch und Nichtgebrauch der Organe, als auch durch natürliche Auslese und Zuchtwahl als Wirkung des Kampfes ums Dasein. Die notwendige und unbestreitbare Voraussetzung ist die Überproduktion der Lebewesen, Vererbungsfähigkeit, Variabilität und Anpassungsfähigkeit.

Während sich, neben den schon genannten konstanten Arten, einige allmählich verändern, wozu Darwinismus und Lamarckismus als Erklärung genügen mögen, gibt es andere, die sich sprunghaft ändern. Diese Feststellung ist das Verdienst von de Vries und anderen. Also gibt es auch hier Romantiker!

Über das Auftreten des ersten Lebens auf der Erde

gibt es noch keine befriedigende Hypothese. Und selbst wenn es sich aus chemischen und physikalischen Einflüssen entwickelt hätte, so wäre es doch etwas spezifisch Neues. Ohne den Vitalismus kommen wir nicht aus, sicherlich nicht bei höheren Wesen, die Gefühl besitzen. Ebenso gibt es noch keine Erklärung dafür, wie sich einzellige Wesen in die Riesenformen der Saurier und Mammuts oder in den komplizierten Zellenstaat des Affen oder Menschen verwandelt hätten. Das wissen wir eben nicht. Die Naturforschung ist, sofern sie dies erklären zu können behauptet, Religion, keine Wissenschaft. Deshalb bestreitet Driesch die Diskutierbarkeit dieser Frage, über die wir nur insofern etwas wüßten, als bestimmt das Leben nicht durch ein zufälliges Zusammentreffen anorganischer Faktoren entstanden sein kann. Denn materielle Konstellationen schaffen nicht die Entelechie, sondern werden von ihr beherrscht. Über die ersten Beziehungen zwischen der Entelechie und der elementaren Materialität wissen wir garnichts.

Auch die Mutationstheorie lehrt uns nichts über Verwandlung einer Art oder Gattung in eine andere, sondern nur über den Entwicklungsmodus neuer Arten aus bereits bestehenden. Auch er bringt uns dem Kern der Frage: wie entstanden aus einzelligen Lebewesen Tiere und Pflanzen, Haifische oder Elefanten nicht näher.

Aber die Mutationstheorie hat einen anderen großen Wert. Sie lehrt, daß sich komplizierte Entwicklungsvorgänge in kurzer Zeit abspielen können. Sie wirft aber auch ein neues Licht auf die Geschichte der Erde bzw. gestattet es eine Analogie zu finden.

Bekanntlich erklärte man früher die großen Veränderungen der Erde durch plötzliche gewaltige Katastrophen (Sintflut). Lyell behauptet dagegen, die geologischen Vorgänge, wie wir sie heute noch beobachten können, genügten völlig zur Erklärung der Veränderungen unserer Erdkruste. Haben wir aber nicht die

gewaltigsten Umwälzungen in Krakatau, Kalifornien, Messina, Martinique usw. miterlebt? Es gibt also zweifellos auch Katastrophen, die die allmähliche Umformung der Erdoberfläche durch die Verwitterung, die Anschwemmung und Erosion des Wassers usw. unterstützen und beschleunigen. Daß diese Katastrophen in früheren Erdperioden heftiger gewesen sein müssen, ist zweifellos, da ja z. B. die tiefe Erdspalte, die den Osten Afrikas von Norden nach Süden durchzieht, nur durch eine ganz gewaltige Revolution erklärt werden kann. Andererseits muß die Abkühlung des damals wärmeren Erdballes heftiger vonstatten gegangen sein, wie in der Gegenwart. Es gibt Revolutionen und Evolutionen in der Geologie so gut wie in der Biologie oder in der Zoologie und Geschichte.

Also auch hier ein sowohl — als auch, kein: entweder — oder.

Völlig richtig ist die Mutationstheorie in ihrer Anwendung auf die Entwicklung ins Geniale, wenigstens beim Romantiker. Denn es handelt sich hier um einen so gewaltigen Sprung nach aufwärts, daß man sehr froh ist, wenn man mit halbwegs heilen Knochen oben ankam. Aber auch in der Geschichte, wenigstens bei den Kulturvölkern, kommen wir mit der allmählichen Entwicklung, wie sie Lamarck und Darwin fordern, nicht aus. Auch hier geht es ohne gewaltige Erschütterungen, ohne Mutationen nicht ab. Man denke an Athen nach den Perserkriegen, an Frankreich nach der großen Revolution. Doch gibt es auch relativ konstante Völker und Rassen, etwa die Neger.

Die vorstehenden Ausführungen lassen mit Sicherheit folgende Konstatierung zu:

Unser Schicksal gibt uns den Charakter oder zum wenigsten die Anlagen dazu, Neigungen, die Erzieher, das gute oder böse Beispiel, das zumal in früher Jugend und in den Jünglingsjahren so wichtig ist. Was wir von allen diesen Faktoren der Vererbung, den Zeitumständen

und Verhältnissen, in die wir geboren wurden oder dem Zufall zuschreiben, ist ziemlich gleichgültig. Wir müssen auf alle Fälle mit der Tatsache rechnen, daß sich ein ganz bestimmter Charakter formt, bei dessen Zustandekommen wir selbst nur außerordentlich wenig mitzuwirken haben. Aber gerade auf dieses Wenige kommt es an.

Wäre die Willensfreiheit nur Illusion, das Fatum, die Vorherbestimmung unentrinnbar, so würde das, wie schon ausgesprochen, objektiv genau dasselbe sein, wie absolute Willensfreiheit und kein Fatum. Nur würden wir subjektiv insofern vielleicht anders handeln, als wir beim Fatalismus geneigter wären, müßig die Hände in den Schoß zu legen, als beim Bewußtsein der absoluten Willensfreiheit. In unserem Interesse aber würde es dann liegen, den Schleier der Zukunft um keinen Preis zu lüften. Aber auch unsere Untätigkeit im Falle der Unentrinnbarkeit des Fatums steht keineswegs fest. Nicht nur, daß es immer Personen gibt und geben wird, meistens die willensstarken, die sich keinen Pfifferling um Religion, Philosophie oder Metaphysik kümmern, auch fatalistische Völker, die Araber und Türken, lehren uns im Anfange ihrer Geschichte, daß gerade der Fatalismus eine ungeheure Stoßkraft verleihen kann. Denn es gibt zwei scharf zu scheidende Arten des Fatalismus, den aktiven und den passiven. Während ersterer kühn vorwärts stürmt in der Überzeugung, daß er vom Auto überfahren wird, wenn die Kugel ihn nicht trifft, da sein gewaltsames Ende unentrinnbar feststeht, läßt der passive die Dinge an sich herantreten und dreht die Daumen. Wieder ein Hinweis darauf, wie verschiedene Schlüsse wir nach unserem Temperament, unserer Sinnesart aus derselben Prämisse ziehen können.

Ich bin der Ansicht — der übrigens jedermann stillschweigend huldigt — daß wir alle von Geburt eine bestimmte Energiemenge besitzen, die die Lebenserhaltung bewirkt. Es gibt lebensschwache und lebens-

starke Kinder, starke und schwächliche Menschen. Damit ist aber keineswegs die Möglichkeit geleugnet durch entsprechende Maßnahmen die Lebensenergie, innerhalb gewisser Grenzen, zu steigern bzw. durch ungeeignete sie zu schwächen, wie wir ja auch den Verstand oder Willen stärken oder schwächen können. Oft ist schon mit Fernhaltung von Schädlichkeiten viel gewonnen. Es herrschen ganz zweifellos im lebenden Körper noch andere Kräfte, als in unbelebten. Ob das Leben sich vor Urzeiten aus dem Leblosen entwickelte, ist bei dieser Anschauung ganz gleichgültig, da wir ja allein mit Erfahrungstatsachen operieren. Nehmen wir aber an, daß die Ewigkeit ein Kreis bzw. eine Ellipse ist, daß Kraft und Stoff, weil unzerstörbar, auch nicht erschaffbar sind, dann müßte mit Notwendigkeit auch seit Ewigkeit die Lebenskraft im Weltall vorhanden gewesen sein. Und das scheint mir auch nicht angezweifelt werden zu können.

Rufen wir uns nun die wesentlichen Resultate unserer bisherigen Ausführungen ins Gedächtnis: Es gibt Kräfte und es gibt Stoff, wobei wir dahingestellt sein lassen, ob dieser nur ein Resultat der Kräfte ist. Außerdem gibt es ein vernunftmäßiges Prinzip, Geist, Entelechie. Wir erkannten diesen Geist in Häckels „Gedächtnis der Zelle“ so gut, wie in zweckmäßigen Einrichtungen der belebten und unbelebten Natur, im Gesetz der großen Zahl, in der Tatsache der Vorherberechnung unbekannter Planeten und unbekannter Elemente usw.

Während wir den Vitalismus für bewiesen halten, wollen wir das eines vernünftigen Prinzips im Ganzen der Natur nur als wahrscheinlich annehmen. Selbst dann wäre Leibniz nicht widerlegt, sondern eher bestätigt.

Betrachten wir zunächst wenigstens noch eine Funktion, einen Teil unseres Geistes: den Willen. Da wir uns über die Beschaffenheit des hypothetischen vernünftigen

Prinzips, das ich für eine Resultante aus Intellekt und Wille halte, nur sehr zurückhaltend äußerten, so können wir auch die Möglichkeit betrachten, daß der Wille nur eine Erscheinungsform der Urkraft, vielleicht der Elektrizität ist. Daß er Anziehungskraft besitzt, wie jede Masse, scheint mir zweifellos. Wie ließe sich sonst die Macht erklären, die etwa ein Cäsar, Napoleon, Bismarck, ein Cromwell oder mancher Demagoge ausübt? Wir *müssen* uns entschließen, die physikalischen Gesetze auf unser Geistesleben zu übertragen, uns hierbei aber klar sein, daß es sich nur um Analogien oder Bilder handelt. Reden wir bei solchen Männern von Suggestion, so ist damit nichts gesagt, denn auch hier handelt es sich ja um eine unbekannte Energie, bei der wir zugeben müssen, daß sie nicht jeder besitzt oder doch sicher nicht jeder in gleicher Weise und mit gleicher Wirkung anzuwenden versteht. Suggestion ist eben Willensübertragung, wobei theoretisch das Quantum Energie meßbar sein müßte.

Meine Hypothese erhält eine wertvolle Stütze durch die Elektropathologie. Sie lehrt uns, daß es nicht möglich ist die Spannungsgröße oder Strommenge anzugeben, die erforderlich ist, um einen Menschen durch Elektrizität zu töten. Die individuellen Differenzen sind dazu zu groß, und man kann weder aus dem Körpergewicht, noch aus der gesamten Konstitution auf die Widerstandskraft schließen. So üben Hochfrequenzströme von 40 000 und mehr Volt eine ganz unbedeutende Wirkung auf den Körper aus, während Gleichströme verheerend sein können, etwa jemand bei Berührung von 110 Volt (Glühlampe) sofort leblos zusammenstürzt. Ein anderer wieder übersteht die Berührung eines Wechselstromes von 1000 oder 5000 Volt ganz gut.

Wie wir wissen, daß es eine absolute Norm für die menschliche Anatomie überhaupt nicht gibt, vielmehr die Variabilität beim Menschen so groß ist, daß sich nicht zwei Individuen auch nur in der Anordnung der

Blutgefäße oder Nerven genau glichen, was ich auch, im Gegensatz etwa zu Lipps, für die Psyche für richtig halte, so wissen wir andererseits, daß bei der Wirkung des elektrischen Stromes eines immer konstant bleibt: der seelische Faktor. Es macht einen außerordentlich großen Unterschied in der Wirkung, ob jemand bewußt, d. h. absichtlich oder unbewußt getroffen wird.

Derselbe Elektrotechniker, der schon wiederholt absichtlich Spannungen von 1000 und mehr Volt berührte, ohne den geringsten Schaden zu nehmen, wird ein anderes Mal von einer Spannung von wenigen hundert Volt oder noch weniger zufällig und überraschend getroffen und fällt leblos zusammen. Ja, es gelang bei den elektrischen Hinrichtungen in Amerika bisher kein einziges Mal ein Leben so schnell auszulöschen, wie es ungezählte Male in Elektrizitätswerken geschieht. Auch schlafenden Monteuren, die mit stromführenden Metallteilen einer großen Dynamomaschine in Berührung kamen, ist bis auf verbrennungsartige Verletzungen nichts geschehen. Die sogenannte psychogene Komponente der elektrischen Starkstromwirkung war gar nicht oder nur minimal eingetreten.

Ich folgere daraus: die Chokwirkung, die ja auch durch einen bloßen Schrecken töten kann, was hinlänglich den Einfluß der Psyche auf den Körper beweist, kann natürlich auch die Wirkung des elektrischen Stromes wesentlich verstärken und wird das in der Regel auch tun. Wichtiger ist aber, daß wir allein durch den Willen, wenn wir bewußt eine Leitung berühren, der Elektrizität ein Paroli bieten können. Und zwar in Stärke von etlichen hundert Volt oder vielleicht auch von etlichen tausend. Ist dieser Gedanke richtig, und das scheint mir der Fall, dann kann die Zeit nicht mehr fern sein, in der wir die Kraft des Willens messen können, und zwar wohl in Volt. Wir haben damit wieder einen Anhaltspunkt dafür gewonnen,

daß wir elektrische Batterien oder etwas Aehnliches sind, die unausgesetzt Strahlen von verschiedener Stärke und verschiedener Wellenlänge hinaussenden. Daß ich persönlich diese Fähigkeit besitze, weiß ich ganz genau, und zwar besitze ich sie in großer Stärke, wie mir ein Zufall bewies.

Und nunmehr treten wir nochmals an die Frage der Teleologie im Sinne von Zwecksetzung heran. Es soll uns genügen, wenn wir ihre Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit beweisen; denn in den letzten Dingen kann man nicht bedächtig genug urteilen.

Die Kausalität m u ß in eine Wirkung ausströmen. Das Ich ist der Gegenwart vergleichbar, die die Vergangenheit von der Zukunft scheidet. Das wäre ein o b j e k t i v e s Schicksal, das in Vergangenheit und Zukunft wirkt: Kausalitätsmasse + meine Individualität bzw. das bißchen, was ich selbst durch Wahlfreiheit usw. dazu beitrug — Wirkung. Ist die Kausa ewig, dann muß es die Wirkung auch sein, doch muß sie sich de facto abschwächen, je mehr sie sich von der Kausa entfernt. Denn es tritt doch auch in der Physik Energieverlust durch Reibung ein, und auf der glattesten Fläche, etwa einem spiegelglatt zugefrorenen See, gleitet ein Gegenstand nicht in die Unendlichkeit weiter. Denn die Reibung reduziert die Energie (lebendige Kraft), mit dem er geschleudert wurde.

Die Naturwissenschaft spricht, wie wir sahen, in zahllosen Fällen von der Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit einer Schutzvorrichtung, der Anpassung, der Schutzfärbung der Mimikrie usw., immer hypothetisch diesen Zweck voraussetzend „als ob“.

Gut: Ich will Ursache—Wirkung, Grund und Zweck nicht scheiden, sondern, wiewohl ich sehr wohl weiß, daß ich Objektives und Subjektives vermische, die Kausalität (+ Grund) in die Wirkung (+ Zweck) übergehen lassen. Dann stelle ich mir einen Eisenbahnzug vor, der hinten von einer Lokomotive (Kausa + Grund) gescho-

ben wird, vorn aber zieht eine andere (Kausa in der Zukunft oder Zweck). Das schließt sich keineswegs aus, wie schon Aristoteles erkannte.

Statt eines Eisenbahnzuges denke ich mir die Linie U—W. Verkehre ich sie in W—U, was ich mathematisch ja ohne weiteres kann, dann habe ich Wirkung—Ursache; logisch ein Unsinn, mathematisch aber richtig.

Stelle ich mir diese Linie als Kreis vor. Habe ich dann nicht eine mathematische Lösung des Problems der Ewigkeit?

Die Physik rechnet mit dem Atom. Logisch ein Unsinn, denn wenn ich unteilbar kleine Dinge auch in unendlichen Massen addiere, kann daraus niemals ein Stein, ein Gebirge, die Erde, ja der Stoff des Weltalls werden. Aber wir rechnen mit dieser Münze des Demokrit und die Resultate sind richtig. Das beweist eben, daß wir zwar d a s Welträtsel, d a s Weltgesetz noch nicht kennen, ihm aber doch recht nahe sein müssen, wenigstens soweit es hier in Frage kommt.

Wir rechnen mit der Zeit, der Sekunde usw. Durch Addition dieser Sekunde kommen wir zur Ewigkeit, wie der Naturwissenschaftler zum Stoff. Empirisch hat sich die Zeiteinteilung bewährt, genau wie das unwirkliche Atom. Ist die Sekunde nicht auch nur eine Annahme, ein „als ob", wie Teleologie, Zwecksetzung der Welt usw.?

Was ist real: Atom oder Stoff? Sekunde oder Ewigkeit? Wenn nur die Resultate richtig sind, denke ich mir als nüchterner Kritizist. Die letzten Dinge werden wir ja doch wohl kaum erkennen.

Also die Ewigkeit wäre ein Kreis, eine Ellipse, zusammengesetzt aus Sekunden, wie der Stoff aus Atomen. Wir denken hier auch an die Ionen oder Elektronentheorie, auch an die Schlange, die sich in den Schwanz beißt. Über den Durchmesser der Ewigkeit wäre damit noch gar nichts gesagt. Er kann Millionen von Lichtjahren betragen. Ich weiß es nicht. Aber es ist ein Kreis! Keine Energie kann geschaffen, noch zerstört

werden. So lehrt Robert Mayer. Das Weltall hat keinen Anfang, wegen der Energieentwertung, lehren andere.

Jedermann wird zugeben, daß unter diesen Umständen ein Gott als „Schöpfer Himmels und der Erde" höchst überflüssig wäre. Denn j e t z t erst, als Kreis — wir sprechen doch auch von einem Kreislauf der Natur — haben wir die Unendlichkeit. Wir sehen jetzt das W e l t-a l l a l s a n f a n g l o s u n d e n d e l o s an, wie jeden Ehering. Aber des letzteren Durchmesser ist kleiner. Das harmoniert auch mit Nietzsches ewiger Wiederkehr des Gleichen, mit Buddhas Wiedergeburtslehre, aber alles ohne Mystik.

Die materielle Wiedergeburt, wenn man so sagen kann, ist uns ja etwas ganz geläufiges. Wir wissen sehr gut, daß das gleiche Kalkatom, das heute das Huhn von der Wand pickt, in seinem Ei wieder auftritt, von mir gegessen wird, sich unter meinen Ausscheidungen befindet, im Dung der Pflanze zugeführt, vielleicht in den Körper eines Hasen wandert usf.

„Der große Cäsar verstopft vielleicht ein Loch in dieser Wand." (Shakespeare.)

Früher operierten die Physiker und Chemiker mit dem Atom des Demokritos. Jetzt wissen wir es auf Grund der spektralanalytischen Forschung, besonders aber durch die radioaktiven Erscheinungen besser: es gibt keine solchen physikalischen Atome als unzerstörbare und unverwandelbare letzte Bestandteile der Materie. Es gibt nicht diese räumlichen Punkte, deren Häufung zum Stoffe führt, diesen logischen Unsinn. Aber es gibt etwas Ähnliches. Es gibt sowohl reale Atome, als auch reale Moleküle, nur sind sie anders beschaffen.

Unter Atomen versteht man heute kleinste Teile der Materie, die sich chemisch und physikalisch nicht weiter teilen lassen, also chemisch einfache Körper; unter Molekülen solche, die sich physikalisch nicht weiter zerlegen lassen. A u s d e h n u n g b e s i t z e n b e i d e. Es sind keine streng mathematischen Punkte, womit der

Denkfehler, den wir oben anführten, fortfällt. Wir wissen, daß die Materie diskontinuierliche Struktur besitzt. Atome und Moleküle sind zwar zusammengesetzt, wie unser Ich, aber trotzdem als Individuen wohl unterscheidbar und widerstandsfähig, wenn wohl auch nicht gegen alle, so doch gegen sehr viele chemische und physikalische Angriffe. Die kinetische Gastheorie hat uns sehr viel gelehrt. Ferner glauben wir eine atomistische Struktur der Elektrizität jetzt annehmen zu müssen. Die Elektronentheorie nimmt an, daß die elektrischen Erscheinungen auf kleinsten nicht weiter teilbaren Elektrizitätsmengen, d. h. Elektrizitätsatomen, beruhen, die man Elektronen nennt.

Ein Elektrolyt, d. h. der durch Elektrizität zersetzbare Körper (Salze und chemisch analog zusammengesetzte Säuren und Basen), sowie Gase werden durch den Strom in ihre Bestandteile, die Ionen, zerlegt, z. B. Wasser in Wasserstoff und Sauerstoff, von denen der eine Teil (Wasserstoff) an der Kathode, der andere (Sauerstoff) an der Anode sich ausscheidet. Diese Ionen sind elektrisch geladene Atome, sie sind Träger der kleinsten Elektrizitätsteilchen, der stets negativen Elektronen. Die Kathodenstrahlen sind Elektronen, befreit von Atomen. Man erhält sie in mit verdünnter Luft (auf c. 0,001 mm Druck) gefüllten Glasröhren, in die in Platinplättchen endigende Drähte (Elektroden) zur Zu- und Ableitung der Elektrizität eingeschmolzen sind. Sie haben die Eigenschaft, die gegenüberliegende Glaswand zu intensivem Leuchten (Fluoreszenz) zu bringen und bestehen aus Elektronen, die aus der Kathode infolge der zugeführten Energie herausgeschleudert werden.

Während wir hier „freie“ und wie immer negative Elektronen, also ohne materielle Atome, gewinnen, sind die Elektronen in der Regel mit Atomen verbunden (d. h. Ionen). Wird ein Ion in seine Bestandteile zerlegt, dann steht dem negativen Elektron ein positiv geladenes Atom gegenüber. Die Elektronen stoßen sich gegenseitig

ab, ziehen aber Atome an, haben also die Tendenz, sich wieder in Ionen zu verwandeln. So sind die Elektronen und Ionen eines Körpers in ständiger, besonders in den Metallen sehr heftiger, Bewegung zu denken. Durch die Zusammenstöße der kleinsten Teilchen lösen sich stets Elektronen von Atomen, wodurch freie Elektronen entstehen, diese vereinigen sich wieder mit Atomen (werden Ionen) und trennen sich wieder durch Zusammenstöße. Die freien Elektronen, die sich als Kathodenstrahlen in der Geißlerröhre vom Magneten ablenken lassen, sind die Ursache der Leitungsfähigkeit des elektrischen Stromes. Dieser besteht im wesentlichen in einer Wanderung von Elektronen vom negativen zum positiven Pol, während die positiven Atome sich in entgegengesetzter Richtung, und zwar mit Rücksicht auf ihre Schwere, viel langsamer bewegen. Durch die Wanderung der Elektronen durch eine elektrische Leitung wird Magnetismus erzeugt. Durch plötzliche Hemmung der Elektronenbewegung entsteht eine andere Energieform. Es werden Strahlen erzeugt, und zwar vor allem Wärmestrahlen. Wie ja auch durch Aufprall einer Kugel Wärme entsteht. Also gelten Robert Mayers Gesetze auch hier wie — mutatis mutandis — gleichfalls im Individualleben, wenn wir in unserer Willensrichtung unvermuteten Widerstand finden (Erregung von Ärger usw.) oder im Völkerleben (Revolten, Revolutionen und Kriege).

Die durch die plötzliche Hemmung der Elektronenbewegung entstehenden Wellen magnetischer und elektrischer Art verbreiten sich im Raume. Sie sind als Schwingungen, oszillierende Hin- und Herbewegungen, von Elektronen anzusehen, die bei geringer Wellenlänge auf unser Auge einen Lichtreiz ausüben, bei noch geringerer aber im ultravioletten Teil des Farbenspektrums verschwinden. Demnach sind Lichterscheinungen, die unsichtbaren Strahlen des „ultraviolett“ genannten großen X, des Lochs in unseren Kenntnissen, Wärmestrahlen und elektrische Erscheinungen nichts anderes, als Schwin-

gungen der Elektronen, nur daß die Schwingungszahlen außerordentlich verschieden sind, ebenso die Wellenlänge.

Während wir Luftschwingungen bis etwa 40 000 in der Sekunde als Töne hören — die menschliche Stimme hat aber bereits ihre Grenze bei wenig über 1000 erreicht! In diese winzige Spanne teilen sich Baß, Bariton, Tenor und Sopran — beginnen die elektrischen Schwingungen erst bei mehr als einer Milliarde. Hier klafft in unseren Sinnen und unseren Kenntnissen ein großes Loch. Zwischen etwa 35 Milliarden und 280 000 Milliarden ist wieder ein Loch, dann beginnen Licht und Farben von 400 Trillionen (rot) bis 756 Trillionen (violett). Und so geht es fort. Wieder folgen ungeheure Schwingungszahlen mit unbekannter Wirkung, bis wir zu den X-Strahlen, den Bequerellstrahlen und anderen gelangen. Für eine Berichtigung etwaiger Irrtümer wäre ich Physikern sehr dankbar.

Diese kleine Abschweifung bezweckt nach dem Vorbilde Flammarions, die Stellen in unserem Weltbilde anzugeben, in die sich die „okkulten" Phänomene einzufügen haben. Hierin muß also der Leser die im weiteren Verlaufe dieses Werkes wiederholt eingeflochtenen übersinnlichen Selbstbeobachtungen, soweit sie nicht auf innerem Schauen, das natürlich ganz unabhängig von der Welt der Erscheinungen ist, beruhen, einfügen. Wie es aber gelingt, Übersinnliches sinnlich wahrnehmbar zu machen — etwa durch die Empfindlichkeit der photographischen Platte für ultraviolette Strahlen, die auf unser Auge keinen Reiz mehr ausüben, wohl aber noch auf die Augen gewisser Tiere — so wird auch noch sehr vieles von meinen Ausführungen objektiv bewiesen werden, und zwar zum Teil durch mich, da ich auf dem richtigen Wege zu sein glaube.

Kehren wir zu unserer Beweisführung zurück!

Atome sind kleinste Teile der Materie, aber real. Ebenso Elektronen kleinste Elektrizitätsteile, Elektrizitätsatome, und gleichfalls real.

Übertrage ich das auf die Zeit, die Gegenwart, so wäre diese feinste Scheidelinie zwischen Vergangenheit und Zukunft auch nicht völlig ausdehnungslos, sie wäre ein Zeitatom. Denke ich mir ungeheure Mengen dieser Zeitatome, so erhalte ich die Zeit, wie ich durch ungeheure Mengen materieller Atome Gebirge, den Stoff des Weltalls erhalte.

Wir pflegen Entfernungen durch die Zeit auszudrücken, etwa: Von Berlin nach München beträgt die Entfernung 700 Kilometer, d. h. 180 Gehstunden oder 10 Schnellzugsstunden. Für das Licht, das 300 000 Kilometer in der Sekunde zurücklegt, gibt es diese Entfernung, wiewohl sie eine Realität ist, nicht. Denn sie würde ja nur etwa den 430. Teil einer Sekunde betragen, sich also praktisch der Null nähern. Je geschwinder etwas ist, desto mehr nähert sich der Raum für dieses der Null. Wir haben daher die Wahl zwischen der transzendentalen Realität der Zeit oder der des Raumes. Ich entscheide mich für letztere, ohne die Möglichkeit einer solchen für die Zeit leugnen zu wollen. Diese Gedankengänge sind ganz unabhängig von denen Einsteins, seiner Relativitätstheorie und „Raumzeit“ die sich ja nur auf die empirische Welt beziehen.

Nun denke ich mir eine Linie U—W, die in einem Punkte geschieden ist durch die Gegenwart bzw. mein Ich, das ich mir als Zeitatom oder Individualitätsatom vorstellen kann.

Dann ist das Ich gleich Kausalitätsmasse plus Individualität. Anders ausgedrückt: körperlich ist dieses Ich das Erbteil meiner Ahnen plus dem wenigen, was ich aus meinem Körper durch Training usw. machte, d. h. hinzufügte. Materiell füge ich ihm durch Wachstum, das nur durch Nahrungsaufnahme möglich ist, etwas hinzu, bzw. nachdem ich die Körpergröße und Schwere, die mir durch die Vererbung zugeteilt wurde, erreicht habe, steigere ich sie ganz oder teilweise, indem ich einzelne Muskeln besonders ausbilde, mich mäste

oder durch geeignete Maßnahmen meine Körperlänge strecke. Es handelt sich hier aber nur um ganz minimale Vermehrungen, die ich mir selbst (angenommen es bestünde Wahlfreiheit und ich machte davon in diesem Punkte Gebrauch) zu danken habe. Denn jedermann weiß, daß die Anlagen zur Magerkeit oder Fettleibigkeit, wie die zu großem oder kleinem Wuchse erblich sind. Nur mit größter Anstrengung kann man aus einem durch Veranlagung mageren Körper einen korpulenteren machen. Man kann keineswegs willkürlich aus einem spindeldürren Menschen eine Tonne herstellen. Wohl aber kann man durch konsequente Unterernährung das Wachstum einschränken.

Geistig ist das Ich auch gleich Vererbungsmasse plus Erziehung durch mich und durch andere. Auf alle Fälle ist es etwas mehr oder doch etwas anderes, als das Ich meiner Vorfahren bzw. (es kann auch etwas weniger sein) es unterscheidet sich um ein weniges von dem ererbten Geist. Dieses Plus ist durch die Wahlfreiheit bestimmt und da diese nur klein ist, so kann sich auch das Plus, das ich mir selbst verdanke und durch das ich die Kausalitäts- oder Vererbungsmasse bei meinen Nachkommen vermehre oder verändere, nur in den allerbescheidensten Grenzen halten.

Jedenfalls gebe ich meinen Nachkommen etwas mehr, oder doch etwas in einigen Merkmalen variiertes, als ich erhielt. Dieses Etwas fällt aber unter Berücksichtigung alles dessen, was ich von den Vorfahren ererbte, fast gar nicht in die Wagschale. Es ist etwa so, als würde das Wasser aus einem See durch einen Kanal fortgeleitet. In diesen Kanal fällt ein Regentropfen. Dieser, die Wassermasse des Sees (d. h. die Vererbungs- und Kausalitätsmasse) vermehrende Wassertropfen, dieser geradezu unmerkliche Zuwachs bin ich.

Das hier von meinem Ich Gesagte trifft natürlich in gleicher Weise auch auf alle meine Zeitgenossen, das Vaterland, die jetzt lebende Menschheit zu. Stets schei-

det eine feine Linie die Kausalitätsmasse (etwa Deutschlands) im Augenblick der Niederschrift dieser Zeilen von der Zukunft, jeder Augenblick vermehrt sie um etwas, aber diese Vermehrung ist außerordentlich minimal, die Veränderung ganz unwesentlich, im Vergleich mit dem Überkommenen. Auch auf das Weltganze läßt sich das Gesagte analog anwenden.

Halten wir diese Ausführungen für richtig — und diese Möglichkeit wird ja wohl niemand bestreiten können — dann erhalten wir die Linie U — — -- ich (Gegenwart) — — — — W, die ich umdrehen oder als Kreis schließen kann. Dann ist das Ich, also ein Atom, der Punkt im Kreise, der Ursache und Wirkung, Grund und Zweck scheidet. Nun fügte ich zur Ursache den Grund, also auch zur Wirkung den Zweck, was ich unbedenklich kann, da wir ja das Vorhandensein eines geistigen Prinzips in der Natur annehmen müssen. Jetzt habe ich den Kreis, der Kausalität (Ursache und Grund) und Teleologie (Wirkung und Zweck) verbindet, geschlossen.

Ich kann ihn vorwärts oder rückwärts, d. h. im Sinne des Uhrzeigers oder im entgegengesetzten Sinne umfahren. Ich weiß nicht mehr, was Ursache, was Wirkung, was vorher, was nachher war — denn daß zur Ursache die Vergangenheit, zur Wirkung die Zukunft, also stets die Zeit treten muß, ist klar — ich habe das Problem der Ewigkeit, in deren Mitte ich mich selbst, dieses Ich als Individualitäts- und Zeitatom, befinde, mathematisch gelöst.

Wenn aber meine Ausführungen richtig sind, dann erhalten wir folgendes Resultat: Das Schicksal ist Ursache und Grund als treibende, als die hinten schiebende Lokomotive. Dann kommt meine Individualität bzw. das in ihr, was ich zum Vorhandenen hinzufügte. Ursache plus Grund plus Ich aber führen zu Wirkung plus Zweck.

Die Gegenwart ist nichts anderes als eine Linie, also ohne Breitenausdehnung, die die Vergangenheit von

der Zukunft scheidet. Ein Zeitatom. Jeder mag entscheiden, ob die Zeit empirisch oder transzendental, absolut, wirklich ist. Ob nur ein Nacheinander, eine Einteilungsweise unseres Geistes. Ich persönlich vermute, daß die transzendentale Zeit unwirklich ist, also Illusion, der Raum aber wirklich, da jedes Atom Ausdehnung besitzt. Allerdings weiß ich ja auch nicht, was Ausdehnung ist, wie ja alles Wissen von der Metaphysik, dem Glauben, ausgeht und in ihr ruht.

Ich bin nur Mensch und weiß nicht, ob die letzten hier berührten Dinge unserm Geiste zugänglich sind, wiewohl ich es vermute. Jeder Leser möge also vom Gesagten halten, was er will. Daran aber, daß es ein Schicksal gibt, wird niemand, sofern er denkt, zweifeln können, so wenig wie daran, daß es einen Willen gibt. Es fragt sich nur, wie groß unsere Wahlfreiheit ist bzw. ob das Schicksal sich abschwächen, mildern läßt.

Bevor wir auf dieses schwierige Gebiet näher eingehen, seien dem „Zufall" einige Worte gewidmet. Denn immer, wenn wir am Ende unserer Weisheit angelangt sind, wird der Zufall zur Erklärung oder gar als Ursache eines Vorganges zitiert. Ja, genau betrachtet, ist er es, der der ganzen Entwicklungslehre zugrunde liegt.

Was unter Zufall zu verstehen ist, setzte ich in meinen „Prophezeiungen" ausführlich auseinander. Es fällt mir gar nicht ein, die Möglichkeit, ja die Wirklichkeit des Zufalls zu leugnen. Zufall nennen wir im wesentlichen ein Ereignis, dessen Gründe und Ursachen wir *nicht kennen*. Denn daß *alles* Ursachen haben *muß*, wird ja kein Denkender bezweifeln. Der Kausalzusammenhang kann nur unbekannt sein oder das Eintreten eines Ereignisses ist unbeabsichtigt bzw. es liegt nicht in der Macht des Wollenden oder der Kenntnis des Auffassenden.

Einen objektiven oder absoluten Zufall *kann* es also nicht geben, wenn wir darunter das kausalitätslose Eintreten eines Ereignisses verstehen. Wohl aber kann

es ihn in dem Sinne geben, daß etwas grundlos, also subjektiv kausalitätslos, d. h. unbeabsichtigt eintritt, ferner in dem Sinne, daß zwei oder mehrere Tatsachenreihen, von denen jede kausal begründet, vielleicht auch beabsichtigt ist, sich schneiden. Oder in dem Sinne, daß gerade ich das große Los gewänne. Das wäre der relative Zufall, auf dem die Wahrscheinlichkeitsrechnung beruht.

Nehmen wir ein Beispiel: Daß meine Anlagen kausal begründet sind, daß es ein Schicksal gibt, ist zweifellos. Die Lehrer wurden von den Eltern bestimmt, diese bringen mir Wissen bei usw. Nun fällt mir ein Buch in die Hand, ich mache die Bekanntschaft eines Menschen, der auf mein Denken von größtem Einfluß ist. Ganz ummodeln kann er es nicht, wohl aber kann er die guten oder schlechten Anlagen einigermaßen beeinflussen, aus einem starken Charakter einen stärkeren, aus einem schwachen einen schwächeren machen.

Objektiv ist es gar kein Zufall, daß mir das Buch in die Hand fiel: Ich sehe mir auf der Staatsbibliothek regelmäßig den Eingang an Neuerscheinungen an, oder ich besuche Gesellschaften, in denen ich gewohnt bin interessante Menschen zu treffen. Subjektiv aber ist es Zufall, denn wenn ich auch die Absicht habe solche Personen kennen zu lernen, so doch gewiß nicht die den Herrn A., von dessen Existenz ich gar nichts weiß. Und der Einfluß seiner Persönlichkeit auf mich liegt noch mehr außerhalb meines Willens. Vielleicht zieht er mich sogar ganz gegen meinen Willen in seinen Bann, weil er die stärkere Persönlichkeit ist.

Dieses Beispiel, ins xfache wiederholt, formt unsere Persönlichkeit mehr und mehr, denn alle größeren Eindrücke lassen Spuren zurück, sei es im Ober-, sei es im Unterbewußtsein.

Ein Zufall, objektiv und subjektiv, relativ und absolut, könnte nur dann nicht existieren, wenn die Willensfreiheit Illusion, d. h. keinerlei Wahlfreiheit exi-

stieren würde, wenn jeder von uns bis ins kleinste hinein im Augenblick der Geburt seinen Lebensweg vorgezeichnet hätte, wenn also die Prädestination für jeden einzelnen, für jede Handlung, für alles, alles im Weltgeschehen vollkommen wäre. Das ist Sache des Glaubens und ich bin ungläubig. Möglich, daß ein persönlicher Gott alles vorherbestimmt hat, denn ein Vorherwissen würde durchaus nicht genügen, daß kein Spatz vom Dache fällt ohne sein Wissen und Wollen. Ich glaube es nicht, da ich ja auch an keinen persönlichen Gott glauben kann.

Driesch versteht unter Zufall „Mangel an Ganzheitsbezogenheit", Ordnungsverzicht. Man dürfe von Zufall und Wahrscheinlichkeit nur reden, wenn man glaubt, daß es für das Wesen der Welt — und, so fügen wir hinzu, auch für das Schicksal des Einzelmenschen — nichts ausmache, ob ein Ereignis jetzt hier an diesem Gegenstande A oder dort am gleichen Gegenstande B sich verwirklicht. Ob Driesch an diesem oder jenem Seeigelei experimentierte. Denn wenn ich annehmen würde, daß einem bestimmten Forscher durch das Schicksal oder die Weltordnung nur vorbestimmte Objekte in die Hände fallen, daß er mit andern Exemplaren von Seeigeleiern andere Resultate erzielt haben würde, so liefe das auf die Negation aller Wissenschaft hinaus. Wir sind mit Driesch derselben Ansicht: Ob ich dieses Brot esse, oder jenes, ist gleichgültig, „zufällig" greife ich danach. Ist es aber vergiftet, also für mich von wesentlicher Bedeutung, dann ist das Wort „Zufall" nicht anwendbar, dann handelt es sich um Schicksal.

Da wir an der beschränkten Wahlfreiheit festhalten, gibt es auch den Zufall, aber sein Bereich ist ebenso klein, wie der unserer Wahlfreiheit. Oder könnte ich, selbst wenn ich es wollte, aus reiner Laune einen Raubmord begehen? Aus purer Bosheit ein Haus anzünden? Eine Existenz vernichten? Nein, das könnte ich nicht, weil mein Charakter es mir verbieten würde. Während

ich aus höheren sittlichen Erwägungen, in der äußersten Not vielleicht dazu imstande wäre, jedenfalls aber mich in einen Raubmörder einzufühlen vermag.

Darum lehnen wir die „Freiheit“ Bergsons als ganz undiskutierbar ab, lehrt er doch eine Freiheit, die durch nichts, auch nicht durch das eigene Wesen eingeschränkt ist.

Schwieriger ist der Fall gelagert, wenn etwa jemand von einem Ziegelstein erschlagen wird. Daß er an dem betreffenden Hause vorbeikam, war beabsichtigt, da es auf seinem Wege lag, den er täglich zur selben Zeit ins Bureau macht. Das Herabfallen des Ziegelsteins vom schadhaften Dache war auch kein Zufall, sondern durch einen Windstoß verursacht. Nur der Schnittpunkt beider Tatsachenreihen, daß in demselben Bruchteile der Sekunde, in dem der Stein fiel, der Passant vorbeiging, scheint zufällig zu sein, aber nur relativ, da es sich in eine Wahrscheinlichkeitsrechnung fassen ließe.

Je mehr Tatsachenreihen wir uns sich schneidend denken, desto komplizierter wird das Problem und desto mehr entzieht es sich jeder Berechnung. Andererseits heben sich widersprechende Faktoren bei Massenerscheinungen, mit denen wir es ja in der Geschichte zu tun haben, auch wieder auf. Denn es ist zweifellos ungeheuer schwierig, wenn nicht überhaupt unmöglich, die Molekularbewegung eines einzelnen Körperchens zu berechnen, während wir das recht gut für große Massen können. So ist es nicht schwer die Passatwinde zu berechnen, praktisch unmöglich aber den Weg der einzelnen Staubteilchen und Luftmoleküle, die diese Winde bilden.

Wir beide, Stromer und ich, stehen auf dem Standpunkte des unentrinnbaren Fatums und ihn wird sehr bald alles teilen, was denken gelernt hat. Man wird sich schon in wenigen Jahren wundern, daß es je eine Zeit gab, die anders denken konnte. Während aber die Unentrinnbarkeit nach meiner Auffassung sich auf

die wesentlichen Momente, auf die Entwicklungsphasen erstreckt, dehnt sie sich bei Stromer auch auf die kleinsten Nebenumstände aus. Während er annimmt, daß die Wissenschaft nur noch nicht weit genug fortgeschritten ist, um auch diese Details schon berechnen zu können, sage ich, daß eine Berechnung niemals möglich sein wird, weil das Schicksal zwar in den entscheidenden Momenten unentrinnbar ist, in den Nebenumständen aber gemildert oder auch verschärft werden kann. Hier greift die beschränkte Wahlfreiheit ein.

Nehmen wir ein Beispiel: Wenn ich zu einem bestimmten Platz in der Stadt gehen will, so habe ich die Wahl zwischen zwei Wegen, ich habe die Wahl zwischen Auto, Wagen, Trambahn oder meinen Füßen. Ist die erste Wahl mir völlig freigestellt — wiewohl auch das oft weniger der Fall ist, als man glaubt, denn der eine von beiden Wegen wird wohl kürzer sein und ich werde deshalb voraussichtlich, weil ich zu bestimmter Zeit dort sein muß, auch diesen wählen — so ist die Wahl des Fortbewegungsmittels noch geringer. Habe ich genug Geld zum Auto? Bin ich nicht zum Gehen zu müde? Ist es schon zu spät? Ist die Trambahn nicht überfüllt? Finde ich auch einen Wagen? Wir sehen, daß auch in Dingen, die wir scheinbar ad libitum entscheiden, die Wahlfreiheit sehr eingeschränkt ist.

Wie aber nun gar in größeren Fragen? Ob ich Kinder will, wie viele, welchen Geschlechts? Wie viele von jedem Geschlecht? Kann ich aus finanziellen Gründen oder mit Rücksicht auf die Gesundheit meiner Frau so viele Kinder bekommen, als ich haben möchte?

Überall türmen sich selbst der beschränkten Wahlfreiheit Hindernisse entgegen. Und manche sind unüberwindbar. Bisweilen aber, das sei nochmals betont, kann man doch wählen, frei wählen, wenigstens einige Male im Leben. Und *hierauf kommt es an. Ganz allein hierauf.* Wenn ich also einen Menschen

aus einer Verbrecherfamilie, der unter den traurigsten Verhältnissen aufwuchs, wegen einer brutalen, gemeinen Tat hart bestrafe, so handle ich auf alle Fälle gerecht. Niemand ist gezwungen unnötig Werte zu zerstören — etwa ein Einbrecher Wertpapiere, die er nicht verwenden kann, zu verbrennen, Bilder und Stoffe zu zerschneiden — selbst wenn die Not ihn zum Einbruchsdiebstahl zwang. Würde aber seine Veranlagung ihn zu solchen Roheiten zwingen, dann müssen solche Individuen unschädlich gemacht werden, wie ich auch die Kreuzotter töte, weil sie mein Leben bedroht.

Wir können die Frage der Willensfreiheit, über die ja schon Augustinus und Pelagius ihr Urteil fällten, durch Selbstbeobachtung niemals lösen. Denn wenn wir auch das Bewußtsein haben, daß wir in jedem Falle hätten anders handeln können, falls wir anders gewollt hätten, so wissen wir doch durchaus nicht, ob wir anders hätten wollen können. Wir verwechseln eben die psychologische Freiheit, d. h. die Abhängigkeit unserer Handlungen ganz ausschließlich von unserem Willen, mit der metaphysischen Freiheit.

Nur der empirische Weg ist gangbar. Die Tatsache des zeitlichen Fernsehens ist in meinem Buche „Prophezeiungen, alter Aberglaube oder neue Wahrheit“ (Verlag Albert Langen, München) so unwiderleglich bewiesen, daß sogar die staatlich abgestempelte Gelehrtenwelt ihr nicht mehr unbedingt ablehnend gegenübersteht. Ja, man geht zur Vermeidung der spiritistischen Hypothese bereits in manchen Fällen so weit, dem „Unterbewußtsein“ Allwissenheit beizulegen. Man lese nur Österreichs Werkchen „Der Okkultismus im modernen Weltbild“ (Dresden 1921). Trotzdem ist das zeitliche Fernsehen wohl kaum ein unbedingt zwingender Beweis für den Determinismus. Denn wenn sich auch das echt Hellgesehene in allen Einzelheiten erfüllt, so wäre doch möglich, daß wenigstens die Einleitung eines Handlungskomplexes auf Freiheit beruht: Wer einen Sprung ins

Meer macht, muß unbedingt darin untertauchen, aber er kann vorher die Freiheit gehabt haben ihn auszuführen oder zu unterlassen.

Wohl aber liefert die Astrologie den zwingenden Beweis dafür, daß nicht nur der Charakter, sondern auch alle wesentlichen Ereignisse unentrinnbar festgelegt sind. Wer seinen unbegründeten Hochmut überwindend sich mit dieser ältesten aller Wissenschaften ernstlich beschäftigt, wird sich davon überzeugen müssen. Als beste Werke in deutscher Sprache seien die von Libra, Brandler-Pracht und Elsbeth Ebertin empfohlen. Nicht nur das äußere Schicksal, auch das Gefühlsleben ist astrologisch berechenbar! Allerdings können wir unter Umständen den Tod oder das gewaltsame Ende um Jahre hinausschieben, aber nur die Wissenden! Ein Beweis für die Wahlfreiheit. Die Berechenbarkeit der Geschichte und damit der Determinismus in der organischen Welt werden wir in diesem Werke beweisen. Es hieße absoluten Determinismus lehren oder die Kausalität, Ursache und Wirkung leugnen, wenn wir nicht die Möglichkeit zugeben würden, daß sich das Schicksal, wenn auch nur um weniges, ändern ließe. Denn wenn das Ich auch nur ein Atom ist, wenn die Wahlfreiheit auch noch so beschränkt sein mag, so übt doch auch dieses Atom irgendeine Wirkung aus.

Gebrauchen wir ein Beispiel: Ein Trambahnwagen rast eine gerade Straße hinunter. Ein Weichensteller steht an einer Straßengabelung und legt im richtigen Augenblick die Weiche so um, daß der Wagen, entgegen seiner Bestimmung, in die Seitenstraße fährt. Der Mann tat es, weil er ein Hindernis in der ursprünglichen Fahrtrichtung bemerkte. So verhinderte er das Zerschellen des Wagens durch sein schnelles und zweckentsprechendes Eingreifen.

Für die Einrichtung der Trambahn in der Stadt, die Elektrizität, Kapital, die Straße, gewisse Rechtsverhältnisse usw. zur Voraussetzung hat, kann der Weichensteller nichts, auch nichts dafür, daß er zu der

bestimmten Zeit an der Gabelung stand. Sein Dienst erfordert das, um die Wagen der für die Seitenstraße bestimmten Linie durch Weichenstellung dorthin zu leiten. Aber er kann etwas dafür, daß er die dem andern Wagen drohende Gefahr richtig erkannte und sie abwendete. Diese beschränkte Wahlfreiheit auf eigene Verantwortung und Gefahr hin, war aber die entscheidende Handlung. In großen geschichtlichen Verhältnissen wäre er ein großer Mann geworden, genau so wie Columbus es wurde, allein durch das starre Festhalten an der Fahrt nach Westen.

Stromer würde sagen: auch daß der Mann das tat, war vom Schicksal bestimmt. Daß es kein Zufall war, weil ja alles kausal begründet ist, gebe ich gerne zu, bestreite aber die N o t w e n d i g k e i t der Vorausbestimmung, ohne in diesem Einzelfalle die Möglichkeit zu leugnen. Ob er den Entschluß „frei" oder metaphysisch gezwungen faßte, können wir allerdings, wie aus dem Gesagten hervorgeht, nicht beweisen, sondern nur wahrscheinlich machen. Allerdings würden wir aus den Heroskopen der Wageninsassen die Gefahr feststellen können.

Daß es ein zeitliches Fernsehen gibt, bewies ich und erhob damit den Glauben der Jahrtausende zum Wissen. Aber gerade weil ich mich viel mit dieser Materie beschäftigte und weiß, daß die richtig vorhergesehenen Ereignisse Legion sind — was für Strohköpfe uns kritisieren, mag daraus erhellen, daß einige meinten, mein Buch sei nicht „vollständig"!!! — andrerseits aber auch, daß viele richtig vorhergesehenen Ereignisse in Nebenumständen anders ausfielen, als der Seher sie geschaut hatte, kenne ich auch einigermaßen die Grenzen des zeitlichen Fernsehens.

Es ist hier nicht der Ort, auf die Ursachen falscher Gesichte näher einzugehen. Ich habe dem in den „Prophezeiungen" Gesagten nur wenig hinzuzufügen. Aber ein Moment ist sehr wichtig: ein richtiges zeitliches

Gesicht, das sofort von der Seherin oder deren Umgebung schriftlich fixiert wird und das in neun Zehntel, ja in 99 Prozent der Details genau so eintritt, wie es vorhergesehen war, weicht doch im neunten Zehntel, im 100. Prozent bisweilen ab.

So stimmt im Gesicht der Frau de Ferriëm über Brüx-Dux alles mit den Tatsachen überein: der Ort, das Unglück usw. Nur in einem einzigen Punkte ist ein Fehler: die Katastrophe fand nicht um Weihnachten, sondern schon im Herbst statt, war also einige Monate früher eingetreten, als die Seherin angegeben hatte.

Würden wir das mit der Zeitlosigkeit der Gesichte erklären — und das wäre durchaus zulässig — so hätte Frau de Ferriëm das richtig Gesehene nur falsch interpretiert. Aber so ist es nicht: sie gibt im Gesicht große Kälte an, also keinen zeitlichen Umstand. Das läßt nur den Schluß zu, daß aus irgendwelchen uns nicht bekannten Ursachen das Schicksal sich um einige Monate früher für die Grube erfüllte. Hätte die Verwaltung die ihr drohende Gefahr erkannt, dann hätte sie sie zweifellos, wo nicht ganz verhüten, so doch sicherlich abmildern können. Da sie sie nicht kannte, lief sie blind in ihr Verderben.

Andererseits hat man längst darauf hingewiesen, daß eine Prophezeiung bzw. Warnung sich gerade deshalb erfüllt, weil man dem Schicksal entgehen will. Es wird etwa jemand vor den ihn an einem Tage drohenden äußeren Gefahren gewarnt. Um ihnen ganz sicher zu entrinnen, bleibt er im Bett liegen. Aber gerade deshalb verunglückt er, weil die Decke herabstürzt und ihn erschlägt. Wäre er, wie es seine Gewohnheit war, zu dieser Tageszeit im Geschäft oder beim Frühschoppen gewesen, dann wäre ihm nichts passiert.

Solche Fälle sind aber sehr selten und würden für die Unentrinnbarkeit des Schicksals sprechen, also nichts Neues sagen. Hier gelang es eben nicht es abzumildern. Sagte mir eine Hellseherin oder Astrologin, ich solle an

einem bestimmten Tage nicht auf die Jagd gehen — und zwar eine Hellseherin, deren Fähigkeiten ich in vielen Fällen geprüft hätte — dann bliebe ich zu Hause. Nicht weil ich Gefahr liefe erschossen zu werden, sondern weil ich vielleicht verwundet würde, mir den Fuß überträte, oder sonstige vermeidbare Unannehmlichkeiten hätte. Denn ich gewann die Überzeugung, daß wir zwar nicht die Schwerthiebe des Schicksals, wohl aber die Nadelstiche vermeiden können; das ist aber ein großer Gewinn. Ich richte meine Lehre genau so nach der Astrologie ein, wie sich der Seemann nach dem Barometer richtet: der Sturm, die Krankheit sind nicht abzuwenden, aber ich kann unter Umständen im Hafen sein Ende abwarten, kann verhüten, daß eine Krankheit mich gerade auf der Reise befällt.

Wenn Nostradamus sogar die Namen der nach Jahrhunderten handelnden historischen Personen richtig angeben konnte, wenigstens in einzelnen Fällen — wie ich durch die Wahrscheinlichkeitsrechnung bewies, schließt schon ein einziger den Zufall aus — dann ist ein solches Ereignis eben ungemildert eingetreten. Hätten die Staaten oder die handelnden Personen das Schicksal rechtzeitig vorher gekannt, so hätten sie es mildern können.

Wäre das Schicksal immer nicht nur unentrinnbar, sondern auch nicht zu mildern, dann könnte nur jeder wünschen, daß er seine Zukunft nicht kennt. Darum m u ß die Kirche die Wahrsagerei verbieten, da sie auf dem Standpunkte des unentrinnbaren objektiven Fatums und daher der unbeschränkten Willensfreiheit steht, nur daß sie das Fatum nicht unpersönlich, sondern als göttliche Prädestination, Vorsehung oder Weltordnung auffaßt. Da ich aber anderer Ansicht bin, auch von Stromer abweiche, so finde ich die Kenntnis der Zukunft sehr nützlich. Denn wenn wir sie kennen, sind wir eher imstande unsere minimale Wahlfreiheit zur Abschwächung oder Steigerung zu gebrauchen, uns klüger und willensstärker zu machen, soweit das irgend in unseren

Kräften liegt. Und in einzelnen Punkten könnte es jeder bei gutem Willen und rastloser Arbeit an sich selbst. Aber selbst wenn wir unser Leben so abspielen müßten, wie ein Stück auf der Grammophonplatte, selbst dann hätte die starke Seele, aber nur diese, einen Gewinn. Während alle andern blind durchs Leben pilgern, leben sie es bewußt! Sie lernen es, Unvermeidbares mit Fassung und Würde hinzunehmen und finden einen Trost in der festen Überzeugung, daß auch sie „in Gottes Hand“ stehen. Doch davon später mehr.

Nach meiner Überzeugung ist unser Leben in allem wesentlichen durch die Kausalität vorherbestimmt; ebenso das der Nationen. Es gibt weder eine absolute Willensfreiheit noch ein unentrinnbares Fatum. Wohl aber gibt es eine ganz, ganz minimale Wahlfreiheit und ein in ganz wenigen Punkten durch Klugheit und Willensstärke zu milderndes, durch Dummheit und Willensschwäche oder eines von beiden aber zu verschärfendes Schicksal, für die Personen, wie für die Staaten und Völker.

Die große Mehrzahl der Menschen kann ihr Schicksal überhaupt nicht nennenswert beeinflussen, teils aus Indolenz, teils aus Mangel an Intelligenz und Willenskraft. Vor allem aber, weil sie ihre Zukunft nicht kennt. Für sie ist daher die Illusion der absoluten Willensfreiheit und der Glaube an den „unerforschlichen Ratschluß Gottes“, oder wie die Kirche es nennen will, sehr praktisch. Ebenso tun sie gut daran sich weder um Hellseherei, noch überhaupt um die Zukunft zu kümmern.

Die Mehrheit hängt so sehr am Leben, daß sie eine Gänsehaut bekommt beim Gedanken, es könne je einmal ein Ende haben. Diese armseligen Menschen wären gebrochen, wenn sie erführen, daß sie jung sterben müßten. Da ist es viel besser, sie leben in den Tag hinein. Andere wieder ersehnen den Tod und wären unglücklich, wenn man ihnen 90 Jahre vorhersagen würde. Sie bedenken nicht, daß sie es ja in ihrer Hand

haben, ihr Leben abzukürzen; aber dazu fehlt ihnen im letzten Moment doch der Mut.

Ich lebe sehr gern, denn es besteht nicht der geringste Grund den bestehenden Zustand zu ändern. Das widerspräche dem physikalischen Gesetz der Beharrung. Ich würde aber durchaus nicht gebrochen sein durch den Gedanken, daß ich morgen sterben müßte, am wenigsten um meinetwillen. Der Gedanke an meine Kinder, für die ich noch besser sorgen könnte, an das Vaterland und an die Menschheit könnten mich am Leben erhalten, selbst wenn ich ihm gar keinen Wert mehr beimessen würde. Denn ich hoffe allen noch sehr viel Gutes tun zu können und auch selbst daraus Nutzen zu ziehen.

Ich hielt die maßlose Schätzung des Einzellebens, wie sie vor dem Kriege bestand, für eine Krankheitserscheinung unserer Zeit. Das Leben hat Wert, wenn es gut ist, ist wertlos, wenn es schlecht ist. Gut ist es aber nur, wenn es mir und anderen Freude macht, wenn ich mir und anderen nützen kann, selbst genießen und anderen Genuß verschaffe. Darum hat doch jeder Greis im Rollstuhl ein gutes Recht zu leben, vorausgesetzt, daß er früher etwas geleistet hat. Sonst ist er eine Drohne. Aber jede Mutter, jeder Familienvater hat eine Pflicht zum Leben, jeder waffenfähige Mann, überhaupt jeder, der noch etwas nützen kann. Ich würde jedermanns Leben nach Kräften verlängern, denn vielleicht schätzt er es höher, als ich das meine, und tatsächlich ist ja Leben eine notwendige Voraussetzung zum Handeln. Aber ich würde niemand dauernd mit Gewalt abhalten sich zu entleiben. Das muß jeder mit sich selbst abmachen. Wohl aber würde ich jemand gern veranlassen, auch nur wenige Tage oder Wochen seinen Entschluß hinauszuziehen, denn ich bin überzeugt, daß er ihn dann in der Regel fallen läßt.

Auf die Geschichte übertragen, würde meine Ansicht vom Schicksal, die ich auch bewiesen zu haben glaube, etwa folgendermaßen zu formulieren sein:

Kriege, Revolutionen, kurz, Erschütterungen sind im Leben der Völker, genau wie in dem der Einzelpersonen, notwendig, und müssen desto heftiger sein, je höher das Energiequantum und damit die Blüte eines Volkes steigen soll. Wie der Klassiker, der Phlegmatiker weit weniger und weit milderer Erschütterungen bedarf, als der Choleriker und Romantiker, dafür aber auch langsamer reift und in der Regel minder schöpferisch ist, als letzterer, so haben auch Nationen vom klassischen Typus nur geringere Erschütterungen nötig. Beim Romantiker schlägt der Pendel viel weiter aus, als beim Klassiker. Aber Leben ist Bewegung, und Heraklit hat recht: der Kampf ist der Vater aller Dinge. (Lamarck! Darwins Überleben des Geeigneten!)

Das unentrinnbare Schicksal bestimmt einen Krieg, ja, es mag sogar bestimmen, wer von beiden Parteien Sieger sein wird; es bestimmt auch den ungefähren Zeitpunkt des Krieges, genau wie es im Individualleben die Pubertätsstürme, die Zuckerkrankheit oder den Tod bestimmt, alles unentrinnbar und bei allem auch den Zeitpunkt mit größerer oder geringerer Variationsmöglichkeit. Aber es bestimmt durchaus nicht die Höhe der Verluste, die genaue Dauer, die Höhe der Kriegsentschädigung bzw. die genaue Größe der Landesabtretungen usw. Hier tritt die Wahlfreiheit der Nationen in Kraft, entsprechend im Individualleben der Wahl des Arztes usw.

Stromer sagt: Jedes geschichtliche Ereignis ist singulär, d. h. etwas ganz Einzigartiges, es kommt als Ganzes, das vorher niemals da war und nie in gleicher Art wiederkehren wird, nur einmal vor, genau wie kein Tier, keine Pflanze als Exemplar mit einem anderen identisch ist.

Kein historisches Ereignis ist dagegen individuell, d. h. keines bildet eine unteilbare Einheit, jedes läßt sich in eine Unzahl von Elemente auflösen.

Wären die geschichtlichen Ereignisse nicht nur singulär, d. h. würden sie im strengsten Sinne nicht nur unteilbar sein, sondern auch individuell, so wäre die Aufstellung von Gesetzen unmöglich.

Zur Berechnung muß ein historisches Ereignis in seine Bestandteile zerlegt werden, d. h. in ganz einfache Elemente. Diese sind längst bekannt und berechenbar. Neu ist nur die Kombination dieser Elemente, sowie die Umstände (Ort, Zeit, Umgebung, Zusammenhang mit anderen Ereignissen), unter denen sie auftreten. Der eine Faktor, die Elemente des geschichtlichen Ereignisses, ist also nichts Unbekanntes. Es handelt sich nur um Prüfung, ob nicht bei den anderen Faktoren (Kombination und Umstände) wenigstens etwas bereits Bekanntes vorliegt, um von diesem aus zu noch Unbekanntem fortzuschreiten, aus ersterem Schlüsse auf letzteres zu ziehen.

Stromer kommt zum Resultate, daß sich ein historisches Ereignis als Ganzes nicht vorher berechnen lasse, wohl aber seine wesentlichen Bestandteile, das geschichtlich Bedeutungsvolle. So war es ihm z. B. nicht möglich ein so kompliziertes Ereignis wie den Weltkrieg zu berechnen, so oft ich ihn auch vorher danach fragte, während er für mich, wie die Erstauflage beweist, eine Selbstverständlichkeit war. Dafür kann er bisweilen Details mit Bestimmtheit vorhersagen, die mir gänzlich verborgen sind, z. B. die Revolution in Böhmen, die er schon seit einem Jahrzehnt richtig für das Jahr 1918 angab, oder den Freiheitskampf Irlands.

In dieser Begriffsspaltung und Unterscheidung von singulär und individuell sieht Stromer die Wurzel seines Systems. Und daß diese Gedankenoperation sehr bedeutungsvoll ist, selbst wenn er in diesem oder jenem Punkte in praxi und in der Auffassung vom Schicksal irren sollte, ist klar.

Ich war auf ganz anderem Wege auf den gleichen Gedanken gekommen, den ich aber anders ausgedrückt hätte, doch nehme ich um so lieber die Terminologie

Stromers an, als unsere Systeme sich ja in wunderbarer Weise ergänzen und unsere Gedanken bald Gemeingut der wissenschaftlichen Welt sein werden. Da liegt eine einheitliche Terminologie im Interesse der Wissenschaft.

Die Richtigkeit des Stromerschen Gedankens bedarf keines Beweises: Tod des Feldherrn in der Schlacht, Ermordung einer politischen Persönlichkeit, Auftreten eines Diktators in revolutionären Zeiten usw., sind solche bekannte Elemente, die erst durch richtige Kombination und die Umstände in der Zukunftsberechnung verwertbar sind. Darauf beruht ja seit je der Vergleich historischer Persönlichkeiten und Erscheinungen. Machiavelli hat schon sehr wertvolle Erfahrungsregeln politischer Art aus solchen Vergleichen abgeleitet.

Meine Differenz von Stromers Ansicht läßt sich auch so präzisieren: Abweichungen von seiner Berechnung wird er immer der Unvollkommenheit des menschlichen Wissens zuschreiben, ich aber objektiven Veränderungen, einer Beeinflussung des Schicksals. Er wird sich auch immer decken können, weil seine Einteilung in singulär und individuell das erlaubt. So hat Stromer, wie ich ja in der ersten Auflage schon druckte, für Deutschland die gleichen Ereignisse berechnet, die sich seit 1641 in England, seit 1789 in Frankreich abspielten. Ich war ja ganz unabhängig von ihm gleichfalls zum Resultate einer Revolution und dazu großer Kriege gekommen, aber ich war der festen Überzeugung, daß erstere sich ganz bedeutend hätte mildern lassen, und hier die richtigen Fingerzeige zu geben, hielt ich für eine meiner wichtigsten Lebensaufgaben.

Wird nun irgendein Ereignis nicht ganz so eintreffen, wie Stromer es nach Analogie der beiden vorgenannten, wozu aber in seinem genialen System noch manche andere Ergänzungen und Korrektionsmöglichkeiten hinzutreten, berechnete, dann wird er immer sich selbst die Schuld zuschreiben bzw. Fehlern in seiner Rechnung. Ich aber war mit ihm der gleichen Meinung, daß Deutsch-

land analoge Erschütterungen bevorständen, werde aber, wenn sie gemildert werden, mir bzw. denen das Verdienst zuerkennen, die meinen Ratschlägen folgen. Ich war damals mit Recht der Überzeugung, daß ich als einziger Deutscher den erforderlichen Weitblick besaß. Wäre das rechtzeitig, als dieses Werk erschien, geschehen, dann stünden wir heute anders da. Aber verblendete Bierbankpolitiker — sie reichen höher hinauf, als die misera contribuens plebs ahnt — hielten mich damals für verrückt auf Grund meiner weitblickenden Prognosen. Heute ist leider die Verrohung durch den Krieg, die Fanatisierung der Massen und die Not so weit gediehen, daß ich selbst für den Fall, daß man mir Glauben schenken sollte, wofür sich ja manche Anzeichen zeigen, nicht allzugroße Hoffnungen hegen kann. Leider will eben nicht nur jedes Kind sich selbst die Finger verbrannt haben, bevor es an das Feuer glaubt, sondern auch Völker und sogar Staatsmänner sind gegen die Lehren der Geschichte taub.

Ostwald würde darauf hinweisen, daß die Geschichte mit größerem Nutzungskoeffizienten bzw. geringerer Wertzerstörung zu arbeiten gelernt habe. Leider hat nicht nur er, sondern habe auch ich eine ungeheure Enttäuschung erlebt. Denn wir glaubten beide, die Kriege unter Kulturvölkern würden humaner, d. h. mit größerer Energieersparnis geführt werden, die Verwundeten geschont, offene Städte nicht eingeäschert, das Privateigentum respektiert werden usw. Recht behielt ich aber mit meiner Behauptung, sie würden zwar in der Form humaner, im ganzen aber noch energischer geführt werden, wie je zuvor, denn nur das, d. h. die nachhaltige Niederschmetterung des Gegners garantiert einen Frieden von Dauer. Sie sind so moralisch, wie irgend etwas in der Natur, im Kampfe ums Dasein. Deshalb können nur Heuchler oder Dummköpfe die Frage nach der Kriegsschuld aufwerfen. Allerdings führen sie individuellbiologisch zu negativer Auslese, indem nur junge und

tüchtige Individuen fallen, im höheren Sinne aber dienen auch sie dem Guten, denn nur das tüchtigere Volk — etwa das ganze Deutschtum als Individualität betrachtet — wird das schwächere niederringen.

Der Zufall brachte uns kurz vor dem Ersterscheinen dieses Werkes auf das nächste Schicksal Deutschlands zu sprechen und, wiewohl auf ganz verschiedenen Wegen marschierend, von anderen Voraussetzungen ausgehend, wiewohl er mechanisch die Daten berechnet und erst nachträglich die Ursachen mehr oder minder intuitiv und unvollkommen ermitteln muß, ich aber die Ursachen ermittele und nur intuitiv und annähernd die Daten angeben kann, stellte sich zu unserer großen Überraschung heraus, daß wir beide dasselbe, nämlich eine gewaltige Revolution ermittelt hatten, und zwar mit einem minimalen Spielraum. Seine Berechnung hat eine Fehlergrenze von vier Jahren und meine traf in diese vier Jahre hinein! Höchst merkwürdig!

Damals hoffte ich noch an maßgebenden Stellen Gehör zu finden und argumentierte daher folgendermaßen. Würde die Milderung durch mich eintreten, dann könnte er sagen: Also habe ich zu viele oder zu wenig Elemente übertragen, verfuhr zu mechanisch. Auf diese Weise behält er natürlich immer recht. Ich aber sage: „Das Schicksal will ein Drunter und Drüber, denn das ist ja das Wesen einer Revolution, oder doch jedenfalls erfahrungsgemäß fast ausnahmslos mit einer solchen verbunden. Ich aber kann die Revolution nicht verhüten — das kann kein Mensch auf der Erde — wohl aber mit möglichst wenig Energieentwertung, unter möglichster Beobachtung des energetischen Spargesetzes das neue Kosmos herbeiführen helfen. Ich bin der Weichensteller, der zwar den Wagen widerrechtlich aus seiner Fahrtordnung bringt, vielleicht sogar dadurch das Überfahren eines Menschen in der Seitenstraße verschuldet, aber ich rette die Insassen vor dem sicheren Untergang. Ich bin vielleicht der Opera-

teur, der ein Bein abschneidet, aber ich erhalte das Leben. Und darauf kommt es an. Denn der höhere sittliche Wert geht vor dem niederen; der Inhalt steht über der Form; für den Patrioten ist aber der höchste Inhalt die Wohlfahrt seines Vaterlandes. Der Erfolg entscheidet, ob er ein Verbrecher an ihm wird, oder ein Wohltäter. Und ich werde das letztere sein.“

So schrieb ich dieses Werk in der festen Überzeugung, daß die große Mehrheit mich für verrückt halten würde, aber ebenso fest überzeugt von der Wahrheit meiner Voraussagen, die sich ja nun zum größten Teil schon erfüllt haben, und um mir sagen zu können: animam meam salvavi. Entschlossen mit Gemütsruhe den Gang der Entwicklung abzuwarten, wie ich es auch in Zukunft tun werde, trotzte ich dem Gespött der Herren Zünftler, die sich nun wohl, soweit sie anständige Menschen sind, ihrer Kurzsichtigkeit schämen werden, dem Toben und Schimpfen der Presse, die bei uns nicht immer eine rühmliche und vor allem in Geistesdingen keine führende Rolle spielt, und kümmerte mich keinen Pfifferling um Beifall oder Tadel irgendeiner Partei. Der Starke ist am mächtigsten allein!

Wird man mich in Zukunft nicht für größenwahnig, sondern für weitblickend halten und meine Ratschläge befolgen, so wird sich vielleicht an unserer Revolution, an deren Anfang wir erst stehen, noch manches mildern lassen.

In der Erstauflage hatte ich hier auch die russische Revolution richtig berechnet, nur um einige Jahre zu früh datiert. Ich behauptete, daß nach schweren Kämpfen die Regierung, also der Zarismus siegen würde. So sehr es heute, wo der Bolschewismus die wildesten Orgien feiert, ein Lenin und Trotzki mit diktatorischer Macht ihr Volk zugrunde richten, so scheinen will, als hätte ich mich geirrt, so fest beharre ich auf meiner damaligen Aussage: noch 1922 oder 1923 wird sie sich erfüllen! Rußland wird einen gesteigerten Zarismus, ein Sonnenkönigtum à la Ludwig XIV. erleben! Ich bin hierin ganz einig mit Stromer.

Was nun den Vorwurf des sogenannten „Größenwahns" betrifft, so ist er das wichtigste Charakterkriterium des wahrhaft großen Mannes. Sagt die erdrückende Mehrheit der Menschen gar nicht das, was sie denkt, sondern das, was sie glaubt, daß die andern — die Mächtigen oder die Majorität — denken, so kümmert sich das Genie, soweit es zugleich ein großer Mann ist, keinen Deut darum. Das ist aber nur möglich, wenn er die felsenfeste Überzeugung hat, daß er und nur er das richtige behauptet. Die kleinen Kläffer, die Fabrikware der Menschheit, nennt dieses Überlegenheitsgefühl, die selbstverständliche Voraussetzung der Festigkeit und Überzeugungstreue, „Größenwahn"; die Nachwelt bewundert sie mit dem größten Recht. Denn sie erfordert mehr Mut, als das Verhalten vor dem Feinde. Der große Denker muß genau so über dem Urteil seiner Zeit souverän stehen, wie die sittliche Persönlichkeit über der moralischen Meute. Sittliche Persönlichkeit ist nur, wer sich als Richter über seinem Volk, seinem Vaterland und seiner Kirche fühlt in Handlungen und Unterlassungen, die sein Gewissen berühren; großer Mann nur, wer kühn seiner ganzen Zeit ins Gesicht schlägt, wie Kopernikus und Galilei. Die faulen Eier, die sie ihm an den Kopf wirft, werden sich noch sämtlich in Lorbeerkränze verwandeln!

Schließen wir dieses Kapitel mit der Feststellung: es gibt ein Schicksal; es gibt weder absolute Willensfreiheit, noch absolute Willensunfreiheit, sondern nur eine ganz beschränkte Wahlfreiheit, für den einzelnen so gut, wie für die Staaten.

Sechstes Kapitel

Selbstbeobachtungen.

Wir waren in der Geschichte dieses Buches bei meiner Rückkehr vom Jagdausfluge stehen geblieben. Ich wollte mich nach einigen Tagen, in denen ich viel schlief und spazieren ging, wieder an die Arbeit machen, aber trotz rastlosen Denkens wollte mir das Gesetz nicht einfallen, und andererseits wollte ich in meinen Notizen auch nicht nachsehen, weil ich mich über meine unbegreifliche Vergeßlichkeit ärgerte. Plötzlich setzte wieder eine geniale Welle ein, und neuerdings glaubte ich einige Tage lang, der Schädel müsse platzen. Denn ganz offenbar war die Entwicklung nur vorübergehend unterbrochen und hatte nunmehr, infolge eines plötzlichen schmerzhaften Stiches am Herzen, der mit dem Vertrauensbruch zusammenhing, wieder eingesetzt. Es war ein Gefühl in diesen Tagen, als wolle ein Kind zur Welt kommen, aber die Wehen, die Eröffnungswehen brachten keinerlei Erleichterung, zeitigten gar kein Resultat. Die Gedanken wirbelten wieder im Kopfe, wie Perlen im Champagnerglase, es drängte heraus wie ein Sektpfropfen.

Endlich fand ich am 16. Dezember das Ventil. Mir fiel der Anfang dieses Buches ein, aus dem ja fast alles andere folgt. Ich machte mich sofort an die Arbeit und in den ersten Januartagen 1913 konnte ein Teil des Manuskriptes bereits in den Druck gehen. Damals ahnte ich noch nicht, wie heftige Erschütterungen noch folgen

sollten. Übrigens fühlte ich mich mit dem Augenblick erleichtert, als ich zu schreiben angefangen hatte, war aber fast ständig in jenem rausch- oder tranceartigen Zustand, den wir schon kennen lernten. In jenem Zustand der Zeitlosigkeit, in dem man stundenlang vor sich hinsehen kann, ohne es zu merken, ins Blaue starrt, auf und abgeht usw. So wenig man sich um seinen Körber kümmert, so schmerzhaft sind alle Geräusche, das Telephon, eine schrille Stimme. Man ist überhaupt außerordentlich reizbar und schnell aufgebracht gegen alles, was uns aus unserer Stimmung reißen will. Da hat meine liebe Frau mit mir viel Geduld haben müssen.

Im übrigen waren es für mich glückliche Tage, nur naturgemäß sehr erschöpfend, denn wenn die Hand auch rasten mag, so arbeitet das Gehirn doch Tag und Nacht. Denn die Wellen folgten sich schnell, und in den Zwischenpausen war ich keineswegs normal, sondern gleichfalls im Rauschzustand, nur daß ich dann träumte und nicht die Empfindung hatte, das Innere müsse platzen. In den Zwischenpausen denkt eben das „Es", der Orkan weicht einer Brise, aber von Windstille war gar keine Rede.

Mit der Gewalt einer solchen genialen Welle läßt sich gar nichts vergleichen. Man wird hin und her geschüttelt von einer unbekannten Kraft. Ich kann noch jetzt kaum verstehen, wo ich die Willensstärke hernahm die Symptome und Erlebnisse dieser Tage wenigstens einigermaßen zu notieren. Denn das mußte doch ich selbst tun, also ein anderer, als das Genie in mir, das mich mit der Gewalt eines Orkans gefaßt hatte. Man glaubt manchmal ein Schiff zu sein, das willenlos den Elementen zum Spielball dient. Was wir schreiben, wird nicht etwa diktiert, wie das ja immer ist, wenn das „Es" arbeitet. Es wird uns aufgezwungen, zugebrüllt. Wir m ü s s e n schreiben und denken selbst gar nichts dabei. Es ist eine Geburt, es sind furchtbare Wehen. Aber erst ist das Kind da — wenigstens war es so bei mir und andere bestätigten mir dieses Erlebnis — dann erst kamen sie

in voller Stärke. Erst blitzten das Gesetz oder die Gesetze auf, dann erst brachten die Wehen die Nutzanwendungen. Ganz unbeschreiblich. Eine Hölle, und doch fühlt man sich glücklich.

Dieses Aufblitzen einer neuen Eingebung ist für die Genialitätsperiode, wie wohl für das höhere Schaffen überhaupt tpyisch. So entstand etwa Daudets „Sapho" beim Anblick eines Mietzettels, der auf dem Balkon einer Villa im Herbstregen schaukelte. Durch diesen Eindruck der Leere und des im Raum Verlorenen stiegen blitzartig die Erinnerungen an alle Illusionen und Enttäuschungen seiner Jugend in ihm auf und er sah sofort das ganze Buch vor seinem geistigen Auge kaleidoskopisch vorüberziehen. Ähnliche Zeugnisse über die Entstehung der schöpferischen Leistung sind recht zahlreich. Mein hochverehrter leider allzufrüh verstorbener Lehrer Karl Lamprecht, der selbst die Entwicklung ins Geniale erlebt hatte, hielt einmal im Seminar einen Vortrag darüber mit einer Fülle einschlägiger Daten.

Zu den größten Willensproben gehörte folgende: Ich stand mitten in einer Woge, die mich hob, daß ich den Boden unter den Füßen zu verlieren glaubte. Da mußte ich als Sekretär meiner Gesellschaft einen langen Brief abschreiben. Das war furchtbar und hat mich mehr erschöpft, als ein halbes Dutzend solcher Wellen. Denn man muß sich vorstellen, daß man in dieser Periode von einem tosenden, zischenden, mit rasender Geschwindigkeit talab schießenden Gebirgsfluß getragen wird — das ist die geniale Welle — und nun plötzlich gezwungen wird, gegen den Fluß stromaufwärts zu schwimmen — das war das Abschreiben des Briefes.

Nun hätte ich sofort telegraphisch meine Enthebung beantragen sollen, aber ich wollte den hochverehrten, würdigen Präsidenten der Gesellschaft nicht im Stich lassen, und dann war der Brief auch eine Eingabe an den neuen Landesherren.

Würde ich nicht grundsätzlich gar nichts bereuen,

so käme ich hier in die schwerste Versuchung. Denn was uns in einer genialen Welle mit solcher Stentorstimme zugeschrien — nicht bloß diktiert — wird, daß wir blindlings folgen müssen, was während das „Es" arbeitet, uns souffliert wird — alles von unbekannten Kräften — das müssen wir, nachdem sich die Flut verlaufen hat, im Schweiße unseres Angesichts selbst produzieren. Stehen wir in der Genialitätsperiode in einem Hochwasser, so tief, daß wir froh sind, wenn wir nicht ertrinken, so müssen wir nachher tiefe Brunnen bohren, um nicht zu verdursten, d. h. um das Werk vollenden zu können.

Was hatte ich mir — und zu Beginn dieses Buches auch anderen — alles über den Schaffenden gepredigt. Über seine Arbeitskraft, seine Schonung usw. Und wie hatte ich selbst dagegen verstoßen. Das war eine furchtbare Energieverschwendung und damit für den Schaffenden eine unmoralische Handlung. Aber so sind wir nun mal und das ist auch ganz gut so. Nur keine Maschinen wollen wir sein, keine Splitterrichter und Silbenfuchser, sondern Menschen mit allen Tugenden und Fehlern.

Doch die Tatsache bleibt bestehen: was ich damals durch den unglückseligen Brief verlor, ist unwiederbringlich verloren. Während Tausende und Abertausende von Schaffenden ihr ganzes Leben vergeblich auf eine einzige solche Woge warten, benutzte ich eine der am höchsten gehenden dazu Briefe abzuschreiben. Das ist die Tragikomik des Lebens.

Ob ich eine ungefähre Vorstellung von den inneren Vorgängen vermitteln konnte, möchte ich bezweifeln. Das kann man ja alles nur erleben. Aber Schiller hat es erlebt und trefflich in Worte gekleidet. Denn was er im „Graf von Habsburg" singt, stimmt mutatis mutandis ganz genau:

„Wie in den Lüften der Sturmwind saust,
Man weiß nicht von wannen er kommt und braust,

Wie der Quell aus verborgenen Tiefen,
So des Sängers Lied aus dem Innern schallt.“

So war der 23. Dezember 1912 gekommen. Die Weihnachtszeit. In den kurzen Zwischenpausen, wenn ich wieder normaler war, d. h. wenn das „Es“ arbeitete, so daß ich mich doch vorübergehend auch mit etwas anderem beschäftigen konnte, wenn auch nicht ohne einige Anstrengung, gedachte ich der Ereignisse des vergangenen Jahres. Mir kam der Vertrauensbruch immer wieder in den Sinn und ich zwang mich ihn viel milder zu beurteilen.

Daß es nicht Bosheit war, glaubte ich annehmen zu sollen. Denn bei jedem Streich, der mir schon im Leben gespielt wurde, und es sind deren viele, nehme ich das a priori von niemand an. Vielleicht war die Absicht sogar gut gewesen, d. h. die Dame glaubt, wenn auch irrtümlich, eine Ehe mit ihr würde glücklicher werden, als meine bisherige, und nur das Mittel falsch. Wenn aber diese Möglichkeit besteht, dann darf ich — das würde mir mein Selbstbewußtsein verbieten — nicht aburteilen. Denn wie oft mag auch ich in guter Absicht ein falsches Mittel gewählt und vielleicht einem andern ebenso weh getan haben, wie es nun mir geschehen war. Und dann war Weihnachten, das Fest der Liebe. Da wollte ich eine Weihnachtsfreude machen. Rasch entschlossen teilte ich der Dame schriftlich mit — dem Herrn gegenüber urteilte ich strenger — daß wir die Angelegenheit vergessen und wieder die alten sein wollten. Aber das war mir schwer gefallen. Aus Güte, nicht aus Gutmütigkeit, noch weit weniger aus einem Rest von Verliebtheit, handelte ich so, weil ich erfahren hatte, daß die Dame sehr litt und hoffte, sie durch meine Noblesse wieder auf die rechte Bahn bringen zu können. Aber ich glaube ich hätte damals auch verziehen, wenn ich gewußt hätte wie durch und durch verwerflich ihre Gesinnung war, und daß es nicht Reue oder Gewissensbisse waren, die sie peinigten, sondern der Verlust ihrer gesellschaftlichen

Stellung und die Demütigung durch ihre Entlarvung. Ihre Gesinnung war deshalb so verwerflich, weil sie meine Ehe zu zerstören, mich, wo sie nur konnte, hinterrücks zu schädigen versuchte, was ja der Vertrauten nicht schwer war, und gleichzeitig mit andern Ehemännern dasselbe Spiel trieb und endlich einen Freund als Ehemann zu ergattern versuchte, nachdem sie die Hoffnung aufgegeben hatte mich zu angeln.

Und als Dank für diese große Selbstüberwindung setzte sofort eine Welle ein, die furchtbarer war, als alle früheren. Das war am 23. Dezember nachmittags fünf Uhr und sie dauerte bis zum andern Vormittag um elf Uhr. Was ich in dieser Zeit schrieb, ist ungeheuer, wohl dreißig Druckseiten oder mehr. Da meine Frau um mich besorgt war — ich hatte ja seit dem 14. Dezember nur stundenweise geschlafen — legte ich mich fünf Stunden nieder, schlief auch ganz gut, stand dann aber auf und arbeitete. Begrüßte hierauf — natürlich in Trance und Rauschzustand — kurz meine Eltern, die von ihrer Reise eben angekommen waren und mir die Veränderung sofort anmerkten, und schrieb zu Hause weiter. Ich stöhnte in dieser letzten Zeit oft innerlich, „wenn ich mir dieses verdammte Buch doch endlich von der Seele geschrieben hätte! Es bringt mich ja um“. Ich hatte die Genialität herzlich satt, denn ich war am Ende der Kraft.

Aber was ich hier schreibe, ist ja viel zu viel für Masse und Elite. Die erstere begreift es nicht und hält es daher für Unsinn, wie vieles andere, was ich sage. Nicht aus Bosheit, sondern weil sie nicht genug erlebt hat. Die anderen, doch sicher einige, viele Hunderte oder gar Tausende meiner Zeitgenossen, Kaufleute, Schriftsteller, Gelehrte, Ingenieure, Maler, Ärzte usw., haben aber alles selbst erlebt. Aber vielleicht interessiert sich einmal ein strebsamer Doktorand oder gar ein Herr Doktor, der sich auf dieses „document humain“ hin habilitieren will, für meine Selbstanalyse, die schon für den besten Teil des Werkes erklärt wurde, die es zu einem der wertvollsten

der ganzen Weltliteratur stemple. Dann waren diese Zeilen doch nicht bloße Wortvergeudung.

Einer Welle nicht nachgehen ist w e i t anstrengender, als etwa das Niesen zu unterdrücken. Vielleicht versteht mich jetzt der eine oder andere, wenn ich wiederhole, daß es große Willenskraft erfordert, n i c h t zu arbeiten, d. h. rein mechanisch das niederzuschreiben, was diktiert wird. Darum ist der wohlgemeinte Rat, sich in dieser Zeit zu schonen, genau so töricht, als der, einer Gebärenden zu sagen, sie solle einmal einige Wehen aussetzen, um Kraft zu sammeln. Man kann ja sicherlich an Erschöpfung dabei zugrunde gehen, aber das wäre ein Sterben in den Silen, das für den Philosophen keine Schrecken hat.

Irgendjemand, dessen Namen ich Gott sei Dank vergessen habe, hat einmal „bewiesen", daß geistige Leistungen ohne jeden Energieverbrauch vonstatten gehen. Fällt mir das ein, dann verwünsche ich meine ganze Selbstbeherrschung und gute Erziehung, weil ich gar nicht mehr so grob werden kann, wie es ein solcher Unsinn verdienen würde: Ich empfehle diesem Geistesheros „Material" zu sammeln und herauszugeben. Berge, Ozeane von Akten und Kommentaren, aber uns soll er in Ruhe lassen. Er gleicht dem Geist, den er begreift, und nur das Genie kann das Genie begreifen. Für andere sind wir ja nur Oberfläche. Wir müssen ihnen so närrisch vorkommen, wie Tanzende, die man mit verstopften Ohren betrachtet. Man sieht dann nur die Symptome, ohne die Musik zu hören. Wie sich die Buchstaben zum Geist — nicht zum Wort — verhalten, so alles was ich sage und alles, was die Durchschnittsköpfe davon verstehen, zum Erlebnis. Sie betrachten es als anormal und legen als Norm den Staatshämorrhoidarius und sich selbst an.

Im Alltagsleben sehr auf gute Umgangsformen, auf Rücksichtnahme und Takt bedacht, bin ich hinter dem Tintenfaß, genau wie Liebig, wie Ostwald scherzend

sagte, sehr aggressiv, sogar grob. Wenn im Gesellschaftsleben auch normalerweise der höchste sittliche Wert in Angenehmsein besteht, so doch keineswegs im Kampf gegen Irrtümer und Vorurteile, beim Wegräumen von Schutt und leider noch immer nicht in solchen verwandelten Bollwerken einer falschen Afterwissenschaft, wie sie vielfach noch auf unseren Universitäten, den größten Hemmschuhen des Fortschritts, soweit wir von der Technik, Chemie und verwandten Gebieten absehen, gelehrt wird. Dies zur Aufklärung wohlmeinender Kritiker, die sich darüber wunderten, daß ich im persönlichen Umgang liebenswürdig, in den Schriften streitbar bin. Man lese nur, wie Christus die Pharisäer und Schriftgelehrten angriff; und an seiner Güte wird doch sicher niemand zweifeln.

In diesem Zustande will man immer schreiben, Tag und Nacht, rastlos. Man verhält sich aber völlig passiv. Jetzt erst weiß ich, was die Bibel unter „inspiriert" versteht. In diesen Zeiten braucht man keine Autosuggestion mehr, um sich als Genie zu fühlen. Man wäre froh, wenn man es nicht wäre.

Wenn ich fortwährend von Trance oder Rauschzustand, von einem Delirium sprach, so muß doch betont werden, daß von einer geistigen Trübung gar keine Rede sein kann. Im Gegenteil: man ist von höchster geistiger Klarheit und Scharfsinn, besitzt eine außerordentliche Kombinationsgabe und verfügt über alles, was man je gedacht und gelernt hat; man glaubt in den Himmel zu sehen. Es tauchen Momente reinsten Glücks auf, die einen für die überaus erschöpfenden und vor Auffindung des Arbeitsventils auch mit Schmerzen verbundenen Phasen reich entschädigen. Am merkwürdigsten ist, daß ich für manche Fragen eine Lösung im Schlafe fand und mich dann bisweilen lange besinnen mußte, wie ich zu dieser Lösung kam. Aber ich spreche von mir. Das war ja gar nicht ich, das war eben das Genie, das göttliche Numen, etwas Fremdes, das nur für Wochen, und auch in diesen nur

stunden- oder tageweise in mir wohnte und dann wieder verschwand, nicht ohne dauernde Spuren zu hinterlassen. Das ganze Unterbewußtsein, das einst Gelernte und längst Vergessene, erfüllt uns, während das Tagesbewußtsein, der Sinn für die Realitäten des Lebens, ins Unterbewußtsein gesunken zu sein scheint. Also eine völlige Umkehrung!

Ich hatte auch ein klares Bewußtsein dafür und notierte jeden aufblitzenden Gedanken sofort. Denn von ihnen werde ich mein ganzes Leben lang zehren müssen, es sei denn, eine große seelische Erschütterung führt wieder solche Wogen herbei. Übrigens brachte ich in dieser Zeit — trotz rüstiger Arbeit am vorliegenden Buche — eine solche Fülle von Gedanken unter Dach und Fach, daß ich damit viele Jahre lang verschwenden könnte und in diesem Werke nur einen Bruchteil verwerte.

Doch nun kommt das größte Ereignis meines Lebens: Ich saß am 24. Dezember vormittags gegen zehn Uhr an der Schreibmaschine und Es dachte in mir. Ich stand für einen Augenblick auf, um der Dame telephonisch zu sagen, daß alles zwischen uns wieder gut sei. Sie dankte bewegt, was ich ablehnte. Sie meinte, sie habe nicht aus Bosheit, nur aus Schwäche gehandelt. Ich darauf: „Wir sind ja alle nur schwache Menschen. Ich muß Ihnen danken, denn Sie haben mich mehr gereift, als alles andere, und wenn ich durch mein Werk, das ich gerade schreibe, unsterblich werde, so verdanke ich das Ihnen.“ Ich wollte sofort weiter arbeiten.

Da packte mich auf einmal ein Glücksgefühl von unbeschreiblicher Intensität. „Liebet eure Feinde, segnet die euch fluchen,“ jubelte es in mir. Es war ein Gefühl, das sich mit keinem, das ich bisher kennen lernte, deckt. Von einer durchbohrenden, geradezu schmerzhaften Süßigkeit.

Allein, was ich hier sage, werden nur *sehr* wenige Menschen begreifen. Doch das sind die allerbesten. Und

Ostwald zählt auch dazu, denn er hat etwas Ähnliches erlebt. Ich habe inzwischen noch das Glück gehabt einige Herren kennen zu lernen, die genau dasselbe erlebt haben. Wenn unsere Psychiater und Psychologen statt über „Glückgefühle" Unsinn zu schreiben und damit diese innersten und höchsten Erlebnisse zu Raritäten zu degradieren ihren bösesten Feinden verzeihen, Haß in Liebe verwandeln lernten, dann kämen sie den Problemen näher. Ihr Urteil gleicht genau dem über das Geigenspiel, das wir schon kennen lernten: Kratzen von Roßhaaren auf Schafdärmen! Die Mystiker, die Heiligengeschichte, die römisch-katholische Kirche, wie auch der Buddhismus wissen darüber unendlich viel mehr, als alle Geheimräte unserer hochgepriesenen Universitäten zusammengenommen. Nachträglich erst wurde mir klar, daß die Entwicklung ins Geniale eine relativ niedrige Stufe auf der Leiter zur menschlichen Vollkommenheit ist.

Welch reicher Lohn selbst für jahrelange Mühen und Verfolgungen, Seelenleiden furchtbarster Art sind diese inneren Erlebnisse, dachte ich mir. Welcher Triumph, in einer großen Sache über sich selbst gesiegt zu haben! Das nennen die Menschen edel. Welche Torheit. Das ist ja der geläutertste Egoismus! Aber versuchen muß man es, mit Kleinem beginnend, mit Großem endend. Immer wieder versuchen und nicht müde werden. Es lohnt sich. Doch dazu muß man klug und stark sein. Denn für Toren und Schwächlinge ist das freilich nichts. Sie verdienen es auch nicht besser. Allein, das kann man ja nur erleben. Das ist im Gefühlsleben, was Trüffel und Kaviar in der Küche sind. Aber die Moral steht höher als die Gastronomie. Das Beste in ihr zu besitzen, und sei es auch nur für Minuten oder Stunden, kann jedermann anstreben und vielleicht auch erreichen, nicht immer — o nein — aber manchmal. Und sei es ein einziges Mal im Leben: es lohnt sich. So dachte ich.

So muß etwa das Glücksgefühl gewesen sein, das die Märtyrer und Heiligen erfüllte, wenn sie trotz körper-

licher Schmerzen, trotz glühenden Rostes und Folterung heiter waren. Denn es ist wohl nicht möglich, daß ein körperlicher Schmerz so intensiv sein kann, daß er die Intensität dieses Glücksgefühls erreicht. Letzteres hat immer noch ein Plus, ein Saldo zu seinen Gunsten. Der körperliche Schmerz liegt unter der Reizschwelle, d. h. er ist trotz seiner absoluten Größe zu gering, um zum Bewußtsein kommen zu können.

In diesen kurzen Momenten erlebt man die alleredelsten und besten Menschen, die je gelebt haben, in seiner Brust. Sie wohnen dann in uns. Doch das kann man nur erleben, niemals mit dem Verstande erfassen. Eine wie inferiore Funktion ist doch das Denken! Wie Inferior!

Ich finde nichts natürlicher, als daß man mir hier nicht folgen kann, mir nicht glaubt. Ich meine bona fide nicht glaubt. Meine Worte für Uebertreibungen hält, meine Erlebnisse für Illusionen, Halluzinationen oder sonst etwas. Aber da ist zu helfen: Wer an mir zweifelt, möge das Experiment an sich selbst machen — und das kann jeder versuchen — indem er sich zwingt eine Person, die ihm am meisten Böses zugefügt hat, ihm den größten Schmerz verursachte, eine Idee, die er am leidenschaftlichsten haßt, zu lieben. Aber das Experiment ist gefährlich, und nach reiflicher Überlegung warne ich jeden davor. Es erfordert eine ganz außerordentliche Willenskraft und widerspricht, wie wir noch sehen werden, der Physik. Immerhin kann ich niemand das Recht einräumen, mir zu widersprechen, der nicht wenigstens einmal in seinem Leben so zu handeln versuchte. Aber ich weiß, daß mancher stille, milde Geistliche, manche Witwe oder verlassene Frau, manche arme Näherin, manche Verfolgte und Ausgestoßene dasselbe erlebte, wie ich. Und die pflichten mir alle bei. Einen Herren kenne ich, der sogar zweimal in seinem Leben dieselben Erscheinungen aus ähnlichen Gründen hatte. Es ist ein Geistlicher, der selbstverständlich aus der „christ-

lichen“ Kirche austreten mußte. Die kann ja am besten Pfaffen, Rabulisten und Demagogen brauchen. Ob es sich um einen Vertrauensbruch, eine Untreue, ein Attentat auf unser Leben oder unsere Ehre handelt, ist natürlich ganz gleichgültig. Das Entscheidende bleibt, daß wir etwas Böses, das unser Lebensglück zerbrach, mit Gutem vergelten, und zwar aus Herzensgüte, ohne jede Berechnung oder praktische Rücksichten. Übrigens gewann ich an dem gleichen Vormittag noch die Kraft, auch meinem Freunde innerlich zu verzeihen, ohne es ihm aber mitzuteilen, was ja auch für die Größe des Aktes der Selbstüberwindung belanglos ist.

Ich schrieb eine Stunde weiter — denn was ich hier erzähle, spielte sich innerhalb weniger Minuten ab, aber Minuten, die man sein ganzes Leben nicht vergißt — und da kam das Größte. Ich erlebte Schillers „Verschleiertes Bild zu Saïs“ und aus seinem „Taucher“ die Stelle:

„Und der Mensch versuche die Götter nicht,
Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen.“

Was ich jetzt erlebte, war der Weltgeist. Das weiß ich. — — — — —

Das war nicht etwa eine Empfindung, wie Hunger oder Durst, das bedurfte kein Hinhören, das war ein Richard Straußsches Orchester in meinem Innern. So müssen die Posaunen von Jericho geschmettert haben, so mag sich kindliche Gläubigkeit die des Jüngsten Gerichtes vorstellen. Denn das Innerste war nicht nur für Momente in seinen Grundfesten erschüttert, es schien ganz und gar zerrissen zu sein. Aber ich bin der festen Überzeugung, daß diesen Bewußtseinserlebnissen auch ein äußerer Reiz zugrunde lag, daß ich den Weltgeist nicht nur innerlich erlebte, sondern auch mit dem Auge wahrnahm. Natürlich behaupte ich nicht den ganzen Weltgeist gesehen zu haben — wie soll ich das auch wis-

sen? — nur einen einzigen Teil. Aber das winzigste Stäubchen Gold ist doch Gold!

Wer dasselbe von Männern der Vorzeit erlebte, etwa Buddha, Sokrates, Christus, wohl auch Goethe und Schiller, nicht aber Meister Ekkehard!, sicher auch Mohammed — daher sein Verbot, ein Bild Gottes zu machen! — wer von meinen Zeitgenossen und Nachfahren, und sei es nach vielen Jahrhunderten, dasselbe erleben wird, der hat mich genau begriffen und weiß auch, warum ich nicht mehr sage. Ich verstehe jetzt auch sehr wohl, warum die Juden lehren, wer Gott sieht, stirbt. Und daß ich das überlebte, ist mir nahezu unfaßlich. Ich war eben noch jung und daher widerstandsfähig, zudem sah ich erst das „Böse“, dann das „Gute“. Die umgekehrte Folge wäre sicherlich tödlich. Ein älterer Mann m u ß daran sterben. Ich habe inzwischen einen Herrn persönlich kennen gelernt, der dasselbe erlebt hat und bin überzeugt, daß in den fürchterlichen Erschütterungen dieses Krieges diese Visio Dei, die auch die römisch-katholische Kirche kennt, sich wiederholt einstellte. Unter anderen schrieb mir ein Hauptmann, er habe in französischer Gefangenschaft genau dasselbe erlebt. Nicht in den Schrecken der Schlacht, sondern in der Gefangenschaft! Das spricht Bände! Nach indischer Geheimlehre sah eine mythologische Person Gott, nachdem sie ihren intimsten Freund ermordet und sich auf den Kadaver gestellt hatte, bis sie infolge der Verwesung durchbrach. In diesem Augenblick der Gewissensnot und des höchsten Grauens! Das entscheidende Moment der größten seelischen Erschütterung ist in der Mythe vollkommen klar und richtig als Grund erkannt.

Lieber Leser, wer du auch sein magst, ob Papst oder Kaiser, Zeitgenosse oder Epigone, ja selbst wenn du ein Pfäfflein bist und über „hoc est corpus“ dir und anderen das Leben vergällst, oder ein Professor, mit großer Brille vor deinem kurzsichtigen Verstande und dich darum zum Hüter der Wissenschaft berufen wähnst, oder

gar ein „aufgeklärter“ und witzelnder Zeitungsjude — ihr seid mir alle keine Lüge wert. Sicher nicht in so ernster Sache. Darauf könnt ihr Gift nehmen.

Trotz dieser Beteuerung, die an Feierlichkeit doch wohl nichts zu wünschen übrig läßt, meinte ein Strohkopf von einem Kritikaster, weil ich früher bemerkt hätte, wir Philosophen seien mehr Dichter wie Denker, diese Visio Dei sei eine poetische Fiktion!!! Der Ton, in dem mancher andere gerade dieses tiefste und erschütterndste Erlebnis der Menschheit behandelte, würde jedem Handlungsreisenden in Mikoschwitzen oder jedem Polizeiarzt Ehre machen. Wie traurig ist doch der Tiefstand unserer sogenannten gebildeten und gelehrten Herren! Hätten sie doch wenigstens Demut, wo ihnen schon das Verständnis und das Begriffsvermögen fehlen. Es ist eine Gnade sich überzeugen lassen zu können! Es gibt auch eine Gnade des Glaubens, wenn auch in ganz anderem Sinne, als die Kirche meint: daß es Menschen gibt, die uns nicht anlügen und beschwindeln. Schon der heilige Augustinus macht mit Recht darauf aufmerksam, daß wir ganz ungeheuer viel mehr glauben, als wir uns eingestehen wollen. Mehr Demut, meine Herren, viel viel mehr Demut, wenn aus Ihnen etwas Ordentliches und etwas anderes, als ein seichter und frecher Zeitungsschmierer werden soll! Dies gilt von allem, was ich in diesem Werke über das höhere Erleben sage. Je mehr es einer begreift, desto mehr nähert er sich der menschlichen Vollkommenheit. Den Maßstab drückte ich jedem mit diesem Buch, der Bibel künftiger Jahrhunderte und Jahrtausende, in die Hand.

Das Ereignis traf mich an der Schreibmaschine sitzend, während ich etwas schrieb, das mit dem Weltgeist oder den hier mitgeteilten Erlebnissen gar nichts zu tun hatte, wie ja die früheren Kapitel bezeugen. Es kam völlig spontan. Nachdem das innere Erlebnis vorüber war, — ich hatte gleichzeitig die Empfindung einer elektrischen Erscheinung, eines intensiven Lichtes — waren

meine Augen geblendet. Sie fielen mir fast zu und ich mußte mitten im Satze abbrechen. Da ich taumelte und dachte, nunmehr käme der Tod, ging ich rasch zu meiner Frau, die an Ischias im Bett lag, verabschiedete mich mit einigen möglichst harmlos klingenden Worten und bat sie die Fragmente zu veröffentlichen, legte mich dann aufs Sofa in meinem Arbeitszimmer und erwartete das Ende.

Ich lag da bei klarem Bewußtsein, aber völlig erschöpft. Ich wußte auch nicht recht, ob das ganz eigentümliche Gefühl eine besondere Qualität des Glücks sei oder die Vorahnung des Todes. Nachdem ich so eine Stunde gelegen hatte und immer noch lebte, wollte ich, treu meiner Theorie, durch Bewegung den Energieverlust wieder einigermaßen hereinbringen. So ging ich aus, kam aber nur wenige hundert Schritte und da ich umzufallen fürchtete, kehrte ich wieder um. Die Augen waren immer noch halb geschlossen, an der rechten Gesichtsseite hatte ich die Empfindung, als hätte mich der Blitz getroffen, oder ein Schlaganfall. So stelle ich mir wenigstens beides vor. Eine Facialislähmung war es keinesfalls, denn ich blieb Herr meines Mienenspiels.

Dabei fürchtete ich mich immer vor einer Wiederholung dieses Erlebnisses. Nicht, daß ich den Tod gefürchtet hätte, am wenigsten in dieser Gestalt, auch an meine Frau und Kinder und Eltern dachte ich nicht. Aber ich wußte sehr genau, daß eine geniale Welle mich auslöschen würde, und nach der Theorie vom Leidensäquivalent hätte jetzt die Fortsetzung kommen müssen. Sie blieb einfach deshalb aus, weil keine Energie mehr da war. Mir war die Erscheinung zu gewaltig, zu majestätisch gewesen, zudem außerordentlich schmerzhaft. Sie hatte mich zu rasch hintereinander bis in den tiefsten Kern der Seele erschüttert. Und doch wäre diese Todesart die schönste, die man sich nur wünschen kann. Denn es jubelte in mir, „das Gute regiert die Welt“. Das weiß ich ja! Viel gewisser, als daß ich denke.

Der Geist ist das letzte Prinzip alles Seins. Ich habe ihn ja gesehen! Wäre ja fast an ihm gestorben! Es gibt ein vernünftiges Prinzip in der Natur. Mathematisch genaue Gerechtigkeit und Wiedervergeltung! Was früher Hypothese war, ist nunmehr unumstößliche Gewißheit. Und wenn wir das Gott nennen wollen, wiewohl es durchaus unpersönlich ist, so mag das jeder halten, wie er will.

Was ich hier nach Worten ringend erzähle, kann ja niemand begreifen. Das muß man eben glauben oder nicht glauben. Da ich selber durch und durch Zweifler bin, so würde ich früher, als ich noch Dutzendmensch war, jedenfalls das letztere getan haben. Ich kann es also keinem Menschen verübeln. Der Blinde muß ja auch glauben, daß es Farben, der Taube, daß es Töne gibt. Man kann ihn nicht dazu zwingen, und den Schaden hat ja auch nur er selbst. Ärgern würde es mich nur, wenn ein mir persönlich befreundeter und geschätzter Mann, etwa ein Arzt, gesprächsweise mir gegenüber behaupten würde, das sei alles eine Halluzination gewesen, Hysterie, Autosuggestion, oder wie sonst die Worte noch heißen mögen, die sich dann in so reicher Fülle einzustellen pflegen, wenn die Begriffe und Vorstellungen fehlen. Schreiben können das Hunderttausende. Das ist mir gleich. Denn ich verachte die öffentliche Meinung und bediene mich ihrer höchstens zu meinen Zwecken. Denn die Masse ist ja dazu da, daß wir sie beherrschen.

Was mich überraschte war nur die geradezu unglaubliche Verständnislosigkeit protestantischer Theologen und Okkultisten. Diese Herren befinden sich auf einem Irrwege, bleiben gänzlich an der Oberfläche, wenn sie glauben, man könne diese Seelengebiete so studieren, wie Mathematik oder Botanik. Oh nein! So einfach ist das nicht! Man muß auch hier erleben und erlebt haben, um überhaupt erst die Probleme erfassen zu können. Vor allem muß man sich bemühen ein edler Mensch zu werden, nachdem man viel gelitten hat. Dieser „edle

Mensch" ist der gelehrten Zunft der Gehirnprotzen ein Dorn im Auge. Und doch ist er Vorbedingung zum Begreifen. Wenn die Herren doch nur an ihre eigene Dürftigkeit glauben wollten! Vorher ist an ihnen Hopfen und Malz verloren, und eine Gemeinde mit solchen Hirten zu bedauern.

Ich könnte noch sehr vieles über dieses Erlebnis schreiben, aber das wären ja doch nur Symptome. Und das allerletzte will ich nicht sagen. Jetzt erst begreife ich, warum die Größten der Menschheit, die Kaiser unter den Geistesfürsten, ein Pythagoras, Sokrates, Buddha, Christus keine Zeile hinterlassen haben. Sie wußten sehr gut, daß die rudis indigestaque moles, die sich Menschheit nennt und sich ein Urteil über die letzten Dinge zutraut, davon doch nichts begreifen würde.

Auch in meinen hinterlassenen Papieren wird sich keine Zeile darüber finden. Durchaus nicht etwa deshalb, weil es sich nur um Gefühle handelt, die man ja nicht beschreiben kann, es waren auch sehr klare Vorstellungen, die von intensivsten Gefühlen begleitet wurden. Wenn sich also nach meinem Tode die ehrsame Zunft der Aaskäfer alias Literatur„forscher", Biographen, Theologen oder Germanisten, die nach Scherben suchen, weil sie den Geist nicht erfassen können, darauf stürzen sollte, so kann ich ihnen gleich sagen, daß das Geschäft die Kosten nicht decken wird. Das Manuskript dieses Werkes habe ich überdies den Flammen übergeben.

Welchen Sinn könnte es auch haben, das Allerletzte zu sagen? Gar keinen, denn die letzte absolute Wahrheit läßt sich nur erleben. Gegenüber dem Gefühl ist das Denken eine inferiore Tätigkeit. Die richtigen Folgerungen ziehe ich schon selbst, so gut es manche vor mir taten. Wir alle müssen eben das Ewige in der Sprache unserer Zeit und auf Grundlage ihrer wissenschaftlichen Erkenntnisse, die doch lückenhaft sind, ausdrücken. Daher die Differenzen. Wir erlebten alle dasselbe. Aber diese „wir" sind nur sehr wenige.

Daß die Kirche den steinigen würde, der ihnen den w a h r e n Gott verkündet, genau wie sie es mit Christus machte, wenn er heute lebendig würde, ist eine solche Selbstverständlichkeit, daß ich mich fast scheue sie auszusprechen.

Heimgekehrt aß ich schnell eine Kleinigkeit und legte mich wieder hin in der Hoffnung schlafen zu können. Aber es ging nicht. Dazu war ich zu erschöpft. Um meiner Familie die Weihnachtsfreude nicht zu verderben, nahm ich mein letztes Restchen Energie zusammen und stand nach einigen Stunden auf, war bei der Bescherung, aß gemeinsam zu Abend und ging endlich schlafen, nicht ohne vorher eine Flasche Bromwasser getrunken zu haben.

Andern Tages blieb ich im Bett, denn ich hatte nicht nur die allerheftigsten Kopfschmerzen, die ich mit allen möglichen Medikamenten nicht vertreiben konnte, sondern war auch so erschöpft und kraftlos, daß mir jede Bewegung Mühe machte. Körperlich war ich also außerordentlich elend. Innerlich aber fühlte ich mich glücklich. Ich war in einer weichen Stimmung, die ich an mir nicht dulde und seit vielen Jahren mir nicht mehr durchgehen ließ. Aber ich besaß keine Kraft der Selbstbeherrschung mehr.

Ich konnte die Gnade nicht verstehen, d i e s e Gnade des Schicksals!

Wenn ich an der historischen Persönlichkeit Christi gezweifelt hatte, so war es gewiß niemals aus Geringschätzung geschehen, sondern nur deshalb, weil ich es nicht für möglich hielt, daß es jemals einen s o l c h e n Mann gegeben hat. Und wenn mir mein ganzes Leben lang und auch heute noch alles sogenannte „Christentum“ verhaßt war und ist, die Geschichte an Interesse verliert mit dem Augenblick, wo die Christen eine Rolle zu spielen beginnen, ich die Antike liebe und die mittelalterliche Rabulistik und Gewaltätigkeit gegen Gedanken verabscheue, so hat das sehr gute Gründe gehabt.

Ich habe immer gefühlt, daß die Kirche gerade das Beste an Christus mißverstanden hat. Allerdings erfordert die Gerechtigkeit zuzugestehen, daß sämtliche Religionen auf Mißverständnissen der Religionsstifter beruhen. Dann ist mir jede Intoleranz verhaßt, das Un- oder Übermenschliche — das ist ja schließlich dasselbe — der kirchlichen Ideale. Ich bin ein Mensch und Weltkind und kein Schatten. Mir graut vor den ungewaschenen Heiligen, vor Ketzerrichtern und hochmütigen, dummdreisten Pfaffen. Ich liebe das Leben und die Schönheit, liebe Frauen und Sekt und Eleganz, ich hasse die Askese und die Weltverneinung. Und mehr noch fast die Heuchelei. Die Kirche aber fraß sich ihren Bauch dick und voll und predigte Weltentsagung. Sie verbot die Freuden der Liebe, ein Naturgesetz! Und doch verzieh Christus gerade der Ehebrecherin. Allerdings hatte sie nicht die Ehe mit ihm gebrochen. Immerhin beweist es, wie leicht er Fleisches„sünden" einschätzte. Ich beurteile diesen Fall aber ganz anders und bin der festen Überzeugung, daß Christus einer oder einigen Frauen, die er leidenschaftlich liebte, „Druts" oder ähnliche Bestien, die ihm selbst das Schlimmste taten, ihm Liebe heuchelten, ihn vernichten wollten, womöglich ihn mit dem eigenen Bruder betrogen, verziehen hat. An Christus habe ich nur die übertriebene Forderung der völligen Selbstverleugnung mißbilligt und den ganzen demokratischen Zug der Lehren. Nicht der schmutzigen Armut, dem Gesindel, den Dummen und Faulen verdankt die Menschheit, was sie wurde, sondern den Klugen, Energischen, Sparsamen und Fleißigen.

Noch weit unsympathischer als manches in der römischen Kirche, die wenigstens in der Praxis oft human war, die Kunst liebt, der Poesie eine Stätte bietet, das Menschenherz kennt, selbst zu den Zeiten des borniertesten Materialismus an ihren Idealen festhielt, an der ich das Alter bewundere und verehre und den Respekt vor dem Bewährten und Gewordenen, das aristokratische und

das Legitimitätsprinzip, ist mir der nüchterne, kaltherzige Kalvinismus. Luther war mir in seiner plumpen Bauernmanier, seiner Kunstfeindlichkeit immer ein Dorn im Auge, so sehr ich seine Intelligenz und seine Männlichkeit bewundere. Dazu bin ich zu sehr Aristokrat, schätze die Form zu hoch, kann mich für einen gebildeten weltgewandten Kirchenfürsten erwärmen, aber weder für einen höhlenbewohnenden Einsiedler, noch für einen intoleranten, gegen jede Weltfreude wetternden, nüchternen, hochmütigen Pastor. Gegen diese Idioten und Zeloten, die nicht das warme, blühende Leben sehen, sondern nur das „Es steht geschrieben“, denen jedes Lachen Sünde scheint und die den Blumen ihren Duft, den Schmetterlingen ihre Farbe und ihr Gegaukel verübeln. Die aus der ganzen Welt ein Waisenhaus mit kahlen getünchten Wänden, aus jedem Menschen einen Büßer machen möchten. Luther hat jedenfalls die tiefsten Probleme der Religion gar nicht erfaßt, darum könnte ich wohl überzeugter Katholik sein, indem ich die Symbole auf meine Art deute und ein Mißfallendes eben mit in den Kauf nehme, aber niemals überzeugter Lutheraner oder Kalvinist. Trotzdem trete ich aus dem Protestantismus, in dem ich erzogen wurde, nicht aus, weil ich mich nicht um ihn kümmere, solange er mir nicht lästig wird.

Und dann waren mir auch immer die Kruzifixe und die knienden Männer ein unangenehmer Anblick. Ich knie vielleicht vor einer schönen Frau, aber nicht vor einem Bild. Dann fürchte ich mich auch weder vor dem Tod noch vor der „Hölle“ so sehr, daß ich um Gnade und Erbarmen wimmern möchte. Dazu ist mein ethisches Ideal dem Stoizismus zu sehr verwandt. Ich will kein Mitleid mit meinem Gott haben, sondern mich an ihm aufrichten, an ihm eine Kraftquelle finden, wenn ich das — was bei mir aber gar nicht der Fall ist — benötigen sollte. Ich danke dem Schicksal bewegten Herzens für das Gute, aber ich bitte nicht darum, wenigstens nicht für mich selbst. Dazu bin ich viel zu stolz.

Übrigens sind zwei Arten des Mitleids zu unterscheiden. Das eine läßt sich vielleicht in die Worte fassen „der arme Schlucker" und ist mit der Verachtung und Geringschätzung nahe verwandt. Das andere sagt „welch ein Mann! Und doch war das Schicksal stärker als er". Selbstredend handelt es sich Christus gegenüber nur um dieses tragische Mitleid; trotzdem scheint es mir einem Gott gegenüber, zu dem die Kirche ja diesen außerordentlichen Mann um jeden Preis stempeln wollte, unangemessen.

Und immer wieder flogen meine Gedanken zu Jesus von Nazareth, diesem unbegreiflich großen und edlen Menschen. Der, zweifellos in den dürftigsten Verhältnissen aufgewachsen, nach einem Leben voller Leiden einem qualvollen Tode mit klarem Bewußtsein entgegenging. Der die tiefste Wahrheit besaß und nur aus übertriebenem Idealismus eine für andere unerfüllbare Forderung stellte, der er selbst aber gerecht wurde.

Was muß dieser Mann, was muß Sokrates und erst Buddha, der größte Denker von allen, gelitten haben! Denn man muß wohl berücksichtigen, daß uns zwei Jahrtausende und mehr von diesen Giganten trennen, ich aber, ein Epigone, auf Grund alles dessen, was die Wissenschaft des Erdballs in dieser Zeit geleistet hat, mühsam zu beweisen versuche, was sie über die letzten Dinge w u ß t e n.

Immer wieder fragte ich mich, wie ich zu d i e s e r Gnade des Schicksals gekommen bin, ihrer würdig befunden wurde. Ich weiß ja sehr gut, daß ich kein Dutzendmensch bin. Ich konstatiere das mit der gleichen Gemütsruhe wie meine Größe von 1,73 Meter. Ich habe mich redlich bemüht, mein ganzes Leben lang das Gute, soweit ich es erkannt hatte, um des Guten willen zu tun. Aber das ist ja wohl nicht so schwer. Ich weiß auch sehr genau, daß ich als Persönlichkeit ein Genie bin, und daß mein Werk derart ist, daß es meinem Namen den spätesten Geschlechtern überliefern wird. Ich kann ja recht

wenig dafür. Wie dankbar muß ich dem Schicksal sein, daß es mich in dieser Zeit und in Deutschland geboren werden ließ, mir solche Eltern und Lehrer gab, mich mit Anlagen ausstattete und dem Willen und der Kraft sie auch auszubilden und für noch so manches andere.

Ich kenne aber auch meine Fehler und Schwächen, wenigstens im christlichen Sinne, sehr gut: meinen Hochmut und meine Schroffheit oder doch Heftigkeit in vielen Dingen, in manchen auch meine Eitelkeit und gesellschaftliche Empfindlichkeit, zeitenweise Launen, wenn man viele körperliche Schmerzen hat, neigt man dazu, und noch so manches andere. Jeden Tag freue ich mich, daß ich nicht bin ,,wie jener dort". Noch einen Fehler entdeckte ich an mir: zeitenweise mangelt es mir am Mute meine Überzeugung zu sagen, teils aus Furcht mißverstanden und falsch beurteilt zu werden, teils aus Angst andere zu verletzen. Dann schweige ich zu etwas, das ich nicht billige. Ich fürchte gesellschaftliche Nadelstiche natürlich nur von Personen, die ich für voll nehme. Säbelhiebe glaube ich nicht zu fürchten, wohl weil hier eine große Kraft des Martyriums sich äußern kann. Die öffentliche Kritik ist mir dabei merkwürdigerweise vollkommen gleichgültig. Zudem kümmerte ich mich weder um Gott, noch um Unsterblichkeit. Der ,,Zufall" stieß mir die Nase darauf. Ich bin weit, sehr weit entfernt vom Ideal christlicher Vollkommenheit. Und doch durfte ich das alles erleben!

Ich habe mich seit meiner Kindheit nicht um Gott, Unsterblichkeit oder Jenseits gekümmert, weil mir das alles keine Gemütsbedürfnisse sind oder doch waren.

Es wird mir auch gar nicht einfallen etwas um dieser Unsterblichkeit willen zu tun oder zu unterlassen, weil ich, dem Schicksal sei's gedankt, stark genug bin weder den Tod zu fürchten, noch eines anderen Lohnes für meine Taten zu bedürfen, als die innere Befriedigung und das, was ich mir an äußeren Gütern erwerben werde.

Ich war weit davon entfernt die Möglichkeit der Unsterblichkeit zu leugnen, da ja das Gesetz der Erhaltung der Energie sie sogar fordert, aber ich kümmerte mich nicht darum. Sie ist mir so wenig ein Gemütsbedürfnis, daß ich, vor die Wahl gestellt, ob mir nach einem arbeitsreichen Leben das Nichts lieber wäre, als ein Fortleben, schwanken würde, für welche von beiden Möglichkeiten ich mich entscheiden soll.

Mir schaudert vor dem langweiligen christlichen Himmel mit seinem ewigen Halleluja, seiner dogmatischen Beschränktheit und den vielen fanatischen Seelen, die keine Ahnung vom Wert des Lebens hatten und in der Negation ihn erkannt zu haben glaubten, mit all den Ketzerrichtern und der ganzen krüppelhaften Gesellschaft.

Da wäre mir nicht nur das Nichts weit lieber, sondern auch die Hölle. Da trifft man doch wenigstens interessante Persönlichkeiten, die größten und freiesten Denker.

Ja, wenn es einen Himmel gäbe mit Platon und Franz von Assisi, Schiller und Goethe, mit Sokrates und dem alten Fritz, mit Moses und Buddha und Christus, mit schönen Frauen und meinem lieben Großvater und meinem Lehrer Thude, dann wäre mir ja freilich der Himmel lieber als das Nichts, auch lieber als die Hölle. Aber wer weiß das? Wer kann es beweisen? Das ist Sache des Glaubens, und ich bin ungläubig.

Unbeschreiblich süß war ja dieses Glücksgefühl über den Sieg über mich selbst. Aber ich hatte es jetzt zum ersten Male in meinem Leben und habe doch schon manchmal Menschen, die mir Böses zugefügt hatten, vergeben, auch wenn es sich um sehr schlimme Dinge gehandelt hatte. Bald aus Klugheit, bald aus anderen Gründen; aus reiner Herzensgüte aber wohl noch nie. Was man Edelmut oder Noblesse nennt, ist ja nichts anderes, als eine Resultante von Klugheit und Willensstärke, nur daß man es soweit bringen muß gefühlsmäßig nobel zu handeln, dabei aber sich selbst durchaus nicht

aus den Augen verlieren darf. Noblesse bis zur Selbstvernichtung ist Dummheit. Man muß immer gerecht sein, darf aber nur in Ausnahmefällen verzeihen, weil man sonst eine Prämie auf böse Handlungen setzt.

Hätte ich aber eigentlich klüger, egoistischer handeln können, als gerade jetzt? War denn ein reicherer Lohn überhaupt möglich? Eine greifbarere Bestätigung dafür, daß jede gute Tat sich selbst belohnt? Die zum Ziehen des Ventils des Edelmutes nötige Willensenergie war ja enorm, aber sie wurde sofort durch das intensivste Glücksgefühl belohnt, der Rest aber muß wohl noch in diesem Werke sich äußern. Mit Athenes Klugheit und der Kraft eines Herkules hätte ich also nichts tun können, was mir mehr Nutzen gebracht hätte.

Nicht in dem Sinne, daß man dafür, wie sich der Laie wohl träumen mag, Geld, Ehren, Anerkennung einheimst. O nein! Feindschaft, Verfolgung, Verkennung der lautersten Motive. Der Gerechte muß viel leiden, sagt die Bibel, und sie hat recht. Gerade die Personen, die wir am meisten lieben, denen wir uns opferten, werden oft von uns abfallen, uns hassen und verleumden. Dafür aber hat man ein herrliches, die Brust dehnendes Gefühl. Das kennt ja jede sittliche Persönlichkeit. Und dann strömt auch von jeder guten Tat Segen aus in unermeßlich reicher Fülle.

Nur edle Menschen können an das Edle im andern glauben, nur gute an das Gute, nur wahre an die Wahrheit. Sage mir darum, was du aus diesem Werke herausliest, und ich werde dir sagen, wer und was du bist — vorausgesetzt, daß ich keine Beleidigungsklage riskiere. Daß nur das Genie ein anderes Genie begreifen kann, sagte ich bereits. Jemand schrieb mir, er habe dieses Werk verstanden, ohne ein Genie zu sein; aber so ist es nicht. Wenn der gute Mann doch nur nach Maßgabe seiner Fähigkeiten erst gedacht hätte! Man braucht kein Genie zu sein, um das Gravitationsgesetz zu verstehen, wohl aber um Newton als Persönlichkeit begreifen zu können.

Es gibt nur sehr wenige Charaktere, die Selbstverleugnung ihrer Umgebung auf die Dauer vertragen können. Das ist menschlich, denn es ist ja auch leichter im Unglück groß zu sein, als im Glück. Die meisten sehen in stillschweigenden Opfern, die wir ihnen bringen, nur einen Beweis von Schwäche, statt einer gegen uns gerichteten Willenskraft. Sie werden dann frech und anmaßend und fordern immer mehr, bis uns der Geduldsfaden reißt.

Aber was wollen alle schlechten Erfahrungen mit Menschen besagen gegen das beseligende Bewußtsein, daß der Geist die Welt regiert, und das Gute mit seinen Dienerinnen der Wahrheit und Schönheit und dem Heer von Trabanten, als da sind Freundschaft und Vaterland, Zufriedenheit und Kraft und Milde, und allen jenen Gütern, die wir schätzen! Aber die Sonne, die unerschöpfliche Quelle der Energie, der Born reichen Segens ist doch die Liebe. Und war es nicht Christus, der sie in ihrer ganzen Reinheit erkannt und verkündet hat?

Eine Wirkung des Aktes der Selbstüberwindung ist, daß man weder mehr intensiv eine Person hassen, noch sie intensiv lieben kann. Der Strom der Liebe, der bisher nur eine Mühle getrieben hat, wird durch das „Liebet eure Feinde" auf die Felder abgeleitet, sie reich befruchtend. Man ist glücklich in Liebeswerken, die man an seinen Mitmenschen tut, aber die einzelne Person, die man früher mit der ganzen Kraft der Seele liebte, wird verkürzt. Die Liebesenergie hat sich nicht vermehrt, sondern nur ihre Richtung von einzelnen auf viele um nicht zu sagen alle Menschen genommen.

Was fingen wir armen Menschen ohne die Schönheit an? Sie schenkt uns Freude und erhebt uns. Welche Wunder bewirkt ein Bild, der Anblick der Natur, welchen Balsam träufelt Musik in das kranke Herz! Und das sind doch nur schöne Dinge, ja die schönsten, aber die Schönheit selbst ist es doch noch nicht. Nur ein Torso, ein Surrogat, wie jede sittliche Handlung doch nur ein

Torso der Sittlichkeit ist. Denn sonst müßten wir ja Christus ständig in uns erleben, nachdem wir ja alle normalerweise sittlich handeln. Allerdings sind alle Ideale nur Erzeugnisse unserer Phantasie, aber daß dem Guten auch etwas Reales entspricht, habe ich ja erlebt, ich w e i ß es doch!

Welche Seligkeit müßte es erst sein, einen persönlichen Gott in uns zu erleben. Aber es würde uns gehen wie Moses. Und welche Kraft der Seele müßten wir besitzen, um, nachdem wir ihn geschaut hätten, doch noch voll Milde und Nachsicht die zu betrachten und zu behandeln, die sich seine Diener nennen und ihm zu dienen, ihn zu lehren glauben, wenn sie die Anbetung ihres kläglichen animalischen Ideals mit Gewaltmitteln erzwingen. Die in seinem Namen so unsägliche Leiden in die Welt trugen und auch heute noch tragen möchten.

Wie gut, daß uns diese Versuchung, gegen den Geist der Milde so schwer zu verstoßen, erspart bleibt.

Wer aus lauteren Motiven, d. h. im Bestreben, seine Interessen mit denen der Allgemeinheit in Einklang zu bringen, handelt, der empfängt auch vielleicht jene Glücksgüter, von denen wir oben sprachen. Betritt er aber den Weg in umgekehrter Richtung, dann wird er sie vielleicht erlangen — doch auch das ist nicht sicher — mit Bestimmtheit aber auf die höheren Werte verzichten müssen.

Und warum handeln wir gut? Aus Egoismus. Würde denn ein einziger Mensch, ein einziger Christ gut und edel sein, das Martyrium auf sich nehmen, wenn er seine Seligkeit, den Preis allen Ringens, dem ersten besten Feind oder Verbrecher, oder auch seinem liebsten Freunde abtreten müßte — aus freien Stücken? Wenn er statt seiner in die „Hölle" wandern müßte? Ganz gewiß nicht. Aber der Egoismus des Christen steht unendlich viel höher, ist unendlich viel klüger, erfordert aber unendlich viel mehr Kraft, als der des Diebes und Raubmörders, nein, als der Beste unter uns ihn besitzt.

Wie stark müßte jemand sein, der nur um des Guten willen das Gute tut, immer, ausnahmslos?! Um des Ideales des Guten willen, ohne jede Rücksicht auf Vergeltung, ohne selbst auf das Gefühl der inneren Befriedigung zu rechnen? Aber wir sehen, daß *immer* das, was wir Gut nennen, zugleich klug ist und Stärke erfordert.

Ich dachte immer und immer wieder darüber nach, daß doch das einzig Richtige die Moral Christi sei, „liebe deinen Nächsten, wie dich selbst". Die andere, den anderen Backen hinzuhalten, wenn der eine geschlagen wird, die Forderung, die Feinde zu lieben, ist allerdings falsch und unlogisch, denn dann müßte man ja den anderen mehr lieben, als sich selbst. Das mag man dann und wann tun, wenn man will, aber es ist kein gerechtes Gebot. Es widerspricht der Physik, dem Kampf ums Dasein. Wie kann die Art bestehen, wenn es keine Individuen gibt? Selbsterhaltung ist genau so wichtig, wie Erhaltung der Art, Egoismus und Altruismus gleich notwendig.

Wenn selbst ein Mann wie ich ein einziges Mal nur in seinem Leben der Forderung Christi gerecht werden konnte, dann kann sie unmöglich etwas als allgemeingültiges Moralgesetz taugen. Sie birgt auch große Gefahren, denn sie ist geeignet die Stoßkraft nach außen zu lähmen, dem Überleben des Geeignetsten, auf dem ja aller Fortschritt beruht, den Todesstoß zu versetzen. Ihre Handhabung käme ja einer Dezimierung gerade der Besten, der sittlich strebenden Menschen gleich, und die skrupellosen Gewaltmenschen, die auf anderm Standpunkt stünden, müßten ja siegen. Statt es ihnen zu erschweren, würde man es ihnen ja erleichtern. Die Intensität des Glücksgefühls ist viel zu teuer erkauft, es ist eine *Energieverschwendung schlimmster Art. Denn nicht das Glück, ist der höchste sittliche Wert, sondern das Gute. Nicht für Gefühle müs-*

sen wir die Energie ansammeln, sondern für Leistungen, die uns und anderen nützlich sind, Gutes erweisen, die Werte schaffen.

So neigte ich innerlich dazu hinfort für die Moral Christi, bis auf diese unbillige Forderung der Feindesliebe, einzutreten. Im Herzen hatte ich ihr ja auch früher angehangen und wiederholt nach dem „liebe deinen Nächsten wie dich selbst" gehandelt, war manchmal auch darüber hinausgegangen. Aber daneben hat sich in mir auch immer der Mann geregt, der sich nichts gefallen läßt, den Freunden ein Freund, den Feinden ein Feind sein will.

In mir war ein völliges sittliches Chaos, das noch verstärkt wurde durch etwas ganz, ganz Merkwürdiges.

Während ich so da lag und mich immer noch nicht fassen konnte, immer mehr mich weichen Gefühlen überließ, die mich einen Raubmordversuch an mir hätten verzeihen und mit Gutem vergelten lassen; während ich darüber nachsann, wie ich wohl meine moralischen Anschauungen mit denen Christi in Einklang bringen könne und immer wieder mir und dem Schicksal grollte, daß gerade ich, der ich doch soeben den Segen des „liebet eure Feinde" an mir in so reicher Fülle erfahren hatte, Christus, wenn auch nur in einem Punkte entgegentreten müsse, da regte sich in meinem Inneren eine Stimme. Es stach erst leise, dann heftiger und heftiger, schließlich wurde es sehr schmerzhaft. Ich suchte meine Moralthese zu formulieren, „liebe dich, dann wirst du auch deinen Nächsten lieben". Sie stach weiter, „handle so, daß du es billigen mußt, wenn ein anderer in gleicher Lage ebenso gegen dich handeln würde". Sie stach immer noch. Ich wußte mir nicht zu helfen, war völlig ratlos, und dabei war ich körperlich doch so elend und sehnte mich nur nach Ruhe.

Ich variierte rastlos meine These und es bohrte immer weiter. „L i e b e d i c h u n d d i e F r e u d e, d e n n d a n n w i r s t d u k l ü g e r u n d s t ä r k e r." Es schwieg im Innern! „U n d w e n n d u G e w i s s e n s b i s s e b e k o m m e n s o l l t e s t, w e n n i r g e n d e i n e H a n d l u n g d i c h r e u e n s o l l t e, s o g e w ö h n e d i r R e u e u n d G e w i s s e n a b." Es schwieg immer noch! „Und wenn es dir Freude macht, dann handle schnurstracks gegen dein Gewissen." Die Stimme blieb still. Jetzt wurde ich vermessen und sagte, „Ich werde überhaupt nur mehr tun, was mir Freude macht. Gewissen ist ein Unsinn. Und wenn es mir Freude macht, dann soll das Daimonion bohren, so viel es nur mag, ich kümmere mich nicht darum." Und siehe da: es schwieg auch dazu!

Unbegreiflich!

Und nun muß ich etwas von dieser inneren Stimme erzählen, die ich nach dem Vorbilde des Sokrates „Daimonion" nenne. Ich spürte sie zum ersten Male, als ich am 27. November 1912 sprach, wußte nicht, was das Gefühl zu bedeuten habe, und es beunruhigte mich. Denn ich sprach, wie immer, frei und wurde darum beklommen. Aber nach wenigen Augenblicken schwieg sie. Ich fühlte sie seitdem noch sehr oft, sie fiel mir mitten in die Rede, bohrte, wenn ich schweigen wollte, schwieg aber, wenn ich Dinge sagte, die so brutal waren, daß sie meinem Gefühl widersprachen. Ich stellte sie ungezählte Male auf die Probe und weiß nun ganz genau, was sie will.

Das Gefühl, bei mir zwischen Herz und linkem Schlüsselbein sitzend, ist schwer zu beschreiben. Es beginnt mit einem leichten Stich, dem dann schnell weitere folgen, die immer heftiger bohren. Es ist weit unangenehmer, als Gewissensbisse oder Gewissenskonflikte — erstere hatte ich ja wohl nur sehr selten, letztere desto häufiger — und mit einem gewissen Angstgefühl verbunden.

Ich habe inzwischen noch etwa ein Dutzend Personen kennen gelernt, die dieselbe Stimme haben; bald sitzt sie im Nacken, bald in der Brust, die Lokalisierung ist also gleichgültig. Wohl noch keiner, der diese Stimme besitzt, hatte je darüber gesprochen, aber ich sah sie ihnen an, wie ich ja überhaupt bisweilen eine Menschenkenntnis besitze, die mich oft selbst überrascht. Ich glaube oft durch Personen durchsehen zu können, wie durch Glas. So klar liegt die Seele vor mir. Aber diese „Röntgenaugen" habe ich nicht immer.

Natürlich interessierte ich mich außerordentlich für das Daimonion und weiß, daß es gar nicht so selten ist, nur daß seine Besitzer darüber schweigen. Jeder edle Mensch, jeder, der einen sehr großen selbstverleugnenden Akt, eine Tat gigantischer Selbstüberwindung getan hat, besitzt sie. Jeder sollte sie zu erwerben trachten, denn das ist wichtiger, als materieller Besitz, ein größeres Gut, als Nobelpreis und die Kenntnis alles dessen, was unsere Wissenschaften lehren. Der Erwerb des Daimonion, des „Heiligen Geistes" der Bibel ist ja der ganze Sinn und Zweck des Christentums! Darum immer die Mahnung zu verzeihen, um sich durch kleine Akte der Selbstüberwindung für die großen und größten zu schulen. Sokrates war dieser Kausalzusammenhang offenbar unbekannt. Christus kannte ihn. Der Wiederentdecker bin ich.

Diese Stimme ist ein Warner in körperlichen und ethischen — nicht in finanziellen! — Gefahren. Daß sie uns gut will, ist gewiß, ebenso, daß ein Ungehorsam sich schwer rächt.

Selbstredend ist der Erwerb des Daimonion ganz unabhängig vom Berufe. Ich kenne zwei katholische und zwei protestantische Geistliche — diese beiden traten aus der Landeskirche aus! — einen Arzt, einen Apotheker, einen Volksschullehrer, einen Fabrikbesitzer. Das Gefühl, wenn es pocht, ist deshalb so beängstigend, weil es durchaus verschieden von jedem anderen uns

bekannten ist. Es ist eine andere Intelligenz oder Persönlichkeit. Es ist etwa so, wie bei der Kindesbewegung der Schwangeren. Der Embryo würde dann immer, wenn wir etwas tun, was ihm nicht paßt, treten und strampeln. Übrigens ist diese Intelligenz ein schlagender Beweis dafür, daß das Gehirn zum Denken nicht erforderlich ist. Man muß ja stets gegen die eigene Einsicht, das eigene Denken und Fühlen handeln und bisweilen das ganz große Angstgefühl, das uns die Kehle zuschnürt, überwinden. Es ist auch etwas ganz anderes, als Vorahnung oder Hellsehen, die ich recht gut kenne, desgleichen als Telepathie. Ein paar Beispiele von den vielen mir bekannten und verbürgten mögen über die Art der Warnung aufklären, die technisch natürlich nur Negation sein kann, was aber in der Praxis einem Rat oft völlig gleichkommt. So, als ein Mann auf einer Hochtour schwankte, welchen Weg er wählen solle. Gerade wollte er sich nach links wenden, als das Daimonion ihn durch sein warnendes Bohren veranlaßte den rechten einzuschlagen. Nach genußreicher Tour ins Tal zurückgekehrt, erfuhr er, daß eine Partie, die an der Gabelung den linken Weg gewählt hatte, soeben tödlich verunglückt sei. Ähnlich mußte die dem Sokrates erteilte Warnung, sich mit Politik zu beschäftigen, als Hinweis auf die Philosophie gedeutet werden. Ein direkter Rat ist es auch, wenn man zu etwas Gehörtem schweigen will, bis plötzlich das Daimonion zu bohren anfängt. Nur Warnungen sind etwa folgende Fälle: ein Bekannter fährt mit seiner Braut in die Kirche zur Hochzeit. Vor dem Altar bohrt die Stimme. Er findet nicht die Kraft in diesem Augenblick von der Verlobung zurückzutreten, und die Ehe wird sehr unglücklich. Jemand will einen Ausflug machen. Kurz vor Besteigen des Zuges bohrt das Daimonion. Er bleibt zurück und der Zug entgleist beim Ausfahren mit Toten und Verwundeten. Ein andermal ritt dieser Herr hinter der Front, bei ganz mäßiger Fliegerbeschießung in großer Höhe, spazieren. Da das

Daimonion plötzlich sich regt, setzt er sein Pferd in Trab und zwar noch so rechtzeitig, daß ein Sprengstück nur die Haut des Pferdes ritzte, während ein ganzer Hagel auf die soeben verlassene Stelle niederging. In einem dringenden Krankheitsfalle eines nahen Angehörigen wollte er zu einem Arzt schicken. Als er an diesen denkt, warnt das Daimonion, und er läßt einen anderen holen. Wie er nachträglich erfuhr, wäre der erstere nicht daheim gewesen, und dadurch kostbare Zeit verloren worden. Das Daimonion ist also zweifellos allwissend.

Daß gerade ich, der ich von Christus doch sicherlich mehr weiß, als die überwältigende Mehrheit derer, die sich seine Diener nennen, vom Schicksal dazu bestimmt bin, ihn zu korrigieren, hat mich sehr geschmerzt. Andrerseits deckt sich der Wille des Daimonion völlig mit meinen Anschauungen, wie ja jeder kontrollieren kann, wenn er die ersten Bogen dieses Buches liest, die ich vor den eben geschilderten Ereignissen niederschrieb. Ich wäre auch nie ins Wanken gekommen, wenn ich nicht am 24. und 25. Dezember diese denkwürdigsten Erlebnisse in meinem Dasein gehabt hätte. Aber auch die Periode des sittlichen Chaos, der momentanen Gefahr einer Umwertung aller Werte, einer moralischen Revolution von elementarer Gewalt, war sehr gut. Denn, wie wir später sehen werden, bestätigte sie mir die Richtigkeit meiner Moral.

Wenn ich meine Mission richtig deute, dann muß ich der masochistischen Sklavenmoral Christi, die mit dem grausigen Ende ihres erhabenen Stifters, dem ich ja nicht wert bin die Schuhriemen zu lösen, besiegelt wurde, ebenso wie der sadistischen Herrenmoral Nietzsches die Synthese, die Menschheitsmoral gegenüberstellen. Dann darf ich nicht als Märtyrer für eine große Sache enden, da mir dies das Daimonion verboten hat, das immer bohrt, wenn ich in Versuchung gerate, mich aufzuopfern, sondern muß der Welt ein Beispiel geben,

daß man sittlich handeln und doch alle Güter des Lebens genießen kann. Gelingt es mir nicht in selbsterworbenem Wohlstande und fürstlichem Ansehen zu sterben, ohne dabei einem einzigen Menschen mehr Übles getan zu haben, als er — wofern er eine urteilsfähige und sittliche Persönlichkeit ist — selbst billigen müßte, wenn er sich in meine Lage versetzt, dann habe ich meine Rolle schlecht gespielt. Und wenn ich nicht meiner Familie, meinen Freunden, meinem Vaterlande und der Menschheit viel Gutes erweisen konnte — zugleich aber auch mir selbst — dann habe ich sie auch verfehlt. Das wird ja alles die Zukunft lehren. Meiner Neigung würde ein Ende, wie das des Sokrates, mehr entsprechen, denn wir Menschen lieben einmal die große Geste. Aber es ist mir auch so recht, nur daß ich es nicht leicht haben werde. Auf alle Fälle werde ich als gebrechliches Werkzeug in der Hand des Schicksals, ohne mich viel um meine persönliche Wohlfahrt zu kümmern, meine Aufgabe zu lösen versuchen. Aber sie ist so gewaltig, ich sage für meine Zeitgenossen so unerörtertes auf vielen Gebieten, daß es geradezu unmöglich ist, mich noch zu meinen Lebzeiten durchzusetzen. Aber „was glänzt, ist für den Augenblick geboren" und darum wird die Nachwirkung desto länger sein, bis meine Erkenntnisse Gemeingut der ganzen Menschheit wurden. Jedenfalls wird nach dem Siege des Pöbels in unserer Revolution die Gefahr für mich groß sein, und es wird sich zeigen, ob und wie ich ihr entgehen kann. Denn derselbe Mob, der mit Recht den Byzantinismus vor Monarchen verurteilt, fordert ihn mit Unrecht vor seiner eigenen fratzenhaften Majestät. Immerhin würde man sich irren im Glauben mir durch eine Hinrichtung etwas Böses zuzufügen.

Meine Mission ist doch offenbar die, die Welt- und Lebensfreudigkeit zu erhöhen und zugleich die Menschen besser zu machen. Wenn das Schicksal mich vorher mit Genialität ausstattete, dann muß ich diese genau

so gebrauchen, wie der Löwe Gebiß und Krallen, der Hase seine Schnelligkeit. Es ist ja sehr wohl möglich, daß ich, weil noch innerlich zu sehr auf christlichem, d. h. unmännlichem, sklavischem, masochistischem Standpunkte stehend, hie und da nicht rücksichtslos genug meine Ziele verfolge, mit Gefühlsduselei zu kämpfen habe. Dann muß man eben meinen Worten folgen und bedenken, daß ich mich in die neue Rolle erst einleben muß. Das Daimonion wird mir schon helfen.

Wenn nun aber irgendein Hohlkopf glauben sollte, ich ließe mich durch Spott, Drohung, Strafen schrecken, dann lache ich ihm ins Gesicht und breche ihm, wenn es mir Freude macht, mit der größten Kaltblütigkeit alle Knochen. Denn wo gehobelt wird, da fallen Späne. Ich werde gar keine Gewissensbisse in einem solchen Falle haben — seitdem ich das Daimonion besitze, ist das Gewissen für mich ja überhaupt ein Atavismus, das Rudiment einer tieferen Entwicklungsstufe — entscheidend ist nur, daß ich nicht mehr Energie verschwende, als nötig ist. Aber das ist ja meine Sache und geht keinen Menschen etwas an. Im übrigen habe ich mich bisher gegen Unwissenheit sogar in der gefährlichen Form der psychiatrischen Scharlatanerie und der Polizeischikane behaupten können und werde es erst recht in der Zukunft.

Und wenn jemand glauben sollte, er könne mich mit Belohnungen ködern, mit Gold, Ehren, einer Königskrone, dann lache ich ihn aus. Denn ich besitze ja die Krone der Unsterblichkeit. Wen meine Hand schlägt, der wird es durch mich, und wer in meinen Bannkreis gerät, dessen Name wird den spätesten Geschlechtern überliefert werden. Es gibt ja auf der ganzen Erde keine Auszeichnung, die meiner Morallehre angemessen wäre.

Ich folge der Stimme des Daimonion nicht, weil ihr nicht zu folgen eine „Sünde" wäre — ich halte den Begriff der Sünde für einen Unsinn — sondern weil mir

das angenehmer ist als Auszeichnungen, Lob oder auch die Vermeidung von Verfolgung. Wäre es mir in einem Moment unangenehmer, dann würde ich auch sie verleugnen, denn sonst verstieße ich ja gegen mein eigenes Gesetz, mit einem Minimum von Mitteln ein Maximum von Erfolg zu erzielen, ich verlöre die Freude, die mir Kraft und Stärke verleiht. Aber ich glaube nicht, daß viele Gefühle mir angenehmer sind, als das unvergleichlich beglückende, mich im Einklang zu wissen mit den Gesetzen der Natur und freiwillig jenem Geiste zu folgen, der das All regiert, den funkelnden Königsmantel um seine göttliche Gestalt. Aber Reue oder Gewissensbisse hätte ich auch dann nicht, denn sie würden mich lähmen und damit meine Energie der Stimme ein anderes Mal besser zu folgen, reduzieren.

Übrigens war ich einmal dem Daimonion ungehorsam, habe also die „Sünde wider den Heiligen Geist“ begangen, die nach Christus uns als einzig nicht verziehen wird. Das kam so: Im intimsten Familienkreise kam die Rede auf den Vertrauensbruch und der Name des Herren fiel. Ich spürte, wie sich das Daimonion zu rühren begann, um mich zum Reden zu zwingen, aber ein Angstgefühl schnürte mir die Kehle zu. Mit großem Willensaufwand bezwang ich mich und sagte, daß zwischen uns wieder alles in Ordnung sei. Sofort schwieg das Daimonion. Unmittelbar darauf fiel der Name der Dame. Wieder wollte mich das Daimonion zum Reden zwingen, wieder das würgende Angstgefühl im Halse — es waren dies die beiden einzigen Male im Leben, daß ich es kennen lernte — aber diesmal hatte ich nicht die Kraft, es zu bezwingen. Sei es, daß ich mich fürchtete man könne als Schwäche deuten, was das Resultat größter Selbstüberwindung war, sei es, daß ich mich scheute den Eindruck zu erwecken, als wolle ich mit meiner Noblesse prunken. Endlich wollte ich auch die Folgen eines Ungehorsams auf die Probe stellen. Kurz: ich schwieg. Langsam verstummte

auch das Bohren des Daimonions. Mein damaliges Schweigen hat mir außerordentlich viele Unannehmlichkeiten eingetragen, die ich alle hätte vermeiden können, wenn ich damals gesprochen hätte. In diesem Sinne wird also der Ungehorsam gegen den Heiligen Geist nicht verziehen, genau wie Christus sagt. Mit dem Heil meiner Seele hat das aber natürlich gar nichts zu tun; die Buße erfolgt im irdischen Leben. Das haben mir auch andere bestätigt. Sicher ist, daß die „Sünde wider den Heiligen Geist" im Sinne Christi überhaupt nur der begehen kann, der das Daimonion besitzt. Übrigens warnt es in einer Sache nur einmal, ist also gut, aber nicht gutmütig oder sentimental. Andererseits trägt es einen Ungehorsam nicht nach, sondern warnt in anderen Angelegenheiten ruhig weiter. Es fordert strengste Pflichterfüllung, sei es im feindlichen Feuer, sei es, wie das Beispiel des Sokrates lehrt, im bürgerlichen Leben, aber niemals unnötige Opfer, unnötigen Verzicht. Ich habe es im Feuer nie gespürt, weil ich meine Pflicht tat. Hätte es mich vor körperlichen Gefahren gewarnt, dann sicherlich nur insoweit, als ich gleichzeitig meine Pflichten erfüllen konnte. Unter Umständen hätte sich beides sehr gut vereinigen lassen, indem man etwa einige Schritte seitwärts trat, wenige Augenblicke bevor eine Granate auf dem bisherigen Standorte einschlug. Ein mir bekannter Offizier befand sich mit der von ihm geführten Munitionskolonne in der Feuerstellung, als die Batterie plötzlich vom Feuer schwerer Artillerie überschüttet wurde. Die Gefahr war sehr groß, zumal auch die Munition hätte explodieren können. Er hielt als letzter, bis alles abgeladen und den Gefahrbereich verlassen hatte, aus. Sein Daimonion hatte sich nicht gerührt, weil er nur seine Pflicht tat, und seinen Leuten und Pferden war nichts passiert.

Ich weiß gar wohl mich, den strebenden, irrenden, nach Wahrheit suchenden Menschen zu trennen vom Genie, das durch die Gnade des Schicksals in mir seinen

Einzug hielt, und ich weiß das Daimonion, das Splitterchen vom Weltgeist — denn anders kann ich es nicht deuten — sehr wohl als Leihgabe zu werten und zu verehren. Ich danke dem Schicksal, daß es mir die größten Versuchungen ersparte und mich nicht zum Verbrecher werden ließ, und hoffe, daß ich nie gelobt werde für Dinge, an denen ich mir gar kein oder nur ein verschwindendes Verdienst beimessen darf. Gegen meine Feinde werde ich mich schon auch weiterhin wehren. Unangenehmer sind mir kritiklose Bewunderer, die es gut meinen, aber mich nicht begreifen.

Ich wäre sogar imstande den Professortitel, die Mitgliedschaft einer Akademie anzunehmen, und beides ist mir ein Greuel. Ich möchte niemand wehtun, wenn ich es vermeiden kann. Ich möchte viel Liebe austeilen, mit vollen Händen, niemand zurückstoßen, allen, die mir nichts Böses zufügen, Gutes tun, um mich der Gnade des Schicksals würdig zu erweisen. Und was mir auf dem weiteren Lebenswege am schwersten fallen wird — das sehe ich klar voraus — das wird die durch höhere sittliche Erwägungen geforderte Abweisung von Personen sein, die mir Gutes und Liebes erweisen wollen. Wo ich auf meinem Wege, wenn es die Durchsetzung meines Ichs bzw. meiner Mission gilt, Widerstand finde, dann möchte ich ihn brechen, natürlich mit dem mildesten Mittel beginnend, denn der Kampf ist mein Lebenselement, mehr allerdings der gegen Ideen, als gegen Personen. Er macht mich klüger und stärker. Aber wo ich Nachgiebigkeit und Schwäche sehe, da möchte ich helfen. Und das werde ich oft nicht dürfen, z. B. sind Geldunterstützungen fast immer ein Unsegen. Oft werde ich es aber auch nicht dürfen, um mich zu schonen, für Familie, Staat, Menschheit und für mich selbst. Denn ich bin ein höherer sittlicher Wert, als andere Menschen und darum darf, ja muß ich auch mehr fordern. Quod licet Jovi, non licet bovi. Zudem habe ich als Privatmann genau dasselbe Recht nach meinen

Neigungen zu leben, weltlichen Freuden nachzujagen, wie irgendein anderer, sicher aber ein größeres, als die große Mehrheit. Man wird anderer Ansicht sein, und meine Aufgabe möge es dann bleiben, mich durchzusetzen.

Soviel war mir sofort klar: Wer noch das Leben als Last betrachtet, in Weltentsagung die einzige Möglichkeit sieht sein seelisches Gleichgewicht wieder zu erlangen, der steht noch nicht auf der Höhe der Weisheit. Wer nichts fürchtet und nichts hofft — oder das doch als Ideal betrachtet — wer sein Ich völlig verschwinden läßt hinter den Idealen der Familie, des Vaterlandes, der Religion, der Wahrheit oder Schönheit, oder hinter irgendeinem anderen, ist noch nicht auf dem rechten Wege. Denn wir haben nicht nur das Recht, sondern sogar die Pflicht der Selbstbehauptung! Das christliche Ideal ist weiblich. Aber die Erde gehört von Rechts wegen dem Starken. Ebensowenig, wer sich dauernd durch Sinnenrausch zu befriedigen bzw. zu betäuben versucht.

Nur wer sich glücklich fühlt, auch wenn er weiß, daß er noch großen Stürmen und Verfolgungen entgegengehen wird, aber auch weiß, daß sie ihn nicht entwurzeln werden, sein inneres Glück, d. h. seine heitere Gemütsverfassung, seine behagliche, zufriedene Stimmung vorübergehend erschüttern, aber nicht brechen können, der ist im Besitze der Weisheit.

Die Güter des Lebens genießen heißt die Kunst. Aber so wenig ich mich an reichbesetzter Tafel vor deren Ende fürchte, so wenig in einem glücklichen Leben vor dem Tode. Ich dachte darin immer genau wie Sokrates: entweder er ist ein Nichts, also wie traumloser Schlaf, dann ist er nicht zu fürchten, oder es gibt eine Vergeltung, die habe ich dann noch viel weniger zu fürchten. Wenn ich — so sagte ich mir damals — nicht wieder genau so fröhlich lachen lerne, wie zuvor, dann habe ich meine Aufgabe schlecht gelöst. Kopfhänger und Duckmäuser hat die Welt mehr als genug.

Was den Vertrauensbruch, über den ich viel nachdachte, betrifft, so muß ich bemerken, daß ich ihn vor allem deshalb so verdammte, selbst wenn die Dame der ehrlichen Überzeugung gewesen wäre, daß sie besser zu einer Ehe mit mir passe, als meine Frau, weil ich ein Wahrheitsfanatiker bin — jeder hat nun mal so etwas wie seine Monomanie — und darum sehr hart in Fragen, die an Lüge, Falschheit oder Vertrauensbruch grenzen. Das Furchtbare der vollendeten Lüge ist ja, daß man sie von der Wahrheit nicht unterscheiden kann! Ich gebe aber gerne zu, daß man aus höheren sittlichen Erwägungen gegen alle drei genannten Dinge verstoßen und sittlich handeln kann. Nur ich persönlich, als Privatmann, verabscheue das. Ich schätze auch Personen gering, die so dumme Mittelchen gebrauchen, wie Lügen. Das mag ein Schnorrer tun; wir kommen mit der Wahrheit immer am weitesten. Man braucht auch sein Gedächtnis nicht mit so albernem Zeug zu belasten. Übrigens kann ich für meine Wahrheitsliebe, die mir schon viele Unannehmlichkeiten eingetragen hat, gar nichts. Ich folge nur meinen Neigungen, wie ein anderer die Musik oder die Malerei liebt. Es würde mich die größte Überwindung kosten, anders zu denken und zu handeln. Es ist doch unser Beruf, als Denker den Dingen auf den Grund zu kommen. Da müßten wir uns ja ganz umkrempeln, wenn wir im Privatleben anders sein wollten, als im Beruf. Ein Diplomat muß natürlich anders denken, denn für ihn ist der höchste sittliche Wert nicht die Wahrheit, sondern der Erfolg seines Landes. Und da ist eine Lüge immer noch besser, als ein Krieg oder eine Demütigung. Das ist für jeden, der denken gelernt hat, ja ganz klar. Ich behaupte gar nicht, daß ich nicht auch einmal lügen würde, aber da müßte ich jemand schon außerordentlich lieben oder durch die Lüge ein ganz bedeutend größeres Übel abwenden. Sonst nicht. Lieber werde ich grob, so sehr ich Höflichkeit schätze, aber sie ist durchaus nicht die höchste Tugend. Und so gerne ich

jedermann etwas Angenehmes sage — muß ich denn beim Pfau die Stimme tadeln, statt das Gefieder zu loben? — so wenig scheue ich mich in wichtigen Fragen auf Befragen meine Meinung mit großer Offenheit zu äußern. Allerdings kostet mich die Furcht weh tun zu können, oder zu müssen, immer Überwindung.

Das Beste in meinem damaligen Zustande wäre ein vierzigtägiger Aufenthalt in der Wüste gewesen. Aber Partenkirchen war näher und wohl auch komfortabler, und so suchte ich mich dort in Begleitung meiner lieben Mutter zu erholen. Seit dem 26. Dezember war es in mir still geworden. Ich war wieder normal, aber außerordentlich erschöpft. Mein vortrefflicher Arzt, Dr. Stauffer, flickte mich in Bälde leidlich zusammen. Ich rodelte und machte mir Bewegung, schlief viel und erholte mich so weit, daß ich am 15. Januar 1913 die Arbeit wieder hoffte aufnehmen zu können.

Kleineren genialen Nachschüben, die in diese Zeit fielen, aber nur Stunden dauerten, folgte ich teils, teils unterdrückte ich sie. Das war falsch. Aber meine liebe Frau, die an Ischias immer noch lag, wollte durchaus nicht, daß ich arbeitete, und ich gab nach.

Wieder nach München zurückgekehrt, hatte ich neuerdings eine große Unannehmlichkeit, nämlich den angedeuteten tragischen Konflikt, und wieder ging es los, wenn auch nicht mit der früheren Intensität. Dafür arbeitete das „Es" viel, und das ist ja auch genug. Denn auch dann hat man Blutandrang zum Kopf, Tränen in den Augen und ist so „anormal", wie es Psychiater und andere, die von der Seele auch keine Ahnung haben, sich nur wünschen können. Ich kam aus diesem Trancezustand kaum mehr heraus. Ich wußte mir gar nicht zu helfen. Wer die Entwicklung ins Geniale mitgemacht hat, begreift das alles sehr gut, und wird sich nur über eines wundern, daß ich mit dem Leben davonkam. Denn die Genialitätsstürme sind lebensgefährlich und die Entwicklung wurde gekreuzt

durch das „liebet eure Feinde", und das ist auch beinahe lebensgefährlich.

Um mich nur irgendwo unterzubringen, ließ ich mich von dem mir befreundeten Bildhauer Hanns Frhr. von Reischach modellieren. Ich hielt überhaupt daran fest, nur dann zu schreiben, wenn ich nicht anders konnte. Denn meine Versuche zu diktieren — einmal vier und andern Tags zwei Stunden — erschöpften mich zu sehr, wenn sie auch dieses Buch sehr förderten. Ich mußte wieder eine Woche völlig aussetzen. Ich werde wohl überhaupt in Zukunft nur mehr arbeiten können, wenn das Gefäß überfließt, wenn es herabtropft, wie aus einer überreifen Frucht. Sonst reichen meine Kräfte nicht aus für die mir vom Schicksal zugewiesenen Aufgaben. Vor allem darf ich mich geistig nicht mehr ermüden, wohl nie mehr. Denn ganz habe ich die Nachwirkung der Genialitätsperiode, die ich ja mit ungeheurer Heftigkeit erlebte, wohl bis heute noch nicht überwunden. Der lange Krieg war für mich insofern das größte Glück, als er meinem Geist eine Ruheperiode gönnte, die unter normalen Umständen für mich nie möglich gewesen wäre.

In diese Zeiten fallen noch mancherlei sehr merkwürdige Erlebnisse. Das Lehrreichste will ich erzählen, weil es mir bewies, wie recht mein Daimonion hat.

Im Dezember 1910 besuchte mich eines Morgens plötzlich ein fast achtzigjähriger Herr. Ich hatte die Nacht wacker gezecht, war deshalb nach kurzem Schlafe erst um neun Uhr aufgestanden und wollte an die Arbeit gehen, als mir der Herr gemeldet wurde. Er war die Nacht durch aus Österreich hergefahren, um mich dazu zu überreden, eine Reformation, deren Grundzüge er entworfen hatte, durchzuführen. Ich hätte als Redner dafür eintreten und eine Schrift, die er zu diesem Zwecke abgefaßt hatte, verbreiten sollen.

Erst dachte ich, er sei geisteskrank. Denn ich hatte damals schon Interesse für sehr vieles. Aber zu den

wenigen Dingen, die mir außerordentlich unsympathisch waren und noch sind, wofern ich überhaupt einen Gedanken an sie verschwende, gehören religiöse Streitigkeiten. Das muß jeder mit sich selbst ausmachen. Überdies fehlte mir jeglicher religiöse Sinn, und die Haarspaltereien der Dogmatiker, das alberne Gezänk der Reformatoren, war mir schon in der Schule verhaßt. Meine Bibelkenntnisse rettete ich aus dieser Zeit. Später kümmerte ich mich nicht mehr um alle diese Fragen. Nur wenn Intoleranz und pfäffischer Dünkel sich breit machen, gerate ich in Harnisch. Denn so wenig ich einem anderen meine Denkweise aufzwingen will, so wenig lasse ich es mir von ihm gefallen. Wenn eine Religion etwas wert ist, dann müssen die Leute kommen und kniefällig um Belehrung bitten. Eine, die man mit Schwert und Scheiterhaufen, mit Polizeiknütteln und anderen Gewaltmitteln einbläuen muß, kann ja gar nichts taugen.

Ich muß auch gegen die Anmaßung der Dogmatiker protestieren, die Zeter und Mordio schreien, daß die Äußerung anderer Ansichten ihre Gefühle verletzten. Als ob sie je auf die anderer Rücksicht nähmen und ihren „Bekennermut" sich nicht ebenso als Verdienst, wie den anderen als Schuld anrechnen!

Wenn ich sehe, daß in unserm Vaterlande konfessioneller Hader sich breitmacht und dadurch die Arbeitskraft gemindert wird, dann regt sich der Patriot in mir. Nicht daß die Konfessionen streiten, ärgert mich, sondern daß alle nach der Staatshilfe rufen, und dieser schwach genug ist, sie auch zu gewähren. Wenn jesuitischer Geist den der Wahrheit und Milde bedrohen, ihre Kasuistik die Sittlichkeit untergräbt, dann läuft mir die Galle über, und wenn ich überall Schranken sehe, die dem gesunden Menschenverstand, der Freiheit der Forschung und Lehre errichtet werden, dann werde ich reizbar und aggressiv. Und *ich* sollte Reformator werden!

Du wirst noch einen Einwand dagegen erheben, lieber Leser: daß ich, wie oben berichtet, wacker gezecht hatte. Aber das ist k e i n Einwand! Auch wenn Christus den Wein im Abendmahle nicht zum höchsten Range erhoben hätte, würde der persönlichen Würde durch seinen Genuß kein Abbruch getan werden. Dasselbe gilt von allen anderen Freuden des Lebens, von Tanz und Liebe und anständiger Geselligkeit. Man denke an Sokrates! Den würdevollen Pfaffen und ach so sittsamen Tugendhelden diene zur Lehre, daß Scherz und Lachen und Witz und Humor sich sehr wohl mit ernsten Dingen und ernster Lebensführung vertragen. Wem die innere Würde fehlt, der tut allerdings gut daran das Surrogat des Puritanismus als fadenscheiniges Mäntelchen umzuhängen.

Aus Gutmütigkeit bemühte ich mich dann das Manuskript, das ich nur flüchtig gelesen hatte, denn ich tue das sehr ungern, bei einem Verleger unterzubringen. Da der alte Herr mich aber unausgesetzt mit Briefen bombardierte, forderte, daß ich Tag und Nacht an nichts anderes denken sollte, als an seine Reformation, statt mir für meine Bemühungen zu danken, Vorwürfe machte, so brach ich schließlich jeden Verkehr ab, wiewohl mir einige seiner Gedanken gut schienen.

Im Herbst 1912 nun sandte er, der sich Implacabilis nennt, mir seine Schrift: „Die Wiederaufnahme der Reformation", und bat mich neuerdings dafür einzutreten. Wir wollten das Honorar teilen. Ich habe bis heute noch keinen Blick in das Buch geworfen, da ich mit eigenen Gedanken ja wahrhaftig genug zu tun hatte, schrieb ihm deshalb, daß ich ihn sehr gern unterstützen würde, aber wenn sich seine Gedanken mit meinen deckten, dann brauchte ich keinen Gewinnanteil, und wenn sie das nicht tun würden, dann sei mir natürlich meine Überzeugung für keine Summe der Welt feil. Überdies sei mir der Gedanke die letzten

Hoffnungen eines alten Mannes erfüllen zu helfen, lieber, als Geld.

Darauf erhielt ich einen verzweifelten Brief: wenn ich einem zu Tode gequälten Greise, der sein Lebenswerk gescheitert sähe, nachdem ich, auf den er seine Hoffnungen gesetzt habe, ihn im Stiche lasse, noch einen letzten Wunsch erfüllen wollte, dann solle ich ihn besuchen.

Ich fuhr also zu ihm, was mir eigentlich sehr lästig war, um ihn zu trösten. Denn ich konnte mir nicht recht vorstellen, warum er sich so verzweifelt gebärdete und meinte, es läge ein Mißverständnis vor. Auch machte ich mir Sorge, daß ich seinen Tod verschulden könne. Es stellte sich heraus, daß wir in vielen Punkten harmonierten, und er bestand darauf, mir die Hälfte seines Honorars abzutreten. Ich nahm an unter der ausdrücklichen Bedingung, daß ich nach freiem Ermessen handeln würde, und lediglich deshalb seinen Wunsch erfüllte, weil ich ihn dadurch beruhigte. Ich tat es sehr widerstrebend, da ich ja seine Erben schädigte.

So wäre also fast ein alter Mann gestorben, nur weil ich uneigennützig handeln wollte, lebte aber auf, als ich den Gewinn zu teilen mich bereit erklärte! Dieses Experiment bestätigte mir neuerdings, wie falsch die uneigennützige christliche Moral ist. Do ut des ist die einzig richtige.

Nietzsche hat ganz recht, wenn er das Mitleid bekämpft, unter dem er selbst so sehr leiden mußte. Es geht mit dem Mitleid, wie mit dem Verzeihen: man darf ihnen nur nach reiflicher Prüfung der Person und des Falles freien Lauf lassen.

Ich erkläre ausdrücklich, daß ich mit der gleichen Unbefangenheit für die Schrift Propaganda gemacht haben würde, wenn ich die Hälfte des Honorars daraus gezogen, wie wenn ich nichts bekommen hätte. Moralische Bedenken nach dieser Richtung hin kenne ich nicht mehr.

Übrigens zerschlug sich zu meiner Freude im letzten Augenblick noch alles. Der Herr schrieb mir einen drohenden Brief, wenn ich nicht sofort Propagandareisen machen und ihm monatliche Berichte über deren Erfolge einliefern würde, müsse er von mir 5000 Mark Schadenersatz fordern; denn dann sei seine Schrift tot. Da riß mir der Geduldfaden. Ich schickte die Schenkungsurkunde zurück und bat ihn, seinen Verkehr mit mir in Zukunft einzustellen, da ich Briefe, wenn überhaupt, nur mehr durch meinen Rechtsanwalt beantworten würde. Diese Korrespondenz werde ich zur Erbauung späterer Generationen aufheben. Natürlich wird mich der Abbruch unserer Beziehungen durchaus nicht hindern für das Buch einzutreten, wenn ich es, nach Kenntnisnahme, für gut halten sollte. Bis heute habe ich dazu aber noch keine Gelegenheit gefunden, da mir mein Exemplar abhanden kam.

Die Energie des alten Herrn hat mir imponiert. Schade für ihn, daß er gerade an mich geriet. Einen anderen würde er wahrscheinlich in sein Schlepptau bekommen haben. So wird er wohl an mir zugrunde gegangen sein. Aber ich kann es nicht ändern. Auch seine nachträgliche Erklärung, daß er ja auf alle Ansprüche an mich — woraus abgeleitet? — verzichte, ändert nun nichts mehr an meinem Entschluß.

Diese Reise — am 29. Januar 1913 — hatte mich sehr angegriffen und zu einer ganz merkwürdigen Beobachtung Gelegenheit gegeben: ich glaubte, aber schon einige Tage vorher, alle oder doch fast alle Menschen weinen zu sehen. In Trance war ich ja die ganzen Wochen seit der Rückkehr von Partenkirchen, aber das war ein neues Symptom. Nur Kinder — aber keineswegs alle — einige alte Leute und Liebespaare weinten nicht. Da sah ich erst, wieviel Leiden es in der Welt gibt und wie vermeidbar sind doch die meisten! Ich hätte allen zurufen mögen: So seid doch nicht so töricht! Es ist ja alles so wunderbar weise in der Welt eingerichtet!

Ich wollte alle Bekannten trösten, und sie müssen mich wohl für verrückt gehalten haben. Meine liebe Frau behauptete, daß ich mir das Weinen einbildete. Ich müsse es wohl mit einem inneren Auge sehen. Nun habe ich schon lange gewisse telepathische oder „okkulte" Kräfte — schon seit vielen Jahren — an mir festgestellt. Aber daß es ein inneres Auge gibt, und ich gar ein solches besitzen solle, kam mir nicht in den Sinn. Inzwischen habe ich in Erfahrung gebracht, daß die Wirkung einer besonders edlen, d. h. mit einer besonders großen Selbstüberwindung verbundenen Tat stets die ist, daß man fast alle Menschen weinen sieht. Ob es daher kommt, daß man sozusagen seine Schmerzen ausstrahlt — dafür spräche, daß die Maschinenschreiberin, der ich diktierte, plötzlich bitterlich weinte, ohne selbst Kummer zu haben —, oder ob man schließlich nur das viele verborgene Leid wahrnimmt, weiß ich nicht. Auf alle Fälle ist dieses Symptom ein untrügliches und nie fehlendes Beweismittel dafür, daß man das zuwege gebracht hat, was Christus unter „Liebet eure Feinde" versteht. Das Weinen hat erhöhte Blutzufuhr zu den Augen zur Voraussetzung. Diese feine Erweiterung der Blutgefäße sehen wir mit dem inneren Auge, ja, man nimmt sogar das plötzliche Auftreten einer traurigen Regung wahr. Übrigens spürte ich einige Wochen nach dem Akt im linken Auge stets eine Träne.

In dieser Zeit sprachen mich manchmal fremde Leute an, denen auch ich verborgene Kräfte anmerkte, Hellseher, solche die sich mit „Magie", Spiritismus oder Hypnotismus beschäftigten, kurz „Okkultisten" und Mystiker. Ich konnte mich in ihrer Sprache verständigen, ohne mich je mit Okkultismus beschäftigt zu haben, ich empfand ihre Strahlen am Herzen — denn das Herz ist zweifellos ein elektromagnetisches Organ — und sie die meinen. Auf der Rückreise am 29. leerte ich fast den ganzen Speisewagen, weil durch Zufall lauter „Okkultisten" mit mir zusammen waren und

alle meine Strahlen nicht vertrugen, andererseits taten mir auch die ihren weh. Höchst merkwürdig! Die Kellner aber machten traurige Gesichter und schienen mir zu weinen. Als ich einen fragte, warum er denn traurig sei, ob ich helfen könne, meinte er, daß ihm gar nichts fehle, aber ich müsse einen Kummer haben. Höchst merkwürdig! Ich kenne jetzt die „Geheimwissenschaften", ohne mich je darum gekümmert zu haben, ja ohne eigentlich gewußt zu haben, daß es welche gibt.

Nach einigen Wochen verlor sich übrigens mein inneres Auge so ziemlich. Die Leute weinten nicht mehr. Nur an manchen Tagen weinten sie sogar dann noch, wenigstens einige. Ja, heute, nach fast zehn Jahren, sehe ich es noch manchmal bei tiefem Kummer und zwar merkwürdigerweise am besten, wenn jemand Augengläser trägt! Dabei kann der Betreffende lachen. Man sieht eben das Weinen der Seele! Ich habe überhaupt eine solche Fülle von Kräften und Fähigkeiten an mir wahrgenommen, daß ich darüber wohl ein eigenes Werk schreiben könnte. Doch gingen die meisten dieser Fähigkeiten später wieder verloren. Wir sind gewohnt über „Magie" zu lächeln und vergessen ganz, daß Suggestion, Hypnotismus, Gedankenlesen und Telepathie, einst Bestandteile der „Magie", heute sogar von der Schulwissenschaft anerkannt werden. Der Rest der „magischen" Wissenschaften wird wohl auch noch eines Tages Anerkennung finden, trotz Universitäten und Professorendünkel und Feigheit.

In dieser Trancezeit, in der gottlob die genialen Wellen ausblieben, erlebte ich wieder alle guten und großen Menschen in mir. Wundervolle Wochen, wenn ich mich nur nicht körperlich so elend gefühlt hätte. Es kamen Tage, in denen ich sagte, „verweilet doch, ihr seid so schön!"

Ein Beispiel: Meine liebe Frau las im Bette liegend den „Faust". Ich werfe einen Blick in die „Zueignung"

und sage sofort: Faust ist ja Goethe! Das Werk s e i n e Lebensgeschichte, genau wie dieses Buch die meine! Er sagt es ja ganz deutlich, nur daß die Herren Philologen ihn natürlich nicht verstanden haben.

Daß der Dr. Faust nur eine Einkleidung war, wußte ich ja längst, aber ich hatte geglaubt, das Werk sei eine Tragödie der Menschheit. Nein, es ist eine Autobiographie. Aber das kann nur das Genie begreifen, wir erleben uns gegenseitig, wie die Genies unter meinen Lesern und Epigonen mich erleben werden, spontan, ohne jede Anstrengung. Daß Goethe sich mit dem Dr. Faust identifizierte, war längst bekannt. Ich gehe viel weiter: er übernimmt im wesentlichen Personen aus seinem nächsten Bekanntenkreise in die Tragödie. So dürfte sich die schwere Verständlichkeit des zweiten Teiles, in den er so viel „hineingeheimnist" hat, leicht durch Anspielungen auf zeitgenössiche oder verstorbene Bekannte des Dichters, die wir nicht mehr zu identifizieren vermögen, erklären lassen.

Goethe muß ganz ähnliche Erlebnisse gehabt und Kräfte besessen haben, wie ich. Das beweisen mir jetzt manche Erinnerungen aus den relativ wenigen Werken, die ich kenne. Daß ich einen Schiller mehr liebte, hängt mit dessen Idealismus zusammen. Goethe war ein M e n s c h , d a r a u f kommt es an, s e i n e Moral war die richtige, die Schillers zu überspannt, für Wolkenkuckucksheim berechnet. Die Moral hat aber praktische Forderungen zu erfüllen, genau wie das Recht. Übrigens halte ich Schiller für genialer als Goethe, doch muß man bedenken, daß ersterer kaum die Hälfte an Jahren schaffen konnte, wie dieser.

Eine Wirkung dessen, was ich mit „Liebet eure Feinde" bezeichne und für ein ganz ungeheuer gefährliches Experiment halte, vor dem ich dringend w a r n e n möchte — als ich es machte, hatte ich davon keine Ahnung und wollte nur erproben, ob auch ich die Kraft hätte, aus reiner Herzensgüte Böses mit Gutem zu ver-

gelten — ist die, daß man mit Goethes Zauberlehrling sagen muß:

> „Herr, die Not ist groß!
> Die ich rief, die Geister
> Werd ich nun nicht los!"

Man erwirbt die Fähigkeit, die Geisterwelt anzusaugen. Daß es eine solche gibt, hat mein Buch „Gespenster und Spuk" bewiesen. Überdies hat sich die Liebe zu einer Person in die sogenannte „christliche", die allgemeine Nächstenliebe verwandelt. Intensive Liebe und intensiver Haß sind unmöglich geworden.

Ich habe an mir eine wundervolle Fähigkeit entdeckt, die ich höher schätze, als alle anderen: ich kann Menschen, die mir ihr Vertrauen schenken, relativ glücklich, d. h. zufrieden machen! Ich sehe oft, was ihnen fehlt, mit dem inneren Auge und kann ihnen helfen von den mancherlei Übeln, die uns bisweilen das Leben bringt, die kleineren zu wählen, im Schatten stehend, die Lichtquelle zu suchen. Seitdem bin ich wahrhaft glücklich und werde es auch mein ganzes Leben lang, komme was da wolle, bleiben. Denn gibt es etwas Schöneres?

Vielleicht werde ich für meine Hilfe Honorar nehmen, wie der Arzt und Rechtsanwalt. Man entwertet eine Gabe dadurch, daß man sie umsonst gibt. Ich werde fast gar nichts mehr umsonst tun, so schwer es mir oft fallen mag. Und ich werde alles Geld selbst behalten, so gleichgültig mir im Grunde Geld ist. Ich gebe den andern ja doch mehr, als ich empfange. Ist aber jemand anderer Meinung, dann braucht er mich ja nicht aufzusuchen. Andererseits hat die Erfahrung gezeigt, daß man oft, aber mit Unrecht, einer Sache durch Entgegennahme von Entgelt schadet. Vielleicht mache ich also auch Ausnahmen, wenn es mir einfällt, ganz nach Gutdünken. Das gilt natürlich nicht Freunden gegenüber, denn ich bin nur mit Personen befreundet, die

mir etwas bieten, das Wertvollste: Liebe und Freude. Und die kann man doch auch nur in entsprechender Münze zurückzahlen.

Wie gesagt, hatte die Reise mich körperlich und seelisch sehr angegriffen. Ich hätte dem alten Herrn so gern geholfen, aber sein Starrsinn, die fixe Idee, daß ich zu gar nichts anderem da sei, als dazu, seine Ideen zu verbreiten, für ihn Reklame zu machen, ließen meine guten Vorsätze scheitern. In meiner Mission gibt es selbstverständlich überhaupt keine irdische Instanz über mir, keinen Kaiser und keinen Papst, es gibt auch keine Verbrechen, da ja jede sittliche Persönlichkeit über dem einzelnen Gesetze steht, keine unmoralischen Handlungen, solange das Daimonion und das Gewissen schweigen. Und da bildet sich ein alter Mann, den ich ein einzigesmal in meinem Leben gesehen hatte, ein, er sei mein Herr? Wollte mir befehlen! Das ging doch zu weit. Ich streikte.

Am 30. Januar hatte ich wieder ein mitteilenswertes Erlebnis. Ich lag gegen fünf Uhr morgens im Bett und dachte darüber nach, wie wunderbar mich doch das Schicksal geführt habe. Wie mancher arme Soldat muß hinter irgendeiner Hecke sterben, und kein Mensch kümmert sich um ihn. Und ich bin unsterblich und meine Mission, wenn ich sie richtig auffasse, will noch nicht einmal mein Leben! Und das wäre doch ein sehr billiger Preis. Und dann ist so vieles ganz anders gekommen, als ich gedacht hatte. Nie im Leben, nicht mehr seit meiner Kindheit, habe ich mich um den lieben Gott gekümmert. Und gerade ich durfte den Weltgeist sehen! Ausgerechnet ich!

Man durchstudiert die groß' und kleine Welt,
um es am Ende geh'n zu lassen, wie's Gott gefällt.
(Goethe.)

Sollte es vielleicht gerade deshalb, weil ich nicht an einen persönlichen Gott glauben kann, weil ich Wunder für unmöglich halte, alles für den Naturgesetzen

gehorchend, nichts für übernatürlich, sondern nur für übersinnlich, alles nach Ursache und Wirkung verlaufend erkannte, doch einen „lieben Gott" geben? Jenen gütigen alten Herrn unserer Kindertage, der in jedes Leckermäulchen ein Guti steckt, der jede Träne trocknen hilft, der sich voller Erbarmen und Milde der Schwachen, der Dummen und Ausgestoßenen annimmt? Ihnen den „Himmel" schenkt, statt den Großen und Starken? Der also gerade das tut, was ich für prinzipiell falsch halte, ich mit meinem beschränkten Menschenverstande?

Ich schlief wieder ein und hatte einen merkwürdigen Traum: Hinter mir, der ich aus der Kirche geschritten war, und zwar in der Kleidung des Rokoko, lag die dunkle, geschnitzte Holztüre im Schloß. Im Vordergrunde zwei dicht nebeneinander stehende glatte Portalsäulen mit Barockkrönung — ich muß das Bild irgendwo gesehen haben, aber es fiel mir bis heute nicht ein wo — von rechts ein schmutziger Bettelbub, der sich mit bittender Gebärde an mich wendet. Ich schritt die beiden Steinstufen der Vortreppe hinab, fühlte einen Augenblick Mitleid mit dem Bettler, und schwankte, ob ich ihm etwas schenken solle, aber ich schauderte doch zugleich zurück vor seiner schmutzigen Armut und ging weiter. Ich mag jugendliche Bettler nicht. Bei Kranken und Greisen ist es ja etwas anderes, wiewohl die wahre Armut sich in der Regel nicht auf die Straße stellt. Ich erinnere mich genau, wie ich die angenehme Wärmeempfindung der italienischen Sonne hatte, der ich entgegenging. Der Schauplatz des Traumes lag zweifellos im Süden. Eine Landschaft fehlte vollkommen, überhaupt bestand das Bild nur aus dem Kirchenportal mit Tür, dem Bettler, mir und einem von der Sonne beschienenen Kiesweg, der anzusteigen schien. Könnte ich nur zeichnen, dann würde ich den Traum im Bilde festhalten, denn ich habe ihn klar vor dem geistigen Auge.

Als ich, erwacht, den Traum mir deutete, setzte nach wenigen Minuten durch Zufall Kirchenmusik ein: eine Dame im zweiten Stock meines Hauses sang ein Mozartsches Lied, was natürlich nicht dazu beitrug, mich härter zu stimmen.

Die Deutung war sehr leicht: hinter mir liegt der Kirchengott, der Gott der Armen und Dummen. Mein Gott ist die Sonne, die Natur, sind Energie des Geistes, des Willens und Körpers. Inzwischen erfuhr ich gesprächsweise, daß Goethe ganz genau den gleichen Traum stets dann hatte, wenn er in die Versuchung kam, in den Kirchenglauben zurückzufallen, und daß auch dann stets Kirchenmusik einsetzte. Ich wäre Lesern für Bekanntgabe der Stelle sehr dankbar. Es wäre ein zwingender Beweis für ein uns leitendes Schicksal, für die teleologische Bestimmtheit unseres Lebens.

Der Wiener Gelehrte Prof. Freud deutet fast alle Träume erotisch, andere durch Wünsche oder Befürchtungen, wozu noch das mechanische Fortspinnen der Tageseindrücke tritt. Das ist zum großen Teil richtig. Aber wohl jede richtige Theorie wird ja überspannt. Hier ist sie bestimmt falsch und noch oft. Ich las vor Jahren fast jede Nacht ganze Seiten vor. Das hat gewiß nichts mit Erotik oder Wünschen zu tun, kaum etwas mit der Tagestätigkeit. Andererseits ist der Traum, der uns unbekleidet vor Leuten oder in unanständiger Lage sieht: entblößt, ein Bedürfnis verrichtend usw., sicher erotisch, und deutet auf mangelnde sexuelle Befriedigung. Eine Dame erzählte mir einmal, daß sie sich drei Tage hintereinander unbekleidet auf dem Hofball gesehen habe! Das amüsierte mich innerlich sehr. Nun, Damen haben diesen Traum auch sicher nicht selten, ebenso wir Denker, weil wir manchmal unserm Sinnenleben einen zu untergeordneten Platz einräumen.

Aristokratisch aussehende schöne Personen, besonders Damen, haben mir wiederholt auf meine Frage,

ob sich ein Traum seit ihrer Kindheit in gewissen Zeitabständen in genau gleicher Weise wiederholt habe, geantwortet, daß dies der Fall sei. Und zwar war es dann meist ein Schloß, eine Kirche mit Schloß usw., von denen sie träumten.

In Wahrheit kannten sie die Lokalität nicht, wußten in der Wirklichkeit oft nicht, wo der Ort des Traumes hinzuverlegen sei, wohl aber finden sie sich im Traume dort sehr gut zurecht.

Auch ich träumte bisweilen vom früheren Gut meiner Eltern bzw. meines Großvaters in Steiermark. Aber das sind Kindheitserinnerungen, also etwas ganz anderes.

Nun beobachtete ich, daß diese aristokratisch aussehenden Personen auch adeliges Blut in den Adern haben. So ist etwa meine Frau, die sich mehrer Präexistenzen erinnern kann, mütterlicherseits ein Nachkomme von Du Plessis de Mornay, dem Hugenottenführer.

Jeder Tierzüchter kennt den Atavismus, den Rückschlag in eine frühere Form. Dieser Atavismus kann derart sein, daß etwa aus einer Kreuzung zwischen Vollblüter und Kaltblüter in einer Vollblutzucht ein unedles Exemplar nach Generationen zum Vorschein kommt, aber auch derart, daß in einem kaltblütigen Schlag ein Tier dem edlen Ahnherrn ähnelt. Also ist Atavismus keineswegs gleichbedeutend mit Rückschlag auf unedlere Typen. Da wir nicht selten in bürgerlichen, vielleicht sogar in kleinbürgerlichen Familien dem edlen Typus begegnen, so kann es hier nicht zweifelhaft sein, daß der Atavismus in diesem Falle ein Rückgreifen auf den vornehmen Ahn, der ja natürlich auch illegitim sein kann, bedeutet.

Und diese Personen, zumal wenn sie hellseherisch veranlagt sind, träumen mit Vorliebe und stets wiederkehrend von einem alten Schloß, etwa aus der Zeit Ludwigs XIV. oder aus der Gotik, eventuell haben sie auch ein sich wiederholendes Bild aus der Zeit der Römer oder Griechen.

Besonders mitteilenswert unter den vielen einschlägigen Erlebnissen scheint mir folgender Fall: Wir lagen im Frühjahr 1915 hart am Rande des Feuerbereiches der Feldgeschütze in La Vallée am Oise-Aisnekanal. Die Ortschaft war von den Bewohnern geräumt, und daher fiel es mir als Ortskommandanten besonders auf, daß eine ältere Französin durch die Dorfstraße ging. Ich sprach sie freundlich an, ob ich ihr in irgendetwas behilflich sein könne — ich handelte während des ganzen Feldzuges streng nach dem Grundsatze, daß Kriege nur zwischen Staaten geführt werden und man Privatpersonen daher mit größtmöglicher Rücksicht zu behandeln habe und habe zu meiner großen Freude sogar noch nach dem Kriege Dankesschreiben von Franzosen erhalten — und bemerkte ihre okkulte Veranlagung sofort. Auf den Kopf sagte ich ihr zu, daß sie rückerinnernde Träume habe. Zögernd bejahte sie und erzählte, dann, sie sähe sich oft in den Ruinen von Coucy le château, dem leider auf unserem ,,Hindenburgrückzuge" zerstörten Märchenschlosse, und in Malhôtel. Dieses sei aber noch intakt, während man zu unserer Zeit fast nichts mehr davon wahrnahm. Da nun Mazarin Coucy 1635 zerstören ließ, Malhôtel aber erst in der französischen Revolution in Flammen aufging, sagte ich ihr: dann müßte sie zum letzten Male zwischen 1625 und 1793 inkarniert gewesen sein. Ob ihre Familie lange in dieser Gegend lebte? Sie behauptete nachweisbar seit einem halben Jahrtausend. Die theoretische Bedeutung dieses Traumes liegt auf der Hand.

Der Mystiker denkt hier sofort an Reinkarnation. Es gibt aber vielleicht noch eine andere Erklärungsmöglichkeit. Ohne auf sie schwören zu wollen — denn ich bin von der Reinkarnation überzeugt — sei sie doch angeführt:

Das Unterbewußtsein ist das Gedächtnis der Art, also unserer Vorfahren, plus den ins Unterbewußtsein gesunkenen Eindrücken und Vorstellungen unseres Indi-

viduallebens. Im Traume, wenn das Oberbewußtsein zeitenweise oder ganz ausgeschaltet ist, steigen diese Bilder herauf. Und wie im Märchen Hexen und Zauberer usw., Grausamkeit und fabelhafte Pracht eine Rolle spielen, so kann auch der Traum des Unterbewußtseins (Artgedächtnisses) von erstaunlicher Bestialität oder Großartigkeit sein.

Wie nun der Körper dem eines entfernten Ahnen, einer französischen Edeldame, einer florentinischen Dame der Renaissance oder einer Griechin ähnelt, sich in ihm also gleichsam materiell der Ahn reinkorporiert, so denke ich mir, könnte es auch die Seele sein. Und wie das Unterbewußtsein die Artgeschichte festhält, so könnte es auch sehr wohl besonders charakteristische Züge des Individuallebens dieses Ahn festhalten. Das liegt ganz im Rahmen des biogenetischen Grundgesetzes.

Denn Unterbewußtsein ist doch Artbewußtsein + Teilen des Ich, d. h. des im Individualleben Erworbenen und „Vergessenen". Unsere Seele aber ist mit Rücksicht auf das Seelesein, das Ichbewußtsein, eine Einheit, sonst aber eine Vielheit, wie ein Haus viele Zimmer hat. Das beweist die Spaltung und Verdopplung, wie sie etwa Flournoy in so interessanter Weise an Helene Smith studieren konnte. Ein Ichteil des Ahnherrn ist nun in das Unterbewußtsein des ihm körperlich so ähnlichen Nachfahren übergegangen.

Der Gedanke hat so viel Wahrscheinlichkeit für sich, daß man bei ägyptischen oder indischen Gesichtern auch mit Sicherheit auf den wiederkehrenden Traum mit einem Inhalt, der in diesen Ländern spielt, schließen kann. Ich habe mich darin kaum jemals geirrt. Allerdings ist eine gewisse hellseherische Veranlagung Voraussetzung, aber auch diese sehe ich jedermann an.

Die Personen haben vom Ahn, dem sie körperlich so sehr ähneln, diejenige Erinnerung im Unterbewußtsein festgehalten, die für dessen Leben besonders bedeutungsvoll war.

Sehe ich eine Dame mit römischem Gesichtsschnitt und vornehmem Typus, dann erkenne ich darin natürlich sofort das römische bzw. italienische, südfranzösische Blut. Ich kann ihr dann auf den Kopf zusagen, was sie träumt. Eine interessante Gegenprobe machte ich einmal mit einer hellseherisch veranlagten Dame des niederen körperlichen Typus. Sie träumte immer von einer Burg, die sie später im Leben auch zufällig aufgefunden hatte, und zwar sah sie sie immer von unten und außen. Die Deutung war überaus einfach, nur sagte ich sie ihr natürlich nicht, wie ich ja meine Schlüsse überhaupt gerne für mich behalte. Für mich sind ja fast alle Menschen nur Studienobjekte, wie für den Arzt. Sie war bzw. ihre Ahnfrau, der sie körperlich glich, zweifellos einmal Hörige dieser Schloßherrschaft gewesen.

Je höher der körperliche Typus ist, d. h. je aristokratischer jemand aussieht, in desto vornehmere Umgebung wird der Traum ihn versetzen: In Paläste, in Gärten im Stile Ludwigs XIV., oder aber er geht durch Zimmerreihen, deren Stil er genau kennt.

Jeder von uns ist schon in eine Gegend, in ein Haus, in eine Situation gekommen, die ihm bekannt vorkam, wiewohl er wußte, daß er sie das erstemal erlebt. Es ist durchaus nicht nötig, das mit der Reinkarnation zu erklären. Denn auch im Traume können wir unsere Seele fortschicken, wie ja auch die Hellseherin im Trance sie von ihrem Leib loslöst. Aus der Froschperspektive des Durchschnittskopfes betrachtet, sieht das alles recht töricht aus, aus der Vogelperspektive des Genies fällt das Urteil günstiger aus.

Bei den wiederkehrenden Träumen kommen wir ohne Reinkarnation anzunehmen kaum aus. Sehen wir dann die Landschaft, den Palast, große Zimmer usw. in Wirklichkeit, dann fühlen wir uns dort zu Hause, wir kennen sie. Meine liebe Frau sieht sich oft in einer römischen Basilika. Dann in einem andern Traume als Ritter vor den Zinnen einer Burg die Feinde, die Leitern

angelegt haben, in den Graben hinabstürzend, endlich als Nonne. Früher hatte ich auch einen derartigen, immer wiederkehrenden Traum, dessen ich mich aber nicht mehr entsinnen kann. Jetzt schon seit vielen Jahren nicht mehr.

Wenn meine Frau von einem großen Skorpion träumt, was gottlob sehr selten passiert, dann ereignet sich immer etwas sehr Unangenehmes, so träumte sie vor ihrer Ischias z. B. vom Skorpion. Sie ist aber im Zeichen des Skorpions geboren! Ein junger Herr erzählte mir, daß er häufig von einem Löwen, der ihn verfolge, träume. Und wie sich herausstellte, ist er unter dem Sternbild des Löwen geboren. Andere haben eine ungeheuere Angst vor Spinnen, von denen sie auch träumen, und zwar von riesigen Exemplaren. Hier scheint mir die Astrologie zu versagen, während Träume von Stieren oder Kühen, die jemand verfolgen, sehr gut astrologische wie auch erotische Deutungen zulassen. Die Traumdeutung ist viele Jahrtausende alt. Die Babylonier oder Sumerer hatten beobachtet, daß zu bestimmten Zeiten Geborene auch einen bestimmten wiederkehrenden Traum hatten. So entstand der „Tierkreis". Nach den Geheimwissenschaften ist das Erscheinen des „Astraltieres" im Traume stets ein Zeichen für noch unvollkommene sittliche Reife. Meine Beobachtungen bestätigen dies.

Keinesfalls durch Vererbung können wir folgenden Traum erklären: Eine Dame, der ich die okkulte Veranlagung ansah, erzählte mir, daß sie sich oft in einem Gewölbe sehe, wo sie gefoltert wurde. Sie müsse einmal als Hexe verbrannt worden sein! Wäre das richtig, dann hätte sie sicherlich nach der Folterung kein Kind mehr geboren, und Vererbung einer Erinnerung wäre daher ausgeschlossen. Hier bleibt also nur die Deutung durch Wiederverkörperung übrig. Eine partielle Wiederverkörperung lehren uns ja auch die Materialisationsexperimente des Frh. v. Schrenck-Notzing und des Dr. Geley mit Abgüssen von Gliedmaßen!!

Wir sehen, daß das Traumproblem weit schwieriger ist, als Freud vermutet. Die Erotik spielt in unserm Leben eine ungeheure Rolle, aber so gut wie alles auf sie zurückzuführen, geht nicht an. Auch ist nicht alles in unserm gegenwärtigen Leben erworben.

Zu dem vielen Irrigen, das unsere Schulpsychologie lehrt und das genauer Prüfung nicht standhält, gehört vor allem die Lehre, daß Furcht oder Gewissen erst erworben würden. Wir bringen viel mehr auf die Welt mit, als wir wissen.

Schon im Alter von wenigen Wochen fürchteten sich meine Kinder, z. B. vor großen Hüten. Da sie niemals etwas Böses erlebt hatten und wenn, so doch gewiß nichts, das mit großen Hüten zusammenhing, so ist es sonnenklar, daß die Furcht angeboren ist. Denn Furcht ist nichts anderes, als ein Warner vor einer Gefahr, die dem Individuum droht. Gewissen aber ist ein Warner vor Schädigungen, die der Art drohen.

Auch das Gewissen ist angeboren. Aber so wenig der Inhalt der Furcht mit auf die Welt gebracht wird, so wenig der Inhalt des Gewissens. Die Furcht müssen wir uns abgewöhnen durch Erziehung, das Gewissen aber durch die Erziehung verfeinern, indem wir lehren und lernen, was für uns selbst oder für andere am besten ist.

Ein Gewissen hat also jeder Mensch, nur daß dessen Inhalt sehr verschieden ist. An der Zahl und Schwere der sittlichen Konflikte läßt sich die moralische Höhe des Individuums ermessen. Schließlich werden sie so fein, daß sie kein anderer mehr versteht. Und das sind die allerschwersten. Der Schaffende — und Werte zu produzieren, welcher Art sie auch sein mögen, muß doch das Streben jedes Menschen sein — wird also häufig in unvermeidbare Gewissenskonflikte kommen, die seine Arbeitskraft vorübergehend lähmen. Und das darf nicht sein. Deshalb ist das mindeste, was wir von

ihm fordern müssen, in seinem eigensten Interesse natürlich, daß er die Gesetzesmoral, die ja doch fast nur selbstverständliche Dinge lehrt, und bei Konflikten uns im Stich läßt, verwirft und seinen Willen so schult, daß er nach der Entscheidung ein r e i n e s Gewissen hat. Denn wenn auch die Verfeinerung des Gewissens durch Erziehung unsere Aufgabe auf der einen Seite sein muß, so das r e i n e Gewissen n a c h der Entscheidung nicht minder! Diese Kraft der Seele ist ein Geschenk, ein Äquivalent für Leiden.

Ein besonders verfeinertes Gewissen nennen wir Takt. Während das Gewissen uns nur vor groben, nicht durch die Verhältnisse, den berechtigten Selbsterhaltungstrieb geforderte, Eingriffen in die Rechtssphären anderer warnt, und taten wir sie doch, dafür durch ,,Bisse" straft, warnt uns der Takt bereits vor Worten oder Handlungen, die dem andern unangenehm sein könnten.

So wenig man sich die Furcht völlig abgewöhnen kann — wohl aber kann man sie im entscheidenden Moment durch den Willen beherrschen, und darauf kommt es gerade an, das ist der einzige Mut, der mir Hochachtung einflößt — gerade so wenig geht es mit dem Gewissen. Aber auch das Mitleid können wir nicht völlig unterdrücken, denn es ist gleichfalls eine Schutzvorrichtung der Art, es ist, wie Lessing ganz richtig erkannte, ,,die auf andere bezogene Furcht". Der Selbsterhaltungstrieb nützt mir, die Nächstenliebe, das Mitleid nützt meiner Art. Das ist klar.

Mich interessierte die Frage, ob es überhaupt unmöglich sei, sich das Gewissen abzugewöhnen. In Partenkirchen lernte ich durch ,,Zufall" den Chef der berühmten Hamburger Kriminalpolizei, Herrn Oberregierungsrat Dr. Stürcken kennen. Ich fragte ihn, ob es Verbrecher gäbe, die überhaupt kein Gewissen hätten. Er erzählte mir, daß auch der verruchteste Raubmörder oder Bombenwerfer, die Nihilisten und Mordbuben nicht gänzlich gewissenlos seien, wofern sie noch eine Mutter hätten

oder diese je gekannt hätten. Dr. Stürcken hat noch niemals einen Verbrecher kennen gelernt, der nicht, an seine Mutter erinnert, weich und geständig geworden wäre. Dabei sind das zum Teil Menschen oder vielmehr Bestien, deren einziger Gott der Bauch ist. Die, ohne jegliches Verständnis für Moral, Religion, Unsterblichkeit oder für irgendwelche über das Animalische hinausgehende Ideale blind ihren Trieben folgen und zumeist auf dem Zustande sein müssen, den etwa der Neandertalmensch einst einnahm. Die Erinnerung an die Geliebte, Drohungen, Hoffnungen, Belohnungen, nichts, gar nichts fruchtet mehr. Wohl aber die Erinnerung an die Mutter. Sie allein läßt das Gewissen wieder schlagen.

Da Herr Stürcken von der Verbrecherseele sicherlich mehr weiß, als irgendein Gelehrter, der sein Studierzimmer nicht verläßt, beweist es, daß es offenbar unmöglich ist, sich das Gewissen gänzlich abzugewöhnen, wie es auch unmöglich ist, die Furcht gänzlich zu verlernen. Es war aber auch eine Bestätigung meiner Hypothese, daß sich alle Moral aus dem Geschlechtsverhältnis entwickelt habe.

Hier sei auf eine andere Beobachtung hingewiesen, die gleichfalls den innigen seelischen Zusammenhang mit der Mutter beweist: In den gefährlichen Lagen, wie sie der Krieg in Fülle bietet, sehnt man sich nach seiner Mutter. Der Name „Mutter" war in zahllosen Fällen das letzte Wort, das der Sterbende aussprach.

Offenbar ist der Geschlechtstrieb mit seiner Folge, der Nachkommenschaft, neben dem Selbsterhaltungstrieb der älteste und mächtigste. Wir können aber, wie alle Säugetiere, unsere Nachkommen nicht ohne Mutterliebe aufziehen. Ohne sie würde die Art aussterben. Und wie diese primitivste Schutzmaßnahme der Natur zur Erhaltung der Art auch die älteste ist, so ist die Erinnerung an sie auch das allerletzte, was der Mensch von moralischen Gefühlen verliert.

Doch ich bin abgeschweift.

Während der Wochen nach den Ereignissen des 24. und 25. Dezember, als in mir alles gärte und sich diese innere moralische Umwälzung vollzog, sagte ich mir oft: wenn ich meine Mission richtig auffasse, dann muß ich nicht nur wieder gesund werden, sondern auch wieder Freude an Gesellschaft und Tanz und ähnlichen Dingen finden. Und tatsächlich war ich am Karnevaldienstag mit meiner lieben Frau aus, tanzte und unterhielt mich recht gut. Die Probe war geglückt. Auch tue ich seitdem, ohne mir um irgend etwas Sorgen zu machen, nur mehr was mir eine reine Freude macht. Bin schroff, wenn es mir einfällt, oder liebenswürdig, und bin mit dem Erfolge außerordentlich zufrieden.

Ostwald irrt, wenn er annimmt, daß durch bedeutende Leistungen Gehirnpartien „zerstört“ werden. Sie sind nur vorübergehend gebrauchsunfähig. Während der Genialitätsperiode konnte ich kaum lesen und irgendwelche fremden Gedanken, soweit sie nicht mit diesem Werk zusammenhingen, aufnehmen. Seit Mitte Februar 1913 hatte der ständige Trancezustand aufgehört. Ich hätte dieses Buch ja mit Leichtigkeit innerhalb weniger Wochen schreiben können, aber teils gab ich der Umgebung nach, die mich zur Schonung ermahnte, teils fürchtete ich selbst, mich zu sehr zu erschöpfen und um der Depressionsperiode tunlichst auszuweichen. Das war vielleicht falsch. Sollte ich wieder solche Wellen bekommen — die Folge einer sehr großen seelischen Erschütterung — dann werde ich ihnen unbedingt nachgeben, weil das weit ökonomischer ist, als die sogenannte Schonung.

Auf den großen Akt der Selbstüberwindung — oder auf die Visio Dei? — führe ich einen Leberfleck zurück, den ich seit dieser katastrophalen Zeit an der linken Schläfe habe. Die daumengliedgroße Einsenkung an den Schläfen zwischen Kaumuskel und Augenbogen, die dem Menschenkenner sofort die überstandenen Leiden verraten, dürften durch die Genialitätsperiode verursacht sein.

Denn die Genialitätsperiode ist, wie schon wiederholt gesagt, wenigstens eine so stürmische, wie die meine war, ungeheuer erschöpfend und sehr gefährlich. Wie in der Schwangeren, mag sie auch noch so schlecht genährt sein, das Kind sich auf Kosten des eigenen Körpers entwickelt, so schießt auch in dieser Zeit jede Energie auf Kosten des Gesamtorganismus ins Gehirn. Es wäre daher sehr wohl möglich, daß man an Erschöpfung stirbt. Aber selbst wenn man dieser Gefahr entgeht, ist doch die andere, daß der geschwächte Körper irgendeiner Infektionskrankheit erliegt, desto drohender.

Es wäre eine recht dankenswerte statistische Aufgabe festzustellen, wie viele bedeutende Männer während oder kurz nach dieser Entwicklung starben. Z. B. Otto Weininger, der selbst Hand an sich legte. Daß mir ein schnelles Ende nicht bevorstünde, war mir mit Rücksicht auf meine Lebensaufgaben klar. Nach Vollendung dieser Neubearbeitung habe ich schließlich mein Tagewerk getan und könnte das Weitere der Nachwelt überlassen.

Und nunmehr möchte ich endlich dazu übergehen die Resultate aus meinen Selbstbeobachtungen und Beobachtungen an anderen zu ziehen.

Die Vererbungstheorien können keinen Zweifel darüber bestehen lassen, daß wir mit *ganz außerordentlich verschiedenen körperlichen und geistigen Anlagen auf die Welt kommen*. Von den relativ wenigen, allen Menschen aller historischer Zeiten und Völker gemeinsamen Merkmalen, schreitet die Differenzierung weiter und weiter. Die innerhalb derselben Kreise (Rassen, Völker, Berufsständen usw.) stehende Individuenzahl reduziert sich bei wachsender Zahl der gemeinsamen Merkmale mehr und mehr, bis wir schließlich, bei schärfster Beobachtung, konstatieren müssen, daß es weder zwei Menschen gibt noch jemals gab, die nach Form und Inhalt völlig identisch gewesen wären.

Können wir zur Steigerung, oder allgemeiner ge-

sagt, zur Veränderung unseres Körpers nur relativ wenig beitragen, so doch viel zu der unseres Geistes. Natürlich gibt es auch hier Grenzen, die von den Anlagen bestimmt sind; aber sie sind dehnbarer. Der vollkommene Mensch muß sich nicht nur in jeden anderen, sei es ein Verbrecher, Christus, Sokrates, Platon oder Buddha, einfühlen können, er müßte auch alle menschlichen Fähigkeiten besitzen. Das erstere kann man lernen, wenigstens der Romantiker kann es, nur daß es große Schicksalsschläge zur Vorbedingung hat, das letztere ist unmöglich, da die Erwerbung aller Fähigkeiten (Musik, Hellsehen, Telepathie, mathematische, zeichnerische, malerische, plastische Talente usw.) zu sehr von den angeborenen Anlagen abhängt.

Aber auch da läßt sich mancherlei tun, wenn wir durch Willenskraft die Anlagen konsequent entwickeln. Gewiß ist auch die Willenskraft nicht in infinitum steigerungsfähig. Denn alles ist abhängig von dem angeborenen Quantum an Lebenskraft. Ob wir dieses überhaupt vermehren können, etwa durch Radium, das Steinachsche Experiment oder ähnliches, weiß ich nicht. Jedenfalls können wir es aber durch peinliche Fernhaltung aller vermeidbaren Schädigungen voll ausnutzen, auslaufen lassen, wie einen geschleuderten Gegenstand, dem wir möglichst alle Reibung fernhalten, etwa indem wir seine Bahn gut einölen. Das aber tun nur die allerwenigsten Menschen.

Wir sprachen schon so viel vom Romantiker und Klassiker, seinen Unterschieden im Temperament, der verschiedenen Reaktionsgeschwindigkeit auf Reize. Von was hängt denn das ab? Was heißt denn Temperament?

Temperament heißt garnichts anderes als Liebesfähigkeit bzw. Sinnlichkeit. Die angeborene Energie, die Art fortzupflanzen. Denn es gibt überhaupt nur zwei treibende Kräfte in der organischen Welt: die der Selbsterhaltung und die der Erhaltung der Art, der Liebe zu sich und

der Liebe zu anderen. Alles andere, Furcht, Gewissen, Mitleid, Haß, Rache, und wie alle Gefühle auch heißen mögen, werden in ihrem Werte bestimmt und sind abhängig von diesen beiden mächtigsten Trieben.

Je sinnlicher ein Individuum ist bzw. je mehr Liebesfähigkeit es besitzt, desto größere Vervollkommnungsmöglichkeiten hat es. Das sinnlichste Individuum ist das von der Natur am meisten bevorzugte. Und da die Natur, der Weltgeist, d. h. nichts anderes, als das vernunftbegabte Prinzip in ihr, der höchste Maßstab für gut und böse ist, so ist das sinnlichste Individuum auch das biologisch wertvollste, da es am meisten zur Erhaltung der Art disponiert ist, das mit den besten Entwicklungsmöglichkeiten ausgestattete.

Denn die Sinnlichkeit ist beim Manne — wir reden natürlich von normalen und nicht von pathologischen Erscheinungen — abhängig von der Produktivität seiner Sexualorgane, vom Quantum der Spermaerzeugung. Beim Weibe wird es zweifellos eine Analogie geben, etwa Erzeugung von Eiern, aber ich bin medizinisch zu sehr Laie, um mehr als eine Vermutung aussprechen zu können.

Je mehr Sperma ein Mann erzeugt, desto männlicher ist er, desto mehr erfüllt er im biologischen Sinne seinen Zweck. Das Normale, im Sinne der Natur liegende, ist es daher, daß der Mann oder das Weib, entsprechend ihren sexuellen Bedürfnissen, geschlechtlich verkehren. Das ist gut. Die Rückenmärker haben uns seit bald zwei Jahrtausenden weismachen wollen, daß das schlecht sei. Heute windet und dreht sich noch alles vor Verlogenheit und Heuchelei, wenn erotische Dinge gestreift werden. Tatsächlich hat sich diese Naturwidrigkeit schon schwer gerächt. Überdies lehrt die Erfahrung, daß etwa das erotische Lesebedürfnis enorm ist, erotische Witze finden immer ihr Publikum, ebenso erotische Kunstwerke.

Ich habe die Binde vor den Augen erst seit der Ent-

wicklung ins Geniale verloren. Denn nur wir Genies, denen die Menschheit ja an höheren geistigen Werten alles verdankt, was sie besitzt, sind sehend. Darum konnte ich früher das Problem nicht in voller Schärfe erfassen. Wer die Entwicklung ins Geniale noch nicht hinter sich hat, ist für uns, aus der Vogelperspektive betrachtet, doch nur ein Jüngling oder gar ein Kind. Aber es gibt intelligente Kinder. Und so wird man sich vielleicht wundern, wie wenig ich an meinen früher geschriebenen Büchern zu korrigieren hatte. Ich ahnte eben manches — aber noch nicht alles — was ich jetzt weiß.

Man wird sich auch wundern, daß ich die sexuelle Unsittlichkeit des Mittelalters, die Gewaltpolitik der Kirche in den exoterischen Schriften verdamme, hier aber teils begreife, teils sogar billige. Wenn eine geistige Macht, wie die Kirche, die auf ihre Fahne Milde und Christentum schreibt, Hexen verbrennt und Ketzer verfolgt, so ist das verabscheuungswürdige Heuchelei und Barbarei, und wenn sie Askese predigt und zur Zeit ihrer Herrschaft das Gegenteil triumphierte, so beweist das die Torheit und Falschheit dieser Lehre. Ich schlage die Kirche mit ihren Waffen auf Grund ihrer eigenen Moralprinzipien.

Andererseits ist die Kirche an psychologischem Verständnis den weltlichen Wissenschaften unendlich überlegen. Die mittelalterliche Heiligenliteratur, zumal der „Hexenhammer“, enthält eine Fülle zutreffender Beobachtungen, von denen unsere Psychologen und Psychiater keine Ahnung haben. Unsere Zeit repräsentiert daher einen kaum je erreichten Tiefstand von Unkenntnis der Seele, dem Allerwichtigsten! Aus Angst vor der öffentlichen Meinung, diesem Abgott aller Dummköpfe und Feiglinge, aus Respekt vor einer Talmiwissenschaft, die etwas anders glaubt, als der geniale und sittliche Mensch weiß, getrauen sich heute die aller wenigsten ihre tiefsten Erlebnisse, die häufiger sind, als die Herde

glaubt, zu bekennen. Das „Normale“ des Psychiaters ist eine Schande, es ist der Stempel für die Fabrikware der Natur, weiter nichts.

Die Erfahrung lehrt, daß es wohl nur ganz wenige — ich glaube überhaupt keine — weibliche Wesen gibt, die nicht in ihrem Leben mindestens zwei Männer geliebt hätten. Die eine hat eine Jugendliebe vor der Ehe, die andere eine unglückliche Liebe während ihr usf. Mir persönlich sind Kokottennaturen, Frauenzimmer, die aus einem Bett ins andere schlüpfen, ja nicht sehr sympathisch, weil ich überhaupt undisziplinierte, ihren Trieben blind folgende Menschen nicht mag. Aber meine Hochachtung wird durch große Leidenschaften, die eine Dame hatte, nicht im geringsten gemindert. Ob sie einen Mann oder sechs in ihrem Leben liebte, ob in oder außer der Ehe, ob sie von jedem Kinder hat oder nur von einem, das ist ganz gleichgültig, ist ihre Sache. Wer wird denn dadurch geschädigt? Entscheidend ist die große Leidenschaft, nicht das erotische Getändel.

Aber auch dieses ist besser, w e i t besser, als das verbissene alte Jungferntum, das Klatschbasentum mit seiner Verbitterung und Verleumdungssucht, seiner Lieblosigkeit und Werk- bzw. Scheinheiligkeit. Ich könnte mich mit einem leichtsinnigen Dämchen anfreunden, denn das sind doch menschliche Schwächen harmlosester Art, es ist eben nicht jede zur Penelope geboren, und schließlich geht das niemand etwas an, soweit das öffentliche Schamgefühl nicht verletzt wird, aber niemals mit einer bösartigen, frömmelnden alten Jungfer, und wenn sie die wandelnde Geschlechtslosigkeit wäre.

So ist mir auch jemand, der sich gelegentlich betrinkt, weit sympathischer, als ein bornierter, fanatischer Abstinenzler. Ich kann nun einmal Zeloten nicht leiden.

Ich werde aber hinfort für die Freigabe der Pornographie eintreten, ebenso dafür, daß die intimsten Dinge, Bordellszenen, was es nur sei, jedem Erwachsenen zu-

gänglich sind. Hier gibt es nur e i n e Einschränkung: Schutz der Jugendlichen und derjenigen Personen, die das nicht sehen oder lesen wollen. Denn so gut ich ein Recht habe mir im Theater oder sonstwo eine Beischlafszene anzusehen, so gut hat ein anderer ein Recht sie nicht sehen zu wollen. Volenti non fit injuria. Das schränkt den Begriff der Öffentlichkeit ein. Die Herren Abolitionisten, Mucker und Rückenmärker brauchen sich das alles ja nicht anzusehen. Wir sind doch keine Kleinkinderbewahranstalt und brauchen uns nicht von Eunuchen und Asketen vorschreiben zu lassen, was wir tun oder lassen.

Wir müssen es langsam lernen uns als Erwachsene mit Selbstbestimmungsrecht — dessen Grenzen die begründeten Rechte anderer bilden — zu fühlen, und nicht immer nach Gesetz und Schutzmann zu rufen. Ich weiß, daß sich viele gerade hierüber entrüstet und geärgert haben. Sie sind noch unreif, weil sie zu wenig gelitten haben. Sonst würden sie entweder bei historischer Betrachtungsweise nur Entwicklungserscheinungen, bei philosophischen aber nur Irrtümer in Dingen erblicken, die den Unreifen empören. Sollten sie recht haben und ich mich irren, dann müßten sie sich also freuen! Ideen zu bekämpfen hat nur das Recht, wer sie kühl und nüchtern, sine ira et studio, derart in ihren besten Argumenten sich zu eigen machte, wie ihre Verfechter. Das erfordert die Gerechtigkeit, kann aber nur die sittliche Persönlichkeit. Man würde mich für einen Bolschewisten und Ketzerrichter halten können, wenn ich deren Argumente vortrage. Daß die Tatkraft durch diese Objektivität gelähmt wird, ist allerdings eine große Gefahr. Besonders das Experiment „Liebet eure Feinde“ wirkt diesbezüglich verhängnisvoll. Daß meine Tatkraft trotzdem nicht litt, oder doch in alter Stärke zurückkehrte, muß jeder bestätigen, der mich kennt.

Wir Genies sind alle anormal, d. h. von stark herabgesetztem Sexualtrieb, im biologischen Sinne bedingt

minderwertig, im soziologischen aber die höchsten Werte. Darum haben wir ja auch meistens keine Kinder oder Enkel! In der Regel dann nicht, wenn wir nach der Entwicklung ins Geniale heirateten. Denn wir denken doch, wir schaffen doch mit dem Sperma!

Das ist nicht so buchstäblich zu verstehen, daß die Spermatozoen in unser Gehirn eindringen würden, wie Idioten diese Stelle verstehen werden, sondern folgendermaßen:

Die Erfahrung lehrt, daß angestrengte geistige Arbeit, besonders das abstrakte Denken, Philosophie, Mathematik usw., die sexuellen Bedürfnisse wesentlich reduziert. Sie lehrt ferner, daß ein erotischer Reiz — das wird jeder Künstler bestätigen — die Arbeitskraft steigert. Endlich lehrt die Erfahrung, daß sehr große und andauernde Anstrengungen, auch solche körperlicher Art, dauernde oder vorübergehende Impotenz herbeiführen können. So wird ein gewisser Prozentsatz der Fremdenlegionäre dauernd zeugungsunfähig. Während mäßige Bewegungen und Anstrengungen, da sie den Stoffwechsel steigern, sowohl dem Gehirn, als auch dem Genitalapparat vermehrte Energie zuführen. Ich hörte, daß manche nach anstrengenden Bergpartien eine gesteigerte libido haben, was sich mit meiner Theorie sehr wohl verträgt.

Ich schließe daraus, daß die Sexualorgane in innigster Relation stehen, nicht nur zu den Denkorganen, zum Nervensystem, sondern daß sie bzw. ihre Erzeugnisse es auch in erster Linie sind, die dem Körper die größten bzw. die wertvollsten Energiemengen zuführen. Die tägliche Nahrung genügt natürlich zur Bestreitung der täglichen Ausgaben, auch der sexuellen, aber der Vorrat an Energie, die der Körper, wie eine Akkumulatorenbatterie aufspeichert, wird von den Genitalien geliefert.

Wenn ich von Sinnlichkeit und Erotik spreche, so ist damit die Liebesfähigkeit, das intensive Verlangen nach dem andern Geschlecht gemeint, das sich normalerweise im Verlangen nach körperlichem Verkehr äußert.

Was ich hier sage, beruht auf Selbstbeobachtung: ich war trotz früheren großen sexuellen Bedürfnisses mein Leben lang mit verschwindenden Ausnahmen in venere sehr mäßig. Ich blieb meinen Geliebten immer relativ treu, auch bei Trennungen, nicht aus „Tugendhaftigkeit", sondern weil ich sie liebte, oder weil ich Ansteckung fürchtete. Aber asketisch habe ich niemals gelebt, weil ich das nach einer Probe — ich probiere grundsätzlich alles an mir selbst aus — für eine Dummheit hielt und noch halte. Wenn es mehr Energie konsumiert die libido zu unterdrücken, als ihr nachzugeben, dann ist man doch ein Narr, wenn man ersteres tut! Es kann sich also nur darum handeln, flüchtige Reize durch kalte Waschungen, körperliche Übungen usw. zu beseitigen, wenn man sich ihrer nicht sofort zur Arbeit bedienen kann. So weiß ich von einem gefeierten Mann, daß, während er produziert, seine Frau mit ihm im Bett liegen muß. Offenbar führt dieser erotische Reiz, der zu gesteigerter Spermaerzeugung anregt, seinem Gehirn Energiemengen zu.

Wie ich erzählte, brachen zwei Jahre vor Abfassung dieses Werkes große Kümmernisse über mich herein. Die Erfahrung lehrt, daß Kummer die libido sexualis sehr herabmindert, d. h. aber mit anderen Worten, daß die während dieser Periode erzeugten Spermatozoen oder deren Produkte, mögen sie auch viel geringer sein, als sonst, akkumuliert werden! Ferner war meine Frau lange krank, und wenn ich auch durchaus nicht viel von der ehelichen Treue des Mannes halte, so lebte ich doch relativ abstinent. Kurz, innerhalb der beiden letzten Jahre wurden in mir außerordentliche Energiemengen aufgespeichert. Die Dienstleistung, wie jede körperliche Übung, vermehrte noch den Vorrat. Während dieser beiden Monate lebte ich völlig abstinent, denn die Anstrengungen waren zu groß, um mir das Bedürfnis nach Seitensprüngen nahezulegen. Vielleicht fehlte mir auch ein geeignetes Objekt. Hätte ich beides gehabt, dann

hätte ich selbstverständlich meinem Verlangen ohne die geringsten moralischen Bedenken nachgegeben, und würde es entweder meiner Frau auf ihre Frage hin erzählt — das wahrscheinlichere — oder auch verschwiegen haben, wenn ich das für klüger gehalten hätte; in beiden Fällen mit völlig reinem Gewissen.

Daß meine Selbstbeobachtungen und meine Theorie richtig sind, kann nicht dem allergeringsten Zweifel unterliegen. Sie würden nicht so neu und erstaunlich anmuten, wenn wir in unserm Zeitalter der Flugzeuge und Wasserspülung den Bekennermut der Wahrheit hätten, dessen Fehlen uns so sehr unvorteilhaft vom angeblich so finsteren Mittelalter unterscheidet. Wäre das erst alles wiederentdeckt, was eine irregeleitete materialistische und technisch gerichtete Schulwissenschaft verschüttet hat, wäre der Mensch und sein Seelenleben als höchstes Ziel aller Erkenntnis erst wieder anerkannt, dann würde kein Geheimrat der Psychologie oder selbst Psychiatrie mehr den Mut der Ignoranz aufbringen können die Selbstbeobachtungen zu leugnen. Jetzt handelt es sich lediglich darum sie mit dem bisherigen Stande unserer naturwissenschaftlichen Kenntnisse möglichst in Einklang zu bringen. Mir scheint, daß die Lehre von den Hormonen herangezogen werden kann. Unter Hormonen (Reizstoffen) versteht neuerdings die Medizin innere Sekretionen, die spezifischen von den verschiedenen Organen des Körpers erzeugten und an das Blut abgegebenen Stoffe. Dieses führt sie anderen Organen zu. Hier üben sie dann bestimmte Wirkungen aus.

Dahin gehört das Produkt der Schilddrüse, das das Wachstum der Knochen und die Entwicklung des Gehirns beeinflußt, das von den Nebennieren erzeugte Adrenalin mit seiner die Herztätigkeit beeinflussenden Wirkung usw. Der große Einfluß der Kastration auf den Körper, Unterdrückung des Stimmwechsels, des Bartwuchses, Förderung der Fettbildung usw. ist ja

hinlänglich bekannt. Ebenso hat eine Exstirpation der Eierstöcke bei Mädchen Hemmung der Pubertätsentwicklung, bei Erwachsenen aber Entartung der Genitalien zur Folge. Der Einfluß der Genitalien auf den Gesamtkörper ist ja seit Urzeiten bekannt, da man schon seit Jahrtausenden gewisse Tiere kastrierte. Die Mutlosigkeit, der Mangel an Energie bei menschlichen und tierischen Kastraten ist ja auch eine alte Beobachtung.

Neuerdings hat man versucht aus Eierstöcken „Ovarin" herzustellen, um dadurch die Menstruation zu befördern, aus Stierhoden aber „Spermin" zur Beseitigung auf neurasthenischer Basis beruhender Impotenz. Der Erfolg oder Mißerfolg dieser Behandlungsweise ist für mich nicht ausschlaggebend, sondern vielmehr die Tatsache, daß die Schulmedizin auf anderem Wege zu gleichen oder ähnlichen Resultaten kam, wie ich. Ich weiß natürlich, daß nicht das Sperma selbst denkt, wohl aber müssen Sekretionen von ihm ins Blut übergehen, und zwar haben diese nicht nur — wie die Schulmedizin anzunehmen scheint — Reizwirkung, sondern sie müssen auch unmittelbar Energie zuführen. Im Laufe der Zeit wird die Medizin meine Theorie bestätigen. Dieses „Spermin" dürfte eine eminente Energie bindende Eigenschaft besitzen, etwa wie das organische Eiweiß, aber in noch höherem Maße, und etwa dem Radium in der anorganischen Welt entsprechen.

Je temperamentvoller, d. h. je sinnlicher, je mehr zur Spermabildung neigend die Männer sind, desto produktiver müssen sie dann auch sein, wenn sie die Erzeugnisse ihres Genitalapparates zum größeren oder geringeren Teil — keineswegs ganz!! — dem Gehirn zukommen lassen. Darum sind die Romantiker auch um so vieles leistungsfähiger, als die Klassiker. Der Vergleich gilt selbstverständlich nur als Mittelwert, denn die Lebens- und Liebeskraft der einzelnen Individuen kann ja sehr verschieden groß sein, eventuell im Einzel-

falle — aber das wäre eine Ausnahme — bei einem Klassiker sogar größer, als bei einem Romantiker.

Die Erfahrung hat gelehrt, daß Athleten nur wenig zu den Freuden der Liebe neigen. Hier konsumiert der Körper — im Gegensatz zum Gehirn des Denkers — das „Spermin". Neger sind dafür von großer Potestas. Es ist aber auch bekannt, daß der afrikanische Neger schon mit vierzig Jahren an der Schwelle des Greisenalters steht. Denn sie haben das ihnen von der Natur zugeteilte Quantum an Zeugungskraft zu schnell verbraucht. Ferner gibt es keine selbständige den europäischen oder asiatischen gleichwertige Negerkultur, was mir dafür zu sprechen scheint, daß die Neger ihr Sperma lediglich zur Befriedigung der libido verwenden, statt es höheren Altären zu opfern.

Zu Beginn unseres Jahrhunderts erschien ein Buch von Karin Michaëlis „Das gefährliche Alter". Ich kenne es nur aus Besprechungen. In diesem Werke, das allgemein Aufsehen und Entrüstung hervorrief, machte die Verfasserin darauf aufmerksam, daß unsere Frauen mit vierzig Jahren ein gesteigertes physisches Liebesbedürfnis hätten. Unsere Feigenblattmoral führte natürlich dazu, daß die Verfasserin einem Scherbengericht überantwortet wurde. Dabei m u ß jede normale Frau zugeben, daß die Autorin vollkommen die Wahrheit gesprochen hat.

Uralte Weisheit der Inder — die in der Kenntnis des Menschen ja allen Völkern weit voran waren und sind — aber auch anderer, hat dem vierzigsten, wie auch dem sechzigsten Lebensjahre eine besondere Rolle zugewiesen. Wir sprechen heute vom Schwabenalter, der Römer nannte vir, „Mann", erst ein männliches Individuum von vierzig Jahren.

Da dieser oder jener unter meinen Lesern, weil er den Geist des Buches nicht erfassen kann, sich an Druckfehler und ähnliches halten wird, möchte ich darauf hinweisen, daß das vierzigste Lebensjahr mit dem Dezimalsystem in keinem Kausalzusammenhang steht.

Es handelt sich vielmehr lediglich um die millionenfach bestätigte Erfahrungstatsache, daß der Mann erst um diese Zeit — bei einem einige Jahre früher, beim andern vielleicht auch etwas später — seine volle Reife erlangt. Die körperliche Leistungsfähigkeit, der Widerstand gegen Strapazen, hat zwar schon etwas nachgelassen, aber der Geist ist am kräftigsten, dazu haben die Lebenserfahrungen, die ja jeder mit vier Jahrzehnten besitzen muß — anders ausgedrückt: die Leiden — den Charakter geformt.

Wenn also auch zugegeben werden muß, daß es Männer gibt, die mit achtzig Jahren noch nicht reif sind, so müssen wir uns hier doch an die Norm halten. Und diese lehrt, daß im achten Lebenslustrum, also zwischen fünfunddreißig und vierzig Jahren, dem Menschen neue Energie zuströmt. Diese besteht normalerweise in einer vermehrten libido sexualis.

Nun ist es aber durchaus nicht nötig, wenn auch im Willen der Natur gelegen, daß man darum ausschweifend lebt. Wer jedoch aus irgendwelchen Gründen die der Zeugung zugedachte Energiemenge ganz oder teilweise in andere Kanäle leitet, wird eine große innere Revolution durchmachen.

Beim genial veranlagten Manne wird sich das Genie Bahn brechen, vorausgesetzt, daß ein großer Schmerz die Energie freimacht, bei hellseherisch veranlagten Individuen — meistens Frauen — die Gabe des Hellsehens ausbilden, bei anderen telepathische, suggestive Kräfte usw. Doch wird das immer die große Minderheit sein, da die Mehrheit dem Willen der Natur folgend die Kräfte ihrem eigentlichen Zwecke zuführen wird. So wenig man den genial veranlagten Denker zum Hellseher oder Komponisten machen kann, so wenig umgekehrt. Entscheidend ist natürlich die ererbte Anlage, aber bei Hinzutritt von Leiden, d. h. großen Erschütterungen der Seele und des Nervensystems, erfolgt bei sexueller Mäßigkeit die der Veranlagung entsprechende Entwicklung.

Übrigens habe ich mich davon überzeugt, daß es viele Tausende von Personen mit Veranlagung zu zeitlichem oder räumlichem Fernsehen gibt. Es beginnt mit Vorahnungen, steigert sich zu Gesichten, die später in Erfüllung gehen, und endet in ganz seltenen Fällen mit der Fähigkeit sich willkürlich in die Zeitlosigkeit zu projizieren. Diejenigen unter meinen Lesern, die diese Fähigkeiten besitzen, werden mir recht geben. Überhaupt wird jedes Genie finden, daß ich die Wahrheit sage, soweit es die Genialität betrifft, jeder Ehrenmann, soweit die Ehre in Frage kommt, die sittliche Persönlichkeit, der Chiromant, kurz alle werden mir recht geben, so weit sie kontrollieren können und nur zweifeln hinsichtlich der anderen Kategorien. Das finde ich aber ganz begreiflich. Ich würde es auch tun, und nur die Zweifler haben einige Aussicht sich der Wahrheit zu nähern. Aber das ist schmerzhafter und gefährlicher, als mancher denkt! Ich sehe jetzt allen Leuten auf den ersten Blick ihre Veranlagung an und irre mich wohl nie mehr.

Die große Mehrheit der Menschen wird den Kraftzuwachs dazu ausnutzen sich für einige Jahre den Freuden der Liebe mehr zu widmen — und das ist auch bei weitem das Beste, es ist gesund, moralisch, nur muß es einigermaßen mit Verstand geschehen, um nicht unnötig zu schwächen, d. h. man wird Stimulantien vermeiden und nur der Venus opfern, was sie fordert. Der Körper wird schon selbst das Maß vorschreiben — den andern aber zu gesteigerter Arbeit verwenden.

Nun können aber viele — ich z. B. durch Trauer, körperliche Schmerzen usw. — den normalen Weg zeitenweise nicht einschlagen. Besonders unsere alten Jungfern sind übel daran, weil ihnen irgendein oder einige Rückenmärker klargemacht haben, daß Geschlechtsverkehr „sündhaft“ sei. Darum unterlassen sie ihn. Aber auch manche Ehefrau ist an der Ausübung des Geschlechtsaktes verhindert: durch Krank-

heit, durch die heute so moderne Angst vor Kindern oder aus anderen Gründen. Viele haben auch Angst vor der Gefahr der Ansteckung, um ihren Ruf, der ja blöderweise heute nur bei männlichen oder weiblichen Eunuchen tadellos ist. Oder sie haben einen impotenten Mann und tragen Bedenken einen Liebhaber zu nehmen. Sie alle werden eines schönen Tages, wenn sie sich den Vierzigern nähern, große innere Wandlungen durchmachen.

Daß ich mich erst jetzt ins Geniale entwickelte — für mich relativ spät — hat meines Erachtens in folgendem seine Ursachen: zunächst habe ich immer so viel gearbeitet, daß sich keine große Energie im Gehirn aufspeichern konnte. Nebenbei auch selbstverständlich die Freuden der Liebe genossen. Durch die relative, mir aber durchaus nicht schwerfallende Abstinenz während der beiden letzten Jahren wurde das anders. Dazu kam aber noch, daß ich während dieser Zeit ja so gut wie garnicht arbeiten konnte. Mein Buch über „Aus der Geschichte der menschlichen Dummheit" war Überlaufwasser, hat mich nicht im allergeringsten angestrengt. Denn anstrengend ist nur die A r b e i t des Denkens, keineswegs der automatische Denkvorgang. So wenig wie das Atmen oder die Verdauung, oder die Herztätigkeit normalerweise anstrengen. Sie alle verbrauchen selbstverständlich Energie, aber das Quantum ist so minimal, daß es uns gar nicht bewußt wird. Endlich habe ich mich auch innerlich so gepanzert gehabt, daß vielleicht manche seelische Erschütterung, die bei andern die Genialität ausgelöst hätte, relativ wirkungslos verlief, oder nur zur sittlichen Vervollkommnung führte.

Bewegung regt bei mir die Denktätigkeit an. Deshalb kommen mir die besten Gedanken auf Spaziergängen, oder wenn ich stundenlang im Zimmer auf und ab gehe. Dieser Gewohnheit schreibe ich auch einen Teil des Umstandes zu, daß ich die Katastrophen der Genialitätsperiode überlebte.

Da wir die Nahrungsaufnahme beliebig steigern können, ist die frei verfügbare Energie theoretisch für uns unbegrenzt. In der Praxis handelt es sich aber darum, wieviel wir auch verdauen und wieviel von dieser dem Körper einverleibten und von ihm aufgenommenen Nahrungsenergie den Sexualorganen, wieviel den Muskeln, dem Gehirn, den Nerven usw. zugeführt wird.

Ich hätte die Energieausgaben des Winters 1912/13 sicher nicht überlebt, wenn ich nicht so große Mengen aufgespeichert gehabt hätte. Seit Ende Februar 1913 waren sie aber völlig aufgezehrt, und ich mußte dieses Buch von den Tageseinnahmen bestreiten. Ich schrieb es stoßweise, ging viel spazieren, jeden Nachmittag ins Kaffeehaus, wußte eigentlich selbst nicht, wann ich arbeitete, aber es wuchs. Allerdings schreibe ich stets druckfertig. Meine Hoffnung durch Arbeitshygiene einen Zusammenbruch vermeiden zu können, erfüllte sich leider nicht.

Doch, um das nochmals zu betonen, zum Freiwerden der genialen, hellseherischen, telepathischen, suggestiven und anderer Kräfte genügt nicht das Vorhandensein eines großen Energievorrates, sondern es muß auch ein großer, jäher seelischer Schmerz, eine Erschütterung der Seele und des ganzen Nervensystems hinzutreten, wie es eines Funkens bedarf, um ein Pulverfaß in die Luft zu sprengen; zum mindesten aber müssen lange Leiden vorangehen. Wessen Leben sich glatt abspielt, wer als klassischer Typus ein geringeres Gefühlsleben hat, weniger Fähigkeit für Freude und Leid besitzt, wer seine Energie täglich in Arbeit und Liebesfreuden verausgabt, der wird sich weder ins Geniale entwickeln, noch die anderen Umwandlungen durchmachen. Ihm werden die größten Leiden erspart bleiben, aber dafür wird er auch auf die größten Freuden verzichten müssen. Deshalb sind die Genialitätsstürme des Klassikers weit schwächer als die des Romantikers. Die Klassiker haben auch in der Regel gar keine oder nur ganz minimale

Höcker an den Stirnbeinen, die Romantiker aber größere, die „Hörner" des Moses. So und nicht „Schein" ist die Bibelstelle zu übersetzen!

Um eines nicht unerwähnt zu lassen: es gibt vortreffliche Kanäle oder Ventile zur Ablenkung der unbefriedigten Sinne. Am beliebtesten sind Religion und Musik. Gibt es doch Frauen, die in Wagneropern oder in Puccinis „Toska", in Salome von Richard Strauß, kurz bei sehr männlicher Musik eine sinnliche Befriedigung, ähnlich der beim normalen Verkehr haben sollen.

Sprachen wir bisher von der physischen Liebe, dem materiellen Geschlechtsgenuß, so war das das Primäre. Daneben gibt es aber noch, wie wohl jedermann weiß, die seelische Liebe, die uns die größten Freuden und die größten Qualen bereitet. Normalerweise reduziert sie sich mit der sinnlichen Befriedigung, während sie wächst, wenn die Sinne — etwa durch raffinierte Kokottennaturen, durch „Druts" — angestachelt werden, ohne Befriedigung zu finden. Das Physische hängt eben mit dem Psychischen innig zusammen, wie der Gedanke mit dem Gehirn, womit aber keineswegs die Möglichkeit geleugnet ist, daß auch eine Psyche ohne Körper bestehen könnte. Diese seelische Liebe, abgelenkt auf Ideale, ist es, wie schon früher erwähnt, die Platon meint und die Mutter der größten Schöpfungen wird.

Romantiker sind selbstverständlich auch für sie mehr veranlagt, als Klassiker, darum leiden sie mehr, bis sie sich emporgeschwungen haben. Aber sie kommen auch höher. Sokrates, Christus, Budda, Platon, Franz von Assisi waren zweifellos Romantiker, und ich bin auch der festen Überzeugung, daß sie alle, genau wie Dante oder Petrarca, durch unglückliche Liebe am meisten gelitten haben, aber durch ihre Überwindung auch am meisten gefördert wurden.

Die Wahrheit läßt sich ebensowenig lernen, wie das Glück. Man muß beide erkämpfen, und zwar durch

Leiden. Für diese aber sorgt schon die Welt. Wir müssen uns daher so viel Freude machen, wie nur möglich, denn dadurch allein kann eine Steigerung des Nutzungskoeffizienten unserer Arbeit erzielt werden.

Die Genies, die Hellseher, die Spiritisten, die ,,Magier" und Personen, die ,,Phantome" sehen, also Geisterseher, wie Swedenborg, und wie sonst noch diese Kategorien heißen mögen, sind sämtlich, wofern sie nicht durch die Natur ihre Veranlagung besitzen und sie sich sozusagen von selbst ausbildet, auf falschem Wege: sie haben es sich alle zu schwer gemacht glücklich zu sein. Sie haben alle auf die Freuden der Liebe, die doch die Natur in unergründlicher Weisheit als Äquivalent für die vielen Leiden des Lebens spendete, verzichtet. Waren sie durch Krankheit dazu gezwungen, dann mag es ja hingehen. Legten sie sich aber selbst diesen Zwang auf, dann waren sie töricht, und die öffentliche Meinung, die einen solchen Zwang fordert, ist es heute noch. Selbstverständlich hindert diese mich nicht im geringsten, so viele Liebschaften zu haben, wie es meinen Neigungen entspricht.

Es wird mir recht angenehm sein, wenn sich auf Grund meiner Ansichten und meiner Handlungen Bekannte von mir zurückziehen. Je mehr, desto besser. Denn wenn ich richtig vermute, werde ich in wenigen Jahren, entgegen meinen Neigungen, denn ich bin Denker und liebe meine Ruhe, in der Öffentlichkeit recht bekannt sein. Ich druckte in der Erstauflage ab Mai 1918; tatsächlich traf auch im Herbst des gleichen Jahres die erste Popularitätswelle mit der Erfüllung meiner Vorhersagen über unsere Revolution ein. Da will ich vorher schon die Spreu vom Weizen geschieden sehen, und es wird mir lieber sein, wenn sich diese Reinigung von selbst vollzieht. Denn ich kränkle immer noch etwas an der Gutmütigkeit, und es würde mir vielleicht schwer fallen Personen abzuschütteln, die ich nicht brauchen kann. In meiner Umgebung hat aber nur

Daseinsberechtigung, wer mir etwas bietet und Anspruch auf meine Dankbarkeit nur, wer mir in Zeiten etwas bot, in denen mich alle anderen verließen oder verfolgten. Es sind also nicht viele, denen ich irgendwelchen Dank schulde.

Jeder Künstler, jeder Dichter, Musiker, kurz Personen mit reichem Innenleben, weiß, daß es Frauen gibt, die uns „inspirieren". Sehen wir solche an einem Tage, dann ist unsere Arbeitsfähigkeit gesteigert. Würden wir mit ihnen ein Verhältnis haben, dann wäre der Bann gebrochen, wenigstens mit dem Augenblick, wo wir sinnlich vollkommen befriedigt oder gar übersättigt wären. Gerade der unbefriedigte erotische Reiz, der uns ja nicht zum Bewußtsein kommen muß, führt uns Energie zu.

Der schmerzhafte Stich, den wir am Herzen fühlen, wenn wir uns verlieben, oder wenn wir einer Dame, die wir unglücklich lieben, zufällig begegnen, ist besonders bemerkenswert. Er kann vielleicht sogar unter Umständen eine Genialitätswoge auslösen, jedenfalls aber das „Es" arbeiten lassen.

Ich halte das Herz für ein elektromagnetisches Organ. Dafür spricht, daß wir beim Anblick der Geliebten einen Stich erhalten, dem sich meistens ein mehr oder minder heftiges Herzklopfen anschließt, oder auch Herzklopfen ohne Stich. Verlieben wir uns — das braucht ja nur für einen Tag zu sein — dann zuckt, wenn wir der Dame in die Augen sehen, unsere Augenbraue. Das kann jeder an sich und andern beobachten. Aber noch andere elektrische Erscheinungen werden durch die Liebe geweckt, und zwar durch die psychische, also durch Bekämpfung — aber keineswegs absolute Unterdrückung — der physischen. Entscheidend ist immer, daß unsere Sinne nicht voll befriedigt werden. Würden wir etwa in der Woche nach unserem Temperament einen viermaligen Beischlaf benötigen, aber nur einen oder zwei ausüben, so wird dieser Überschuß an „Spermin" sich

je nach den Anlagen in gesteigerte Arbeitskraft, telepathische, geniale oder „okkulte" Kräfte und Wirkungen umsetzen. Allerdings wohl erst nach jahrelanger Übung. Man muß sich eben möglichst frühzeitig darüber klar werden, ob man sich für den Beruf des Zuchtstiers oder den des Denkers entscheiden will.

So ist es ja bekannt, daß Personen, die sich sehr lieben, sozusagen drahtlos miteinander telegraphieren können, oft auf große Entfernungen. Man bekommt Herzklopfen oder eine elektrische Empfindung, ein Kribbeln, Prickeln usw. am Herzen und weiß ganz genau, daß nunmehr die andere Person sich mit uns beschäftigt. Ich habe nach dieser Richtung hin viel Experimente gemacht.

Einst hatte ich mich mit einer Dame, die ich liebte, in einer auswärtigen Stadt verabredet. Ich erwartete sie mehrere Tage lang vergeblich und konnte mir das Ausbleiben gar nicht erklären. Plötzlich bekam ich das heftigste Herzklopfen. Es stellte sich später heraus, daß sie genau zu dieser Stunde durchgereist war — es ließ sich nach dem Fahrplan mit Leichtigkeit kontrollieren — da sie meine Nachrichten durch ein Versehen nicht erhalten hatte. Von einer Dame, die mir innerlich sehr nahe steht, aber etwa 200 Kilometer entfernt wohnt, hatte ich längere Zeit nichts gehört. Im Glauben sie sei krank, fühlte ich plötzlich einen intensiven Seelenschmerz. Sie wurde dadurch ohnmächtig! Die Zeit ließ sich mit Leichtigkeit und völlig einwandfrei feststellen. Parazelsus muß ähnliche Fähigkeiten besessen haben.

Ein auf einer Auslandreise begriffener Herr hörte plötzlich — also auf eine Entfernung von mehreren tausend Kilometern — die jammernde Stimme seiner Braut, die immer wieder seinen Namen rief. Es stellte sich heraus, daß sie zur gleichen Zeit einer Brandkatastrophe zum Opfer gefallen war und in ihrer Todesangst wiederholt seinen Namen gerufen hatte.

Mir erzählte eine glaubwürdige Persönlichkeit, daß

sie von Wien bis London auf diese Weise in telepathischem Kontakt mit einer geliebten Person gestanden habe. So weit kann ich es nicht, aber wohl auf einige hundert Kilometer. Würde ich jetzt verraten, daß ich sogar mit meiner eigenen Frau drahtlos telegraphierte — ich fühlte sie, aber sie mich nicht —, dann klänge das unromantisch. Sie war es ja auch nicht allein, da außer ihr noch einige wenige Damen in meinem Leben eine entscheidende Rolle spielten.

Wer selbst solche Fähigkeiten besitzt oder gar innere, mystische Erlebnisse hatte, glaubt mir natürlich, weil ich ja nur seine eigenen Erfahrungen bestätige. Wer sie nicht hatte, ist als treuer Anhänger der materialistischen Irrlehre nicht nur geneigt sie zu bezweifeln — das ist sein gutes Recht — sondern sogar die Möglichkeit zu leugnen. Das ist aber ein falscher Schluß. Er behauptet mehr, als er wissen kann. Ich erhielt viele Zuschriften, die nicht nur bewundernd die Richtigkeit meiner Darstellung, soweit sie von den Schreibern kontrollierbar war, anerkannten, sondern auch wertvolle Ergänzungen lieferten. Besonders häufig ist das Vorgefühl und der erste Eindruck. Wehe dem, der durch Vernunftgründe sich von ihm abspenstig machen läßt. Allerdings darf nur der sittlich Geläuterte dem Vorgefühle folgen, dieser aber blind. Ich muß dies unterstreichen, damit nicht jeder Rohling, jede launenhafte Bretteldiva sich auf mich beruft, wenn sie ihren Trieben und Instinkten folgt, wo ich doch das gerade Gegenteil eines blinden Trieblebens lehre.

Ich kann weder willkürlich zeitlich noch räumlich fernsehen und habe auch nur selten Vorahnungen und Wahrträume, letztere hatte ich besonders im Kriege. 1910 träumte ich, daß meine Mutter nach drei Wochen an schweren Krankheit sterben würde. Sie war damals einer kerngesund und darum handelte es sich nicht — wie Freud annehmen würde — um eine Befürchtung. Trotz dieses Traumes und wiewohl ich meine Mutter sehr

liebe, hatte ich keinen großen seelischen Schmerz. Erwacht notierte ich den Traum mit meiner Interpretation, daß sie zwar krank, aber nicht sterben würde. Ganz genau nach drei Wochen brach bei meiner Mutter eine sehr ernste Mittelohrentzündung aus, die sie aber glücklich und ohne Folgen überstand.

Ein Schneider, dem ich okkulte Fähigkeiten ansah — wie wohl bei jedem, der sie besitzt — gestand mir, daß seine Träume sich erfüllten. Träumt er von seiner Lehrzeit, dann bekommt er ausnahmslos am anderen Tage einen Auftrag. Wenn meine Frau von kleinen Kindern träumt, dann ereignet sich stets etwas Unangenehmes, und zwar am folgenden oder nach zwei Tagen. Ich werde die Traumsymbolik noch eingehend an andern studieren, denn ich selbst habe sie an mir nicht erfahren.

Dafür besaß ich aber nach dem großen Akt der Selbstüberwindung eine merkwürdige Empfindlichkeit für Strahlen, die von Personen ausgehen und konnte genau unterscheiden, ob es sich um Haß, Liebe, Sinnlichkeit, Antipathie, Ärger handelt, oder ob ich es mit einem schlechten Charakter zu tun hatte. Ich empfinde die Strahlen der Hellseher usw. Die Disposition dazu wechselt, denn bald bin ich Nehmer, bald Empfänger. Es gelang nur deshalb bisher noch nicht diese Strahlen, die ich nach großen Erschütterungen auch mit dem bloßen Auge sehen kann, zu photographieren, weil man das Experiment falsch machte: es sind intermittierende Strahlen, die in Pausen von wenigen Sekunden von der Herzspitze ausgehen und ihre Richtung gegen die Person nehmen, an die man gerade denkt.

Ich halte, wie schon gesagt, die Liebesstrahlen für eine Erscheinungsform derselben, uns noch unbekannten Urkraft, die sich in Licht, Bequerellstrahlen, β-, γ-Strahlen usw. äußert. Ich bin in der Physik zu wenig bewandert, um darüber Aufschluß geben zu können. Diese Urenergie aber ist der Elektrizität verwandt. Selbstverständlich identifiziere ich das Gefühl der Liebe

nicht mit einem physikalischen Prozeß, so wenig wie die Tätigkeit des Gehirns mit dem Gedanken, sondern ich behaupte lediglich etwas über die Ausstrahlungen als Begleiterscheinungen. Ich verhalte mich wie strahlende Materie und bin überzeugt, daß sehr viele, wenn nicht alle Menschen sich ebenso verhalten, nur nicht mit gleicher Intensität. Ich habe auch bemerkt, daß die von mir ausgehenden Strahlen durch Glas glatt durchgehen, also kann es nicht Elektrizität sein. Aber Licht fällt ja auch durch Glas, und wir sind vollauf berechtigt in ihm nur eine Erscheinungsform der Elektrizität zu erblicken, da es sich, wie elektrische und magnetische Wellen, mit 300 000 Kilometer Geschwindigkeit in der Sekunde im Raume bewegt.

Das Gesagte paßt in unser Weltbild. Es handelt sich jedenfalls um Strahlen von verschiedener Oszillationsgeschwindigkeit und Wellenlängen. Gelang es doch schon Funken von zwei und mehr Meter Länge herzustellen, die Wellenlänge des Sonnenspektrums, soweit es als Farbe sichtbar ist, beträgt millionstel Millimeter, um etwa bei den Kathodenstrahlen der Röntgenröhre auf die Größe von milliardstel Millimeter herabzusinken. Bei den hier besprochenen Erscheinungen kennen wir nur noch nicht die Wellenlänge.

Nun will ich darlegen, warum das „liebet eure Feinde“ ein so gefährliches Experiment ist.

Die Liebe ist von allen biologischen Energieformen die hochwertigste, der Haß die minderwertigste. Wenn also, was sehr leicht geschieht, Liebe sich in Haß verwandelt, so tritt Entropie ein, Energieentwertung.

Ich meine hier natürlich nicht den Haß des „Pack schlägt sich — Pack verträgt sich“, das Liebesgeplänkel, das heute liebt und sich morgen zu hassen einbildet, sondern etwas anderes. Die große Liebe zu einer Person oder zu einem Ideal, etwa zur Wahrheit, zur Treue oder Zuverlässigkeit, das man in einer Person verkörpert zu sehen glaubt. Diese Liebe muß mit Notwendigkeit in

einen gleich starken Haß umschlagen. Man kann sich durch große Überwindung dieses Hasses entledigen, indem man verzeiht, aber es ist ganz außerordentlich schwer, ich halte es geradezu für gesundheitsgefährlich, diesen Haß wieder in Liebe zu verwandeln, wenigstens bei Personen, die starker Leidenschaften fähig sind. Einige Herren, die dasselbe erlebt hatten, wie ich, bestätigten meine Selbstbeobachtung.

Es ist so, als wenn ein Bahnzug plötzlich Gegendampf erhält. Je größer seine Geschwindigkeit, desto größer die Wahrscheinlichkeit der Entgleisung. Denn wir müssen hier auf die seelischen Kräfte, besonders auf die wichtigste, den Willen, die Formel anwenden: $m \cdot \frac{v^2}{2}$ (Masse mal Geschwindigkeit im Quadrat dividiert durch zwei).

Der Masse entspricht die uns innewohnende Willensenergie, dem v aber unsere Reaktion auf Reize, die Liebesfähigkeit, die Intensität, mit der wir gerade eine bestimmte Sache lieben, und uns ihr widmen. So ungefähr ist es, denn jeder Vergleich hinkt.

Da nun die Willensenergie bei den verschiedenen Menschen ebenso verschieden ist, wie die Liebesfähigkeit — der Klassiker kann dieselbe oder eine größere Willensenergie (m) besitzen, als der Romantiker, hat aber nur eine weit geringere Liebesfähigkeit — so können zwar beide Faktoren für einander eintreten, die absolute Größe der in Frage kommenden Kräfte entzieht sich aber der Berechnung, wenigstens vorläufig noch.

Auf mich üben, eine Folge vieler und großer überstandener Leiden, nur mehr sehr energische Strahlen eine Wirkung aus. Bei manchen Menschen habe ich sofort bei der Begegnung eine Empfindung am Herzen, die nach wenigen Sekunden, wenn ich mich abstoßend, positiv verhalte, aufhört, bei manchen „unsympathischen“ ist das Unbehagen so groß, daß ich sofort das Gespräch abbreche, unter Umständen sogar den Raum

verlasse. Wie das musikalische Ohr feinere Tonnüancen empfindet, als das unmusikalische, was aber mit Nervosität oder Geistesstörung gar nichts zu tun hat, so ist es auch hier. Jede intensive Erschütterung des Nervensystems steigert vorübergehend oder dauernd seine Empfindlichkeit. Man hat dadurch nicht eine Einbuße an Fähigkeiten erlitten, wie die Charlatane behaupten, die sich der Psychiatrie widmen, sondern einen Zuwachs.

Am empfindlichsten bin ich daher nach vorangegangener seelischer Erschütterung, während ich mich sonst zu männlich, abstoßend, gebend verhalte, um durch Strahlen nennenswert irritiert zu werden.

Unter ultravioletten Strahlen verstehen wir heute noch eine Unmenge von Wellenbewegungen des hypothetischen Äthers, die wir erst zum Teil, wahrscheinlich zum allerkleinsten Teil, identifizieren und charakterisieren gelernt haben (Kathoden-, α-, γ-Strahlen usw.). Die sehr starke Wirkung der Röntgenstrahlen, die dauernde Gewebeverbrennungen verursachen können, durch Holz und anderes Material dringen, die photographische Platte schwärzen, aber unser Auge nicht reizen, ist ja bekannt.

Aber auch violette Strahlen, d. h. violettes Licht, übt auf mich eine irritierende Wirkung aus. Ich habe violett als Farbe außerordentlich gern, aber es lenkt meine Gedanken ab. Ob mich die Farbe erotisch anregt, habe ich noch nicht mit Sicherheit feststellen können.

Jedenfalls muß ich — wenn ich mich nicht dagegen auflehne — eine Dame mit violettem Kleid oder violetten Strümpfen oder violettem Hut immer ansehen — d. h. nicht die Dame, sondern die Farbe — und fühle mich in einem violett tapezierten Zimmer zerstreut, wenigstens bei dunklem Violett. Eine befreundete Dame erzählte mir, daß sie, wenn sie in gesegneten Umständen violett sieht, sich unwohl fühle, und zwar schon bei einer violetten Krawatte, die sie intensiv betrachtet.

Rot regt mich hingegen in angenehmster Weise an, steigert meine Energie und Denktätigkeit. Deshalb muß schon seit Jahren mein Arbeitszimmer dunkelrot — bordeau- oder burgunderrot — tapeziert sein. Es würde mich sehr interessieren, wenn dieser oder jener Leser die Freundlichkeit hätte mir seine Beobachtungen mitzuteilen, welcher Art sie auch sein mögen. Solche, die zeitliches oder räumliches Fernsehen betreffen, haben für mich weniger Wert, weil ich darüber schon ein sehr großes Material besitze und die Tatsächlichkeit beider Erscheinungen für mich nicht mehr dem allergeringsten Zweifel unterliegt. Aber das werden ja bald die Spatzen von den Dächern pfeifen. Ebenso wie Gedankenübertragung ja nur mehr von Leuten geleugnet werden kann, die weder beobachten, noch denken gelernt haben. Sogar die gelehrte Zunft an unsern Universitäten, die sich den okkulten Forschern an Kritik überlegen wähnt, während sie nur ein geringeres Wissen und dem Materialismus gegenüber keine Kritik besitzt, fängt schon (!!) an mit diesen Erscheinungen als mit Tatsachen zu rechnen. Es kommt mir das gerade so vor, als wenn ein Blinder die Farben leugnen wollte. Mit solchen Menschen zu streiten ist völlig zwecklos. Dagegen interessieren mich innere Erlebnisse und gut beobachtete und bezeugte Fälle von Gespenstern und Spuk, wiewohl ich unter diesem Titel bereits ein im gleichen Verlage erschienenes Buch verfaßt habe.

Ich bin der Überzeugung, daß die psychische Liebe im wesentlichen nichts anderes ist, als die Reaktion zweier Individuen auf die gleiche Wellenlänge und Schwingungszahl. So ähnlich muß es sein. Sicher ist auf alle Fälle, daß Personen, die viel gelitten haben, eine viel stärkere Wirkung auf das andere Geschlecht ausüben, als andere, vorausgesetzt, daß sie ihre Leiden bereits überwunden haben.

Von großem praktischen Werte für mich ist, daß ich mich mit unfehlbarer Sicherheit auf mein Gefühl

verlassen kann. Wie das Gewissen uns vor Gefahren warnt, die der Allgemeinheit durch unsere Handlungen oder Gesinnungen drohen, Gewissensbisse uns sagen, daß wir eine antisoziale Handlung begingen, so sagt jedem von uns der Takt, was dem anderen im gesellschaftlichen Verkehr unangenehm ist. Zu diesen beiden Stimmen, die ja neben der Furcht jeder anständige Mensch besitzt, habe ich noch das Daimonion, das ich aber nie mehr im Leben spüren zu müssen hoffe, und endlich ein dem Takt sehr ähnliches Gefühl, das mich vor kleineren Unannehmlichkeiten warnt. Habe ich über eine Handlung eine reine Freude, dann kann ich sicher sein, daß sie mir und oft auch anderen zum besten dient. Wie ich inzwischen erfuhr, ist dies das Zeichen der vollendeten sittlichen Läuterung.

Ich habe noch die merkwürdige Beobachtung gemacht, daß Leuten, die mich persönlich, ohne daß ich ihnen etwas zuleide tat, hassen oder mir Übles zuzufügen versuchen, in erstaunlich kurzer Zeit und ohne daß ich einen Finger zu rühren brauche, etwas zustößt: sie sterben, werden schwer krank, müssen ihren Beruf aufgeben, haben Unglück aller Art. Diese Erfahrung mache ich schon seit einer Reihe von Jahren und finde sie immer wieder bestätigt, ohne mir die Ursache erklären zu können. So endete, wie berichtet, der Freund, der sich den Vertrauensbruch hatte zuschulden kommen lassen, bald darauf durch eigene Hand, ein zweiter, der auch in die Netze der Drut gefallen war und gegen mich nicht einwandfrei handelte, ließ sein Leben auf dem Schlachtfelde. An beide hatte ich gedacht, jedoch ohne ihnen Böses zu wünschen, als ich 1913 diese Stelle schrieb. Für welches Schicksal die bewußte Dame aufgespart wird, weiß ich nicht. In der Verachtung aller, die sie kennen, traf sie allerdings ein herbes Los. Aber ob das genügt? Auch eine dritte Ehe, die sie nach unserm Bruch schloß, und zwar mit einem ihrer würdigen, bedeutend jüngeren Manne dürfte das Schicksal kaum versöhnt

haben. Bringe ich so denen, die mir Böses taten, Unglück, so andern Glück, und ich hoffe, das in Zukunft noch mehr zu können.

Robert Mayers Gesetz der Erhaltung der Energie ist auf das Geistesleben unbedingt anzuwenden. Die Seele ist eine Resultante aus Intellekt, Willen und Gefühl bzw. Reaktionsgeschwindigkeit. Die wichtigste geistige oder seelische Eigenschaft — ich unterscheide hier nicht, um Haarspaltern möglichst wenig Gelegenheit zu Mißverständnissen zu geben — ist der Wille. Er entspricht der Masse, auf ihn sind die Gravitationsgesetze anwendbar, d. h. er übt Anziehungskraft aus. Er ist auch der Elektrizität verwandt. Wie sich zwei positive oder zwei negative Körper abstoßen, positiv und negativ sich aber anzieht, so ziehen sich männlich und weiblich an, zwei männliche und zwei weibliche Individualitäten stoßen sich aber ab. Geraten zwei männliche Willen aneinander, so siegt der stärkere, die größere Masse, wobei auch die Geschwindigkeit eine Rolle spielt. Wir nannten ja die Formel.

Der Nutzungskoeffizient unserer Arbeit ist am höchsten bei heiterer Gemütsverfassung. Darum müssen wir uns Freude verschaffen. Intensive Freude wirkt aber ebenso wie intensiver Schmerz, denn beides sind nur verschiedene Erscheinungsformen derselben Energie, beide erschüttern uns und beide sind schmerzhaft, aber die Nachwirkung der ersteren ist lustbetont. So löste die Freude, und zwar über meine Selbstbezwingung, das größte innere Erlebnis aus.

Es handelt sich weniger darum, ob ein Ereignis Lust- oder Unlustgefühle weckt, sondern entscheidend ist, daß eine intensive Erschütterung oder ein jäher Schreck dadurch erzeugt wird. Denn diese ist es, die die aufgespeicherte Energie frei werden läßt, eine geniale Welle auslöst, hellseherische, telepathische und andere Kräfte frei macht.

Es ist ja bekannt, daß intensive Freude, ebenso wie

intensiver Schmerz töten können, ferner, daß die Symptome des intensivsten Lustgefühls denen des intensivsten Unlustgefühls verwandt sind.

Es kommt für den Schaffenden darauf an sich von allen starken Erschütterungen möglichst freizuhalten. Allerdings sind diese notwendig zur Auslösung der Energie, zur Entwicklung ins Geniale usw., aber sie lähmen die Arbeit. Für starke seelische Erschütterungen, die relativ sehr selten freudiger Art sind — das „liebet eure Feinde“ war in meinem Leben die erste oder doch jedenfalls die stärkste — sorgt das Leben ganz von selbst: Enttäuschungen, Gewissenskonflikte, Schmerz über den Tod einer nahestehenden Person usw.

Das Leiden, und nur dieses, stärkt den Willen, und darauf kommt es in erster Linie an. Schwache Personen werden dadurch gebrochen, starke gekräftigt, analog dem Gebrauch und Nichtgebrauch der Organe, den Polen der Erschlaffung und Hypertrophie. Das Größte erreichen wir nur, wenn wir wiederholt uns den schwersten Willensproben unterworfen haben und wiederholt va banque spielten in dem Sinne, daß es sich entscheiden mußte, ob wir an einer derartigen Probe zugrunde gehen, durch Leid gebrochen werden, oder dieses besiegen. Gelingt letzteres, dann erhöht das unsere Willensenergie außerordentlich. Die größten Leiden sind die der Liebe, weil die Liebe die größte biologische Energieform ist, die Sonne der belebten Welt.

Ist Freude ein produktives Gefühl, insofern es den Nutzungskoeffizienten der Arbeit steigert, Leid (Schmerz, Unlust) ein unproduktives, insofern es immer den Nutzungskoeffizienten sinken läßt und nur bei dazu veranlagten Personen Genialität, Telepathie usw. frei macht, und zwar nur ganz selten im Leben, stoßweise, bei anderen aber lediglich nach einem Ventil im Humor, ausgelassener Lustigkeit, Religion, Musik usw. suchen läßt, so gilt vom Kummer etwas anderes. Wir Romantiker schaffen wie Explosionsmotoren, in Mutations-

perioden, die Geistesarbeiter aber kontinuierlich; für sie gelten die kleinen Variationen des Darwinismus. Die Klassiker stehen zwischen beiden Typen.

Kummer und Trauer setzen alle Lebensfunktionen herab. Es wird wenig Energie, wenig „Spermin" erzeugt, aber dieses wenige wird akkumuliert. Die Trauerperiode entspricht also etwa dem Winterschlaf, der Zwischenzeit zwischen zwei Mutationsperioden. Darum ist Kummer für den Schaffenden nicht unbedingt schädlich.

Ärger, Haß, Rache, Neid sind nicht nur unproduktive Gefühle in dem Sinne, daß wir, solange sie von uns Besitz ergriffen haben, nicht arbeiten können, sie sind vor allem deshalb schlimm, weil sie enorme Energie konsumieren. Ärger ist entwertete Freude, ebenso Haß entwertete Liebe, Rache entwertete Liebe oder Dankbarkeit. Darum müssen wir uns vor ihnen unbedingt hüten. Unmoralisch sind sie durchaus nicht, das ist ein christlicher Irrtum, aber sie sind unklug, unpraktisch. Da ich nicht will, daß mir irgendeine menschliche Eigenschaft fehlt, hoffe ich auch wieder hassen zu lernen. Denn ich kann weder mehr intensiv lieben, noch intensiv mehr hassen. Das Experiment „liebet eure Feinde" hat diese Fähigkeiten in mir gebrochen. Allerdings wird dadurch mein Leben in Zukunft wohl ruhiger dahinfließen, denn ich näherte mich dadurch dem klassischen Typus. Man hat nachher nur mehr sogenannte „Scheingefühle", wie im Theater. Man nimmt am Schicksal des Helden Anteil, aber man identifiziert sich nicht mit ihm. So betrachtet man sein eigenes Leben gleichsam als Zuschauer.

Das produktivste Gefühl, die hochwertigste Energieform, ist die Liebe, sofern sie uns nicht seelisch absorbiert, ist die Freude, sofern sie nicht zu intensiv wird. Darum müssen wir mit allen Mitteln danach trachten in einer freudigen Atmosphäre, von Liebe umgeben, zu leben. Und das erreichen wir naturgemäß nur, wenn wir auch unserer Umgebung nach Kräften Freude bereiten und

Liebes erweisen. Denn wir werden so behandelt, wie wir andere behandeln, wenn wir nicht so töricht sind den Selbsterhaltungstrieb, den gesunden Egoismus, aus den Augen zu verlieren. Dann geschieht es uns ganz recht, wenn wir Schaden leiden; es ist dann eine Folge unserer Dummheit oder Schwäche, die wir nur aus Schönfärberei Güte nennen.

Wer eine große Reaktionsgeschwindigkeit auf Reize besitzt, also der Romantiker, wird viel intensiver leiden, aber auch sich freuen können, als der Klassiker. Darum wird es ihm viel schwerer werden die aequitas animi, jene heitere Seelenstimmung, zu bewahren. Da das Leben ihm weit mehr Leidensmöglichkeiten bietet, als solche zur Freude — der Beruf ist ja mit körperlichen Schmerzen untrennbar verbunden, wenn auch die Arbeit selbst Freude bereitet — so wird er sich um so mehr Freude verschaffen müssen. Aber er hat den Trost, daß die großen Erschütterungen, die Leiden, und nur diese ihn der absoluten Wahrheit und der Reife seiner Seele näher bringen. Weil wir Geistesarbeiter, wir Schaffenden, besonders aber wir Genies die größten Leiden zu erdulden haben, darum haben wir auch ein Recht, von der Gesellschaft das größte Äquivalent zu fordern. Ich hoffe es noch dahin zu bringen, daß sie später uns soziologisch höchstwertigen Menschen freiwillig das geben wird, was sie seit Jahrtausenden uns in der Regel vorenthielt.



Zweiter Teil

Ethik

"Ουτοι συνέχθειν, ἀλλὰ συμφιλεῖν ἔφυν.
(Sophokles, Antigone)



Siebentes Kapitel

Die Moral der Zukunft

In der ersten Aprilwoche 1913 war der zweite Teil dieses Werkes, wie auch der religiöse im wesentlichen fertiggestellt. Ich fand nicht mehr die Kraft die letzte Hand an ihn zu legen. Ununterbrochene Kopfschmerzen, dazu vier Tage hintereinander rechtsseitige Migräne und eine Zahnwurzelvereiterung machten mir einen Strich durch die Rechnung. Besonders charakteristisch war ein Schmerz auf der rechten Kopfseite, als hätte mir jemand etwa einen Daumenbreit neben der Schädelnaht in der Kopfmitte einen Nagel eingeschlagen. Ich wollte Ausflüge machen, gehen, viel schlafen, kurz, nach meinem System leben. Es sollte anders kommen.

Am 24. April verließ ich fluchtartig München, um durch Luftwechsel wenigstens die Migräne, die mich seit meiner Kindheit zeitenweise befiel, bis ich in homöopathischer Kur sie völlig verlor, loszuwerden. Ich war total erschöpft. Das „Es“ arbeitete nicht mehr, die Genialitätswogen hatten längst aufgehört. Der Zusammenbruch war da. Nachdem ich einige Tage nach meinem System gelebt und mich auch schon etwas erholt hatte — wenigstens verursachte das Sprechen mir keine Schmerzen mehr —, erhielt ich von meiner lieben Mutter, die mir unerwartet nachgereist war, die Nachricht, sie befände sich in einem Nervensanatorium, und ich solle sie besuchen, um mich untersuchen zu lassen. Ich ahnte natürlich sofort die Falle, kannte

aber die Schweizer Gesetze nicht und ging auf den Leim. Ich wollte meine Mutter, die sich um mein Befinden große Sorgen machte, beruhigen und mir auch das Sanatorium ansehen, um eventuell für einige Wochen dort zu bleiben. Denn eine geregelte Lebensweise, Abhaltung aller Besuche usw. ist zweifellos sehr angenehm, und dann kann man auch Stockungen in der Korrespondenz mit dem Hinweis auf seinen Aufenthaltsort motivieren.

Ich ging also hin, war sehr entzückt von der Anstalt, besprach einiges mit dem leitenden Arzt, sah mir mein Zimmer an und wäre dageblieben, wenn nicht zufällig mein Blick auf das Fenster gefallen wäre, das mit einem Schlüssel versperrt war. Das mißfiel mir. Es erinnerte mich an ein Gefängnis, und darum sagte ich, mich zum Gehen wendend, ich müsse mir meine Entschließung vorbehalten. Da schien mir der Arzt eine Bewegung zu machen, als wolle er mich gegen meinen Willen zurückhalten. Als ich mich dagegen wehrte und die Treppe hinunterging, um den Ausgang zu gewinnen, tauchten auf seinen Ruf ein halbes Dutzend Wärter auf, die Miene machten, Hand an mich zu legen, und im Hintergrund stand ein Arzt mit einer Morphiumspritze, die er mir anscheinend beibringen wollte. Ich sagte ihm mit aller Gemütsruhe, daß ich ihn niederschlagen würde, wenn er mir mit seiner Spritze nicht vom Leibe bliebe, und ich glaube, daß ich auch in meinem damaligen Erschöpfungszustande noch die Kraft besessen hatte, ihm das Nasenbein zu zerschmettern. Das muß er wohl auch geahnt haben, denn er hielt sich fern, während sich die andern Männer auf mich stürzten, um mich wehrlos zu machen. Natürlich ließ ich mir das nicht gefallen. Der Überzahl gegenüber wäre jedoch ein ernster Widerstand ganz zwecklos gewesen. Ich begnügte mich also mit der Konstatierung, daß ich gewaltsam interniert sei und daß ich selbstverständlich dagegen Protest einlege. Übrigens dachte ich mir, daß irgendein Mißverständnis vorliegen müsse.

Was mich zornig machte, war der erheuchelt begütigende Ton des einen Arztes, der sich stellte, als begriffe er gar nicht, daß mich dieser Gewaltstreich aufrege: ich solle mich doch beruhigen, er tue seine Pflicht, er habe einen Haftbefehl usw. Ich sagte ihm, daß er selbst die ganz alleinige Ursache meines Zornes sei, daß niemand ein Recht habe mich als Reichsdeutschen gefangen zu setzen, ohne mir die Gründe dafür zu nennen, und daß ich ihm bei sich bietender Gelegenheit das Genick brechen würde (bildlich). Ich forderte sofort einen Rechtsanwalt, eventuell Verbindung mit unserm Gesandten, den ich zufällig persönlich kenne. Beides wurde mir abgelehnt.

Man führte mich in eine Zelle mit schweren Eisengittern an den Fenstern und Blick in einen kleinen Hof, der von hohen Planken umfriedet war. Eine ungemütliche Situation. Doch nach kaum einer Stunde hatte ich meine Heiterkeit wieder und gedachte ruhig abzuwarten, wie sich die Affäre weiter entwickeln würde.

Wie war das alles möglich gewesen?

Eines Tages kurz vor meiner Abreise war ein Herr, Psychiater, der es offenbar auf Grund seiner profunden Kenntnis der Seele und ihrer Zustände inzwischen zum Universitätsprofessor gebracht hat, zu mir gekommen unter dem Vorwande, sich mit mir über ein wissenschaftliches Thema unterhalten zu wollen. Ich hatte natürlich sofort gemerkt, daß meine liebe Mutter der Spiritus rector war, ihn aber doch sehr liebenswürdig empfangen, in der Absicht ihm ganz ernsthafte Auskunft zu geben. Ich sagte ihm, daß ich immer noch an der Entwicklung ins Geniale laborierte, merkte aber sehr schnell an jenem überlegenen Lächeln der Ignoranz, daß er davon gar keine Ahnung hatte. Ich erzählte ihm nun noch — Dichtung und Wahrheit mischend — die haarsträubendsten Geschichten mit ganz ernster Miene, eine Kunst, auf die ich recht eitel bin. Ich freute mich einen Zünftler

vor mir zu haben, auf den Goethes Beschreibung wunderbar paßte:

„Daran erkenn' ich den gelehrten Herrn:
Was Ihr nicht tastet, steht Euch meilenfern;
Was Ihr nicht faßt, das fehlt Euch ganz und gar;
Was ihr nicht rechnet, glaubt Ihr, sei nicht wahr;
Was Ihr nicht wägt, hat für Euch kein Gewicht;
Was Ihr nicht münzt, das, meint Ihr, gelte nicht!"

Ich habe diesem Herrn ein bitteres Unrecht getan. Ebenso den Aerzten des Sanatoriums. Sie sind alle groß in ihrer Kunst, aber ihre Kunst ist klein. Doch davon später.

Der Psychiater berichtete nun — wiewohl ich ihm beim Gehen gesagt hatte, daß ich doch etwas stark aufgetragen hätte — meiner Mutter, ich sei zweifellos geistig nicht normal und müsse in ein Sanatorium geschafft werden, eventuell mit Gewalt. Und meine Mutter, ohne zu berücksichtigen, daß das das Allerschlimmste war, was mir überhaupt irgendein Mensch zufügen konnte, denn wenn schon die eigenen Angehörigen uns für geisteskrank halten, was sollen dann erst die anderen denken, lockte mich auf Schweizer Boden — denn nach deutschen Gesetzen hätte ich natürlich nicht interniert werden können —, um mich dort, falls ich nicht gutwillig bliebe, festhalten zu lassen. Allerdings handelte sie in der lautersten Absicht, in größter Sorge um meine Gesundheit, die sie stets verfolgte, und hatte auch keine Ahnung davon, daß sie bei mir Widerstand finden würde, denn wir harmonieren vortrefflich.

Der tiefste Grund für die Handlungsweise meiner Mutter war übrigens, wie ich erst viel später erfuhr, ein ganz anderer. Die bewußte Dame hatte eine ungeheure Angst vor diesem Werke, da sie nicht ahnte, daß ich sie im ersten Bande der Erstauflage schonen würde. Deshalb suchte sie es zu unterdrücken, indem sie behauptete, ich hätte sie bedroht und sei geisteskrank. Die gleiche Technik hatte sie ihrem ersten Manne gegen-

über angewandt, als dieser ihr hinter verschiedene Schliche gekommen war. Nun hatte sie in völliger Verkennung der Situation und im Glauben, ich hätte ihr nicht etwa aus Seelengröße verziehen, sondern weil ich von ihr nicht loskäme, versucht das alte Spiel mit mir zu erneuern. Darauf hatte ich ihr sehr energisch geschrieben, sie aber gleichzeitig autorisiert zur Motivierung unseres Bruches über mich zu verbreiten, was sie wolle, nur nichts Ehrenrühriges. Das war von mir wieder eine Noblesse, die sich rächte, denn sie behauptete, ich hätte sie mit Gewalttaten bedroht, falls sie sich mir nicht wieder hingäbe! Da meine Briefe in sehr scharfem Ton gehalten waren und ich ja zweifellos mich in einem hochgradigen Erregungszustande befand, wollte meine Mutter einer strafrechtlichen Verantwortung bei eventuellen Gewaltakten vorbeugen. Darum meine Inhaftierung. Übrigens zwangen mich spätere Verleumdungen der Dame, die meine mehrjährige Abwesenheit im Felde, aus dem ich zu ihrem Kummer wieder heimkehrte, ausnutzte, gegen sie gerichtlich vorzugehen. Es kam aber leider nicht zum Austrag, weil drolligerweise die Amnestie ihr (!!) zugute kam, ein weiteres Symptom für die Vortrefflichkeit unserer Rechtspflege. Auf die der Verzeihung nachfolgenden Defensivakte meinerseits führe ich es zurück, daß die Dame noch heute lebt, wenn auch gemieden und verachtet von allen, die sie kennen. Denn das „liebet eure Feinde“ ist ein Experiment der „weißen Magie“, das nur dann auf den Missetäter alle Schandtaten zurückfallen läßt, wenn es sich dauernd auf der Höhe des Verzeihens hält.

Doch kehren wir in mein Gefängnis zurück! Nach einigen Stunden kam ein Arzt, übrigens ein reizender Mensch, ein ehrlicher gerader Michel, ganz nach meinem Geschmack. Ich wurde in ein schönes Zimmer, allerdings mit verschlossener Tür und Fenstern, geführt und nunmehr täglich von verschiedenen Ärzten auf meinen Geisteszustand hin geprüft. Die logischen und philosophischen Examina amüsierten mich natürlich sehr,

und ich fand nicht nur Gelegenheit, meine Examinatoren auf Herz und Nieren zu prüfen, sondern gewann auch einen recht klaren Einblick in Psychiatrie und Irrenwesen. Mir schauderte. Es wird eine meiner Lebensaufgaben sein, wie ein Satan in diese Talmiwissenschaft, diese Scharlatanerie hineinzufahren. Ich werde mir dadurch den Dank ungezählter Tausende sichern, die die anmaßende und gemeingefährliche Unwissenheit ihrer Ärzte hinter Schloß und Riegel hält.

Was mich betrifft, so wurde mir klar gemacht, daß ich an einem schwierigen Grenzfalle der Geisteskrankheit litte und interniert bleiben müsse, bis sie zum Ausbruch gekommen wäre. Es bestünde die Möglichkeit der Gemeingefährlichkeit oder doch jedenfalls die, mich selbst zu schädigen. So wurden mir Korrespondenz und Aufzeichnungen genommen, Messer und sogar Nagelfeile entfernt, kurz einem Selbstmordversuch vorgebeugt. Sehr tröstlich! Daß man es heute nicht mehr so leicht mache ein Genie zu sein, wie zur Zeit Schillers oder Goethes, hörte ich nebenbei. Andererseits erfuhr ich zu meiner Beruhigung, daß man Genialität „nicht mehr" für eine Geisteskrankheit halte, d. h. also: vor einigen Jahren sperrten die Herren Psychiater noch jedes Genie, dessen sie habhaft werden konnten, ein! Ferner, daß Sokrates, Paulus, Luther u. a. geisteskrank waren, wenigstens vorübergehend. Auch daß man den Unsterblichkeitsglauben als Geisteskrankheit betrachten müsse, wenn er nicht so verbreitet wäre. Das interessierte mich begreiflicherweise. Ich sagte mir damals oft, wie Ovid in seiner Verbannung: „Barbarus hic sum ego, quia non intelligor ulli" und kam zum Resultate, daß unsere Psychiatrie bereits Geist als Krankheit wertet. Nun, die Gefahr, daß viele von den Ärzten, mit denen ich bisher in Berührung kam, jemals von ihr ergriffen werden, ist gering. Normal sind ganz zweifellos ausschließlich die Psychiater. Aber es soll sogar unter ihnen vorkommen, daß der eine Kollege den andern für anormal hält.

Soviel wurde mir bald klar: nur dem Tiefstand der Psychiatrie in früheren Jahrhunderten ist es zuzuschreiben, daß man Kerle wie Schiller, Goethe, Luther, Franz von Assisi u. a. nicht zeitlebens hinter Schloß und Riegel gesetzt hat, und sie durch diese skandalöse Fahrlässigkeit in den Stand versetzte, die Welt mit dem Gift ihrer Irrsinnsprodukte zu infizieren. Gottlob sind wir heute doch weiter. Herrlich weit!

Ich hatte gleich bei der Einlieferung Zwangsjacke und Gummizelle gefordert, erfuhr aber zu meinem großen Bedauern, daß beides „nicht mehr" zu den Requisiten der modernen Psychiatrie gehöre. Schade! Es wäre doch sehr pikant gewesen, wenn ich das Los Robert Mayers hätte teilen dürfen.

Natürlich war der Aufenthalt Gift für mich: die „Examina" waren ermüdend, so daß mir bald das Sprechen wieder Schmerz verursachte, und zwar in der rechten Schläfe. Das Gefühl der Wehrlosigkeit und Freiheitsberaubung, für jeden Menschen unangenehm, ist für Genies geradezu unerträglich, und zudem hatte ich fast gar keine körperliche Bewegung. Denn in den ersten beiden Tagen war ich überhaupt eingesperrt und später durfte ich nur in Begleitung eines Wärters, der mir nicht von der Seite wich, eine Stunde im Garten umhergehen.

Ich ließ mir das alles, wie auf der Hand liegt, nicht gefallen, wenn ich auch meine aequitas animi bewahrte, sondern legte bei der Regierung Beschwerde ein. Ich hätte ja auch ausbrechen können und würde im Notfalle ohne Bedenken einen Wärter erschlagen haben, wenn es nicht anders gegangen wäre. Aber ich wollte den legalen Weg tunlichst einhalten, wiewohl ich auf illegalem, durch List und Gewalt, interniert worden war. Endlich kam nach einer Woche der Experte, Direktor einer staatlichen Irrenanstalt. Als er eintrat, sah ich ihm sofort an, daß er den Zustand des „Es denkt" kannte und fühlte mich gerettet. Er wußte daher gleich, wen er vor

sich hatte, teilte meine Ansicht, daß gerade die Größten der Menschheit auch die größten inneren Erlebnisse gehabt hätten und erklärte mir nach einem zweiten Besuche, daß ich frei sei.

Nun bestand aber eine große Schwierigkeit: meine Mutter hatte sich durch die zwangsweise Internierung strafbar gemacht. Daß ich sie nicht vor Gericht bringen wollte, wo sie es doch so gut gemeint hatte, und ich ja auch tatsächlich in einem anormalen Zustand zwischen November und Anfang März gewesen war, war klar. Denn daß die Genialitätsperiode nicht der Form entspricht, die Schreiberseelen und Zünftler zur ihrigen machen, kann keinem, der den I. Teil las, verborgen bleiben. Andererseits hätte ich durch einen Sensationsprozeß die Psychiatrie entlarven können. Denn ich hätte zahllose Zeugen, darunter Leute, deren Namen in Deutschland, ja in der ganzen gebildeten Welt Klang hat, nennen können, die teils die Entwicklung ins Geniale durchgemacht hatten, teils Strahlen empfinden, teils das Daimonion besitzen, teils Fernwirkung ausüben, „Phantome" sehen, hellsehen, hellhören, „Magie" betreiben usw. Man wäre starr gewesen. Mit einem Schlage hätte ich bewiesen, daß — natürlich unerkannt von unseren zünftigen Wissenschaften — eine Fülle okkulter Phänomene existieren, daß ich durchaus kein Unikum bin, höchstens dadurch, daß ich sehr viele Kräfte auf mich vereine, die sich bei anderen verteilen. Denn der Religionsstifter muß ein Genie sein, das Daimonion besitzen, eine sittliche Persönlichkeit sein, das Experiment „liebet eure Feinde" gemacht haben — die Eingeweihten wissen genau warum — und noch einige andere Kräfte und Fähigkeiten haben: große Menschenkenntnis, Energie, Mut u. a. m. Endlich muß er den Weltgeist geschaut haben. Daß es nur sehr wenige Menschen gibt und gab, die das alles auf sich vereinigen, liegt auf der Hand. Deshalb ist es nahezu ausgeschlossen, daß jemand alles begreift, ja was ich sage, da es sonst noch

einen Menschen geben müßte, wie mich. Möglich wäre das ja, aber höchst unwahrscheinlich. Allerdings gebe ich zu, daß der „Zufall" mein Daimonion gerade in dem Augenblick sprechen ließ, als ich über die christliche Moral nachsann. Aber es ist durchaus kein Zufall, daß es immer sticht, wenn ich etwas gegen seinen Willen tue. Dann müßte man auch die Wirkungen des Gewissens als Zufall bezeichnen. Das Daimonion bohrt immer, wenn ich von meiner Moral, der Synthese der Christi mit der Nietzsches, abzuweichen in Versuchung gerate.

Im Prozeß hätten die Herren Psychiater gesehen, daß fast alle Größen im Staate, in Kunst, Wissenschaft, Handel und Industrie usw. „geisteskrank" sind. Die Versuchung ihnen dieses Cannae zu bereiten und damit die Menschheit von diesem Unwesen zu befreien, war groß. Aber ich glaube das auch mit milderen Mitteln tun zu können.

Ich vereinbarte also mit dem Experten eine Formel, daß meine Internierung bona fide erfolgt sei, und ich damals anormal war. Nach meinem Tode, wenn die Archive sich öffnen und dieses Dokument, dessen Inhalt ich übrigens nicht kenne, ans Tageslicht kommt, weiß man also wie es entstand. Der Direktor aber war so anständig mich darauf aufmerksam zu machen, daß ich mit diesem Schritte aller Rechtsansprüche verlustig ginge. Zur Belustigung der nichtpsychiatrisch geschulten Leser sei folgendes aus den Gesprächen mit meinen Ärzten erwähnt: Epilepsie sei eine Geisteskrankheit. Bei jedem Anfall werde etwas Gehirnmasse vernichtet. Ich wies darauf hin, daß unter vielen anderen großen Männern auch Muhammed und Napoleon zeitenweise epileptische Anfälle gehabt hätten. Sie seien doch recht intelligent gewesen; ja, meinte der Arzt, aber ohne diese Anfälle wären sie sicher noch intelligenter gewesen!!!

Was ich kaum zu hoffen wagte und, hätte es mir jemand von der Psychiatrie erzählt, für boshafte Ver-

leumdung gehalten hätte, hat sich doch erfüllt. Es existiert eine ganze Literatur über den Geisteszustand Christi. Selbstverständlich ein Geisteskranker! Gottlob hat sich neuerdings ein rettender Engel in Gestalt eines Psychiaters gefunden, der Christi Geisteszustand verteidigt. Seine zu hohe Selbsteinschätzung und die „Halluzinationen" bei der Taufe genügten nicht zur Diagnose auf Geisteskrankheit. Wem fällt da nicht ein Stein vom Herzen? Christus „nicht mehr" geisteskrank! Ich atme auf. Dann sind es vielleicht Moses, Buddha, Sokrates, Paulus, Franz von Assisi usw. auch nicht mehr. Denn ein französischer „Forscher" hat „bewiesen", daß das Daimonion des Sokrates eine Geisteskrankheit war! Ich bin überzeugt, daß manches antisoziale Individuum auch das Gewissen dafür halten wird.

Ich blieb nun noch zwei Wochen freiwillig in der ganz ausgezeichnet geleiteten Anstalt, machte tägliche Ausflüge mit meiner lieben Mutter, und lebte nach meiner Hygiene, so daß ich mich schnell erholte. Überhaupt war meine zwangsweise Internierung — die ja nur etwas über eine Woche dauerte —, schon nach einigen Tagen mehr formal. Ich bin auch überzeugt, daß die Anstaltsärzte mich sehr schnell freigelassen hätten, aber das lag nicht in meinem Interesse. Denn, nun ich schon untersucht wurde, wollte ich natürlich auch die offizielle Bestätigung dafür haben, daß ich nichts weniger als geisteskrank bin.

Übrigens will ich denjenigen unter meinen freundlichen Lesern, die einen Raubmord, Bombenattentate, Lustmorde oder ähnliche niedliche Dinge planen, einen Freundschaftsdienst erweisen: sie müssen den sie untersuchenden Psychiatern nur erzählen, daß sie Strahlen empfinden und „Stimmen hören". Dann behalten sie ihren Kopf zwischen den Schultern und haben Aussicht, gleich mir, vortrefflich verpflegt zu werden. Aber sie müssen sich eilen. Denn wenn dieses Werk weiterwirkt, geht das hoffentlich nicht mehr.

Was das „Stimmen hören" betrifft, so erfuhr ich durch Zufall davon. Ich besitze diese Fähigkeit nicht, glaube aber, daß es mit der Hellhörigkeit gewisser Medien identisch ist. Denn wie es ein zeitliches und räumliches Fernsehen gibt, so muß es — wie ich aus der Literatur und dem Munde verschiedener Medien weiß — auch ein Fernhören geben. Es gibt natürlich auch die Möglichkeit des Eingreifens der Geisterwelt, in manchen Fällen die wahrscheinlichste Interpretation.

Daß wir eine Irrenpflege und Psychiatrie brauchen, ist sonnenklar. Die Gesellschaft muß die Möglichkeit haben gemeingefährliche Individuen, die wegen geistiger Erkrankung nicht strafrechtlich verantwortlich gemacht werden können, zu inhaftieren, sei es um sie zu heilen, sei es lebenslänglich. Auch die Familie muß imstande sein Personen, die ihre finanzielle Existenz gefährden, zu entmündigen. In diesen und ähnlichen Fällen sind Psychiater unentbehrlich, und es liegt mir ganz fern zu leugnen, daß sie auch häufig gute Dienste taten.

Es ist aber ein bekannter Rechtsgrundsatz, daß man nicht Personen einsperrt, bei denen die *Möglichkeit* einer antisozialen Handlung besteht — denn sonst könnte man jeden Menschen inhaftieren —, sondern nur solche, die entweder derartige Handlungen bereits begangen haben oder — etwa bei gefährlichen Drohungen, Verschwendungssucht usw. — bei denen eine große *Wahrscheinlichkeit* besteht zu solchen Taten.

Unsere Psychiater aber sperren Leute ein, die niemand etwas taten, sondern nur anders sind, wie sie. Geistreicher, anders veranlagt usw. Das ist ein Unfug schlimmster Sorte. Wenn ein Mann statt an den Galgen zu kommen auf Grund von Sachverständigenurteilen zeitlebens in einer Irrenanstalt interniert wird, so ist das nicht schlimm. Er ist unschädlich gemacht. Die Art, in der das geschah, ist eine Frage der Technik. Der Gesellschaft kommt es in erster Linie darauf an, daß sie geschützt ist, erst in zweiter auf eine äquivalente Strafe.

Wenn die Psychiater einen etwas geringeren Terror ausüben, als die mittelalterliche Inquisition, so liegt das sicherlich nicht in ihrer Absicht, sondern in ihrer geringeren Macht. Verbrannte diese Leute, die nicht an Geister und Hexen glaubten, so sperren jene umgekehrt in ihre so lukrativen (!!) Irrenhäuser ein, wer seine inneren Erlebnisse erzählt oder auf Grund seiner besonderen Veranlagung mit den Verstorbenen in Verbindung steht. Ich muß den Herren Psychiatern allerdings zugestehen, daß man in ihrem Sinne „anormal" sein muß, d. h. eminent klug, mutig und sittlich hochstehend, um die Probleme überhaupt erfassen zu können.

Wenn aber harmlose Personen durch die gemeingefährliche Unwissenheit unserer Irrenärzte interniert werden, so schreit das zum Himmel. Diese Dutzendmenschen erklären alles für anormal, d. h. „geisteskrank", was über ihr Fassungsvermögen hinausgeht. Und da das nicht sehr groß ist, so wird der Begriff „geisteskrank" ein Prokrustesbett. Sie sind sich offenbar noch nicht darüber klar geworden, daß „normal" nur über die Quantität, gar nichts über die Qualität aussagt. Je tiefer jemand ethisch und intellektuell, überhaupt menschlich steht, desto eher wird er geneigt sein von anormal zu sprechen. Dem rüpelhaften Proletarier kommt der Wohlerzogene genau so anormal vor, wie dem subalternen Psychiater der Geistreiche. Diese Ignoranten wüten daher gerade gegen die soziologisch wertvollsten Elemente. Noch heute gilt Goethes Spruch:

Die Wenigen, die was davon erkannt,
Die töricht gnug ihr volles Herz nicht wahrten,
Dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten,
Hat man von je gekreuzigt und verbrannt.

Heute wendet man das ökonomische Prinzip an und sperrt sie in Sanatorien oder Irrenhäuser!

Die ärgerliche Internierung hat, wie ja alles, auch seine gute Seite. Sie brachte mir auch Vorteile. Zu-

nächst erfuhr ich schon nach einigen Tagen, daß ich nicht Paralytiker oder Paranoiker, ja noch nicht einmal Alkoholiker sei. Darauf bin ich stolz. Denn die Psychiatrie rechnet heute so ungefähr jeden dazu. Es erfordert ja nicht viel Intelligenz diese Diagnose zu stellen. Man braucht nur zu sagen, daß man täglich eine oder zwei Flaschen Wein oder Bier trinkt und schon ist man „Säufer". Der Zunftgott Kräpelin, offenbar ein geheilter Potator, hat diese phänomenale Entdeckung gemacht, wofür er natürlich gebührend gefeiert wird.

Was die Empfindung von Strahlen betrifft, so ist der Irrtum der Psychiater, daß es sich hier um ein Symptom geistiger Erkrankung handelt, leicht richtig zu stellen. Nur nach den größten, jahrelang dauernden Seelenleiden oder plötzlichen, die Seele in ihren tiefsten Tiefen aufwühlenden Erschütterungen stellt sich diese Fähigkeit ein. Nach Akten größter Selbstüberwindung wohl stets. Darum auf vielen Heiligenbildern die Strahlen, die das Herz des Dargestellten durchbohren! Da nun manche durch Leiden gebrochen werden und ihren Verstand verlieren, schließen die Psychiater als profunde Logiker auf Geisteskrankheit aus dem Symptom der Strahlenempfindlichkeit.

Wie die Geheimwissenschaften seit Jahrtausenden wissen, beruhen die Experimente der „Magie" auf dem Leiden. Selbstredend haben unsere Naturforscher davon keine Ahnung. Durch Schmerz und Erschöpfung wird die Sensibilität des Nervensystems bedeutend gesteigert und Schwingungen und Reize, die sonst nicht wahrnehmbar sind, werden es. Ein Zahn ohne Schmelz empfindet ja auch jede Temperaturdifferenz. Das ist keine „Halluzination", denn sie ist ja tatsächlich vorhanden. Das geschulte musikalische Ohr ist auch „anormal", weil es nicht jeder hat, aber nicht krankhaft. Ich kann zeitenweise die Ausstrahlungen der Menschen sehen. Reichenbach hatte zweifellos dieselbe Fähigkeit, die Voraussetzung seiner Odlehre ist. Mehr als ein halbes

Jahrhundert für verrückt gehalten, ist er als genialer Entdecker heute anerkannt. Einer der zahllosen Dilettanten, die der banausischen Universitätsgelehrsamkeit mit Siebenmeilenstiefeln vorausgeeilt war.

Die Naturforscher übersehen, daß man am Menschen nicht jedes beliebige Experiment willkürlich anstellen kann. Das geht ja auch nicht in der Pathologie oder der Biologie höherer Organismen. Man muß deshalb den Selbstzeugnissen Glauben schenken, wenn auch mit Kritik, genau wie den Entdeckungsreisenden. Unserer gelehrten Zunft ist leider das Selbstverständlichste ein böhmisches Dorf. Dies mag zu meiner Entschuldigung gelten, wenn im Laufe der Jahre meine Worte Gemeinplätze geworden sein werden.

Die armen Opfer psychiatrischer Scharlatanerie werden auch für geisteskrank gehalten, weil sie glauben der Arzt könne ihre Gedanken lesen. Mag es auch ein Mißgriff sein einem Psychiater irgendwelche über das Handwerksmäßige hinausgehende Fähigkeit beizumessen, so könnte doch selbst ein solcher wenigstens die einschlägige Literatur so weit kennen, um zu wissen, daß es Gedankenleser gibt, ja, daß Gedanken sogar photographierbar sind.

Gewiß enthält mein Werk soviel Außerordentliches, vielleicht auch Gedanken, die noch niemals gedacht, Beobachtungen, die noch nie gemacht wurden, daß die Vermutung naheliegt dem Verfasser sei das Oberstübchen in Unordnung geraten. Das wäre zweifellos die bequemste Manier sich ein Umdenken zu ersparen. Und das schätzt die Zunft in gewissenhafter Beobachtung des Trägheitsgesetzes sehr hoch. Nun geht das nicht mehr, denn ich bin Spießruten gelaufen, und wenn selbst die Psychiater, die, wie alle Spezialisten, selbstverständlich an jedem Menschen Anomalien zu entdecken bestrebt sind, zu einem Freispruch kommen mußten, dann läßt sich auf diesem Wege gegen mich sicherlich nichts ausrichten. Übrigens kann ich mich schon jetzt verpflichten niemals geisteskrank zu werden. Mir wird es nicht gehen wie

Lenau oder Nietzsche. Das ist völlig ausgeschlossen. Es ist möglich, daß ich infolge von Überarbeitung an einem Gehirnschlag sterbe oder gelähmt werde, aber ganz unmöglich, daß ich dem Wahnsinn verfalle. Denn ich habe den „Anschluß nach oben". Psychiatern von Ruf werde ich jederzeit und gern den Beweis für meine Worte liefern. Sie brauchen sich nur zu melden.

Übrigens wurde auch meine Diagnose, daß ich noch nicht einmal mehr neurasthenisch, sondern nur erschöpft war, wie man es etwa nach einer Hochtour ist, bestätigt.

Ich kann jedem, der die Entwicklung ins Geniale durchmacht, meine Hygiene empfehlen: den Arbeitsimpulsen unbedingt nachgeben! Die Versuche Wellen zu unterdrücken, sich, während das „Es" arbeitet, mit anderem zu beschäftigen, sind Energieverschwendung. Ist die Genialitätsperiode vorüber, dann soll man reisen, sich viel Bewegung machen, ohne sich zu übermüden, viel schlafen, viel essen und vor allem sich und andern viel Freude machen. Unbedingt schädlich ist jede Aufregung, Ärger, Zwang, Verkehr mit fremden Menschen, überhaupt Pflichten, und sei es auch nur die zu sprechen. Ich hoffe, daß mancher, wenn er meine Ratschläge befolgt, gleich mir nach zwei Monaten, in denen ich an diesem Werke keine Zeile schrieb, aber — zum ersten Male seit Jahren — Romane und Erzählungen las, mich auch mit Chiromantie beschäftigte und starr war über die trefflichen Diagnosen, die aus den Handlinien gestellt werden können, die Depression überwunden haben wird.

Chiromantie ist genau so gut eine Erfahrungswissenschaft, wie alle Naturwissenschaften. Sie ist nicht unfehlbar, aber immerhin weit zuverlässiger, als Medizin oder Meteorologie. Auch mit der Astrologie habe ich mich befaßt, um staunend zu erkennen, daß sie mit Recht die „königliche" Wissenschaft genannt wird. Vor allem sind die Charakterdeutungen so verblüffend zutreffend, als habe die Astrologie den Klienten, dessen

Geburtsdatum, möglichst auf die Minute genau, und Ort nur anzugeben ist, seit Jahren gekannt. Eine Astrologin berechnete meinen Charakter so zutreffend, als habe sie dieses Werk gekannt, was natürlich nicht der Fall war. Eine falsche Berufswahl ist nach Befragung der Astrologie völlig ausgeschlossen. Wie heute schon vielfach in Amerika, wird später auch bei uns kein Angestellter engagiert, kein Angeklagter verurteilt werden, ohne Studium seines Horoskopes. Ferner läßt die Astrologie erstaunlich weite und treffende Blicke in die Zukunft tun und zwar nicht nur der Einzelperson, sondern auch ihrer Angehörigen. Das lange Leben der Mutter steht ebenso in unserm Horoskop, wie das gewaltsame Ende des Gatten oder die Gesundheit unserer Kinder. Das würde zum Schlusse zwingen, daß das Schicksal unabänderlich ist. Da es aber nur relativ wenige hundert prozentige astrologische Regeln oder Gesetze gibt, die große Mehrzahl nur hohe Wahrscheinlichkeit statt Sicherheit bietet, so ist der Beweis nicht zu erbringen. Sicher ist aber, daß alles, was wir hier als Ursache bezeichnen, nur die Wirkung transzendentaler, planetarischer Ursachen sind. Wir sind die Puppen, an den Fäden ziehen die Gestirne. Wer hat aber die Tragödie unseres Lebens gedichtet? So endet die Wissenschaft im Glauben, wie sie mit ihm beginnt. Wer etwas philosophiert, sagt Baco von Verulam, entfernt sich von Gott, wer viel philosophiert, kehrt zu ihm zurück!

Auffallend ist, daß Astrologie, Chiromantie, Phrenologie und Graphologie zu identischen Ergebnissen führen. Es sind offenbar alles abgeleitete Wahrheiten. Die letzte kennen wir aber nicht.

Ich erfuhr in der Anstalt, daß Nietzsche die Genialitätsperiode ebenso beschrieben habe, wie ich, und auch der Ansicht war, daß es ein lebensgefährlicher Prozeß ist. Nun ist es mir natürlich gleichgültig, ob meine Selbstbeobachtungen von andern bestätigt werden oder nicht, aber es interessierte mich zu erfahren, daß in

der Literatur die geschilderten inneren Vorgänge genau bekannt sind. Denn dadurch wächst auch in den Augen des Zweiflers die Glaubwürdigkeit meiner anderen Beobachtungen. Und es gibt doch auch Zweifler, die gern glauben möchten, denen man es deshalb tunlichst erleichtern soll. Es gibt eine Fülle von Selbstbekenntnissen großer Geister: Michelangelo, Platon, Goethe, Schopenhauer usw. usw., die alle meine Darstellung bestätigen. Aber die Herren Psychiater wissen, daß man zu Morphiuminjektionen, kalten Bädern, Entzug von Alkohol und vor allem zum Schreiben hoher Rechnungen das alles nicht braucht. Also ist es anormal und mindestens überflüssig!

Geheimrat Ostwald, mit dem ich den Abend des 16. Juni 1913 verbrachte, erzählte mir, daß er seit zwei Jahrzehnten mit dem berühmten Chemiker William Ramsay in einer Art von telepathischem Kontakt — von Leipzig nach London — stünde. Er hat vieles von dem, was ich im ersten Teile erzähle, auch an sich beobachtet, wenn auch manches nicht mit gleicher Intensität. Sogar die „Ausgießung des heiligen Geistes" hat er selbst erlebt, und in einem seiner Bücher beschrieben! Daß ich zu manchen Resultaten Ostwalds selbständig kam, ohne seinen „Energetischen Imperativ" und anderes zu kennen, möge deren Richtigkeit erhärten.

Wenn ich die mutmaßliche Zahl der Genies allein in Deutschland so hoch angab, so geschah das mit Rücksicht auf die vielen Berufe. Nur der Schriftsteller hat ja Veranlassung und Gelegenheit darüber zu schreiben. Der Kaufmann, Künstler, Offizier usw. schweigt naturgemäß. Es ist ja überhaupt ein außerordentlich glücklicher „Zufall", daß ich alle diese Dinge im vorliegenden Werke behandeln kann, ohne wesentlich vom Thema abzuirren. Welche Dramen mögen sich in unseren Irrenanstalten abspielen, ohne daß ein Mensch etwas davon erfährt! Denn natürlich gibt es nicht übermäßig viele Leute, die meine dialektische und psychologische bzw.

logische Schulung besitzen und sicherlich noch weniger, die sich in einem so schweren Erschöpfungszustande genügend in der Gewalt haben, um darüber verfügen zu können. Immerhin gab mir die ganze Affäre einen Vorgeschmack von den mir bevorstehenden Unannehmlichkeiten.

Gerne hätte ich den Bericht über mich gelesen. Ich ermahnte den Arzt bei der Abfassung zu bedenken, daß Klio ihm über die Schulter sähe und sagte ihm auch, daß ich mich lieber mein ganzes Leben einsperren ließe, als diese meine Überzeugung zu korrigieren. Daß ich bei der ersten sich bietenden Gelegenheit ausgebrochen wäre, ist selbstverständlich.

Und wieder war mir der Vorfall eine Bestätigung meiner These, daß das Gute eine Resultante ist aus Absicht und Erfolg. Ich möchte übrigens bemerken, daß meine Mutter mich so wenig wie meine Frau für geistesgestört gehalten haben, sondern erstere mich nur zwingen wollte die Arbeit zu unterbrechen und mich gründlich zu erholen aus Angst vor einem Gehirnschlag. Meine liebe Frau aber hätte mich sogar mit Gewalt befreit, als sie die Vorgänge erfuhr, wenn ich sie nicht schriftlich beruhigt hätte. Ihr schwankender Gesundheitszustand hatte sie verhindert, mich auf die Reise zu begleiten.

Im ersten Augenblick war ich auf meine Mutter sehr zornig. Aber als sittliche Persönlichkeit muß man, mag auch das Gute eine Resultante aus Absicht und Erfolg sein, doch selbstverständlich immer den guten Willen für die gute Tat gelten lassen, wenigstens soweit es sich mit der Selbsterhaltung irgend vereinbaren läßt. Und das war ja hier der Fall. Ich bin sogar meiner Mutter für diesen Beweis ihrer Sorge und Liebe sehr dankbar. Andererseits traf ich natürlich Vorkehrungen, die die Wiederholung eines solchen gewaltsamen Eingriffes in mein Leben verhüten.

Kant hat vollkommen recht, daß das einzig Gute

ein guter Wille ist, die Absicht der Familie, den Freunden, dem Vaterland, den Idealen zu dienen. Denn diese Absicht, mag sie im einzelnen Falle auch durch irrtümliche Wahl des Mittels Schaden anrichten: sie ist etwas D a u e r n d e s, ein Z u s t a n d. Die Tat aber ist etwas Einmaliges. Ist es doch auch viel viel leichter eine einzelne heroische Handlung zu begehen, als tägliche, wenn auch kleine Opfer zu bringen: Verzicht auf Luxus oder gar Lebensbedürfnisse, um andern Freude zu machen, selbstverleugnende Krankenpflege u. a. m. Nicht allein auf dem Schlachtfelde entfaltet sich der größte Heroismus, sondern im Hinterstübchen der Beamtenswitwe, am Krankenbett, in der stillen Stube des Forschers und Denkers. Der Priester, der in eisiger Winternacht auf verschneiten Wegen zum Sterbenden, zum Blattern- und Cholerakranken geht, um ihm die Tröstungen seiner Kirche zu spenden, der damit nur schweigend seine Pflicht erfüllt, sein ganzes Leben lang, er ist oft der größere Held, als der Schlachtenlenker, dem wir eherne Monumente errichten. Und der Ehrenmann, die sittliche Persönlichkeit, die im Kampf der Meinungen, in der Parteien wüstem Lärm unbeirrt und unbestechlich ihren Weg verfolgen, taub gegen geifernde Verleumdung, gegen das Getuschel und die Entrüstung der „Frommen“ und „Tugendhaften“, sie sind es nicht minder.

Gewiß hat jedermann seinen Preis. Bestechlich sind wir alle. Aber soviel Gold bietet der Erdball nicht, um uns ein angemessener Preis zu sein für die innere Befriedigung, das Bewußtsein recht zu handeln, dem Guten zu dienen.

Denn nur das Streben, der Wunsch gut zu handeln, macht den guten Menschen. Nur das rastlose Bemühen alles Menschliche zu begreifen und alles zu entschuldigen, zu verzeihen oder gar zu billigen — bis auf die gemeine Gesinnung, diese nicht — macht uns zu sittlichen Persönlichkeiten. Besser gesagt: bringt uns diesem

Ideal näher. Denn das ist das höchste und darum unerreichbar. Wir irren doch alle, mehr oder weniger, sind stärker oder schwächer, mehr oder minder klug. Weisheit und Kraft, immer, von Ewigkeit zu Ewigkeit, besitzt nur einer: Der Weltgeist. Darum sträuben wir sittlichen Persönlichkeiten uns auch dagegen „gut" genannt zu werden. Nicht nur, daß uns dann sofort alles einfällt, was wir je nicht Gutes getan haben, wir denken auch voller Sorge an die Prüfungen der Zukunft und ob wir stets die Kraft haben werden sie zu bestehen.

Nur Gott — wenn wir das Unerforschliche überhaupt zu nennen uns getrauen — ist das Gute, d. h. Weisheit und Kraft. Er ist nicht die Liebe, wie Christus lehrt. Denn die Liebe ist nur eine seiner Eigenschaften, insofern die Liebe die höchste biologische Form der Energie ist. Nicht Mitleid, nicht Erbarmen, das sind alles nur Eigenschaften, die der Weltgeist als Ausfluß seiner unergründlichen Weisheit ins Menschenherz pflanzte. Er selbst ist höchste Weisheit und Kraft, das weiß ich. In diesen beiden Eigenschaften sind alle anderen enthalten. Aber das wußten auch die alten Juden schon. Denn Moses und wohl auch mancher der Propheten, auch Christus, Buddha, Mohammed haben ja alle dasselbe erlebt wie ich.

Wenn Moses die zehn Gebote erfand, so hätte ich an seiner Stelle genau so gehandelt, wenn ich seine Weisheit besessen hätte. Und wenn Christus lehrt, daß Gott die Liebe ist, so hätte ich das mit Christi Weisheit auch getan. Denn Moses wollte und mußte doch sein Volk erziehen, ihm Gutes tun, wie wir Religionsstifter alle. Hätte er seinem Volke nur gesagt: „Gott ist das Gute. Ihr dient ihm, indem ihr das Gute tut," so hätte ihn jeder mit Recht gefragt: worin besteht denn dieses Gute? Dieser Frage kam er zuvor und ersann die zehn Gebote, die wie Granitquadern das Gebäude der Moral bilden.

Christus, zeitlich bedingt, wie wir alle, sah das Unheil, das durch die pharisäische „Gerechtigkeit" in die

Welt kam, die Lieblosigkeit und Werkheiligkeit. Er sah natürlich auch die unmöglichen Konsequenzen bei Konflikten zwischen zwei Geboten, er erkannte auch die Liebe als höchste biologische Energieform, als Quell alles Guten auf Erden, und darum lehrte er „Gott ist die Liebe". Das war keine Unwahrheit, so wenig Moses, Buddha, Mohammed, alle die sittlichen Führer der Menschheit, die Unwahrheit gesprochen haben: das war die weise Anpassung an die obwaltenden Verhältnisse, das war ihre Mission. Sie lehrten das alles nicht aus eigener Kraft, so wenig ich es könnte, sie folgten ihrem Daimonion und drückten sich in der Sprache ihrer Zeit aus, genau wie ich es tue. Dieses Daimonion aber, dieses Splitterchen des Weltgeistes, diktierte ihnen die letzte Weisheit, genau wie es bei mir geschieht.

Wer hätte denn Christus begriffen, wenn er von „hochwertiger biologischer Energie" gesprochen, wenn er Haß, Aerger, Rache usw. als „Entropie" bezeichnet hätte? Niemand. Wir Morallehrer wollen und sollen aber doch begriffen und verstanden werden, denn sonst erfüllen wir nicht unsere Aufgabe.

Der Rationalismus lehrte und lehrt, daß die großen Gesetzgeber sich des göttlichen Auftrages nur als Vorwand bedient hätten, um dadurch dem Volke gegenüber größere Autorität zu besitzen. Wenige Monate bevor ich dieses Werk, während dessen Abfassung ich mich so sehr wandelte, in Angriff nahm, glaubte ich das auch noch. Wäre das so, dann könnte niemand sie tadeln. Aber es ist *nicht* so. Es wäre z. B. mir gar nicht eingefallen mich als Weltreformator oder Religionsstifter auszugeben, was meinen Neigungen und Wünschen ins Gesicht schlägt, wenn ich es nicht *müßte*. Wenn das Daimonion mich nicht unbarmherzig zwingen würde. Und so war es selbstverständlich auch bei Moses, Sokrates, Pythagoras, Buddha, Christus und den andern Lehrern der Menschheit. Oder glaubt jemand, daß es Christus Freude machte ans Kreuz geschlagen zu werden? Und

das werden wir doch zu Lebzeiten fast alle, der eine buchstäblich, der andere figürlich.

Würde mich das Daimonion nicht zum reden zwingen: ich könnte alles erlebt, auch den Weltgeist geschaut haben. Ich spräche nicht darüber. Was mir von wirklich Wissenden zum Vorwurf gemacht wird, ist ja, daß ich zu viel von der Wahrheit verrate! Sie hätten ganz Recht, wenn dies nicht gerade meine Lebensaufgabe wäre. So werde ich dieser Stimme folgen. Und wenn vielleicht wieder einmal — nach vielen, vielen Jahrhunderten oder Jahrtausenden — ein Mann nach mir kommt, den göttliche Weisheit mit neuer Mission betraut, so mögen ihn die fernsten Geschlechter daran erkennen, daß er die Wahrheit meiner Worte, soweit sie Weltgeist und Daimonion betreffen — denn selbstverständlich bin ich in allem Wissenschaftlichen vom Stande meiner Kenntnisse und dem meiner Zeit abhängig —, bestätigt. Genau wie ich die Großen vor mir bestätigen m u ß. Wie ich weiß — und jeder, der etwa nach mir kommen sollte — daß weder Luther noch Calvin eine göttliche Mission hatten in dem Sinne, daß das Daimonion sie zwang. Sie folgten nur ihrem eigenen Verstande und ihrem eigenen Gewissen.

Soweit die Morallehren, von wem sie auch aufgestellt sein mögen, sich mit dem, was ich als Sprachrohr des Weltgeistes sage, decken, sind sie richtig, soweit sie davon abweichen, sind sie falsch.

Denn was ich hier lehre, wird Maßstab sein für gut und böse für die fernsten Jahrtausende.

Als Privatmann und Staatsbürger habe ich dieselben Rechte und Pflichten, wie jeder andere, der dasselbe für den Staat leistet, wie ich. Als Denker und Forscher gelten für mich selbstverständlich dieselben Normen, wie für alle anderen; mein Werk untersteht der Kritik, wie jedes andere. Hier aber, wo ich nichts bin, als der Dolmetsch, die Schreibfeder des Weltgeistes, lehre ich das Gute schlechthin.

Als Privatmann, Gelehrter und Staatsbürger werde ich soviel an Reichtum, Ehren, Macht und Glück zu erringen suchen, wie mir möglich ist und wünschenswert erscheint, d. h. soviel, daß ich diese Güter besitze, aber nicht diese Güter mich. Als Lehrer einer neuen Moral aber werde ich Verfolgungen abweisen, so gut es in meinen Kräften steht, wie ich auch Belohnungen, von wem sie auch kommen mögen, zurückweisen werde. Denn da ich mich für das zahlen lasse, was ich leiste, und zwar so hoch wie möglich, aber nicht für das, wofür ich nichts kann, handle ich nur so richtig.

Ich sehe voraus, wie nach Jahren Tausende und Abertausende mir zujubeln werden. Aber das gilt nicht meiner Person, dem zerbrechlichen Werkzeug in der Hand des Schicksals, das mit Fug und Recht in den Winkel fliegt, wenn es seine Aufgabe erfüllt hat, das gilt dem Genialen in mir, wofür ich doch nichts kann, das gilt dem Göttlichen, dessen Einzug in mein Inneres mir bis zur Stunde noch unfaßlich ist.

Ich habe mich seit meiner Kindheit bemüht das Gute um des Guten willen zu tun. Nur wußte ich nicht immer, was gut war, und hatte auch nicht immer die Kraft das Erkannte zu tun. Um das Jenseits habe ich mich nie gekümmert, denn, wie schon gesagt, es war und ist mir kein Gemütsbedürfnis. Kurze Zeit bildete ich es mir ein, aber das war ein Irrtum. Doch es gibt sehr sehr viele Menschen, die gleich mir das Gute um des Guten willen tun wollen, und gleich mir nicht wissen, was denn eigentlich gut ist. Denen die Kraft fehlt, auch das Gute zu tun, nachdem sie es erkannt zu haben glauben.

Nach welcher Moral soll man sich denn richten? Nach der Christi? Nach welchem Satz? Etwa den Nächsten zu lieben, wie sich selbst? Wer ist denn mein Nächster? Die Pfaffen haben darauf natürlich eine Antwort: jeder Mensch. Nun, ich habe noch keinen gefunden, der danach gehandelt hätte. Diese Sorte von Nächstenliebe haben wir ja zurzeit der Hexenbrände,

Ketzerverfolgungen, Reformation und Gegenreformation zur Genüge kennen gelernt. Erfahrungsgemäß waren die Religionskriege immer die blutigsten, und Christus, dem „Gott der Liebe“ zu Ehren, sind mehr Millionen abgeschlachtet worden, als für irgendeinen Fetisch. Ich sehe voraus, daß dieselben Pfaffen, die mir predigen sogar die Feinde zu lieben, den einen Backen hinzureichen, wenn der andere geschlagen wird, mich am heftigsten verfolgen werden. Wenn sie mich oder meine Ideen lieben, ja, wenn sie diesen wenigstens Verständnis entgegenbringen, dann können sie ja gleich ihr Christentum beweisen. Wenn sie mich aber verfolgen wollen, dann ist es mir auch recht. Denn ich, d. h. die von mir verkündeten Wahrheiten sind ja doch stärker, als sie alle. Natürlich nicht aus eigener Kraft, sondern durch den starken Schutz, den ich genieße und den wir Propheten alle genossen.

Überdies ist es ein offenbarer Widerspruch die Feinde, also diejenigen, die mir nachstellen, so zu lieben, wie mich selbst. Denn dann liebe ich sie mehr wie mich. Wodurch haben sie das verdient? Christus selbst fiel es gar nicht ein seine Feinde zu lieben, wenigstens nicht diejenigen, die ihm lästig waren: die „Pharisäer und Schriftgelehrten“. Er lehrt sogar Kampf gegen die Mächtigen und Reichen. Wie wäre sonst das Gleichnis vom Kamel und „Nadelöhr“, d. h. der kleinen Pforte im geschlossenen Stadttor, anders aufzufassen? Er sagt von sich selbst, er sei nicht gekommen den Frieden zu bringen, sondern das Schwert. Er lehrt das Auge, das uns ärgert herauszureißen und sagt zu seiner eigenen Mutter „Weib, was habe ich mit dir zu schaffen?“ Das sieht alles keineswegs nach Liebe aus. Es ist überhaupt eine ganz unmögliche Forderung jemand zu lieben. Das kann man tun, aber niemand kann es befehlen. Liebe muß man sich verdienen, oder sie ist ein Geschenk des Schicksals. Wie es sein würde, wenn wir Christi Lehren befolgen würden, wenn die Dummen, die Krüppel, die

Ausgestoßenen triumphierten, setzte ich ja in meinen „Dingen" auseinander.

Eine Zeitlang wollte ich ein guter Christ sein, natürlich ohne mich um Glauben und Kirchenlehre zu kümmern. Aber ich sah sehr bald ein, daß das nicht nur nicht möglich ist, sondern es ist auch ein ganz falsches Ideal. Ich will ein guter Mensch sein, kein guter Christ, Buddhist, Mohammedaner oder sonst etwas. Und das soll jeder. Decken sich meine Lehren mit denen Christi oder der anderen Großen vor mir, dann um so besser; tun sie es nicht, dann kümmert es mich nicht. Die Kirche hat sich ja in der Praxis nie an die Lehren ihres Stifters, aus denen man allerdings sehr viel Widersprechendes herauslesen kann, gehalten: sie predigte Armut und wurde ungeheuer reich; sie lehrte „wer sich selbst erniedrigt, soll erhöhet werden", und strebte die Weltherrschaft an; weit entfernt sich die Lilie auf dem Felde und die Vögel unter dem Himmel nach Christi Lehre zum Vorbild zu nehmen, trieb sie stets eine außerordentlich weitblickende, vorausschauende Politik; Christus verliert nie ein Wort über Kunstpflege, und die Kirche trug Schönheit und erhabenste Kunst in jedes Bauernnest; Christus lehrt ausdrücklich, man solle Gott in seinem Kämmerlein verehren, und sie bedeckte mit Kirchen und mächtigen Domen alle Länder; sie triefte von Milde gegen die Armen und Ausgestoßenen und verbündete sich immer mit den Fürsten gegen diese. Sie tat noch sehr vieles Unchristliches, meines Erachtens aber sehr Verständiges. Mit andern Worten: sie predigte Wasser und trank Wein. Das kann ihr niemand übelnehmen; das täte ich an ihrer Stelle vielleicht auch, nur würde ich mich dann nicht als alleinberechtigter Interpret christlicher Moral ausgeben.

Daß neben der herrschenden Kirche auch stets, zumal in den Mönchsorden, eine demokratische, die wahrhaft christlichen Ideale vertretende Richtung herlief, ist mir sehr wohl bekannt. Das ist ja das Wunderbare

an dieser gewaltigen Organisation, daß sie es verstand die heterogensten Dinge zu vereinigen. Ich bemerke ausdrücklich, daß ich ganz und gar kein Feind der Kirche bin, noch je war. Nur den Ultramontanismus, Pfaffentum und Intoleranz in ihr bekämpfe ich. Aber das ist etwas ganz anderes.

Kurz: die christlichen Ideale sind ganz ungeeignet danach zu leben. Meinen Nächsten zu lieben, wie mich selbst, ist eine Maximalforderung. Wer ihr entsprechen will, kann es tun. Ich tue es nicht, wenigstens nicht grundsätzlich.

Ich sehe schon im Geiste Ehemänner, Familienväter, Geliebte, die mich eines Besseren belehren: sie liebten ihre Frauen mehr als sich selbst. Um so schlimmer für sie. Damit erziehen sie sie zum kleinlichen Egoismus. Überdies bemänteln die Menschen sehr gern die Tatsache, daß sie willenlose Sklaven in der Hand irgendeiner Frau sind mit dieser christlichen Forderung. Die Armen! Sie kämen ja gern los, wenn sie nur könnten. Sie lieben nicht, sondern „es" liebt in ihnen mit unwiderstehlicher Gewalt. Sie machen aus der Not eine Tugend. Es gehört ja zum schwersten, was es auf der Welt gibt, sich von einer großen Leidenschaft frei zu machen. Das hat mit dem Christentum gar nichts zu tun.

Falsch ist das Ideal der Selbstverleugnung. Selbst Personen, die wir und die uns lieben, vertragen sie nicht. Denn der Mensch fordert immer, was ja ganz natürlich ist, und je mehr wir bieten, desto mehr. Gewiß kann und soll man sich in einer bestimmten Angelegenheit aufopfern, etwa für die Familie oder den Staat, aber sobald sie erledigt ist, muß man sofort wieder an sich selbst denken. In die Versuchung der Selbstverleugnung kommen ja überhaupt nur die sittlichen Persönlichkeiten, die wertvollsten Menschen. Da ist es ganz falsch, wenn gerade sie dezimiert werden, indem sie ihrem Drange nachgeben.

Es gibt auch Menschen, die ich mehr liebe, als mich selbst, aber durchaus nicht, weil ich damit einem Moral-

gebot folgen würde, sondern weil ich damit meinen Neigungen, meiner Veranlagung folge; und solange keine höheren sittlichen Erwägungen dagegen sprechen, kann ich das ja auch ruhig tun.

Die christliche Moral ist unbrauchbar. Die Moral Nietzsches ist überhaupt keine, was sie ja auch ehrlich zugibt. Denn „jenseits von gut und böse" hört die Moral eben einfach auf, nachdem ihr Wesen die Bewertung unserer Gesinnung und Handlungen nach diesen beiden Kriterien ist. Das wäre eine Ästhetik ohne schön und häßlich. So ein Unsinn! Und das haben ihm seine Verehrer auch noch geglaubt.

Welche Moral ist also geeignet danach zu leben? Etwa die der Staaten, die doch für ihre Untertanen vorbildlich sein sollte? Wer je in die Versuchung gekommen sein sollte nach ihr zu leben, dürfte durch den Weltkrieg gründlich kuriert sein. Auch die Geistlichkeit — nicht der Papst, der sich einer vorbildlichen Neutralität befleißigte — hat bitter enttäuscht. Es nimmt sich schlecht im Munde eines Verkünders der christlichen Liebe aus, wenn er zum Kriege und Feindeshaß aufruft. Eine Institution sollte zum mindesten die menschliche Solidarität vertreten und sich von jeder Einmischung in die unter Völker und Staaten unvermeidlichen Kämpfe gänzlich fern halten. Die Moral Christi, das edle Menschentum, sollte nicht nur im Roten Kreuz ein Asyl finden.

Ich lebe nach dem Grundsatz, immer so zu handeln, daß ich es nach Kenntnis aller Umstände billigen würde, wenn ein anderer ebenso gegen mich handeln würde. Das ist ein guter Wille. Dabei verfahre ich tunlichst nach dem Prinzip des geringsten Mittels. Keine Energieverschwendung! Das ist nicht Nächsten„liebe", aber es ist dieselbe Gerechtigkeit gegen meinen Nächsten, ob Freund oder Feind, wie gegen mich selbst. Und in meinem Berufe ist es ja wohl auch nicht allzuschwer diesem Ideal treu zu bleiben. Aber früher hatte ich große Nöte.

Zu trennen ist die Handlung von der Gesinnung. Gut ist eine Gesinnung, ein Wille, der mir, andern, oder mir und andern Gutes erweisen will. Das ist ganz gleichwertig. In allen Fällen liegt das Bestreben vor Werte zu schaffen.

Böse ist nur ganz allein ein Wille, der ohne mir wesentlich zu nützen, anderen zu schaden bestrebt ist, der Werte oder Güter zu vernichten trachtet, ohne irgendwelche zu schaffen. Der Inbegriff der Dummheit!

Bosheit und gemeine antisoziale Gesinnung sind nichts anderes, als Ausfluß der niedersten Intelligenzstufe, einer mehr als tierischen Dummheit; auch die Tiere tun einander Gutes, auch sie kennen den Altruismus.

Wer nicht in einem einzelnen Falle, sondern dauernd seiner ganzen Gesinnung, seinem Charakter nach, Werte zu vernichten trachtet, andern Böses zufügen will, ohne davon selbst einen wesentlichen Nutzen zu haben, ist ein schlechter Mensch. Aber das sind ganz, ganz wenige. Sie müssen vom Erdboden mit allen Mitteln vertilgt werden. Jeder andere ist ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft, wenigstens kann er es werden.

Wenn es eine jenseitige Vergeltung gibt — das ist Sache des Glaubens —, dann wird sie die Gesinnung belohnen oder strafen, den Charakter, nicht eine einzelne Tat. Das möge allen ein Trost sein, die im Leben nicht die Anerkennung, nicht den Erfolg erzielten, den sie erstrebten, für sich, für andere, für sich und andere. Sie alle mögen sich nicht grämen, denn das Gute regiert die Welt mit Weisheit und Kraft. Fort mit Gewissensbissen, denn sie hindern unsere Arbeitskraft. Wir haben es aber nicht mit dem Jenseits, sondern mit dem Diesseits zu tun. *Das Leben und die Wohlfahrt der menschlichen Gesellschaft ist auf Erden das Gute in höchster Synthese.*

Religionsgemeinschaften, Moral, Ehe und Recht sind für die Menschen da, nicht die Menschen für diese.

Alles was der Menschheit dient, ist gut, was ihr schadet ist böse, hier auf Erden. Und da die Moral ein *Mittel* ist, das Gute, die Wohlfahrt der Menschheit zu fördern, nicht aber dem Jenseits dient, so ist entscheidend für den Wert eines Menschen und für seine Handlungen, was sie tatsächlich der Menschheit Gutes tun, ob und um wieviel sie die Energiemenge erhalten oder vermehren. Denn beides ist gut. Schlecht aber ist Verminderung.

Gut ist die Absicht der Menschheit zu dienen, aber ebensogut auch die, uns selbst zu dienen, Egoismus und Altruismus, Liebe zu mir und Liebe zu andern, sind genau gleichberechtigt. *Wir müssen es lernen uns so zu lieben, so klug und willensstark zu werden, daß wir, indem wir uns dienen, auch andern dienen.* Denn damit fördern wir das Gute.

In der Menschheit ist eine bestimmte Energiemenge investiert. Wer diese mindert, schädigt sie und handelt unmoralisch. Werte schaffen oder erhalten, nicht Werte zerstören ist die Aufgabe der sittlichen Persönlichkeit. Aber wir schaffen auch indirekt Werte, indem wir vernichten, was Werte zerstören würde. Auch dadurch dienen wir dem Guten.

Die Menschheit ist ein Teil der Natur, und die Gesetze der Natur gelten auch für sie. Als ich noch unmündig war, hielt ich Haß, Schadenfreude, Neid, Rache, für unmoralisch. Das war ein Irrtum. Nichts Menschliches ist unmoralisch, noch moralisch, es steht, gleich den Fallgesetzen, der Elektrizität, Wärme und Licht, jenseits der Werturteile gut und böse. Erst der Gebrauch, den wir von diesen Kräften und unsern Affekten, Trieben, Gefühlen machen, ist einem Werturteil zugänglich.

Es gibt keinen persönlichen Gott, keinen Schöpfer

Himmels und der Erde, nur eherne Naturgesetze. Sie und der Geist, der in ihnen waltet, sind das Gute schlechthin.

Uns alle beherrscht ein Schicksal. Es gibt keinen freien Willen, es gibt auch kein unentrinnbares Fatum. Es gibt nur eine ganz, ganz beschränkte Wahlfreiheit. Um sie ausnutzen zu können, müssen wir klug und willensstark sein. Gewissensbisse und Gewissenskonflikte lähmen unsere Energie, sie lassen den Nutzungskoeffizient unserer Arbeit sinken, darum fort mit ihnen. Fort mit der Reue, fort mit allen unproduktiven Gefühlen, nicht weil sie schlecht sind — nichts Menschliches ist schlecht, und nichts in der Natur ist schlecht, denn in ihr waltet der Weltgeist —, sondern weil sie die Chancen das Schicksal zu mildern, indem sie uns den Gebrauch unserer Wahlfreiheit erlauben, herabsetzen.

Der Operateur handelt zweifellos sittlich, wenn er einem Patienten zum Zweck der Lebenserhaltung ein Bein amputiert. Denn der höhere Wert ist das Leben, und sein Wille ist gut. Er wird aber doch verstimmt sein, wenn der Patient stirbt. Die Ehefrau, der das Schicksal eine große Leidenschaft, unentrinnbar, bestimmte, die ihrer nicht Herr werden kann und aus Gewissenserwägungen in der Ehe bleibt, handelt auch sittlich, wenn sie sie bricht. Sie darf sich aber nicht wundern, wenn ihr Mann mit ihrer Gewissensentscheidung nicht einverstanden ist, sie womöglich umbringt. Der Patriot, der als Republikaner seinem Gewissen folgend, gegen die monarchische Staatsordnung agitiert, handelt auch sittlich, aber er darf sich nicht wundern, wenn der Staat ihn hinter Schloß und Riegel setzt. So wenig wie sich einer wundern darf, wenn der Staat ihn jetzt, solange unsere Gesetze noch so schlecht sind, um eines Meineides willen, den er aus den lautersten Motiven schwor, einsperrt. Das ist ja alles ganz klar. Aber die Folgerungen daraus zu ziehen scheint nicht so einfach zu sein.

Mit dem guten Willen kommen wir nicht aus. Weder Moses, noch Kant, noch Christus, noch sonst ein Morallehrer gibt befriedigende Auskunft über mein Verhalten.

Über das Moralgesetz, das das Daimonion mir in so wunderbarer Weise diktierte, habe ich natürlich sehr viel nachgedacht. Muß es nicht eine heillose Verwirrung anrichten, wenn ich den Leuten sage, sie sollen sich um ihr Gewissen nicht kümmern? Der Sinn ist ja ganz klar: werdet edle Menschen und kümmert euch insofern nicht um das Gewissen, als es eure innere Freude lähmt und damit die Chancen, das unentrinnbare Schicksal da und dort zu mildern, herabsetzt. *Ihr seid auch anständige Menschen, wenn ihr kleine Verstöße gegen das Gewissen gemacht habt.* Kümmert euch nicht darum! Die alten Ägypter hatten einen ähnlichen Moralsatz: „Ich habe meine Seele nicht durch unnötige Reue beschmutzt." Aber wenn man dem Gesindel sagt: seid edle Menschen! dann lachen sie uns ja aus. Das haben sie ja immer gewußt, aber nicht getan. Sie müssen noch lernen, daß Noblesse der Gesinnung, ein Streben sich durchzusetzen, aber dabei andern möglichst zu helfen, sie, außer in Notwehr, keinesfalls mehr zu schädigen, als unbedingt nötig ist, einen außerordentlich *praktischen* Wert hat, ihnen selbst am meisten nützt, die beste und feinste Form der Selbstliebe darstellt. Alle Morallehrer, wir alle, alle wollen und müssen die Menschen besser und mit ihrem Lose zufriedener machen, ihnen die vielen Leiden und Mühen des Lebens erleichtern helfen.

Zudem kommt selbstverständlich die Abgewöhnung des Gewissens, d. h. der Gewissensbisse nur in Frage für Personen, die auf dem Standpunkt der Selbstverantwortung stehen. *Niemand kann uns von unserm Gewissen entbinden.* Das ist eine verhängnisvolle Irrlehre der Kirche, aber die logische Konsequenz der Gesetzesmoral. Das ist der Fluch des Jesuitismus, dieser Inkorporierung der Unmoral.

Als Luther die Beichte abschaffte, da hatte er das Problem nicht erfaßt: Wenn es eine Gewissensmoral gibt, und diese trotzdem an Gesetze, und seien es auch nur die zehn Gebote, gebunden ist, dann muß es eine Instanz geben, die uns von Verstößen gegen sie Absolution erteilt. Nur wer völlig jenseits der Kasuistik und den Geboten steht — was Luther aber nicht tat — nur der darf auf die Beichte verzichten. Ein ähnlicher Fehler ist es, zu sagen: wer gegen eine sittliche Forderung bei einem Konflikt gefehlt hat, habe dies zu bereuen. Nein! ob er gelogen, gestohlen oder getötet hat, er hat garnichts zu bereuen, hat recht gehandelt, wofern er dem höheren sittlichen Zwecke durch kein milderes Mittel gerecht werden konnte.

Wenn ich den Leuten sage: handelt immer mit einem Mindestmaß an Mitteln, um eure Energie nicht zu verschwenden, denn sonst handelt ihr gegen euch selbst unsittlich, und tut den andern nie mehr übles, als in eurem Interesse unbedingt nötig ist, denn sonst handelt ihr unsittlich gegen diese, dann ist das ja noch schwerer zu erfüllen, als alle andern Morallehren. Dadurch sinkt dann noch mehr der Nutzungskoeffizient der Arbeit, es gibt noch mehr skrupelhafte Menschen — und wer sich Gewissensskrupeln macht, ist immer ein sittlich strebender Mensch und darum ein höherer Wert als andere —, und statt Freude in die Welt zu tragen, helfe auch ich mit ein Trauerhaus daraus zu machen.

Man muß sich darüber klar sein: Wie es Dispositionen gibt, die sich vererben — etwa solche zu Gicht —, so gibt es auch Merkmale, die sich direkt vererben, etwa Sechsfingrigkeit. Genau so teilt das Schicksal uns Unentrinnbares zu und anderes wieder, das sich mildern läßt. Das können wir aber nur, wenn wir intelligent und willensstark sind. Das werden wir aber durch Freude, während Reue usw. uns lähmen. Darum will das Daimonion ganz offenbar dazu verhelfen die ganze Mensch-

heit in jene behagliche Stimmung der seelischen Heiterkeit zu versetzen, die jeder Geistesarbeiter zur vollen Ausnutzung seiner Arbeitskraft braucht. Und wie wir nach Tisch besser gelaunt und zu humanen Handlungen aufgelegter sind, als mit leerem Magen, so sind wir auch in freudiger Stimmung eher geneigt gut zu handeln, als wenn wir verärgert oder verbittert sind. Wenn ich also ganz ohne mein Wissen und Wollen hier zum Religionsstifter oder Morallehrer werde, und die Pflicht habe, Freude in die Welt zu tragen, dann geschieht es natürlich gleichzeitig in der Absicht die Sitten zu mildern, die Menschen besser, hilfsbereiter, humaner zu machen.

Andererseits sind wir Menschen aber nur ein Teil der Natur, für uns gelten genau die gleichen Gesetze, wie für das Weltall. Hier aber tobt der Kampf ums Dasein, der erbarmungslos den Schwachen vernichtet. Denn *Fortschritt heißt das Ziel, höhere Vervollkommnung.* Ich weiß darüber mehr, als ich sage, denn ich sah den Weltgeist! Das möge man nie vergessen. Und wie die Stoiker ein naturgemäßes Leben fordern, auch das was gemeinhin böse genannt wird, als unentbehrlich zur Vollkommenheit des Kosmos erachten, nur in naturwidriger Unvernunft ein Übel erblicken, so ist es auch, oder doch ganz ähnlich. Nichts in der Welt ist ohne Zweck und Vernunft, alles mit wunderbarer Weisheit eingerichtet, mit verehrungswürdiger Gerechtigkeit. Nur die Menschen haben es sich *viel zu schwer gemacht* gut und glücklich zu werden, *viel* zu schwer, jeder sich selbst und jeder dem andern.

Kampf ist in der Natur, überall. Die Erde gehört dem Starken und nur ihm von Rechts wegen. *Gut ist nur Stärke, schlecht ist Schwäche. Stärke des Körpers* (Gesundheit), *Stärke des Intellekts* (Weisheit), *Stärke des Willens.* Richte ich diese gegen mich, dann habe ich

Selbstbeherrschung, Selbstverleugnung, christliche Tugenden, richte ich sie gegen andere, dann aber jene Stoßkraft, die zum Vorwärtskommen, zur Beseitigung von Widerstand, unentbehrlich und unwiderstehlich ist, wenn das Ziel richtig gewählt wurde. Christus oder doch die seinen Namen tragende Ethik betont viel zu einseitig die gegen uns selbst gerichtete Energie und fordert deren Verbrauch in Selbstbekämpfung, statt nach Lage des Falles a u c h d i e V e r n i c h t u n g d e s G e g n e r s zuzulassen. Freude aber erhöht die Energie. Der Vorgesetzte erreicht am meisten, der die Freude zum Dienst zu wecken und wachzuhalten weiß. Im Berufe leisten wir nur etwas, wenn wir ihn mit Freude ausüben. Das weiß ja jeder.

Aber wir sind doch Menschen, bald schwach, bald stark, bald intelligent, bald dumm. Nur Individuen, die zu wenig Intelligenz besitzen, um das für sie selbst Richtige zu lernen, und zu wenig Willenskraft, um das richtig Gelernte oder Erkannte durchzuführen, und dadurch in wesentlicher Weise die menschliche Gesellschaft schädigen, d. h. gemeine Seelen, rohe, bestialische Menschen oder auch arme Geisteskranke müssen ausgemerzt werden. Ihre Gesinnung bei der einzelnen Tat kommt dabei ganz in zweiter Linie. Denn das Gute wollen wir, mit Ausnahme weniger Verbrechernaturen, ja alle. Die einen nur für andere, die anderen, was für sie allein gut ist. Und nachdem der Egoismus genau so berechtigt ist, wie der Altruismus — denn ohne Individuen gibt es keine Art —, ist auch das eine gute Gesinnung. Die Gesellschaft hat darüber zu entscheiden, ob sie ein Mitglied behalten oder ausstoßen will. Aber sie muß w e i t milder urteilen. Es ist eine Experimentalaufgabe, wie weit die Milde gehen darf, ohne dadurch das Gute — und das ist die Wohlfahrt der Menschheit, und in ihr die der Kulturstaaten in erster Linie — zu schädigen, die notwendige Selektion zu unterbinden.

Gut können wir nur einen Willen, eine Gesinnung nennen, und die zu prüfen ist fast immer unmöglich. Ich würde fast jeden freisprechen, denn es ist Anmaßung sich in Gewissensdingen ein kompetentes Urteil zuzutrauen. Wo man allerdings auf notorisch antisoziale Gesinnung stößt, bei Anarchisten und gemeinen Verbrechernaturen, boshaften, rohen, ohne eigenen Nutzen und Zwang, nur auf Wertvernichtung ausgehende Individuen, dann muß man mit barbarischer Härte vorgehen. Aber dazu wird man sehr selten Gelegenheit haben. Selbst dieser Auswurf der Gesellschaft handelt im Grunde nur sehr dumm und sehr willensschwach. Denn das wird doch wohl höchste Dummheit sein die menschliche Gesellschaft, unser aller Mutter, absichtlich zu schädigen!

Entzieht sich also die gute Absicht fast immer unserer Kontrolle, so doch keineswegs die gute Tat. Die menschliche Gesellschaft kann jeder Person nur den Wert zuerkennen, den sie für sie hat. Wer mit dem Äquivalent, das die Gesellschaft ihm bietet, nicht einverstanden ist, kann sich ja ein größeres nehmen — wenn er dazu genug Intelligenz und Willenskraft besitzt — sonst soll er auf ein besseres Jenseits hoffen. Das mag jeder nach eigenem Ermessen tun.

Die Moralisten lehren: „Rache, Schadenfreude, Haß, Ärger, Zorn sind unmoralisch.“ Das ist nicht wahr. Nichts Menschliches ist unmoralisch. Der Staat fordert, wir sollten im Kriege den Feind hassen, ihn zu vernichten suchen. Ich habe mich selbstverständlich vom Haß gänzlich fern gehalten und auch den Blödsinn des „Gott strafe England“ nicht mitgemacht. Der Krieg ist „Politik mit gewaltsamen Mitteln“, wie Clausewitz zutreffend sagt. So sehr ich in der Politik, ohne Gefühlen zu huldigen, allein auf meinen Vorteil bedacht bin, genau so im Kriege. Der Maulheld am Stammtisch haßt den Feind und schimpft auf ihn, um so auch sein Scherflein zum Siege beizusteuern, da er zum Opfer

seiner kostbaren Person zu feige ist. Der Feldsoldat sieht aber im Gegner einen armen Leidensgenossen, den er töten m u ß. Immerhin bleibt die Tatsache bestehen, daß der Staat Haß anbefiehlt. Ich habe mir manche Unannehmlichkeit während des Krieges zugezogen, weil ich mich energisch weigerte die Sittlichkeit für ein Objekt zu halten, das an Grenzpfähle gebunden ist und die Überzeugung vertrat, daß der Staat zwar das Leben, nicht aber die Überzeugung und die Seele zu fordern berechtigt sei. Ich hasse die gemeine Gesinnung, aber nicht Menschen, die ihre Pflicht tun, indem sie mir dasselbe Übel zufügen, das ich ihnen zuzufügen trachte. Für den Soldaten ist j e d e r Krieg sittlich, denn er ist weder befugt noch in der Lage die Politik seines Staates zu beurteilen. Deshalb gehört es zu den empörendsten Auswüchsen kurzsichtiger Brutalität den Gegner, womöglich wehrlose Gefangene, unter dem Vorwande zu mißhandeln, sie gehörten einer Partei an, die den Krieg verschuldet hätte.

Der Staat vernichtet die Verbrecher. Ist das nicht Zorn und Rache? Und das mit Fug und Recht! Er feiert seine Siege. Ist das nicht Schadenfreude? Ist nicht auch das Gefühl der Befriedigung bei der Sühne eines Verbrechens Rache oder Schadenfreude? Wie kann der Staat, die Gesamtheit, fordern und selbst tun, was sie jedem Einzelnen verbieten? Und was tut der Weltgeist? Er vernichtet alles Schwache, läßt den Kampf ums Dasein toben. Unmoral?

Welch ein Unsinn ist diese Moral der Tugendbolde! Welch ein Unsinn! Wenn der Weltgeist alle diese Gefühle unserm Herzen einpflanzte, so wird er wohl besser gewußt haben, was er tat, als wir armseligen Menschen.

K e i n G e f ü h l i s t u n m o r a l i s c h, g a r k e i n s: nicht Haß, nicht Rache, nicht Zorn, Neid oder Schadenfreude, das Gefühl der durch Strafe und Sühne wieder hergestellten Gerechtigkeit. Wie viele große Kraftanstrengungen mögen dem Neide zu danken sein?

Gar kein Gefühl ist also unmoralisch. Das sind alles törichte Phrasen. Es gibt auch gar keine Tat, die an sich unmoralisch wäre. Erst die begleitenden Umstände machen sie dazu: die Tendenz, in der sie erfolgte und das Resultat.

Der Schwache, der Verschwender oder der Leichtsinnige m u ß von Stärkeren, Sparsameren, Ernsteren vernichtet werden. Nicht der Dumme, der Krüppel, der Schwächling, führt den Fortschritt herbei. Nur der Kluge, Starke, Gesunde, der Arbeitsame und Sparsame. Nur diese dienen der Gesamtheit. Die andern mögen sich mit dem Himmel trösten. Hier auf Erden haben sie nur soviel Daseinsberechtigung, als die Wertvollen, d. h. die Starken ihnen einräumen.

Christus wußte das natürlich genau so gut, wie ich es weiß. Aber er wollte die trösten, denen das Leben so wenig bietet. Eine edle und große Absicht. Das gemeine Volk mag nach wie vor glauben, was Christus lehrt. Ich wende mich als Mann zu Männern, und die müssen die Wahrheit vertragen können, wie ich es ja auch kann.

Er stammte zudem als uneheliches Kind und Pflegesohn eines Zimmermannes aus armem Milieu, hatte wohl durch reiche Ausbeuter viel zu leiden gehabt und verabscheute deshalb den Reichtum.

K a m p f i s t d i e h ö c h s t e M o r a l. Kampf aller gegen alle. Er allein verbürgt den Fortschritt, dient dem Guten. Er allein macht klüger und willensstärker, er märzt den Ballast aus, die Drohnen und die Trägen, die Faulen und Dummen und Schwachen. Darum liebe ich den Kampf, er ist mir Lebensbedürfnis. Ich halte ja schon den Sieg in den Händen: denn ich handle willensstark und klug, rein gefühlsmäßig, ohne jede Überlegung, indem ich mich bestrebe, möglichst nobel zu handeln, „edel". Denn eine edle Tat ist immer zugleich klug und energisch. Ich spare also weit mehr Energie, wenn ich möglichst anständig und nobel handle, als wenn ich meinen Verstand besonders anstrenge.

Aber was ist edel? „Liebet eure Feinde", wird man

mir antworten. Das was Christus uns gelehrt und vorgelebt hat.

Nein, das ist nicht edel, das ist falsch, spricht den Naturgesetzen Hohn. Edel ist eine Handlung, die mit *geringstem Energieverbrauch mich und andere möglichst wenig schädigt.* Die nicht unnütz Werte zerstört. Mehr schafft, als vernichtet. Die dem Wollen des andern Rechnung trägt, ihn schont, soweit es angeht, auch dem Gegner Brücken baut.

Der ethische Fortschritt der Menschheit besteht lediglich darin mit dem mildesten wirksamen Mittel operieren zu lernen. Unser Vorbild sei der Eichbaum, der den mächtigen Wald bildet. Und zwar muß *jeder einzelne* in diesem Sinne erzogen werden und sich selbst erziehen. Denn die Menschheit ist im wesentlichen mir eine große Summe von Individuen.

Was der Christ „edel" nennt, gibt jedem moralischen Abcschützen aus seiner Froschperspektive das Recht die Gerechtigkeit, die äquivalente Wiedervergeltung, als „unedel" zu verdammen. Dieser selbe Wicht wird aber die wahrhaft edle „christliche" verzeihende Tat, das Resultat gigantischer Selbstüberwindung, entweder als Ungerechtigkeit, oder als Schwäche verurteilen. Traurig ist es nun, daß gerade jene am meisten Verzeihung fordern, die selbst nicht nur nie verziehen haben, sondern denen die primitivste Gerechtigkeit fehlt. Solche Wichte brüsten sich mit ihrem Edelmut, wenn sie den *gleichen* Maßstab einmal an den Nebenmenschen anlegten, wie an sich selbst. Sie bilden sich ein verzeihen zu dürfen, wo sie nur ihre Pflicht erfüllten, wenn sie gerecht wären. Sie sind im Urteil also sehr milde gegen sich und sehr hart gegen andere. Das ist der moralische Pöbel!

Steht mir ein Konkurrent im Wege, so handle ich sittlich, wenn ich ihn im Kampf ums Dasein beseitige,

mit den mildesten Mitteln beginnend, vor seiner Vernichtung nicht zurückschreckend. Wer Sieger bleibt, hat den Beweis geliefert, daß er der höhere Wert war, die größere Energie verkörpert. Aber ich würde unsittlich handeln, wenn ich den anderen um seine Existenz bringe, wenn ich ihn auch auf mildere Weise unschädlich machen könnte. Ich bin ein konsequenter Egoist, und das soll jeder sein. Ich will mir gutes tun, nur mir, und überlasse es der Gesellschaft, ob sie mich behalten oder ausstoßen will. Und so soll jeder denken. Denn die sittliche Persönlichkeit besitzt den höchsten sittlichen Wert. Lipps hat Recht, wenn er in seinen „Ethischen Grundfragen" den sittlichen Endzweck des Staates in der Förderung der „starken, reichen und freien" Persönlichkeit erblickt. Als Haufe von Individuen, deren Gleichheit selbstredend nur in den niedersten Funktionen und Trieben bestehen kann, hat die Gesellschaft keinen sittlichen Wert. Erst durch den Schutz und die Förderung, die sie den sittlichen Persönlichkeiten und ihren Ziele angedeihen läßt, erhält sie ihn. Diese können sich aber nur durch Kampf durchsetzen.

Wenn ich mir Reichtum durch ehrliche Arbeit erwerbe und ihn nur für mich behalte, so ist das mein gutes Recht und sittlich gehandelt, denn der Reichtum ist ein Äquivalent für Leistungen, auch der ererbte, dann eben für Leistungen meiner Vorfahren. Wenn ich aber, ohne selbst einen wesentlichen Vorteil zu haben, andere um ihr Hab und Gut bringe, so handle ich unsittlich.

Ich begehre, wenn ich es irgend einrichten kann, niemals etwas für mich allein, sondern denke bei allem, was ich tue: ich will Freude haben und bereiten, es soll mir nützen und anderen. Ich habe das als sehr praktisch erprobt. Diese anderen sind selbstverständlich zunächst meine Familie und nächsten Freunde und Freundinnen, in anderer Beziehung ist es bei mir der Staat — der aber z. B. in Vermögensfragen selbstverständlich hinter

der Familie zurücktreten muß —, in anderen, soweit das Daimonion in Frage kommt, die Menschheit. Ich handle so natürlich aus Egoismus, weil mir weder eine Flasche Sekt, die ich allein trinke, Freude macht, noch eine Reise oder ein Naturschauspiel. Aber ich weiß, daß d i e s e r Egoismus, wenn er allgemein geübt würde, die Menschen besser und glücklicher machen würde, und daß er, wenn es ein Jenseits gibt, der richtige Weg ist, um dort wohl zu bestehen.

Wilhelm Ostwald hat in seinen „Großen Männern" eine ungeheure Entdeckung gemacht, die sich völlig mit meiner Lehre, aber auch mit der Christi deckt: Er stellt fest, daß gerade jene Männer aus ihrem Lebenswerk den meisten Nutzen zogen, die am wenigsten an sich selbst dachten und sich am meisten für die Wissenschaft opferten. Wer eine Erfindung nur machte, um Geld zu verdienen, hatte in der Regel Mißerfolg, wer sie aber aus altruistischen Motiven machte, nur um der Wissenschaft zu dienen, der wurde oft reich. Man soll nie eine große Sache für sich allein tun, weil das keinen Segen bringt. Der kluge Egoist wird darum aus diesen Erfahrungen heraus gerade um selbst möglichst reich zu ernten, bei allem was er tut, auch das Wohl anderer, sei es einzelnen Personen, sei es der Wissenschaft, des Staates usw. im Auge behalten. Denn die größte Freude ist die mit andern geteilte, das größte Glück aber lieben und geliebt zu werden.

Wenn ich goldene Brücken baue, nur im Notfalle dem andern ein größeres Übel zufüge, als es sein muß, ein stärkeres Mittel anwende, so geschieht es, weil in der Notwehr auch der Wurm sich krümmt, der Hase tapfer wird, und ich mir nicht unnötig das Leben erschweren will.

D i e h ö c h s t e L e g i t i m a t i o n d e r S t a a t e n i s t i h r e M a c h t , d i e i n i h n e n g e b u n d e n e E n e r g i e ; d a s s e l b e g i l t v o n d e n I n d i v i d u e n. Der beste Mensch ist jener, der den

gesundesten und stärksten Körper vereint mit der größten Kraft des Geistes, des Gemüts und des Willens. Wie die Großmacht mehr fordern darf, ja muß, als der Kleinstaat, so der starke Mensch mehr als der Schwächling.

Kriege wird und muß es geben, solange es Staaten gibt. Oder sollte willkürlich ein Datum, etwa 1918 — oder 1871 ? ? — hinsichtlich der Staatsgrenzen Ewigkeitsdauer erhalten? Soll ein Staat, dessen lebensstarke Bevölkerung sich fortgesetzt vermehrt, gezwungen sein Menschen zu exportieren, wiewohl die schwindende Bevölkerung des Nachbarstaates diesem kaum mehr gestattet seine Flur zu bestellen? Und was geschieht, wenn sich die Staaten gegen den Menschenimport, was, wenn sie sich gegen den von Industrieerzeugnissen abschließen? Wie kann ein Staaten- oder Weltbund, der nicht nach dem Prinzip überirdischer Gerechtigkeit, sondern höchst irdischer Politik zusammengesetzt und geleitet wird, seine Beschlüsse gegen den ungehorsamen Staat durchsetzen ohne Gewalt? Darf man überhaupt Lebensfragen von Majoritätsbeschlüssen abhängig machen, statt mannhaft das Glück der Waffen anzurufen? Nur der Sieger darf Pazifist sein. Ein Volk im Unglück entmannt sich selbst, wenn es diese Irrlehre, die im besten Falle seinem Herzen d. h. seiner Gutmütigkeit Ehre macht, in sich aufkommen läßt. Nicht ewiger Friede ist die höchste Moral, sondern ewiger Krieg! Allerdings muß dieser mit den mildesten wirksamen Mitteln geführt werden.

Die Moral der Zukunft deckt sich mit der Politik, aber leider noch nicht mit der Kriegsführung unserer Kulturstaaten. Fortiter in re, suaviter in modo. Nur um die höchsten Werte, nur um Fragen der Existenz kämpfen, dann aber, bis der Wille der andern gebrochen ist. Wie Kraft die letzte Legitimation des Staates ist, so auch die der Person. Und wie die Staaten als Glieder der Menschheit gegenseitige Verpflichtungen haben, neben der Konkurrenz, neben dem Daseinskampf, so jeder von uns.

Die Erde gehört dem Starken, dem Starken im Körper, im Geiste und im Willen, dem Starken im Denken und in der Phantasie, kurz: die Erde gehört den Personen und Staaten, die die größte Energie besitzen. Sie sind die wertvollsten. Ich will Macht, will die Menschen beherrschen, oder doch zum wenigsten meine Umgebung. Da niemand andere beherrschen kann, der sich nicht selbst im Zaume zu halten vermag, ist Selbstbeherrschung eine der wichtigsten und schwierigsten Tugenden. Wer im Leben Erfolg erzielen will, darf in einer wichtigen Frage niemals gegen sie verstoßen, weil eine einzige unüberlegte, impulsive Handlung vielleicht ein in Jahren errichtetes Gebäude umwirft; wohl aber kann er seinem Temperament durch gelegentliche Äußerungen des Ärgers oder Unwillens nachgeben. Wer so zimperlich ist, daß er eine gelegentliche Grobheit eines Vorgesetzten nicht ruhig hinzunehmen vermag, der soll Pfarramtskandidat oder Klosterbruder werden, und wer zu empfindsam ist, um die Schläge des Schicksals, die gewaltsamen Eingriffe in unser Leben, unsere Gesundheit usw. hinnehmen zu können, der ist ungeeignet im Kampfe ums Dasein.

Andererseits hat auch die Forderung der Selbstbeherrschung ihre Grenzen. Wer jemand in flagranti bei seiner geliebten Frau trifft, und ihn oder beide umbringt, handelt unter Umständen ganz recht. Denn da die Liebe die gewaltigste Leidenschaft ist, kann man es niemand verübeln, wenn er sich ihr gegenüber, wo er im Recht ist, zu einer Gewalttat fortreißen läßt. Unsere Gesetze fordern da viel zu viel.

Liebe ist die hochwertigste Energieform; Haß ist ihre tiefste Entwertung; Freude ist das beste Mittel zur Steigerung unserer Energie: Ärger ist entwertete Freude.

Es ist ja eine physikalische Tatsache, daß die Wärme zur Kälte sinkt, Kälte aber nicht von selbst zur Wärme

wird, daß ein Gefälle Voraussetzung der Arbeitsleistung ist. Anders ausgedrückt: die Entropie gilt nicht nur in der physikalischen, sondern auch in der moralischen Welt. Ärger, Neid, Mißgunst, Schadenfreude, Haß sind solche entwertete Energieformen, Freude, Mitgefühl, Liebe, aber hochwertige. Aber unmoralisch ist nichts Menschliches.

Wohl aber ist es unmenschlich und unmoralisch, wenn ich schlage oder gar töte, wo ein höfliches Wort genügt den Gegner aus dem Wege zu räumen, weil ich damit meine Energie konsumiere, und zugleich die seine. So gern ich gegen Ideen die Offensive ergreife — denn ich liebe den Kampf —, so bin ich grundsätzlich gegen Personen lieber in der Defensive, was aber selbstverständlich Offensivstöße nicht ausschließt, ja oft erfordert. Denn in der Verteidigung brauchen wir durchaus nicht so zimperlich in der Wahl der Mittel zu sein. Ich möchte niemand mehr Böses zufügen, als in meinem persönlichen und in der von mir vertretenen Sache Interesse unbedingt erforderlich ist. Tue ich es doch, dann ist das aber meine Sache, denn der andere kann sich wehren.

Ritterlichkeit, Schonung der Schwachen, ist eine herrliche Tugend, aber sie birgt die große Gefahr dadurch unnötigen Ballast der menschlichen Gesellschaft mitzuschleppen. Gewiß müssen wir manche Härten der Natur mildern durch Heilkunst, Unterstützungen usw., aber den Selektionsprozeß dadurch aufzuheben ist falsch. Unser Gewissen ist in dieser Hinsicht v i e l zu sehr überfeinert, zu zimperlich.

Selbst in der Liebe unter Gatten und Liebesleuten ist Ritterlichkeit nicht ungefährlich. Der andere fordert leicht als sein Recht, was ich ihm als freiwilliges Opfer bringe, und seine Bedürfnisse und Ansprüche wachsen in weit schnellerer Progression, als meine Mittel sie zu befriedigen. Die Erfahrung lehrt, daß das Weib nur den Mann dauernd liebt, dessen Ueberlegenheit, d. h. größere Energie sie anerkennt. Ritterlichkeit wird

sehr leicht als Schwäche gedeutet, und nicht als gegen sich selbst gewandte Willenskraft. Besser ein Haustyrann, als ein Pantoffelheld, wenigstens in wichtigen Fragen. Es ist leichter eine Armee zu regieren, als eine Frau, die man liebt. Wer das aber nicht kann, dem geschieht es recht. Er tröste sich nicht mit der Unwahrheit, daß er sie aus Selbstverleugnung mehr liebt, als sich selbst, bilde sich nicht ein, er sei ein edler Mensch. Er ist schwach, er kommt von ihr nicht los, und die starke Persönlichkeit muß das können, wenn sie will. Das ist nicht Güte, das ist Gutmütigkeit, d. h. Schwäche. Wer nicht rechtzeitig erbarmungslos gegen Launen und unbillige Forderungen ist, wird leicht dauernd den kürzeren ziehen. Die Liebe und die Klugheit fordern ganz von selbst, daß man desto entgegenkommender in unwichtigen Dingen ist, und so viele harmlose Freuden bereitet, kleine Wünsche erfüllt, wie nur irgend möglich.

Man muß es lernen an garnichts zu „haften", um ein Wort Buddhas zu brauchen: nicht am Reichtum, nicht an der Macht, nicht an einer Frau und nicht am Leben. Denn wer „haftet" ist Sklave. Die starke sittliche Persönlichkeit aber ist Herr. Nicht Reichtum und Macht sind „Sünde", nur das „Haften" an ihnen, und Buddha hat vollkommen Recht, daß der Bettelmönch, der sich nach Reichtum sehnt, weit mehr sein Sklave ist, als der Millionär, der mit vollen Händen spendet, als ein Carnegie.

Auch Mitleid ist keineswegs so ungefährlich, wie viele glauben. Ganz abgesehen davon, daß es den Selbstbewußten außerordentlich kränkt, weil es doch der Geringschätzung ziemlich verwandt ist, kann im Mitleid eine große Grausamkeit liegen. Ich will keinen Arzt, der aus Mitleid eine Operation unterläßt; weil er mir keine Schmerzen bereiten will, vor einem Eingriff zurückschreckt. Ich will einen, der mir eine brandige Stelle herausschneidet, und dabei ins gesunde Fleisch operiert, besser zu viel, als zu wenig. Denn er soll mir

Gutes tun, das Gute ist aber in diesem Falle Heilung der Krankheit und Wiederherstellung der Gesundheit. Darum hat Nietzsche, der sein ganzes Leben lang zu sehr unter seinem weichen Herzen litt, ganz recht, wenn er das unkritische Mitleid verdammt. Es ist an sich durchaus keine Tugend, sondern nur zur rechten Zeit am rechten Platz, wie alle andern Gefühle ja auch.

Ich will möglichst viel von meinem Leben haben, nach jeder Richtung, darum vermeide ich unnötigen Ärger. Den machen uns natürlich am meisten unsere persönlichen Feinde; darum mache ich mir wohl Gegner, soviel als nötig, aber ich vermeide Feindschaften. Kann ich mir aus einem Feind einen Freund machen, so ist mir das angenehm, denn Freunde kann man immer brauchen.

Nun machen wir uns am meisten Feinde, wenn wir andere unnötig schädigen, beleidigen oder kränken. Bringt mir das einen wesentlichen Vorteil, dann tue ich es natürlich, denn der andere kann sich ja wehren, aber meistens werde ich es vermeiden.

Ich bin Egoist und liebe mich selbst ganz außerordentlich. Ich tue auch grundsätzlich nur, was mir eine möglichst dauernde Freude macht, und wenn es anderen keine Freude macht, wenn es sie ärgert oder schädigt, dann ist mir das gleichgültig. Auch Christus sagte von sich und seinem Auftreten, daß viele sich über ihn ärgern würden. Die andern können sich ja wehren. Und wenn sie zu schwach dazu sind, um so schlimmer für sie. Mars mihi lex. Mir kommt es nur darauf an mit einem Minimum an Energie ein Maximum an Erfolg zu erzielen. Und wie ich soll jeder denken und handeln!

Deshalb war die „edle" Handlung am 23. Dezember ein Unsinn, ein Verbrechen an mir selbst. Was hätte ich mit all der Energie anfangen können, wenn ich nicht so dumm gewesen wäre, „edel" sein zu wollen! Ich will und muß Werte schaffen, keine Gefühle unnötigerweise heraufbeschwören. Wir sind nicht dazu da, um glücklich zu sein, sondern um gut zu sein und andere

gut zu machen. Das wahre Glück kann nur im Bewußtsein bestehen sich diesem Ideal, dem höchsten Persönlichkeitswerte zu nähern. Das gewährt auch allein die dauernde Freude. Nur hier werden Gutsein und Glücklichsein identisch. Das Gute für den Schaffenden ist aber seine Arbeit und Arbeitskraft. Seelische Erschütterungen sind schmerzhaft und unangenehm. Das Leben bringt deren genug, ganz gegen unseren Willen, da sind wir Narren, wenn wir uns auch noch künstlich welche machen.

Verzeihen, d. h. auf Rache verzichten, würde ich in einem genau gleich gelagerten Wiederholungsfalle ja wieder, aber nicht um der anderen willen, sondern weil ich meine Energie besser gebrauchen kann, als dazu andere zu schädigen. Ich will mir nützen, aber nicht anderen schaden, denn das bringt mir ja keinen Vorteil. Und wenn ich, indem ich mir nütze, auch zugleich anderen nütze, dann um so besser. Denn der eine oder andere wird mir dafür dankbar sein, mir Angenehmes erweisen, mir Freude machen oder mich auch materiell entlohnen. Andererseits war es für mich, der ich in meiner Mission alles kennen lernen muß, ganz gut, daß ich so handelte. Aber ich werde es nie wieder tun, und warne jeden, mir darin nachzuahmen!

So unsittlich es ist undankbar zu sein, so wenig dürfen wir um des Dankes willen andern Gutes tun. Wir müssen lernen uns mit der Freude, die das Lindern der Not, das Trocknen von Tränen gewähren, zu begnügen. Denn sonst werden wir durch Undank verbittert, und es geht uns so, wie jenem Menschenkenner, der von einem Feinde sagte: „Ich weiß nicht, was dieser Mann gegen mich hat; ich habe ihm doch noch nie etwas Gutes getan.“ Wenn wir aber kluge Egoisten sein wollen, dann müssen wir es lernen uns von andern, also auch ihrem Dank oder Undank, möglichst unabhängig zu machen.

Wie spielende Kinder sollen wir unseren Mitmenschen Gutes tun, Freude bereiten. Vielleicht finden wir dann,

ohne zu suchen, ja ohne mit der Möglichkeit zu rechnen, im Sande der Diamanten der Dankbarkeit. Um so größer wird unsere Freude sein! So ging es mir mit manchem meiner Untergebenen im Kriege.

Ich habe Charaktere kennen gelernt, die immer berechnen: jedes Lächeln und jeden Händedruck, jedes freundliche Wort und jeden Pfennig, alles, alles. Sie machen auch immer Profitchen. Für ihre Charakteranlagen können sie nichts, sie bestimmte ihnen das Schicksal, wie mir den meinen. Aber ich fand, daß sie in der Lebensbilanz schlechte Geschäfte machten, alle. Denn sie finden immer Personen, die noch besser rechnen können, und wenn sie mit diesen zusammenstoßen, dann ziehen sie den kürzern, trotz Lügen und Berechnungen.

Eine anständige, noble Handlung hat mir immer am meisten genützt. Statt mir zu überlegen: wie handle ich jetzt möglichst klug und willensstark, handle ich immer möglichst anständig. Und ich bin mit dem Erfolg zufrieden.

Aber falsch ist der Edelmut des Christen, ganz falsch. Nicht dem Dummen, dem Schwachen, dem Kranken gehört die Erde, sondern dem, *der klug genug ist, um unterscheiden zu können, wann er seine Willensstärke gegen sich, wann gegen andere richten muß.* Falsch ist Selbstverleugnung, falsch Demütigung, falsch ist Armut, falsch ist das Ideal Christi, „liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen“. Das ist Sklavenmoral.

Ich will mir dienen, nur mir, und das soll jeder. Mich liebe ich und alles was mir in seinen letzten Konsequenzen Freude macht und mich beglückt. Ich liebe die Mitmenschen, wie der Athlet seine Hantel; weil ich sie brauche, ohne sie keine große, dauernde Freude haben kann. Und jeder soll dasselbe tun. Wenn

ich zugleich anderen diene, dann um so besser, denn es kommt ja mir zugute, direkt oder indirekt; wenn nicht, dann ist das in erster Linie die Sache der anderen und kümmert mich nicht viel. Ich bemühe mich möglichst wenig Gewissenskrupeln und Reue wegen Verstößen gegen diese Ideale nachzugehen. Und das soll jeder.

Wir sind nicht auf der Erde, um im Sinne des kurzsichtigen Spießbürgers glücklich zu sein — sonst möchte man ja oft den Stein beneiden, und daß der Stein nicht vollkommener ist, als wir, ist doch klar —, also ist Glück nicht Sinn und Zweck des Lebens. Sinn und Zweck des Lebens ist das Gute, die Reife der Seele und das hierdurch errungene Glück der sittlichen Persönlichkeit, sonst nichts. Gut ist alles, was mir dient, was mir möglichst dauernde Freude macht. Denn das höchste Gut ist die kraftvolle sittliche Persönlichkeit, die Edelfrucht am Menschheitsbaume. Gut ist meine Absicht mich zu fördern, gut ist eine Handlung, die dies tut. So soll jeder denken. Die andern werden sich schon ihrer Haut wehren, wenn es ihnen nicht paßt. Und wenn sie dazu zu schwach sind, dann mögen sie dem Schicksal grollen, aber nicht uns Starken. Kampf aller gegen alle mit den mildesten wirksamen Mitteln ist die höchste Moral. Denn nur durch den Kampf werden wir klüger und stärker. Und das wollen wir doch. Wer es aber nicht will — und das möge jeder nach Gefallen einrichten —, der soll nur dümmer und schwächer werden und sich treten lassen. Er hat es nicht besser verdient.

In Verkennung des wahrhaft Guten, d. h. einerseits der Harmonie zwischen unserer Wohlfahrt und der der Allgemeinheit, der Entfaltung unserer höchsten Persönlichkeitswerte und der Mitarbeit an dem diesem Ziele geltenden Wollen der Gesellschaft, andererseits

unserer Übereinstimmung mit der Natur, fordern wir oft von uns und andern zu viel.

So gehört zu den ganz unbilligen Forderungen, daß die Frau des impotenten oder relativ impotenten Mannes zur Treue verpflichtet ist. Wenn auch die eheliche Treue der Frau, mit Rücksicht auf die Möglichkeit der Empfängnis, und aus gefühlsmäßigen Erwägungen, ein viel höherer sittlicher Wert ist, als die des Mannes, so ist sie doch nicht der absolut höchste. Das muß jede mit ihrem Gewissen abmachen, darf sich aber nicht wundern, wenn der Mann mit ihrer Gewissensentscheidung nicht einverstanden ist. Nicht die Ehe, sondern die großen Leidenschaften bestimmen uns das Schicksal. Andererseits sind die Ehe, die Familie, das gegenseitige Vertrauen so hohe Güter, daß sie geschützt werden müssen.

Gar oft ist aber der Ehebruch eine weise Korrektur der Natur an der Zwangs- und Verstandesehe, die die Gesellschaft fordert, ein Sieg der biologischen Tüchtigkeit über Geldbeutel und soziale Vorurteile. Die Natur ist eben oft — und das ist sehr weise! — rücksichtslos gegen das Privatrecht der Individuen um *ihrem* Ziel, der Veredlung oder doch der Hochhaltung der Rasse gerecht werden zu können.

Der Mann, der seine Frau nicht befriedigen kann, ohne sich von ihr trennen zu wollen, *muß* ihr einen Geliebten oder eine Geliebte konzedieren. Luther hat völlig Recht mit dieser Forderung. Unsere Gesetze, die die eheliche Treue von Ehemann und Ehefrau gleich bewerten, tun dem Manne unrecht, während sie anderseits die Frau schädigen, wenn sie von ihr fordern jahrelang einem kranken und impotenten Manne treu zu bleiben. *Um die Freuden der Liebe uns zu bringen hat keine Instanz der Welt ein Recht.* Jeder Ehegatte muß die Möglichkeit haben dem andern die volle Wahrheit zu sagen. Unser ganzes Leben besteht aus Kompromissen und Alterna-

tiven. So mag Reichtum, Ansehen, Sorglosigkeit mancher jungen Frau an der Seite eines alten Mannes ein Äquivalent für die Freuden der Liebe sein. Für andere ist das nicht so. Nur freie Vereinbarung der Gatten und ehrliche Wahrung der getroffenen Abmachungen ist hier die Lösung.

Eine sexuelle Moral gibt es nicht. Aber die Familie ist das Fundament des Staates; andererseits sind wir gegen die großen, uns vom Schicksal bestimmten Leidenschaften fast wehrlos. Frauen mit großen und schnell wechselnden Leidenschaften sollen eben nicht heiraten. Wieviele rechnen sich als Verdienst an, was nur glückliche Veranlagung ist!

Die Zukunftslösung ist, daß nicht nur der Mann gleichzeitig mehrere Frauen heiraten darf, womit dem Erlöschen hochgezüchteter Familien vorgebeugt und zugleich für eine natürliche Verteilung großer Reichtümer gesorgt ist, sondern unter gewissen Beschränkungen die Frau auch gleichzeitig mehrere Männer. Das ist der freien Vereinbarung der Ehegatten zu überlassen. Die Gesetze haben in erster Linie für die Kinder zu sorgen. Da in der Regel die Männer sehr eifersüchtig sind, dürfte Polyandrie in der Praxis selten sein. Überdies gibt es ja auch mehr weibliche Individuen, als männliche. Auf alle Fälle soll der Staat sich in Zukunft nicht mehr in sexuelle Dinge mischen, wenn nicht Notzucht oder Mißbrauch Unmündiger vorliegt. Er hat der ersten Gattin gewisse Rechte einzuräumen und im übrigen erst einzugreifen, wenn ihm aus einem Gewährenlassen nennenswerte Nachteile erwachsen. Die Zukunft wird uns daher die mutterrechtliche Familie bringen, die vor Jahrtausenden bestand.

Menschen, die ihrer Veranlagung und ihren Neigungen nach der Gesellschaft und dadurch auch sich selbst wesentlich schaden, denen die Intelligenz fehlt, das Gute zu erkennen und die Willensstärke, das erkannte Gute auch auszuführen, die bewußt und ab-

sichtlich Werte zerstören, ohne welche zu schaffen, oder auch unbewußt beträchtliches Unheil anrichten, sind schlecht oder zum mindesten schädlich und müssen aus der menschlichen Gesellschaft ausgemerzt werden. Aber sie sind überaus selten. Die Ausmerzung aber ist Sache der Gemeinschaft.

Menschen aber, die immer das Gute erkennen, und immer stark genug sind, es auch zu tun, sind vollkommen gut, aber wohl noch seltener. Ich bin dazu nicht fähig, und habe auch noch niemand kennen gelernt, der es wäre, nicht in der Vorzeit und nicht in der Gegenwart.

Als Gewissensrichter — ein Amt, das zu übernehmen ich mich wohl immer weigern würde — ist für mich der gute Wille, die Absicht dem Guten, der Allgemeinheit zu dienen, entscheidend. Aber als Patriot frage ich: was hat er denn tatsächlich dem Staat genützt? Als Wissenschaftlicher: was der Wissenschaft? Als Kaufmann: was hat er denn verdient? Als Arzt: wen hat er denn gesund gemacht? usf.

Überlassen wir daher ruhig das Urteil über die Absicht dem Gewissen des Angeschuldigten. Es möge ihn belohnen für Verfolgungen, die er erleidet, bestrafen aber für Übeltaten, die sich einer gerechten Rache entzogen. Ist er gläubig, dann möge er auf eine jenseitige Vergeltung hoffen. Wir auf der Erde haben uns nur um die Wohlfahrt der Menschheit zu kümmern. Befleißigen wir uns der denkbar größten Milde, denn jeder von uns irrt unausgesetzt, und wir können als anständige Menschen einem andern nicht vorwerfen, was wir selbst tun. Erbarmungslos aber müssen wir gegen die ganz wenigen Individuen sein, die notorisch der Gesellschaft in beträchtlicher Weise schaden. Sie wollen sich nützen, genau wie ich es will, aber sie schaden und verstoßen gegen das Prinzip des kleinsten Mittels. Darum fort mit ihnen.

Der Wert im sozialen Sinne — der Persönlichkeitswert als Mensch, der mit der Reife der Seele und des

Geistes identisch ist, ist hievon ganz unabhängig — bestimmt sich durch die Leistungen für die Allgemeinheit. Darum hat der Kulturstaat einen höheren Wert, als der einzelne, das Genie einen höheren, als etwa der Pflastertreter. Darum darf der Staat im Kriege hunderttausende seiner tüchtigsten Söhne töten lassen, und zwar aus egoistischen Motiven, der einzelne darf es aber nicht. Wohl aber hat die bedeutende Persönlichkeit größere Rechte, als andere Menschen, die sich nach der Größe ihrer Leistungen für die Allgemeinheit und ihrer Kraft sich durchzusetzen bestimmen.

Das ist eine Forderung der Gerechtigkeit und der „Gleichheit". Denn wie Aristoteles bereits bemerkt, verstehen wir unter Gleichheit zwei sich ausschließende Dinge: gleiche Entlohnung für ungleiche Leistung — das Ideal des Kommunismus, das vielleicht seinem Herzen, sicherlich nicht seinem Verstande Ehre macht — und gleiche Entlohnung für gleiche Leistung. Letzte, die einzig gerechte Gleichheit, führt zur Verschiedenheit an Reichtum, Macht und Ansehen.

Das Gute, das eine Person leistet, ist eine Resultante aus Absicht und Erfolg. Will einer das Beste, ohne es erreichen zu können, so mag er sich mit seiner Absicht trösten, aber die Unzulänglichkeit seiner Mittel, d. h. seine Schuld, daß er sie überschätzte, nicht außer acht lassen. Hat einer in böser, antisozialer Absicht etwas Gutes geleistet, dann wird sein Gewissen ihn strafen für den Lohn, den er materiell einheimst. Mich macht es am glücklichsten, wenn ich möglichst vielen Menschen möglichst viel Freude bereite, ihnen möglichst viel Gutes tun kann, teils unmittelbar, teils in den fernsten Konsequenzen meines Wirkens. Andern macht es eine gleiche Freude, möglichst vielen Menschen Leiden zu bereiten. Für unsere Veranlagungen können wir nicht viel. Aber während die Gesellschaft uns belohnen muß, wenn es uns gelang unsere Absicht zu verwirklichen, muß sie

die anderen bestrafen, wenn sie ihre verbrecherischen Gelüste in Taten umsetzen.

Würde ein einziger Mensch sich für das Vaterland totschießen lassen, wenn die Klugheit — aber nicht die Klugheit des Herrn Ameier, sondern die der größten Denker — ihm nicht sagen würde, daß er so handeln muß? Wer soll es denn tun, wenn nicht du und ich? Wie kann ich von einem andern fordern, was ich selbst nicht leiste? Er wäre ja ein Narr, wenn er mir aus freien Stücken folgen würde! Ich bin aber klüger und energischer als meine Untergebenen — oder sollte es doch sein — und darum zwinge ich sie. Und ich habe die sittliche Legitimation, denn der Staat ist ein höherer moralischer Faktor, als der Herr X. Und wenn Herr X. nicht pariert, und ich halte es unter Berücksichtigung aller Faktoren für notwendig, dann erschieße ich ihn und fünfhundert mit ihm. Und wenn ich den Unrechten erwische, so kann ich das auch nicht ändern. Sie können sich ja wehren, wenn sie es für richtig halten.

Die höchste Moral ist: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Wie du mir, so ich dir. Ich gebe, damit du gibst. Ich behandele die Leute so, wie ich behandelt werden will. Ich liebe mich, darum liebe ich meinen Nächsten, denn ich brauche ihn ja immer, Tag und Nacht. Das ist alles dasselbe. Aber Liebe ist die hochwertigste Energieform, Haß die entwertete. Darum hüte sich ein jeder aus praktischen Erwägungen vor dem Haß! Vor Rache, Ärger, Zorn, Neid! Ersuche aber die Freude!

Der Inhalt steht über der Form. Der höchste Inhalt ist die Menschheit und in ihr sind es die genialen und zugleich sittlichen Persönlichkeiten, die ihrer Veredlung dienen.

Man konstruiert gern einen Gegensatz zwischen der Mosaischen Ethik und der Christlichen. „Auge um Auge, Zahn um Zahn“ sei Rache. Wie falsch! Es ist die

äquivalente Wiedervergeltung, das Maximum des Bösen, das ich meinem Feinde zufügen darf. Es ist höchste Gerechtigkeit! Es ist ganz genau dasselbe, wie der Satz Christi: „Was ihr wollt, daß euch die Leute tun, das tut ihr ihnen!" Welche Selbstbeherrschung erfordert es den Mann, der mir das Auge nahm, nicht etwa zu töten, sondern ihm auch nur ein Auge zu nehmen!

Was heißt aber „Wohlfahrt der Menschheit?" Gibt es eine Menschheit überhaupt, oder ist dies nur der Name für alle lebenden Menschen? Es ist der uralte, restlos nicht lösbare Streit der Scholastik zwischen Nominalisten, die nur einen aus Bequemlichkeit geprägten Namen in allen Gattungsbezeichnungen erblicken, und Realisten, die die Gattungsbegriffe (Universalia) als Realität ansehen.

Der Ethiker muß Nominalist sein!

Das unterscheidet meine Ethik und die Christi grundsätzlich von der der Kirche. Diese dient der Wahrheit, Gott usw., Abstraktionen unseres Verstandes. Wir wollen aber einzelnen Menschen dienen, möglichst vielen, ja allen, aber dem Leben, nicht Idealen. Der Mensch ist Herr auch über den Sabbat! Zugleich aber wollen wir die gesamte Menschheit fördern. Denn es gibt selbstverständlich auch eine Menschheit, die mehr ist, als die Summe aller zurzeit lebenden Menschen. Universalia in re sagten die Scholastiker Albertus Magnus und Thomas von Aquino. Aber diese Menschheit tritt für unser ethisches Wollen und Handeln nur in Individuen in Erscheinung. Christus lehrt genau dasselbe im Unterschied zur Kirche: Man könne nicht Gott lieben und seinen Bruder hassen ohne sich selbst zu belügen. Darum halten wir den Satz „iat justitia, pereat mundus" für den Inbegriff aller Dummheit. Gewiß sind auch die Universalien, die Abstraktionen, etwa die Gerechtigkeit, hohe Güter, aber nur insofern, als sie sehr vielen Menschen Gutes tun. Im Konflikt zwischen dem Verstoß gegen ein Gesetz und einem Leid,

das ich jemandem gegen die Billigkeit zufüge, werde ich stets gegen das Gesetz verstoßen, es sei denn, daß dadurch vielen Menschen oder wertvollen mehr übles geschieht, als ich jetzt vermeide. Ich werde etwa den auf Posten vor dem Feinde schlafenden Mann nur dann erschießen lassen, wenn durch meine Nachsicht Gefahr droht, daß die Disziplin sich lockert, viele auf Posten schlafen, und dadurch ein Überfall möglich wird. Sonst werde ich ihn nur ermahnen oder milde strafen, trotz des Gesetzes. Ohne Klugheit und Kraft kommen wir eben niemals aus. Denn es erfordert Klugheit die Tragweite meiner Milde zu überblicken, zu wissen, ob ich dem einzelnen, dem nächsten Objekt meines Handelns, dienen darf ohne die Gesamtheit zu schädigen.

Christus lehrt: wer gegen *ein* Gebot verstößt, verstieß gegen alle. Ich aber lehre: wer in einem Dilemma *ein* Gebot erfüllt, *erfüllt alle*!

Christus lehrt: liebe deinen Nächsten wie dich, ja mehr wie dich selbst. Ich aber lehre: liebe dich selbst, dann liebst du auch deinen Nächsten.

Christus lehrt: selig sind die geistig Armen, die Schwachen. Ich aber lehre: selig sind die Klugen, die Starken.

Die höchste Moral aber lautet: *liebe dich und die Freude. Denn dann wirst du klüger und stärker und damit zur sittlichen Persönlichkeit. Und laß dich so wenig als möglich in deiner Tatkraft durch Reue und Gewissensbisse lähmen.* Die höchste Freude aber ist die mit andern geteilte. Das höchste Glück mir und andern Gutes zu erweisen, lieben und geliebt zu werden.

Unserer Jugend muß *nur* Moral, keine Religion gelehrt werden. Letztere nur fakultativ. Jeder muß zum *konsequenten Egoismus* erzogen werden. Dadurch erhält das Gewissen Inhalt. Denn jeder wird lernen, daß er am meisten gewinnt, wenn er die andern so behandelt, wie er es billigt, daß sie ihn behandeln.

Ein jeder verfahre nach meinen Grundsätzen: jeder bilde seine Anlagen zur höchstmöglichen Vollkommenheit aus, jeder erkämpfe sich seinen Platz, so gut er kann. Jeder fordere von der Allgemeinheit soviel er kann, d. h. er biete auch der Allgemeinheit soviel er kann: denn Leistung und Entlohnung, Übeltat und Strafe, Guttat und Belohnung, müssen angemessene Äquivalente sein. Jeder nütze sich soviel er kann, aber er schädige den andern so wenig wie möglich. Sein Ideal sei der Eichbaum und nicht der Wolf, der mehr zerreißt, als er fressen kann, noch das Schaf, das sich widerstandslos fressen läßt.

Nach dieser Moral kann jeder leben. Sie ist die Menschheitsmoral für alle Zeiten. Und wer in diesem ganzen Werke einen einzigen Widerspruch dagegen findet, der hat es nicht begriffen. Der verstieß gegen den „heiligen Geist" im weitesten Sinne. Dieser aber ist der der Nächstenliebe, der Milde, der Schonung und Duldung.

Ich aber werde nach dieser meiner Moral leben, ausnahmslos, und der Erfolg möge der Prüfstein sein für ihre Güte.

Als ich einst vor Hunderten sprach, da redete mich einer an, und hatte mich ganz begriffen. Da dachte ich mir: so viele! Und dieses mein Denken ist mir eine Bürgschaft dafür, daß meine Lehre sich über den Erdball ausbreiten wird, friedlich, nur durch Ueberzeugung und Güte. Denn nur wer langsam, einen Schritt vor den andern setzend, geht, erreicht sein Ziel.

Ich aber werde ein Alter erreichen, das mir in reicher Fülle alles das spendet, was mein Herz begehrte: Weisheit, Stärke, Macht, Wohlstand, Ansehen und viel, viel Liebe. Und wer nach mir handelt, dem wird dasselbe zuteil werden. Wem aber eines oder das andere dieser Güter fehlen sollte, der suche die Schuld bei sich selbst, wie ich es tun werde.

Achtes Kapitel

Das Glücks- und Leidensäquivalent.

Wir sprachen so oft von einem Leidensäquivalent, ohne bisher näher präzisiert zu haben, was wir darunter verstehen.

Jedermann hat ein durchaus berechtigtes Streben nach Glück. Aber dieses Glück stellt sich fast jeder anders vor. Für den einen ist es die beschauliche Ruhe, das epikuräische Ideal, das nichts als ungestörten Lebensgenuß fordert, und im Sterben nur unangenehme Tage oder Stunden erblickt. Für den anderen ist es die Erfüllung ehrgeiziger Wünsche, Stellungen, Orden, Titel, kurz Beifall und Bewunderung der Mitwelt, Macht, „Heroenglück", wie man es nannte. Bleiben diese aus, dann fühlt er sich unglücklich. Denn „Leiden ist gehemmtes Wollen", wie Schopenhauer in scharfer Prägung eines Gedankens Buddhas richtig sagt. Wir werten eine Sache desto höher, je größere Anstrengungen ihr Erwerb kostete. Luft und Wasser schätzen wir, wiewohl wir ohne sie nur kurze Zeit leben könnten, gering, weil genug davon da ist. Ein Diamant steht wegen seiner Seltenheit hoch im Preise. Die Stellung eines Ministers wird höher geschätzt, als die eines Sekretärs, weil es schwerer ist Minister zu werden, als Sekretär, weil man sich im ersteren Falle sein Leben lang plagen mußte, und weil es nur wenige Ministerposten gibt.

Schon hier erkennen wir ein ganz genaues Äquivalent: in der Regel — Ausnahmen werden außer in Zeiten der Ochlokratie sehr selten sein — steht der Erfolg im geraden Verhältnis zur aufgewandten Arbeit. Handelt es sich um Geburtsstellungen, dann hatten eben die Vorfahren diese Arbeit aufwenden müssen, aber auch dieser Geburtsstellung gegenüber gilt Goethes Wort: „Erwirb sie, um sie zu besitzen." Denn aller Augen sind auf die Fürsten und die Angehörigen ihrer Familien gerichtet, jedermann stellt an sie hohe Anforderungen, deren Erfüllung man für selbstverständlich hält, während man ein Nichtwissen, eine menschliche Schwäche hart zu beurteilen geneigt ist.

Der Epikuräer wird leichter glücklich sein können, als der Ehrgeizige, dafür wird er aber auch niemals Heroenglück genießen.

Je leidenschaftlicher wir eine Person lieben, desto unglücklicher sind wir, wenn diese Liebe nicht erwidert wird, oder wenn ihr Gegenstand stirbt, ja wenn wir nur vorübergehend getrennt sind. Sei es, daß die Qualen der Eifersucht uns foltern, sei es auch nur, daß uns das Gefühl des Alleinseins, des Trennungsschmerzes, peinigt. Buddha hat mit seinen großen Leidenswahrheiten völlig recht, d. h. genau zu 50 Prozent. Denn das Leben ist genau zur Hälfte Leiden, zur Hälfte Freude, zur Hälfte Lust, zur Hälfte Unlust.

Ich zitiere die großen Leidenswahrheiten nach dem Werke von Hermann Oldenberg „Buddha".

Bekanntlich handeln die vier heiligen Wahrheiten des Buddhismus vom Leiden, von der Entstehung des Leidens, von der Aufhebung des Leidens, und vom Wege zur Aufhebung des Leidens. Denn daß alles Leben Leiden sei, stand ihm fest. Er spricht es so aus: „Dies, ihr Mönche, ist die heilige Wahrheit vom Leiden: Geburt ist Leiden, Alter ist Leiden, Krankheit ist Leiden,

Tod ist Leiden, mit Unliebem vereint sein ist Leiden, nicht erlangen, was man begehrt, ist Leiden, kurz, die fünferlei Objekte des Ergreifens (d. h. das Haften an der Körperlichkeit, an den Empfindungen, Vorstellungen, Gestaltungen und an dem Erkennen) sind Leiden."

Buddha hatte selbstverständlich dadurch, daß er die unleugbaren Wahrheiten konstatierte, die Absicht die Menschen glücklicher zu machen. Denn wenn seinen Gläubigen etwas Böses zustieß, dann mußten sie es für etwas Selbstverständliches, für den naturnotwendigen Inhalt des Lebens halten. Eine Freude werden sie schon ganz von selbst gerne hingenommen haben, von wenigen törichten Ausnahmen abgesehen, die sich der Askese, die Buddha durchaus nicht fordert, mit Haut und Haaren verschrieben hatten.

Ebenso wahr, wie diese Leidenslehre, wäre aber auch ihr Gegenteil. Denn wenn Geburt und Leben Leiden ist, dann kann es der Tod nicht sein, sondern höchstens das Sterben, wenn Krankheit Leiden ist, dann kann es Gesundheit nicht sein, wenn von Lieben getrennt sein Leiden ist, dann kann es mit Lieben vereint sein nicht sein usf.

Die Lust- und Unlustgefühle, Freude und Leid, Glück und Unglück halten sich in der organischen Welt ganz genau die Wagschale. In der Menschheit könnte es auch so sein, während durch Unvernunft tatsächlich das Leiden hier überwiegt. Das Leben ist weder ein Drama noch ein Lustspiel, sondern eine Tragödie, weder Leiden noch Genuß, sondern beides zu gleichen Teilen. So könnte es doch sein nach dem Willen der Natur.

Was aber für die Menschheit als Ganzes gilt, trifft keineswegs für die einzelnen Individuen zu. Hier ist jeder seines Glückes Schmied. Jeder hat wiederholt, wie Herkules, die Wahl. Am meisten leiden müssen wir Denker, die Schaffenden, die Genies, die sittlichen Persönlichkeiten. Nicht nur, daß unser Beruf mit

Schmerzen verbunden ist — im Gegensatz etwa zu dem des Bauern oder Taglöhners —, daß wohl nur außerordentlich selten die Mittel zur Erreichung unserer Ideale, und darin sehen wir doch unser Glück, ausreichen: die äußere Anerkennung, der äußere Erfolg, der materielle Lohn bleiben auch in der Regel aus. Dabei leisten wir doch am meisten für die Menschheit. Sicherlich aus Egoismus, aber aus einem geläuterten Egoismus. Mag es nun das Schicksal sein, das uns diese Neigungen bestimmte — und das ist meine Überzeugung —, mag es auch das Schicksal sein, das uns zwingt der Allgemeinheit zu dienen, tatsächlich tun wir es. Die Allgemeinheit tut aber nicht das Ihre, uns zu belohnen. Je kühner und größer unsere Gedanken sind, desto heftiger bekämpfen sie die subalternen Geister und mit umso schmutzigeren Mitteln. Erfolge werden totgeschwiegen oder dem Zufall aufs Konto gesetzt, auf alle Fälle verkleinert, Mißerfolge mit schmutziger Schadensfreude — berechtigt nur beim Sturze antisozialer Elemente, die unser Rechtsgefühl schwer verletzten — breitgetreten. Sind wir von der Bedeutung unserer Leistungen mit Recht überzeugt, werfen die Wichte uns Größenwahn, Paranoia oder ähnliches vor, zweifeln wir an unserer Kraft, Kleinmut und Schwäche. Polizei und offizielle Wissenschaft werfen uns Prügel in den Weg, wo sie nur können, als sei es ein Verbrechen, Irrtümer aufzudecken und neue Wahrheiten zu finden. So ist unser Leben ein ständiger schwerer Kampf, dessen siegreiches Ende wir nur selten erleben. Das kärgliche Äquivalent ist die begründete Hoffnung die Menschen besser und glücklicher zu machen, ist die Unsterblichkeit des Namens, ohne die eine Wirkung unseres Lebenswerkes über unsern Tod hinaus ja auch unmöglich wäre. Ich benötige und fordere durchaus keinen Dank noch Lohn. Letzteren werde ich mir schon selber nehmen, und was ersteren betrifft, so muß sich erst zeigen, ob ich auch wirklich das erreiche, was ich mir vorgenommen

habe: möglichst vielen Menschen möglichst viel Gutes zu tun. Hier entscheidet der Erfolg. Ist er einmal da, dann wird auch der Dank nicht fehlen und bleibt er aus, dann habe ich darauf wohl auch keinen Anspruch.

Aber an der Überzeugung, daß alle faulen Eier, die die Zeitgenossen auf mich werfen, in den Händen der Urenkel sich in Lorbeerkränze verwandeln, die sie auf mein Grab türmen werden, halte ich fest. Jetzt ist es ja nicht mehr so schwer, wo schon mancher Zeitgenosse mir Anerkennung zollte, aber vor 10 Jahren war es das, als ich ganz allein im Kampfe stand. Das Dunkel der Unwissenheit, Feigheit und Heuchelei wird und muß sich aufhellen, und mag es Jahrhunderte dauern! Allerdings kann man an einen Fortschritt der Menschheit nur sehr bedingt glauben, weil ja jeder einzelne in sich das Böse d. i. Unwissenheit und Schwäche, überwinden muß. In diesem ethischen Sinne besteht eben die Menschheit nur aus einer großen Summe von Individuen, die es jedes für sich zu erziehen gilt.

Wer soll das tun? Wer hat das Recht sich dies Amt zu geben? Jeder! Aber nicht jeder hat dazu die Macht. Und nur der wird sie erlangen können, der nicht aus Machtgier nach ihr strebt, sondern weil er sich als das geeignetste Instrument zur Verwirklichung von hohen Idealen betrachtet, wer sie erkämpft, um zu d i e n e n!

Wie wunderbar weise ist es doch in der Welt eingerichtet: wer keiner großen Leiden fähig ist, wer durch sein ruhiges Temperament gegen heftige Erschütterungen gefeit ist, hat es viel leichter glücklich zu sein, als der Mensch mit reichem Innenleben. Der Bauer, der Ungebildete, das Kind, sie alle überlassen sich zügellos einem Schmerz, und nach wenigen Tagen ist das frühere Gleichgewicht wieder hergestellt. Das bezeugen die Leichenschmäuse, die fast überall auf dem Lande und bei halbkultivierten Völkern Sitte sind. Wir beherrschen uns, und darum nagt der Kummer, die Sorge usw.

lange an uns. Dafür fördern die Leiden unsere sittliche Persönlichkeit, erhöhen unseren Wert als Mensch — und das ist doch die Hauptsache, denn nur die sittliche Persönlichkeit ist etwas absolut Gutes —, und erschließen uns den Weg der inneren Erfahrung, des Erlebens, der zwar dornenvoll ist, aber uns der absoluten Wahrheit, die man nicht lernen, sondern n u r e r l e b e n k a n n, näher bringt. Die andern müssen uns eben glauben. Und wenn sie es nicht wollen, dann bleibt ihnen wohl nichts anderes übrig, als unseren Leidensweg auch zu gehen. Aber die Allerwenigsten nur werden so weit kommen, wie wir.

Der Gläubige, der Religiöse, der Mann, der in der Beichte sein beladenes Herz erleichtert, sie haben es alle viel, viel leichter, als wir. Aber dafür werden sie sich wohl kaum der menschlichen Vollkommenheit, die a l l e s begreift und zu verzeihen bemüht ist, noch der absoluten Wahrheit so weit nähern, wie wir Zweifler.

Als ich den Weltgeist schauen durfte, da hätte ich am liebsten allen Leuten zugerufen: so freut euch doch eures Lebens! Es ist ja alles so wunderbar weise in der Natur eingerichtet! Ihr alle habt ja viel mehr Freude und Lust und Glück, als das Gegenteil, oder ihr könntet es doch haben, wenn ihr verständig wäret, nur wir wenigen, „die was davon erkannt“, haben es nicht. Und wenn ihr trotzdem unglücklich seid, dann ist es fast immer eure eigene Schuld. Ihr verzichtet auf die harmlosen Freuden der Liebe, deren Genuß im Willen der Natur liegt, ihr macht euch törichte Sorgen um das Jenseits, statt euch zu bemühen, gute und anständige Menschen zu sein, und das übrige der Weisheit des Schicksals zu überlassen. Ihr werdet durch Enttäuschungen verbittert und wundert euch dann, wenn die andern den Menschenfeind nicht lieben. Würdet ihr sagen: „Ich traf es schlecht. Darum sollen es andere besser haben“, dann würdet ihr bald keine Ursache zur Verbitterung mehr haben. Ihr krankt an der törich-

ten Vorstellung, daß wir für die Gesetze, wir für die Moral da seien. Es ist doch umgekehrt. Die Ehe, das Recht, die Moral sind doch für die Menschheit da! Das Gute ist die menschliche Wohlfahrt, euer Gewissen, wenn es richtig geschult ist, sagt euch schon, was ihr zu tun habt!

Es könnte eine absolute irdische Gerechtigkeit geben! Die gute Tat findet ihren Lohn in sich, das Böse seine Strafe in sich. Wer die Laufbahn des Vagabunden ergreift, wer sich nicht mühen will, der muß von der Hand in den Mund leben und bringt es zu nichts. Der Verschwender wird mit dem größten Einkommen eines Tages auf der Straße sitzen, und der Sparsame mit dem kleinsten mehr haben, als er braucht. Es gibt ein viel einfacheres Mittel, als rastlos dem Geld nachzulaufen: seine Bedürfnisse einzuschränken. Dem Ehrgeizigen geschieht es ja ganz recht, wenn er nie zufrieden sein wird. Dafür leistet er aber wieder mehr als andere.

Tatsächlich hat der König dieselbe Glücksmöglichkeit, als der Tagelöhner, aber er muß sich mehr plagen, er hat einen weit schwierigeren Beruf. Den schwersten aber haben wir.

Jetzt bin ich glücklich, soweit ein denkender Mensch es überhaupt sein kann, weil ich hoffe — und zwar mit begründeten Aussichten — mir und anderen noch sehr viel Gutes tun zu können. Es werden noch sehr, sehr viele Kämpfe, Prüfungen und Versuchungen, Gefahren und Leiden zu überwinden sein. Aber unser Leben ist nun einmal eine zu lösende Aufgabe und zwar eine sehr schwierige, kein Kinderspiel. Ich hätte ja einen anderen Beruf wählen können.

Ich bemühe mich meine Aufgabe so gut zu lösen, wie es in meinen Kräften steht und werde immer glücklich sein: habe ich Mißerfolg, dann tröste ich mich mit meinem guten Willen und der Hoffnung auf eine ferne Zukunft, habe ich Erfolg, dann brauche ich keinen

Trost, sondern nur die Kraft das Glück mit Anstand und ohne Selbstbeweihräucherung zu ertragen. Stößt mir ein schweres Leid zu, dann habe ich dafür als Äquivalent eine geniale Welle, die meiner Erkenntnis und anderen dient, und wenn ich keine Welle mehr bekomme, dann bin ich dafür von großen Leiden frei. Verliere ich einen Arm, dann freue ich mich, daß ich den anderen noch habe, und sterbe ich früh, dann freue ich mich — darin bin ich besonders egoistisch —, daß ich die Personen, die ich liebe, nicht überleben muß.

Aber ich werde mich meiner Haut wehren und tun, was in meinen Kräften steht die Aufgabe durchzuführen, zu der mich das Schicksal bestimmte.

Die Menschheitsmoral, die der fernsten Jahrtausende, fordert es, daß *jeder* bestrebt ist in seinem Kreise, als Tagelöhner oder König, seine Anlagen auszubilden, sich durchzusetzen, so weit es in seinen Kräften liegt, tunlichst viel Werte zu schaffen, d. h. *sich selbst* nach Kräften zu nützen, niemand mehr zu schaden, als es nötig ist, aber einen Kampf durchaus nicht zu scheuen, noch die Vernichtung des Gegners, wenn es kein milderes Mittel gibt seiner Herr zu werden. *Die letzte Instanz ist die Macht: des Geistes, des Willens, des Körpers!*

Glück ist mit Lust und Unlust nicht identisch; es ist der Zustand innerer Zufriedenheit, der aequitas animi, die Heiterkeit der Seele. Ich gab manchen Fingerzeig, wie wir ihn uns erhalten können, aber es handelt sich doch nur um Mittelchen. Das Wichtigste ist möglichst frühzeitig seine Neigungen zu erkennen und nach Kräften sich zu bemühen ihnen gemäß zu leben.

Der Träumer, der einen praktischen Beruf ergreift, etwa als Militär oder Kaufmann, muß notwendig unglücklich werden, während er als Philosoph, Dichter oder Musiker vielleicht sehr glücklich sein könnte. Aus der Beamtennatur kann man keinen zufriedenen Künstler machen usf. Darum wird im wesentlichen die Aufgabe

der Eltern darin bestehen, die Neigungen ihrer Kinder möglichst frühzeitig zu erkennen, und sie für einen Beruf zu erziehen, der diesen entspricht, niemals aber die Kinder in einen Beruf zu zwingen, der den Eltern entspricht.

Wer ein äußerlich glückliches Leben führt in Reichtum, Glanz, Ansehen und Ehren, wird aller Voraussicht nach den Tod fürchten. Wer ein unglückliches Leben führt, ihn aber erhoffen. Wer sich mit großer Rücksichtslosigkeit, indem er seinen Trieben und niederen Idealen folgt, durchsetzt, skrupellos Existenzen vernichtet, ohne zu bedenken, daß man das, außer in Notwehr, nur darf, wenn man sich selbst nützend auch zugleich der Allgemeinheit Werte zuführt, wird vielleicht Erfolg im Leben erzielen, aber das Gewissen wird sich da und dort regen, er wird verhaßt sein, und persönliche Feinde sind unbequem. Wer sich für andere bemüht — ohne sich dabei zu vergessen —, wird dagegen von vielen geliebt werden, und das halte ich für das Beste im Leben.

Jeder kann seiner Veranlagung, seinen Neigungen nach wählen, aber dazu muß man intelligent und willensstark sein, sich stets vor Augen halten, daß jede Ware bezahlt sein muß; und die kostbarste natürlich auch am teuersten. Das machen sich aber die wenigsten Menschen klar. Alles verläuft nach Ursache und Wirkung, alles muß bezahlt oder verdient werden.

Ist die Summe der Lustgefühle in der Menschheit gleich der der Unlustgefühle, das Glück dem Unglück, die Freude dem Leid nach dem Willen der Natur genau gleich, so ist doch durch menschliche Torheit in Wahrheit das Leiden weit überwiegend.

Als ich meine geschilderten inneren Erlebnisse hatte und durch das innere Auge die verborgenen Kümmernisse gewahr wurde, sah, daß fast ausnahmslos alle, alle etwas drückte, und am meisten die Reichsten und Mächtigsten, die Minister und Millionäre — das konnte

ich in diesen Wochen ja ganz genau beurteilen —, da hätte ich ihnen allen zurufen mögen: so seid doch nicht so töricht und freut euch doch eures Lebens! Wie wunderbar weise ist alles eingerichtet, wie gerecht verteilt die Natur ihre Gaben, wie hat ein jeder von uns, wo und wie er auch geboren sei, welchen Beruf er ergriffen haben mag, fast die gleiche Glücksmöglichkeit, wie irgendein anderer. Macht er von ihr keinen Gebrauch, so ist es in erster Linie seine eigene Schuld.

Aber sehr viele Leiden werden auch ganz unnötigerweise, d. h. so, daß es weder die Natur, noch das allgemeine Beste, die Wohlfahrt der Gesamtheit erfordert, erzeugt. Wie viele Verärgerung wird etwa durch die Polizei, durch törichte Gesetze und moralische oder gesellschaftliche Vorurteile in die Welt getragen! Wie manche sittliche weibliche Person wird geächtet, weil sie dem Willen der Natur folgte und die Freuden der Liebe genoß, weil sie noch mehr tat, und sogar einem Kinde außerhalb der Ehe das Dasein gab, ja, dieses Kind treu behütete! Wieviel müssen die Unehelichen, die doch bei gleicher Tüchtigkeit auf dieselbe Achtung Anspruch erheben können, wie irgendein anderer, unter den Verfolgungen der moralischen Meute leiden.

Es ist eine Experimentalaufgabe der menschlichen Gesellschaft das Minimum ihrer Forderungen an den Einzelnen mit dem Maximum der ihm ohne Gefährdung des Ganzen einzuräumenden Rechte zu vereinbaren. Das gilt natürlich als Forderung auch vom Staat, der bestrebt sein muß jedem Bürger soviel Bewegungsfreiheit zu gewähren, als sich mit seiner Selbsterhaltung, mit seinen Interessen verträgt.

Wie es Krankenschwestern und Asketen aus Neigung gibt, so auch solche aus Pflichtgefühl bzw. aus Berechnung: in der Hoffnung auf jenseitige Vergeltung. Muß die Gesellschaft den ersteren — natürlich nicht den Asketen, die mit ihrem Pfunde nicht wuchern, sich künstlich vertieren — ein Aequivalent bieten, genau

wie den andern, so ist doch die menschliche Wertung beider sehr verschieden. Denn, so töricht es auch ist ungezwungen einen unseren Neigungen und Veranlagungen nicht entsprechenden Beruf zu ergreifen, so verdient doch die ständige Selbstzucht und Selbstverleugnung Bewunderung.

Daß ich das Leben eines Denkers dem eines Lebemanns und Schürzenjägers vorziehe, trotz der vielen Leiden, die es mit sich bringt, verdient gar keine Anerkennung menschlicher Art. Denn damit folge ich nur meinen Neigungen, wie der Gras fressende Hase. Dafür aber, daß ich dem Daimonion folgend ins öffentliche Leben eintrete, und damit meine Neigungen verleugne verdiene ich menschliche Anerkennung, auch wenn der Erfolg fehlt. Stellt er sich aber ein, dann auch materielle und ideelle Entlohnung von seiten der Gesellschaft. Würde der Erfolg aber ausbleiben, dann hätte ich zwar nach wie vor auf die menschliche Anerkennung Anspruch, aber ich dürfte mich nicht wundern, wenn die Gesellschaft mich nicht nur nicht belohnt, sondern sogar straft. Denn *sie muß nach dem Erfolg urteilen*, eine gute Ware gut, eine schlechte schlecht entlohnen. Das scheint mir alles ganz klar zu sein.

Außer den genannten Mitteln zum Glück, gibt es noch recht viele. Die meisten Menschen fühlen sich unglücklich, *weil sie an das Leben viel zu hohe Anforderungen, an sich selbst viel zu niedrige stellen.* Sie glauben ein Recht zu haben auf einen inneren Glückszustand, ein jubelndes Dahinschweben, wie man es etwa aus der Brautzeit kennt, und grollen dem Schicksal, wenn sie enttäuscht werden. Sie müssen sich ganz allein selbst Vorwürfe machen. Denn wenn ich mehr fordere, als ich zu fordern berechtigt bin, dann ist diese Verkennung der wahren Sachlage doch offenbar meine eigene Schuld.

Um sich in seinem Glück möglichst unabhängig von andern zu machen, durch Mißerfolg, Verkennung,

Nichterreichung eines Zieles nicht tief getroffen zu werden, muß man neben der Steigerung seines Selbstbewußtseins es noch lernen, nichts für sich selbst mit ganzer Seele zu begehren. Nun wer sich einer dem „Indifferentismus" des Jesuiten verwandten Gemütsverfassung näherte, alle Leidenschaften, deren Ziel das eigene Selbst ist, unterdrücken lernte, trotzt den Stürmen. Ich liebe und will, aber „es" darf nicht in mir wollen und lieben, mich nicht an Sklavenketten halten. Die kraftvolle Persönlichkeit bleibt stets Herr, nicht nur über die Aeußerungen ihrer Triebe und ihres Wollens, sondern auch über diese selbst. Desto energischer kann man seine ganze Kraft für überegoistische Ziele einsetzen, wenn, wo und solange man will.

Ich habe Menschen kennen gelernt, die nicht etwa über eine unkorrekte Handlung, die sie selbst begingen, verstimmt waren, sondern darüber, daß der Geschädigte von dieser Handlung sprach. Die Geld entliehen und nicht etwa dafür dankbar waren, daß der andere ihnen aushalf, sondern sich entrüsteten, als dieser es zurückforderte, kurz, die höhere moralische Anforderungen an andere stellten, als an sich selbst. Sie glauben immer ihnen geschieht ein Unrecht, wenn ein anderer ihnen gegenüber so handelt, wie sie gegen ihn. Diese müssen mit Notwendigkeit unglücklicher werden, als solche, die ohne Rücksicht auf Dank handeln und sich dann über Dankbarkeit sehr freuen, die vom andern nie mehr, sogar weniger fordern, als sie selbst leisten, kurz, die Gerechtigkeit und Selbstgefühl haben.

Ich habe auch Personen kennen gelernt, meist Frauen, deren größte Freude es ist, zu intrigieren, Unfrieden zu stiften und Existenzen zu vernichten, um sich interessant zu machen. Meisterinnen der Lüge und Verstellungskunst, bringen sie Familien und Freunde durcheinander, nur aus Lust am Bösen. Das ist ja das Furchtbare der vollendeten Lüge, daß sie sich von der Wahrheit nicht unterscheiden läßt! Im Vertrauen auf

die Diskretion, die solchen Bestien gegenüber höchst unmoralisch wäre, spielen sie den einen gegen den andern aus. Unter der Maske der Wahrheit und Freundschaft schleichen sie sich ein und sind furchtbarer als Wölfe. Diese Personen stellen an andere die allerhöchsten moralischen Anforderungen. Ihr Ideal ist ein Mensch, der in allem das Gegenteil von ihnen selbst ist; sie aber sind vollkommen schlecht. Aber ich habe auch gesehen, wie sie nach Augenblickserfolgen zugrunde gingen.

Nur die Philosophie, die Lebensweisheit sichert uns Glück. Sie lehrt uns vor allem, daß Fernsein von körperlichem Schmerz schon viel, heitere Gemütsverfassung schon sehr viel ist. Diese kann aber jeder erlangen, der Tagelöhner leichter als der König. Man ist nicht Philosoph, sondern m a n w i r d es durch Leiden.

Wer sich einen Philosophen nennt, weil er auf Kant oder Schopenhauer oder einen andern großen Denker schwört, ist k e i n Philosoph. Denn das Wesen des Philosophen ist das Philosophieren, nicht der Verzicht auf eigenes Denken. Deshalb lehne ich auch alle ab, die sich auf mich berufen. Ich will nicht das Denken der Nachwelt durch das Gewicht meines Namens belasten und selbst Autorität werden, wo der Kern meines Lebenskampfes gerade im Bekämpfen der Autoritäten besteht. Wer sich auf mich berufen will darf es nur, wenn er furchtlos nach der Wahrheit strebt und danach ein guter Mensch zu werden. Wer z w e i f e l t, auch an mir und meinen Lehren, der ist mein Schüler und nur der.

So freue ich mich über jeden, der die allgemein menschlichen Dinge, die ich hier schreibe, nicht begreift, sich gar über manches ärgert. Denn er hatte es besser als ich. Ich beglückwünsche jeden, der der Philosophie nicht bedarf, um seine Heiterkeit zu erlangen oder zu erhalten, denn er hat mich nicht nötig. Er möge nach einem Jahrzehnt wieder zu diesem Werke greifen, und wenn er auf dem richtigen Wege ist, dem alles Menschliche begreifen zu w o l l e n, dann wird manches, was

ihn jetzt ärgert, ihn freuen, ihm Trost gewähren. Und nach einem weiteren Jahrzehnt wird das in gesteigertem Maße der Fall sein.

Wir Morallehrer, wir Philosophen sind wie die Ärzte und kommen nur zu Kranken, um ihnen zu helfen, oder wir sagen den Gesunden — wenn sie es hören wollen —, wie sie sich vor Krankheit bewahren. Wir kommen nur gerufen und freuen uns, wie der gute treue Hausarzt, am meisten, wenn man uns n i c h t braucht.

Es ist eine betrübliche Erscheinung, daß nicht nur das Wort „Weisheit", sondern auch die Sache bei uns in Mißkredit gekommen ist. An unsern Universitäten werden alle erdenklichen philosophischen Systeme klargelegt, die abgelegensten und unfruchtbarsten Themen werden mit aller erdenklichen Sorgfalt behandelt. Wo aber könnten wir etwas darüber hören, wie man ein anständiger und glücklicher Mensch wird? Wer reicht uns ein rettendes Seil auf dem Ozean des Lebens, auf dem schon so mancher Schiffbruch litt? Das scheint mir aber wichtiger zu sein, als alle Schulphilosophie, als alles Grübeln über Probleme, die vielleicht stets unlösbar bleiben werden. So wenig der sich Philosoph nennen darf, der sich irgendeinem Denker, sei es Nietzsche, Schopenhauer oder Spinoza mit Haut und Haar verschrieben hat, weil er das sarificium intellectus brachte, so wenig ist es sicherlich jener, der über Substanz und Inhärenz Bescheid weiß, aber ratlos allen Kümmernissen und Verärgerungen, gar allen Schicksalsschlägen gegenübersteht.

Wer eines Trostes bedarf, der lese dieses Buch, und er wird erleichtert sein. Wer glücklich und zufrieden ist, der freue sich seines Lebens, denn er hat ja schon das erreicht, was ich ihn lehren will. Er bedarf meiner nicht. Und dazu beglückwünsche ich ihn von Herzen. Wenn er aber traurig ist, und meint, Leben sei Leiden, dann suche er die Schuld bei sich. Vielleicht hilft ihm das. Er wird dann vielleicht, zu diesem Buche greifend,

Trost finden, wenn er sich selbst nicht mehr zu helfen weiß. Findet er aber diesen Trost bei mir, dann habe ich eine sehr große Vergeltung für alle Leiden. Denn gibt es etwas Schöneres, als andern helfen zu können? Ist es nicht viel, viel beglückender zu geben, als zu nehmen?

Das werden mir viele nicht glauben. Sie werden sich dann aber auch nicht wundern dürfen, wenn man sie nicht leiden mag, ihnen Hindernisse in den Weg stellt, wo sich uns die Türen weit öffnen. Wir öffnen doch nicht den Dieben unsere Türen, sondern denen, die uns etwas bringen. Wer ein Geldstück höher schätzt, als den Anblick eines glückstrahlenden Gesichts, soll nur sein Geld behalten.

Das christliche Ideal der Nächstenliebe ist auch meines, Gutes tun meine größte Freude, aber das Ideal der dauernden Selbstverleugnung ist keines, es schädigt die Menschheit, und das Ideal der Dummen und Schwachen, der ständigen Selbstentmannung, des unkritischen Mitleids und Verzeihens ist es noch viel weniger.

Daß Christus es predigt, hatte tiefe Gründe. Er kannte besser als irgend jemand die Härten des Daseinskampfes. Er dachte sich, daß man Unmögliches fordern müsse, um Mögliches zu erreichen. Er wollte trösten, und hat das ja auch vielfach erreicht. Aber sein Mittel war nicht richtig. Ich tröste auch, wenn ich der Wahrheit entsprechend sage, daß jeder schon im Diesseits eine ganz gerechte Vergeltung findet, oder doch finden könnte, d. h. genau so glücklich sich fühlt, als er es verdient.

Der mäßig Begüterte ist meistens glücklicher, als der Reiche, weil er weniger Bedürfnisse hat. Denn Glück ist doch Zufriedenheit. Wir Denker werden nur selten glücklich, weil wir an uns oft unerfüllbare Forderungen stellen. Die Ergründung der letzten Dinge ist zweifellos möglich, und steht vielleicht in näherer Aussicht, als man glaubt. Aber das kann doch nur ein einzelner

Auserwählter. Und jeder von uns möchte es. Ebenso geht es dem Künstler und manchen andern Berufen.

Wie jeder Fruchtbaum erst nach Jahren trägt, der kommenden Generation dient, so ist es mit allem, was wir tun. Das ist ja das Große und Schöne der Familientradition, besonders beim Adel und bei den Juden, daß sie viel mehr an die künftigen Generationen denken, als der Bürgerstand.

Diese und verwandte Stellen, in denen ich mich bemühe, den Juden gerecht zu werden, haben bei sittlich Unreifen, aber vielleicht nicht Übelwollenden den Verdacht geweckt, ich sei jüdischer Herkunft. Sogar der „Semi-Kürschner", ein Buch, das dem Deutschtum zu dienen vorgibt, indem es allen geistreichen Leuten Judenblut nachsagt, führt mich auf, wenn es auch später berichtigte. Da ich meine Ahnentafel seit Jahrhunderten kenne, weiß ich, daß kein Tropfen jüdischen Blutes in meinen Adern rollt. Dies nur zur Steuer der Wahrheit. An sich wäre es ja gleichgültig, denn der Nominalist faßt lediglich das Individuum ins Auge und nur insofern die Familie, als infolge der Erblichkeit hier die Wahrscheinlichkeit größer ist, daß gewisse Eigenschaften stärker ausgeprägt sind. Sonst müßte man einen vertrottelten Aristokraten höher bewerten, als einen Goethe und ein arisches Rauhbein, einen Straßenräuber oder Schieber höher, als Christus oder Spinoza.

Ich schätze die Tradition außerordentlich hoch und hasse Revolutionen, während ich Evolutionen liebe. Ich würde bis zur Grenze des Möglichen deshalb auch Stiftungen intakt lassen und im Sinne des Erblassers mit der größten Gewissenhaftigkeit verwenden. Ob der Verstorbene Seelenmessen gelesen haben will, oder bestimmte, daß Vögel gefüttert oder Waisenmädchen ausgestattet werden, das hat mich gar nicht zu kümmern. Entscheidend ist sein Wille, und daß der Staat ihm durch Erlaubnis der Stiftung Rechtskraft verlieh. Denn zum Guten gehören auch, und zwar in erster Linie, die

Imponderabilien, das Vertrauen. Wir wollen die Gewißheit haben, daß auch unser letzter Wille bis in die fernsten Jahrhunderte erfüllt wird, und darum müssen wir es mit andern auch so halten. Wie du mir, so ich dir. Das ist die höchste Moral. Und lieber würde ich etwas sehr Törichtes durch die Jahrhunderte als Ballast mitschleppen — insofern nicht ganz wesentlich höhere sittliche Werte darunter leiden —, als daß ich der Legitimität, dem Gewordenen Abbruch täte. In dieser Hinsicht läßt sich von China viel lernen, während wir den mangelnden historischen Sinn des mohammedanischen Orients verurteilen müssen.

Haß ist durchaus nicht unmoralisch, so wenig wie Liebe an sich moralisch wäre. Oder ist es etwa die zu Raubmördern und Anarchisten? Aber Haß und Rache sind, weil entwertete, unproduktive Liebe, zumeist töricht, sie erschweren uns die innere Heiterkeit. Darum werden wir uns nach Kräften bemühen müssen Übles, das uns zugefügt wurde, wenn wir es nicht sofort vergelten, und dadurch unser Gleichgewicht wieder erlangen, zu vergessen und bei allem, was man uns tat, ohne Rücksicht auf den Erfolg, die Gesinnung des andern anzusehen, bei Handlungen aber, die wir andern gegenüber unternahmen, zur Gesinnung auch den Erfolg. Denn das Gute ist ja eine Resultante aus Absicht und Erfolg! Klug ist so zu denken, wie ich hier lehre, denn es erleichtert uns die seelische Heiterkeit, es ist auch eine gerechte Forderung, die wir an die sittliche Persönlichkeit stellen müssen. Klug ist es nicht kleinliche Rache zu üben, nicht alles übel zu nehmen, weil selbst der intimste Freund dann und wann gutgläubig oder aus Fahrlässigkeit gegen uns fehlt, und wir sonst eines Tages ganz einsam sind. Falsche intrigante „Freunde“ aber, die unsern Ruf untergraben und uns zu schädigen trachten, unter Ausnutzung unseres Vertrauens, werden wir desto sicherer vernichten.

Ein sehr häufiger Grund des Unglücks ist auch folgender: Wir haben gewählt zwischen zwei Wegen, zwei Idealen, zwischen dem Geld, das wir erlegen müssen, und der dafür zu erstehenden Ware. Nun aber sehen wir, daß unsere Wahl falsch war und bereuen das. Wie töricht! Dadurch wird ja unsere Kraft gelähmt ein anderes Mal besser zu wählen. Wir haben zu dem Schaden auch noch ein unbehagliches Gefühl! Aber nicht nur die Wahl zwischen zwei Verbrechen oder zwei sittlichen Forderungen mit nachherigem r e i n e n Gewissen, auch die Wahl zwischen zwei beliebigen Idealen oder Gütern, und nachheriger Z u f r i e d e n h e i t erfordert eine starke Seele. Und diese erwerben wir nur durch Leiden. Aber nicht durch törichte Gewissenskrupel, Askese und Selbstanklagen, durch Selbstdemütigungen und Kasteiungen, sondern durch unentrinnbare Schicksalsschläge. Bleiben wir von ihnen verschont, dann um so besser. Treffen sie uns, dann machen sie uns milder, und das ist ein hoher menschlicher Gewinn. Gewiß gibt es auch Menschen, die durch Leiden verbittert und schlechter, boshaft und menschenfeindlich werden. Das sind Narren, denn sie nehmen sich selbst die einzige Möglichkeit ihren Seelenfrieden zurückzuerobern.

Wem das Leben eine große Leidenschaft schenkt, die sich durch Fehler des Partners in großen Haß verwandelte, ergreife je diese Gelegenheit sich durch Verzeihung zugleich mit dem Daimonion die Zufriedenheit zu erkaufen! Sie kommt nie wieder! Schicksalsschläge betrachte ich als eine Gnade, die es mir erlaubt, Charakterfehler zu bessern. Denn wir sollen doch durch sie erzogen werden! Sei es, daß es sich um ererbte, karmischeVerfehlungen handelt, sei es, daß wir in diesem Leben Böses taten.

Mir wurde vorgeworfen, daß ich als erster in der Weltliteratur den Schleier lüfte, der über dem Daimonion lagerte. Christus habe den Weg gezeigt, es durch Ver-

zeihung zu erwerben, ich zeigte die Folgen des Verzeihens und machte dadurch das Daimonion zu einer Ware. Deshalb betone ich mit Nachdruck: nur wer aus völlig uneigennützigen Motiven verzeiht, wer sich opfert ohne an jedes Aequivalent zu denken, hat Aussicht das Daimonion als Lohn für seine selbstverleugnende und edle Handlungsweise zu empfangen. Es ist kein Spekulationsobjekt, keine Ware! Darum haben die Tadler in diesem Punkt recht, wenn sie meinen, ich erschwerte es durch meine Aufklärung das Daimonion zu erwerben. Andrerseits ist es gerade in unsern Zeiten des krassen Materialismus von höchstem Werte darauf hinzuweisen, daß es eine Gerechtigkeit gibt, wo wir sie am wenigsten vermuten.

Wer jung stirbt, dem sind die Kämpfe und Sorgen und Leiden des Lebens erspart. Wer alt wird, hat manche Stunde des Glücks, manche des Unglücks. Das hebt sich auf. Wer unmoralisch handelt, mag Erfolge erzielen, aber sein Gewissen wird ihn strafen, oft auch der weltliche Arm, die Meinung seiner Umgebung. Wer sittlich handelt, hat ein reines Gewissen, keine Furcht, heitere Gemütsverfassung, mag er auch manchen Erfolg missen müssen. Wer eine stürmische, ausgelassene, leichtfertige Jugend genoß, wird in der Regel im Alter geplagt werden. Das sind alles Äquivalente. Man hat die Wahl, mehrmals im Leben, und, um diese gut ausführen zu können, muß man klug und willensstark sein.

Die höchste biologische Energieform ist die Liebe, das höchste Gut neben der Seele des Individuums die Wohlfahrt der Menschheit. Ihr muß sich alles unterordnen. Darum werden wir am glücklichsten sein, wenn wir möglichst viel Liebe austeilen, weil wir dann auch viel ernten. Wenn wir möglichst viel Gutes tun, weil wir dann auch größere Aussichten haben, daß uns Gutes erwiesen wird. Aber selbst wenn der äußere Lohn fehlt, des inneren sind wir sicher. Wir wollen doch glücklich

werden und glücklich kann nur sein, wer sich liebt und die Freude. Nur der wird auch andere lieben und anderen Freude bereiten. Er wird nichts tun, was sein Gewissen ihm verbietet. Denn wenn es auch überaus töricht ist, sich durch kleinliche Skrupel von großen Zielen abhalten zu lassen, da die letzte Legitimation für unsere Taten der Erfolg ist, der Lohn für die Kraft unseres Körpers, Geistes und Willens, so ist andererseits doch das Gewissen unausrottbar. Er wird auch nichts tun, weswegen er sich zu schämen brauchte. Er wird Feindschaften und Haß vermeiden, aber Freundschaft und Liebe suchen und finden, als Siegespreis für Kämpfe. Denn: do ut des, wie du mir, so ich dir, ich liebe mich, darum liebe ich meinen Nächsten. Das ist die höchste Moral, diejenige, die uns am glücklichsten macht.

Dritter Teil

Geschichtsphilosophie



Neuntes Kapitel

Die Anlagen

Literatur

(die hier angeführte Literatur ist für den ganzen dritten Teil einschlägig):

Bastian, Adolf, Die Kulturländer des alten Amerika. 3 Bände Leipzig 1878/89.

Derselbe, Der Völkergedanke im Aufbau einer Wissenschaft von Menschen. 1881.

Bölsche, Wilhelm, Der Mensch der Vorzeit. Stuttgart 1909.

Breysig, Kurt, Der Stufenbau und die Gesetze der Weltgeschichte. Berlin 1905.

Derselbe, Kulturgeschichte der Neuzeit. Aufgaben und Maßstäbe einer allgemeinen Geschichtsschreibung. Berlin 1900.

Buckle, Henry Thomas, Geschichte der Zivilisation in England. Übers. von Arnold Ruge. 7. Aufl. Leipzig 1901.

Burkhardt, Jakob, Die Kultur der Renaissance in Italien. 7. Aufl. Leipzig 1899.

Caspari, Otto, Die Urgeschichte der Menschheit. 2 Bände. Leipzig 1873.

Chamberlain, Houston Stewart, Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts. 2 Bände, 4. Aufl. München 1903.

Friedländer, Ludwig, Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms. 3 Bände, 6. Aufl. Leipzig 1888/90.

Geschichtsparallelen, merkwürdige (anonym). Hameln und Leipzig 1911. Verlag Th. Fuendeling.

Goldfriedrich, J., Die historische Ideenlehre in Deutschland. Berlin 1902.

G o t h e i n , Eberhard, Ignatius von Loyola. Halle 1895.

G r o ß e , Ernst, Die Formen der Familie und die Formen der Wirtschaft. Freiburg i. Br. und Leipzig 1896.

G r u p p , Georg, Kultur der alten Kelten und Germanen. München 1905.

G u m p l o w i c z , Ludwig, Grundriß der Soziologie. 2. Aufl. Wien 1905.

D e r s e l b e , Geschichte der Staatstheorien. Innsbruck 1905.

H a r t m a n n , Ludo Moritz, Über historische Entwicklung. Gotha 1905.

H e h n, Victor, Kulturpflanzen und Haustiere. 5. Aufl. Berlin 1887.

H e l m o l t , Hans F., Der Begriff Weltgeschichte. In Helmolts Weltgeschichte. I. Band. Leipzig und Wien 1904.

H o e r n e s , Moritz, Die Urgeschichte des Menschen. Wien, Pest, Leipzig 1892.

D e r s e l b e , Der diluviale Mensch in Europa. Braunschweig 1903.

D e r s e l b e , Urgeschichte der Menschheit. Leipzig 1905.

D e r s e l b e , Kultur der Urzeit. 3 Bände. Leipzig 1912.

J o l y , N., Der Mensch vor der Zeit der Metalle. Übers. Leipzig 1880.

K a p p , Ernst, Grundlinien einer Philosophie der Technik. Braunschweig 1877.

K l e m m , Otto, G. B. Vico als Geschichtsphilosoph. Leipzig 1906.

K o h l e r , Joseph, Grundbegriffe einer Entwicklungsgeschichte der Menschheit. Helmolts Weltgeschichte. I. Band.

L a m p r e c h t , Karl, Moderne Geschichtswissenschaft. Freiburg i. B. 1905.

L i n d n e r , Theodor, Geschichtsphilosophie. Einleitung zu einer Weltgeschichte seit der Völkerwanderung. Stuttgart 1901. 2. Aufl. 1904.

M a c h i a v e l l i , Niccolo, Vom Staate oder Betrachtungen über die ersten zehn Bücher des Tit. Livius. Übers. von Joh. Ziegler. Karlsruhe 1832.

D e r s e l b e , „Der Fürst".

M e w e s , Rudolf, Kriegs- und Geistesperioden im Völkerleben. 3. Aufl. 1922.

M e n k e - G l ü c k e r t , Goethe als Geschichtsphilosoph. Leipzig 1907.

Michelis, Heinrich, Unsere ältesten Vorfahren, ihre Abstammung und Kultur. Leipzig und Berlin 1910.

Noiré, Ludwig, Das Werkzeug und seine Bedeutung für die Entwicklungsgeschichte der Menschheit. Mainz 1880.

Ranke, Johannes, Der Mensch. 2 Bände. Leipzig und Wien 1890.

Ratzel, Friedrich, Politische Geographie. 2. Aufl. München und Wien 1903.

Derselbe, Die Menschheit als Lebenserscheinung der Erde. Helmolts Weltgeschichte. I. Band.

Derselbe, Völkerkunde. 3 Bde. Leipzig 1885 ff.

Ratzenhofer, Gustav, Soziologie. Positive Lehre von den menschlichen Wechselbeziehungen. Leipzig 1907.

Ritter, L., G. d. Mably, Diplomatische Verhandlungen. Berlin 1918.

Sasse, Ernst, Das Zahlengesetz in der Weltgeschichte. I. Teil. Berlin 1889.

Schallmeyer, W., Vererbung und Auslese im Lebenslauf der Völker. Jena 1903.

Schemann, Ludwig, Gobineaus Rassenwerk. Stuttgart 1910.

Schurtz, Heinrich, Urgeschichte der Kultur. Leipzig und Wien. 1900.

Derselbe, Altersklassen und Männerbünde. Berlin 1902.

Derselbe, Völkerkunde. Leipzig und Wien 1903.

Spengler, Oswald, Untergang des Abendlandes. München 1920 u. 1922.

Steinen, Karl von den, Unter den Naturvölkern Zentralbrasiliens. Berlin 1894.

Stromer-Reichenbach, Friedrich Frhr. von, Deutsche, Verzaget nicht! 1915.

Derselbe, Was wird? 1919.

Derselbe, Was ist Weltgeschichte? 1919. Lhotzky, Ludwigshafen.

Unold, Joh., Politik im Lichte der Entwicklungslehre. München 1912.

Villar, Pasqui ale N. Machiavelli und seine Zeit. 3. Bd. Rudolstadt 1882.

Wendt, Die Technik als Kulturmacht in sozialer und in geistiger Beziehung. Berlin 1906.

Westermarck, Eduard, Geschichte der menschlichen Ehe. Übers. Jena 1893.

Weule, K., Kulturelemente der Menschheit. Stuttgart 1911.

Wichtl, Fr., Weltfreimaurerei, Weltrevolution, Weltrepublik. München 1921.

Wirth, Albrecht, Weltenwende. 1922. Lhotzky.

Woermann, K., Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker. I. Band. Leipzig und Wien 1900. 2. Aufl. 1915 ff.

Woltmann, Ludwig, Politische Anthropologie. Eine Untersuchung über den Einfluß der Deszendenztheorie auf die Lehre von der politischen Entwicklung der Völker. Eisenach und Leipzig 1903.

Derselbe, Die Germanen und die Renaissance in Italien. Leipzig 1905.

Derselbe, Die Germanen in Frankreich. Jena 1907.

Die vorliegende Geschichtsphilosophie war als esoterische Einleitung in meine exoterische, populäre Kulturgeschichte, die ich aber wohl nicht mehr schreiben werde, gedacht. Sie setzt gewisse historische Kenntnisse voraus und kann deshalb auf historische Tatsachen als Belege im wesentlichen verzichten. Es muß uns genügen in großen Strichen unsere geschichtsphilosophischen Anschauungen zu skizzieren. Da wir im wesentlichen auf historisch gebildete Kreise als Leser rechnen, so genügt die Anführung der gesamten für diesen Abschnitt verwerteten Literatur, ohne im einzelnen die Belegstellen anzugeben.

Die Geschichtsphilosophie beruht auf Erfahrungstatsachen, auf den ungezählten Experimenten, die die Vergangenheit an Nationen und Staaten vornahm. Sie hat Spekulationen und Konstruktionen nach Tunlichkeit zu vermeiden. Denn die Menschheitsgeschichte ist nichts anderes als ein Teil der Naturwissenschaften, der Entwicklungsgeschichte der höchsten Organismen. Sie hat sich vor allem davor zu hüten, den Stand unserer gegenwärtigen Kenntnisse zu überschätzen und ihren Resultaten Ewigkeitswert zuzuerkennen. Andrerseits hat sie Regeln, Gesetzmäßigkeiten und Gesetze genau so zu studieren, wie es die Aufgabe der Naturforschung ist und darf unter Voraussetzung von Ursache und Wirkung und deren Äquivalenz die gewonnenen Resultate auf die Zukunft anwenden. Da wir die letzten Gesetze der Natur noch nicht kennen, sondern nur aus der Erfahrung gewonnene und durch das Experiment — das aber etwa in der Biologie nur eine beschränkte Anwendungsmöglichkeit, in der Astronomie gar keine besitzt — bestätigte Teilgesetze, so kann es sich auch in der Geschichte nur um Wahrheiten von größerer oder geringerer Zuverlässigkeit handeln. Da ferner die Anfänge

der Menschheit noch im Dunkeln liegen, sind auch der genetischen Betrachtung mancher Erscheinungen Schranken gezogen. Möge es der Zukunft gelingen, sie zu durchbrechen.

Betrachten wir zunächst genetisch die Urgeschichte der Menschheit!

Bekanntlich teilt die Geologie die ungeheuren Zeiträume, die vergingen, seit unser Planet „Erde“ ein Sonderdasein führt, entwicklungsgeschichtlich in vier Perioden ein. Die erdgeschichtliche Urzeit mit Glimmerschiefer, Granit, Syenit usw. als Gesteinscharakter weist keinerlei Versteinerungen auf. Wenn es damals bereits auf dem erkaltenden Erdball organisches Leben gab, was keineswegs feststeht, so kann es sich zweifellos nur um primitive Ansätze, etwa einzellige Wesen, die weder dem Tier-, noch dem Pflanzenreich, oder auch beiden, zugeteilt werden können, gehandelt haben.

Nach Jahrmillionen folgte der archaischen Periode das geologische Altertum, die paläozoische (Kambrium, Silur und Devon, Steinkohlenformation und Dyas), gekennzeichnet durch Steinkohlenflöze und mächtige Kalkablagerungen. Scheinbar plötzlich treten nunmehr sehr zahlreiche Versteinerungen auf, die Reste einer Flora von außerordentlicher Üppigkeit, Korallen, Panzerfische, gegen das Ende der Periode auch luftatmende Amphibien und Insekten.

Und wiederum mußten Jahrmillionen vergehen, bis sich das erdgeschichtliche Mittelalter mit seiner reichen (mesozoischen, Jura und Kreide) Tierwelt entwickelt hatte. Den Weg können unsere Geologen deutlich verfolgen, wenn sie auch weder etwas Näheres über die ungeheuren Zeiten, die jede dieser Erdepochen währte, auszusagen vermögen, noch etwas über die Entstehungsweise der Tier- und Pflanzenwelt. Wir sind hier lediglich auf Hypothesen angewiesen, sowohl hinsichtlich des ersten Auftretens des Lebens überhaupt, als auch über die fortschreitende Differenzierung der Formen. Uns genügt die Feststellung, daß in der dritten Erd-

epoche die Tier- und Pflanzenwelt der vorangegangenen paläozoischen sich reich entfaltet. Neu treten die Reptilien auf, die gewaltigen Saurier, deren Reste sich in der Kreide des Jura bis auf unsere Tage erhielten, wälzten ihre ungeschlachten Leiber über den Planeten. Allmählich geht die Tierwelt vom Wasser zum Landleben über. Im Urvogel Archäopteros, der deutlich die Abstammung der Vögel von den Reptilien lehrt, sendet die Erde das erste Wesen in die Lüfte. Erst gegen das Ende dieser außer durch Kreideformationen auch durch Kalkgesteine, Sandstein und Tone ausgezeichneten Periode treten die ersten Säugetiere auf.

Diesen drei Erdperioden, die wohl auf hundertmillionen Jahre oder mehr berechnet werden müssen, folgte die vierte, die geologische Neuzeit (Tertiär, Diluvium und Alluvium), gleichfalls ausgezeichnet durch eine starke Entwicklung der Tierformen auf fast allen Gebieten. In der ältesten Hauptepoche dieser Erdperiode, dem Tertiär, sind bereits die Säugetiere, einschließlich den Anthropoiden, zur Herrschaft gelangt. In dieser Zeit der mächtigen Braunkohlenflöze, Basalte und Phonolite, wird bekanntlich auch der Urmensch gesucht. Gefunden wurde er noch nicht. Das kann ja sicherlich auch daher rühren, daß die Menschwerdung, d. h. die wohl zweifellos sprunghafte (de Vries) Höherentwicklung sich in Gebieten vollzog, die heute von Meeren bedeckt sind. Bekanntlich war in früheren Perioden und Epochen die Verteilung von Wasser und Land ganz anders als heute. Die höchsten Gebirge der Erde waren zeitweise vom Meere bedeckt, während heutige tiefe Meere als Kontinente in die Luft ragten. So bildete etwa im obersten Jura Afrika und Südamerika einen einzigen Kontinent. Sicher ist, daß Anthropoiden und Mensch relativ sehr spät erst auf der Erde erscheinen.

Affenähnliche Vorfahren, jedoch keine der jetzt lebenden oder bekannten ausgestorbenen Affenarten, müssen wir uns wohl als Ahnen denken und die

Wandlung im Tertiär vermuten. Der Vorgang selbst ist aber noch in völliges Dunkel gehüllt. Weder wissen wir, ob sich die Menschwerdung nur an einer einzigen Stelle der Erde vollzog, so daß sich gleichsam von einem Paare aus (Mythe von Adam und Eva), die Geschlechter über die Erde verbreiteten, noch auch ob die tiefen Rassenunterschiede auf eine Menschwerdung an verschiedenen Erdstellen schließen lassen.

Die Arten unterscheiden sich von den Rassen dadurch, daß die Kreuzungsprodukte der letzteren fortpflanzungsfähig sind, Kreuzungen zwischen zwei Arten aber — etwa zwischen Pferd und Esel — nicht. Da alle Kreuzungsprodukte der verschiedensten Menschen, etwa zwischen Europäern und Negern oder Indianern fortpflanzungsfähig bleiben, so handelt es sich bei den Unterschieden innerhalb der Menschheit zweifellos nur um Rassen.

Andererseits wissen wir weder, ob das dunkle Pigment der Neger sich beim blonden Nordländer verlor, noch ob aus der hellen Haut durch Anpassung die dunkle wurde. Wahrscheinlicher ist erstere Annahme, da vor allem der Verlust des tierischen Haarkleides auf eine Menschwerdung in warmen Klimaten schließen läßt.

Die heutigen Menschenaffen (Gorilla, Schimpanse und Orang-Utan) sind von allen lebenden Tieren dem Menschen am ähnlichsten. Deshalb kann man als sicher annehmen, daß wir mit ihnen einen Teil der Ahnenreihe gemeinsam haben. Denn über die Entwicklung des Menschen aus einer tierischen Vergangenheit lassen die Ergebnisse der vergleichenden Anatomie, Embryologie und neuerdings der Blutforschung keinen Zweifel bestehen, nur daß uns das von Darwin geforderte Bindeglied zwischen Mensch und Tier nicht bekannt ist, und auch die fossilen Funde uns diesem Wesen nicht näher gebracht haben.

Denn die ältesten Funde menschlicher Überreste sind zwar tierähnlicher als irgendeine der lebenden

Menschenrassen, trotzdem aber als echte Menschen charakterisiert. Das Zwischenglied zwischen ihnen und dem Tierreich fehlt also.

Die älteste uns bekannte Menschenrasse gehört dem Diluvium an, jener Erdepoche, die auf das bedeutend wärmere Tertiär folgte und durch verschiedene Vergletscherungen mit dazwischen liegenden wärmeren, ein Schmelzen des gewaltigen Europa bedeckenden Inlandeises verursachenden „Zwischeneiszeiten" gekennzeichnet ist.

Bevor wir auf den Diluvialmenschen einen Blick werfen, sei es gestattet hypothetisch und mit allem Vorbehalt anzudeuten, wie sich wohl die Menschwerdung vollzogen haben mag. Daß wir aus dem Verschwinden des Haarkleides auf einen südlichen Schauplatz hingewiesen werden, sagten wir bereits. Doch war nicht der Verlust des Haarkleides entscheidend für die Menschwerdung, sondern die Annahme des aufrechten Ganges, der selbst den höchststehenden Menschenaffen nur auf kurze Strecken gelingt. Nun erst, durch die Spezialisierung seiner Gliedmaßen, indem die hinteren Extremitäten die Arbeit der Fortbewegung allein übernahmen, wurden die vorderen für andere Verrichtungen frei. Die Brust, befreit von der Körperlast, konnte das Sprechorgan ausbilden, der Kopf aber sich zum Denkorgan entwickeln. Sprechen und Denken förderten sich gegenseitig. Das Denken führte zum Gebrauch des Werkzeuges, dieses aber regte immer wieder das Denken an. Die Triebfeder war natürlich das Bedürfnis, die Notwendigkeit der Ernährung und des Schutzes gegen die vielen durch Kraft und Schnelligkeit überlegenen Feinde aus der Tierwelt.

Wo sich auch die Menschwerdung vollzogen haben mag, ob auf einem im Stillen Ozean gelegenen, nunmehr versunkenen Erdteile, ob am Nordpol, der vor Urzeiten warmes Klima hatte: auf alle Fälle waren große Wanderungen nötig, um die Menschheit über den Erd-

ball zu verbreiten. Auf ihnen kam sie nicht nur teilweise in ungünstigere Lebensverhältnisse hinsichtlich der Nahrungsgewinnung, sie kam auch sicher mit gefährlichen Tieren in Berührung, deren Angriffen sie sich nur durch starke Ausbildung des Gehirnes, ihrer gefährlichsten Waffe, entziehen konnte. Diese ermöglichte es, die Technik zu pflegen, d. h. sich bewußt an die veränderten Lebensbedingungen anzupassen, fehlende oder unvollkommene Organe durch künstliche, d. h. durch Werkzeuge zu ersetzen oder doch zu ergänzen. Mit Ernst Kapp sehen wir in Werkzeug und Waffe eine Hinausverlegung aus dem Körperbereich selbst nach außen, eine „Organprojektion".

Nur durch den Zwang widrige Umstände zu überwinden, kam der Mensch auf den Weg der Kultur. Kultur aber nennen wir einen künstlich geschaffenen Zuwachs zur Natur, der jedoch nicht im tatsächlichen — nur im begrifflichen — Gegensatz zu ihr steht, sondern über sie hinausgeht und sie, durch Ablauschung ihrer Gesetze, sich dienstbar zu machen versteht. So wird der Kampf Vater aller Dinge (Heraklit).

Nichts wäre irriger, als die Annahme, daß die Tierwelt völlig kulturlos sei. Auch der Affe greift gelegentlich zum Ast oder Stein, also zum Werkzeug, doch während dieser es nach dem Gebrauch achtlos fallen läßt, eignet der Mensch sich dank seiner höheren Intelligenz das beim Graben, Bohren, Schaben, Reiben, Schlagen oder Stechen erprobte Objekt zu dauerndem Privatbesitz an. Jetzt erst lohnt es die Mühe der Vervollkommnung.

Auch Affen, Vögel, wie wohl überhaupt die meisten Tiere wissen sich durch eine ganze Anzahl artikulierter Laute mit besonderer Bedeutung untereinander zu verständigen. Auch den Tieren fehlt keineswegs die Moral: nicht nur Handlungen selbstverleugnender Mutterliebe finden wir im höheren Tierreich, auch gemeinsame Abwehr des Feindes, gemeinsames Nachgehen nach dem

Lebensunterhalt, Freundschaften, Treue und Eigentumssinn — man denke etwa an die Hunde —, sind solche ethische Züge neben manchen anderen. Bekannt sind die Erscheinungen der Symbiose.

Wer erkennt nicht in den kunstvollen Nestbauten der Vögel Analogien zu Zelt und Hütte der sogenannten Wilden? Wer zollt nicht den mühsamen und sinnreichen Dammbauten der Biber Bewunderung? Reicher noch an Kulturelementen ist die Insektenwelt, die der Bienen und Ameisen. Die kunstvolle Wabe des Bienenstocks scheint das Werk eines Mathematikers. Die Arbeitsteilung in den Bienen- wie in den Ameisenstaaten ist geradezu vollkommen. Kann man zweckmäßiger handeln, als die Ameisen bei der Blattlauszucht, bei Aussaat und Ernte von Sämereien? Bei der Pilzzucht?

Welche Intelligenz, welcher Sinn für Ordnung und soziale Gliederung ist allein zum Zusammenleben so großer Tiermassen im gleichen Bau erforderlich! Dazu kommen gemeinsame Kriegszüge, Bauten oder andere Unternehmungen.

Doch auch Schönheitssinn fehlt den Tieren keineswegs. Das läßt sich nicht nur aus dem prächtigen Gefieder vieler Vogelarten schließen, aus ihrem Gesang, ihren Flugkünsten etwa zur Belustigung des brütenden Weibchens, es lehren noch eindringlicher die „Tanzsäle" der australischen Laubenvögel.

Der kurze Streifzug kann kaum einen Zweifel darüber bestehen lassen, daß der Mensch schon in den ersten Übergangsstadien aus der Tierwelt über gewisse Elemente einer primitiven Kultur verfügte.

Doch fast alles, was wir hier sagen, beruht auf Hypothesen. Sicher ist nur soviel, daß ausgedehnte Wanderungen unsere ältesten Ahnen über den Erdball verbreiteten, Wanderungen, deren Dauer Jahrhunderttausende gewährt haben mag. In ihnen breiteten sie sich aus dem Ursitz der gesamten Menschheit, d. h. dem Lande oder Erdteil, in dem sich die Menschwerdung vollzog, über

die einzelnen Erdteile aus. Hier erst bildeten sich die einzelnen Rassen, Neger, Indianer, Mongolen usw. so weit aus, daß wir sie körperlich — und sicher auch geistig —, als besondere Glieder der Menschheit anerkennen müssen. Dies sind die Stammsitze. Bisweilen fallen Stammsitz und heutiges Wohnland auf ein und dasselbe Gebiet zusammen.

Je günstiger diese Stammsitze waren, desto zurückgebliebener in der Kultur blieben naturgemäß die sie bewohnenden Menschenrassen. Denn niemand plagt sich mehr, als er muß, und das nationalökonomische Prinzip mit einem Mindestmaß an Mitteln ein Maximum an Erfolg zu erzielen, bestand zu allen Zeiten, wenn auch die Annäherung an dieses Ideal desto größer sein wird, je klarer die tauglichen Mittel zu seiner Verwirklichung erkannt sind. Der Unterschied des sittlichen Menschen vom unsittlichen besteht eben darin, daß man sich nicht nur selbst nach Tunlichkeit schont, sondern auch gegen andere mit einem Mindestmaß an Mitteln operiert.

So wären die Bewohner der warmen Länder, die den Unterhalt als Lohn für ganz geringe Mühe spenden, sicherlich auf der Stufe der einfachsten Anpassungsform stehen geblieben, wenn es möglich gewesen wäre. Je vollkommenere Werkzeuge ihnen die Natur ihres Wohnortes bot, desto geringer war der Anreiz durch Intelligenz und Arbeit solche aus Rohmaterial erst zu schaffen. Das wäre aber gleichbedeutend mit einem Verharren auf niederster Kulturstufe gewesen. Dieser Stillstand war nicht möglich. Ihn verhinderte der äußere Zwang, den die Natur in verschiedenartiger und veränderlicher Weise auf den Menschen ausübte, nicht minder, als die bildungsfähige Beschaffenheit seines Gehirns, mittels dessen er bald dem äußeren Druck gehorchen, bald sich ihm widersetzen konnte. Und zwar ist für die Kulturen der Urzeit der Naturzwang von größerer Bedeutung, als für die späteren, da ihnen der

Stand der geistigen Ausbildung ausschlaggebender wird. Immer jedoch herrschte das Streben mit einem Mindestmaß von Arbeit ein Maximum von Genuß zu erzielen, d. h. den Nutzungskoeffizienten der Arbeit, den Lebensgenuß zu erhöhen.

Wenn sich die Menschwerdung auch wohl kaum in Europa vollzogen haben wird, so besitzen wir doch die ältesten, zwar lückenhaften, aber doch sicheren Kenntnisse menschlicher Kultur aus dem Diluvium Europas. Die altertümlichsten Kulturen der Erde sind in jüngeren Zeiten demnach die, welche diesen eiszeitlichen und zwischeneiszeitlichen Kulturen am nächsten kommen oder, wie es vielfach der Fall ist, mit ihnen in den Hauptformen ganz übereinstimmen. Diese ältesten Kulturen nennt man paläolithische oder solche der älteren Steinzeit, nach dem vorwiegend zur Anfertigung der Werkzeuge verwandten Material.

Die ungeheuren Zeiträume, die uns von den ältesten Trägern der steinzeitlichen, diluvialen Kulturen trennen, haben selbstverständlich nur das von ihren Werkzeugen übrig gelassen, was durch außerordentliche Festigkeit den Unbilden der Zeit trotzen konnte. Nichts wäre daher irriger, als die Annahme, die primitiven Menschen hätten sich ausschließlich des Steines als Material für ihre Werkzeuge bedient. Daß man schon damals eine Wurzelknolle zum Zuschlagen benutzte, ein knieförmiges Aststück als Hacke, einen Dorn als Nadel oder Pfriem, ist selbstverständlich. Das lehrt die Analogie mit heute noch lebenden Naturvölkern, wenn wir überhaupt einer erfahrungsmäßigen Bestätigung dieser vernunftmäßigen Forderung bedürften.

Eine „ältere Steinzeit" gab es auf dem ganzen Erdball, soweit er überhaupt von Menschen besiedelt wurde. Diese Kulturstufe, die selbstverständlich von den primitivsten Anfängen zu höherer Vervollkommnung steigend, außerordentlich zahlreiche Zwischenglieder aufweist, ist

die breite Basis jener Pyramide der Menschheit, die dereinst im Griechentum, im augustäischen Rom, im Arabertum von Bagdad und Cordova, in der indischen Kultur eines Açoka und in der europäischen Weltkultur der Gegenwart — um einige der Hauptkulminationen herauszugreifen — gipfeln sollte. Vorläufig! Denn wir sind doch noch Wanderer, die dem Ziele einer immer höheren Vervollkommnung zustreben.

Bevor wir die Kultur der Steinzeiten beleuchten, sei ein kurzer Blick auf ihre Träger geworfen.

Die Wanderungen der ältesten Urzeit, deren Beginn vielleicht Jahrmillionen zurückliegt, hatten im ältesten Diluvium zweifellos schon einen sehr großen Teil der Erde zum Besiedelungsgebiet des Menschen gemacht. In Amerika war er Zeitgenosse des riesigen Mastodons, in Asien beweisen zahlreiche Spuren sein diluviales Vorkommen. Genauer unterrichtet sind wir jedoch, wie erwähnt, nur in Europa über sein ältestes Auftreten, und zwar am besten in Frankreich, von dessen Bodenfläche, auch während der Eiszeiten, nur ein minimaler Prozentsatz vom Inlandeis bedeckt wurde.

Schon zur Eiszeit gab es mehrere Menschenrassen in Europa, deren älteste, dem mittleren Diluvium angehörige, nach dem Fundorte von Knochenresten, dem Neandertal bei Düsseldorf, N e a n d e r t a l m e n s c h (homo primigenius) genannt wird. Er ist auch noch in Spy, Krapina, La Naulette, Schipka, Gibraltar und anderwärts nachweisbar, hatte also eine sehr große Verbreitung, und war Zeitgenosse des Elephas antiquus, dieses Charaktertieres der ältesten Steinzeit. Ein gut erhaltenes, 1908 in Le Moustier in der Dordogne, diesem diluvialen Pompei, gefundenes Skelett, sowie ein Unterkiefer, der 1907 tief unter der Erde, in Mauer bei Heidelberg entdeckt wurde, lassen uns das Äußere dieser unserer ältesten bekannten Vorfahren gut rekonstruieren: es unterscheidet sich nicht unwesentlich vom Menschen der Gegenwart (homo sapiens). Der Schädel ist niedrig,

die Stirn fliehend, d. h. der Gesichtswinkel spitz, was auf eine verhältnismäßig schwache Entwicklung des Stirnhirnes schließen läßt, die Augenbrauenbogen sind durch starke Wulste schirmartig überragt, so daß sie den heutigen Anthropoiden ähneln, das Hinterhauptbein ist schwächer aufgerichtet und die Kinnbildung mangelhaft. So hat besonders der Unterkiefer von Mauer zwar zweifellos echte Menschenzähne in bewundernswert guter Erhaltung, jedoch eine durchaus tierähnliche, kinnlose Form. Soviel ist aber sicher: es handelt sich um echte Menschen.

Wann dieser Neandertalmensch zuerst auftritt, läßt sich nur annähernd berechnen. Die einen nehmen an vor vier Jahrhunderttausenden, die andern vor etwa 250 000 Jahren. Daß eine mehr als approximative Schätzung unmöglich ist, liegt auf der Hand.

Neben dieser Neandertalrasse existierte in der Eiszeit noch eine andere, feinere und auch kulturell höherstehende, die nach ihrem Fundorte in Südfrankreich Aurignac-Rasse (homo aurignacensis Hauseri) genannt wird. Wenn auch noch nicht ohne einige affenähnliche Züge, ist dieser Mensch dem plumperen Neandertaler gegenüber wesentlich fortgeschrittener und jünger. Sein Alter wird auf etwa 180 000 Jahre berechnet. Das Herkunftsland ist wahrscheinlich Südasien. Von Osten nach Europa eindringend, fanden die Aurignacmenschen bereits die Neandertaler vor, bekämpften sie oder lebten geraume Zeit neben ihnen, um sich endlich mit ihnen zu vermischen.

Das Resultat dieser Mischung liegt in der jüngeren, ebenfalls im südfranzösischen Vezèrestal, sowie bei Mentone und anderwärts gefundenen Rasse von Cro-Magnon (homo priscus) vor, die dem jüngsten Diluvium angehört. Diese Renntierjäger standen dem modernen Menschen bereits sehr nahe.

Diese drei Rassen haben wir uns also als Träger der Diluvialkultur in Europa, Asien und wohl auch

Afrika vorzustellen. Sie treten, um das nochmals zu betonen, im mittleren Diluvium bereits mit ganz ausgeprägten Rassencharakteren auf, was ungeheure Zeiträume zu deren Stabilisierung zur Voraussetzung hat. Die Stufen des älteren Diluviums und des jüngeren Tertiärs, in denen sich diese Entwicklung vollzogen haben wird, sind für Anthropologie und Kulturgeschichte noch völlig unbeschriebene Blätter.

Wenn wir auch darauf verzichten müssen die diluvialen Kulturperioden genauer zu beleuchten, so ist doch mitteilenswert, daß sie (von Mortillet) in vier Hauptstufen eingeteilt werden, deren Benennung von den wichtigsten französischen Fundstellen stammt. Diese sind das Chelléen, das Moustérien, das Solutréen und das Magdalénien.

Gemeinsam ist allen diesen Kulturstufen, die zusammen einen Zeitraum von mindestens zwei vielleicht auch vier Jahrhunderttausenden umfassen, folgendes: Die Geräte werden, wenn wir von Knochen, Horn, Rinde, Holz und anderem organischem Material absehen, aus Steinen hergestellt, und zwar durch Schlag und Druck. Polieren und schleifen konnte der Diluvialmensch seine Steinwerkzeuge noch nicht. Ferner hatte er noch keine Kenntnis von der Töpferei und Weberei, wohl aber ist er schon im Besitze des Feuers. Ohne Kenntnis des Ackerbaues lebte er von Jagd und Fischerei und dem Einsammeln wildwachsender Früchte. Er kleidete sich, wofern die Kälte ihn überhaupt dazu zwang, in Tierhäute, die mit Tiersehnen zusammengenäht wurden. Daß er seinen Körper schmückte, ist sicher, und zwar verwandte er dazu Muscheln und durchbohrte Raubtierzähne, die an Schnüre gereiht, um den Hals gehängt wurden. Wie man aus Farberden als Grabbeigaben mit Sicherheit schließen kann, bemalte er sich, vielleicht tätowierte er auch seine Haut. Sicher ist, daß das Schmuckbedürfnis dem nach Kleidung voranging, sicher auch, daß den Urmenschen eine dicke Schmutzkruste bedeckte.

Das Streben sich durch äußere Zutaten schöner zu machen, sich aus der Masse der Gleichartigen hervorzuheben, nicht aber Rücksichten der Schamhaftigkeit — wird doch heute noch bei manchen Naturvölkern gerade auf die Genitalien das Augenmerk durch leuchtende Farben usw. gezogen — oder des Witterungsschutzes, führten zur Erfindung des Schmuckes, dann erst, bei zunehmender Kälte oder Wanderung in kältere Länder, zu dem der Kleidung. Das Schmuckbedürfnis unterscheidet den Menschen vom Tier. Hier finden Schönheitssinn und Luxusbedürfnis, aber auch Eitelkeit, d. h. Verlangen nach Bewunderung von Nichtigkeiten, die man selbst aber für wertvoll hält, zuerst Gelegenheit zur Befriedigung. Schmuck ist Auszeichnung und Reichtum zugleich. Nahezu untrennbar mit der Kleidung verbunden und unmerklich in diese übergehend und letzterer mit zunehmender Rauheit des Klimas mehr und mehr das Feld räumend, verleugnet er niemals seine Herkunft: im wesentlichen die Aufmerksamkeit des anderen Geschlechtes zu erregen, also seine erotische Basis.

Die sehr starken Klimaschwankungen während des Diluviums übten naturgemäß nicht nur durch den Zwang des Kälteschutzes auf Kleidung und Wohnung den stärksten Einfluß aus, sie waren für die ganze Lebensweise entscheidend. Denn vom Klima hängt naturgemäß der Pflanzenwuchs ab, von diesem die Fauna.

Das Diluvium läßt in Europa mit Sicherheit drei (nach anderen vier, die Günz-, Mindel-, Riß- und Würmeiszeit) Kälteperioden unterscheiden, die mit einem ungeheuren Wachstum der Gletscher Hand in Hand gingen. In den Zwischeneiszeiten ging die Vergletscherung fast bis zum heutigen Stande zurück. Die während der Vereisungen kaum von Tieren belebten Alpen wurden in den Zwischenzeiten von Flora und Fauna erobert, um sie immer wieder in den Kälteperioden zu verlieren. In ihnen bedeckten gewaltige Eisströme, oft viele hundert,

ja tausend Meter dick, die größere Hälfte des Kontinents nördlich der Alpen. Die zwischen den Vereisungen liegenden wärmeren Perioden (Zwischeneiszeiten) ließen die Eismassen zum großen Teile schmelzen und veränderten dadurch den ganzen Landschaftscharakter, Flora und Fauna.

Das Chelléen, das die ersten mit Sicherheit auf Bearbeitung durch Menschenhand zurückzuführenden Steinwerkzeuge aufweist, war eine warme Zeit, geologisch in der zweiten (nach anderer Berechnung erst in der dritten) Zwischeneiszeit gelegen. Um jeden Zweifel auszuschließen, betonen wir also nochmals: aus den ersten beiden Eiszeiten und der dazwischen liegenden Interglazialzeit besitzen wir keine Zeugnisse für das Vorkommen von Menschen, da die sogenannten „Eolithen", aus dem Oligozän Belgiens, auch durch Einwirkung von Wasser und natürliche Reibung ihre werkzeugähnlichen Formen erhalten haben können.

Die breiten, lanzettförmigen, ovalen oder dreieckigen Faustkeile der Chellesperiode, meist aus Feuersteinknollen durch Behauen hergestellt, finden sich sehr weit verbreitet: in Italien, Spanien, Nord- und Südafrika, Vorderasien, Sibirien und Amerika. Neben diesen mit der bloßen Hand geführten rohen Steinwerkzeugen verwandte der Neandertalmensch auch noch Splitter und Späne aus dem gleichen Material. Wie er mit diesen primitiven Waffen — zu denen wir uns natürlich noch Holzkeulen usw. zu denken haben —, den riesigen Elephas antiquus, das Charaktertier dieser Periode, und das Flußpferd (Rhinoceros Mercki) erlegen konnte, entzieht sich unserer Kenntnis. Die Kalktuffen von Taubach bei Weimar, die aus dieser Zeit stammen, zeigen uns den Menschen zusammen noch mit Höhlenlöwen und Höhlenhyänen, daneben mit Bär, Wildschwein, Auerochs usw. Also in der Pflanzen- und Tierwelt des warmen, feuchten Waldes. Das nordische Renntier fehlt noch.

Die langsam sinkende Temperatur führte zur vorletzten Eiszeit mit einer völligen Änderung der Tier- und Pflanzenwelt. Allmählich vollzog sich die Steppenbildung, der die Tundra folgte, die endlich der nordischen Moossteppe wich. Während wir den Anfang dieser Kälteperiode Acheuléen nennen, so deren Ende, die eigentliche Eiszeit, Le Moustier.

Die Werkzeuge werden in dieser Periode feiner und mannigfacher in der Form: leichte Handspitzen, grobe Schaber aus Feuerstein verdrängen den plumpen Faustkeil des Chelléen. Auch die Arbeit wird sorgfältiger. Man begnügt sich nicht mehr damit aus einem Feuersteinknollen einen Keil roh herauszuhauen, sondern spaltet kleinere Stücke ab und „retuschiert" die Ränder, indem man durch Druck kleine und kleinste Teilchen absprengt und dadurch eine zarte Facettierung erreicht. Diese neue Technik beherrscht alle Folgeperioden des Paläolithikums und reicht noch in die jüngere Steinzeit hinüber.

Das Mammut ist das Charaktertier dieser Periode, das jedoch bei zunehmender Vergletscherung vom Renntier völlig verdrängt wird. Die Fundstelle an der Schussenquelle bei Schussenried weist neben arktischen Tieren (Gold- und Eisfuchs, Singschwan) auch lappländische und grönländische Moose auf.

Die auf das Moustérien folgende Periode zunehmender Erwärmung mit starker Lösbildung führte vermutlich zur Nacheiszeit, d. h. zur geologischen Gegenwart, nach andern jedoch zu einer letzten kurzen Zwischeneiszeit. Anscheinend zieht sich das Renntier mehr und mehr nach Norden zurück, während seine Stelle zahlreiche Mammute und Wildpferde einnehmen. Letztere sind das wichtigste Jagdtier des Solutréen. In diese Zwischeneiszeit fällt der Beginn der jungpaläolithischen Kulturen, deren älteste wir Aurignacien, deren Zenith aber Solutréen nennen. Zugleich vollzieht sich jener all-

mähliche Rassewechsel: der Neandertaler verschwindet langsam.

Es treten neue Werkzeugtypen auf. Der mit der bloßen Hand geschwungene Faustkeil kommt nicht mehr vor. Neben Formen des Moustérien finden wir nun kappen- und kielförmige Schaber, Hohlschaber zum Runden und Glätten von Holz- und Knochenstäben, zierliche Messerchen mit stumpfem Rücken, feingespitzte Bohrer, Dolche und Lanzenspitzen, dazu knöcherne Nadeln, Pfriemen, Spateln, Wurfspeerspitzen usw. Das Solutréen bezeichnet die Blütezeit der Feuersteinbearbeitung im Paläolithikum. Besonders bemerkenswert ist der hohe Kunstsinn dieser Periode: schon in den älteren Schichten von Aurignac finden sich menschliche Rundfiguren aus Mammutelfenbein und Stein. Daneben haben sich zahlreiche und teilweise vortreffliche Wandmalereien erhalten, wozu später Basrelief- und Umrißzeichnungen auf Renngeweih traten.

Wenn es für uns auch ganz zwecklos ist, näher auf die verschiedenen Kulturperioden des Paläolithikums einzugehen, da wir ja nur kurz auf die Tatsache der menschlichen Höherentwicklung hinweisen wollen, zugleich in der Absicht den Blick für Unterschiede zu schärfen, die uns sehr nebensächlich dünken, während sie in Wahrheit ungeheure Fortschritte bedeuten, das Resultat vieltausendjähriger Kämpfe und Gedankenarbeit, scheint es doch erforderlich, das Magdalénien näher zu betrachten.

So nennt man die eigentliche (jüngere) Renntierzeit mit ihrem gegenüber der Mammutzeit (oder der älteren Renntierzeit, dem Aurignacien) kälteren Klima. Denn Renntiere waren zweifellos vom Aurignacien über das Solutréen bis ins Magdalénien zahlreich vorhanden und von großer wirtschaftlicher Bedeutung. Sie sind sozusagen das Leitfossil des jüngeren Paläolithikums.

Begnügen wir uns mit der Konstatierung, daß die Geräte mannigfacher und zahlreicher, die Feuerstein-

werkzeuge kleiner, ja geradezu winzig werden, was darauf schließen läßt, daß sie in knöcherne oder hölzerne Klingen eingesetzt, als Schneiden von Sägen, Speerspitzen usw. Verwendung fanden, kurz, daß alles auf eine vervollkommnete und reichere Lebensführung hinweist. Dagegen verdient die Kunsttätigkeit dieser Periode unser Augenmerk. Denn ob die Geräte etwas mannigfaltiger, die Technik etwas fortgeschrittener ist, mag uns wissenschaftlich interessieren, da es uns mehr und mehr erlaubt auch diese graue Vorzeit zu periodisieren, zum Herzen spricht das alles nicht. Wohl aber gilt dies von der Kunst.

Nichts vermag uns ein so klares Bild vom Leben dieser Jägervölker zu vermitteln, als sie. An ihr erkennen wir deutlich die kulturelle Entwicklung, während der Renntierzeit, Anfänge, Blüte und Verfall bis zum völligen Verschwinden aller Spuren. In den Schnitzereien und Malereien haben wir zweifellos die höchsten Leistungen des Diluviums zu erblicken, Leistungen, die unsere Bewunderung erzwingen.

Da Jäger die Bildwerke schufen, die Plastiken und Ritzzeichnungen, in Elfenbein und Knochen, die Malereien an den Höhlenwänden, den zeitweiligen Winterquartieren des Diluvialmenschen, so sind natürlich Jagdtiere die bevorzugten Darstellungsobjekte. Pflanzen treten ja überhaupt in jeder Kunst erst sehr spät auf, wenn sie nicht von höherstehenden Völkern übernommen, dann aber meistens mißverstanden und ornamental vereinfacht oder verschnörkelt werden. So sind auch in der Diluvialkunst die Pflanzenabbildungen sehr selten und mangelhaft. Man interessiert sich nicht nur weniger für sie, weil sie beim Lebensunterhalt eine untergeordnete Rolle spielen, sondern auch weil bewegliche Gegenstände unsere Aufmerksamkeit mehr fesseln.

Außerordentlich zahlreich, bewunderungswürdig durch Naturbeobachtung und Charakterisierung vermittels weniger Linien sind dafür die Tierfiguren: schreitende

Mammute, weidende Renntiere, Pferde, Bisons, Hirsche, Steinböcke, Saigaantilopen, Seehunde, Forellen, Hechte, Lachse, Schwäne, Wildgänse sind deutlich zu erkennen. Dazu gefährliche Feinde: Wölfe, Luchse und Bären. Schon damals entstanden Werke — etwa der Renntierdolch aus Laugerie Basse (Museum zu Saint-Germain-en-Lay), die den Meistern späterer Jahrtausende Ehre gemacht hätten.

Daneben finden sich menschliche Darstellungen in Rundplastik, so das älteste erhaltene rundplastische Bildwerk der Erde, also auch zugleich das älteste Kunstwerk überhaupt — denn vermutlich sind die Menschendarstellungen vor denen der Tiere entstanden —, die berühmte „Venus von Brassempouy". Dieser weibliche Torso aus Mammutelfenbein zeigt zwar übertriebene Üppigkeit der Formen, die an den Fettsteiß mancher Afrikaner erinnern und die Hypothese stützen, daß der Diluvialmensch den Hottentotten und Buschmännern, deren Höhlenmalereien auch den seinen ähneln, verwandt war, aber doch naturgetreue Ausführung. Die weiblichen Figuren sind älter, als die männlichen, denn die Künstler waren ja Jäger, die sich neben dem Wild am meisten für das Weib, das Ziel ihrer erotischen Wünsche, interessierten. „Das Weib steht am Anfang der Kunst" (Woermann).

Flüchtige Umrißzeichnungen menschlicher Körper, roh und schematisch, aber auch bewußt karikierend, mit Annäherung der Kopf- und Körperformen an tierische, sind zahlreich. Alle Darstellungen bevorzugen das Profil und sind durch jene strenge Symmetrie ausgezeichnet, die Julius Lange als Merkmal aller statuarischen Kunst bis zur Blütezeit der griechischen Plastik erkannt und mit „Frontalität" bezeichnet hat.

Neben Menschen und Tieren — auch oft in Gruppen, stehend, laufend, grasend, gelagert, in dichtem Gedränge fliehend — finden wir auch Abbildungen von Hütten mit deutlich erkennbarem Sparrenwerk, jedoch so ge-

ringer Höhe, daß sie nur als Bedeckungen vertiefter Wohnräume oder flacher Schlafstellen angesehen werden können. Ferner Harpunen mit einer oder zwei Zahnreihen, geflochtene Decken oder Schilde (?). Da diese Dinge bisweilen schriftartige Reihen oder Gruppen bilden, scheint der Schluß zulässig, daß bereits die Renntierzeit Westeuropas die Elemente einer Bilderschrift kannte, ja man glaubt sogar zwei verschiedene Schriftarten unterscheiden zu können.

Außer auf beweglichen kleineren Gegenständen begegnen wir künstlerischen Versuchen auch auf den Wänden von vielen Höhlen in Frankreich und Nordspanien. Bald sind sie mit figuralem Schnitzwerk bedeckt, bald mit bloßen Umrißzeichnungen, bald mit farbigen Schattenrissen in der Art der Buschmannszeichnungen. Stellenweise treffen wir die technische Vollendung echter Freskogemälde. Die große Zahl der abgebildeten Nahrungstiere und das liebevolle Erfassen ihrer Charakteristika legt nach Analogie neuerer Naturvölker den Gedanken nahe, daß neben dem Schmuckbedürfnis auch praktische Erwägungen maßgebend waren: je naturgetreuer das Bild geriet, eine desto größere Macht glaubte man über das Original zu besitzen, dadurch die Jagd ertragreicher zu machen und wohl auch die Vermehrung des Wildes zu fördern. Dieser Zauberglaube mag als erster Anfang einer Religion betrachtet werden.

Und wie stand es um die Moral? Was lehren uns die Bilder der gemeinsam jagenden, gemeinsam wohnenden Menschen?

Zweifellos entwickelten sich die ersten ethischen Elemente, gleich den ersten sprachlichen Lauten, schon in den frühesten Anfangsstadien der Menschwerdung, ja sie waren wohl schon weit früher vorhanden. Das Gewissen ist dem Menschen angeboren, wie die Furcht. Denn wenn die Tiere Mutterliebe kennen, gemeinsam Gefahren begegnen, kurz altruistische Instinkte und

Gefühle hegen, so besteht nicht die geringste Veranlassung, diese beim Menschen zu bezweifeln. Trat er doch niemals ganz allein auf, sondern zweifellos in Horden bzw. familienartigen Lebensgemeinschaften. Stets aufeinander angewiesen, sich der größeren Kraft und Intelligenz des Oberhauptes — zumeist jedenfalls des Vaters — beugend, lag gegenseitige Unterstützung in aller Interesse. Jagd und Fischfang erfordern das. Doch auch das Einsammeln von Früchten, Brennmaterial, Herrichten der Lagerstätte geht gemeinsam besser vonstatten. Ebenso ist in Gegenden, die, wenn auch nicht von menschlichen Feinden — man kann sich die Besiedelung gar nicht dünn genug vorstellen —, so doch von solchen aus dem Tierreich wimmeln gemeinsame bzw. abwechselnde Wachsamkeit notwendig. Genau wie bei Gemsrudeln oder Rebhuhnvölkern. Bemerkenswert ist, daß die Gebote der Sittlichkeit, dieses notwendigen Produktes jedes menschlichen Zusammenlebens, selbst bei den niedrigsten heutigen Jägervölkern den gleichen Inhalt haben: Mord, Diebstahl und Lüge dem Hordengenossen gegenüber sind verpönt, gegenseitige Hilfsbereitschaft wird gefordert. Alles aber gilt ganz ausschließlich im engsten Hordenverbande, dehnt sich dann ganz allmählich auf Nachbarhorden und den ganzen Stamm aus, um erst ganz spät fremden Völkern gegenüber Geltung zu besitzen. Das lehren sogar noch unsere Kolonialkriege!

Daß neben dieser Gemeinsamkeit und Gegenseitigkeit der Schwächere — Frauen und Kinder — unterdrückt wurde, ist selbstverständlich. Aber auch diese Unterdrückung hat ihre Grenzen. Denn daß das Weib, Gegenstand der Geschlechtsliebe, mag sie auch noch so animalisch und grobsinnlich sein, in einem Zustande erhalten werden muß, der ihr die vom Manne gestellten Anforderungen zu erfüllen gestattet, liegt auf der Hand. Und der jüngere oder schwächere Hordengenosse durfte auch nicht verhungern, da dadurch die Gemeinsamkeit

und Erleichterung der Unterhaltsgewinnung gefährdet oder gar unmöglich war. Wir sehen also *den Altruismus als notwendige Folge des Egoismus bereits auf tiefster Gesittungsstufe neben diesem bestehen.* So erhielt das Gewissen Inhalt.

Wie nun, wenn sich zwei Horden begegneten, was ja wohl nicht allzuhäufig vorgekommen sein mag, da die Erde reichlich Raum für alle bot? Das Naturgemäße war ein gegenseitiges Sichausweichen. Nur die Notwendigkeit dieselbe Höhle aufzusuchen, denselben Wasserplatz, bei Wildmangel dieselbe Fangstelle, zwang zu Zusammenstößen, oder doch zu Zusammenkünften. So hat sich der Mut von Mensch gegen Mensch zweifellos erst spät entwickelt.

War — etwa bei drohender Hungersnot — Kampf notwendig, so wurde er sicher mit der denkbar größten Rücksichtslosigkeit geführt. Denn wenn schon in solchen Zeiten jeder nicht zu Jagd und Fischfang taugliche Hordengenosse ein unnötiger und darum unbequemer Esser war, so doch noch viel mehr jedes Glied einer fremden Horde. So wurde der Gegner mit Weib und Kind vernichtet. War das Weib schön und arbeitsfähig, dann mag es ja wohl dann und wann am Leben gelassen worden sein, was zugleich der Hordeninzucht steuerte. In der Regel wird aber in Zeiten der Not — und nur in solchen kam es ja zum Kampf — jeder hungrige Magen vertilgt worden sein. Doch auch ohne eigentlichen Kampf war dem Fremden gegenüber *alles* erlaubt. Selbst noch dem höheren Jägervolke gilt nur es selbst für voll. Der eigene Stammesname deckt sich mit der Bezeichnung für „Mensch". Bei zentralbrasilianischen Indianern heißt „wir" zugleich „gut", „nicht — wir", andere, also zugleich „schlecht" oder „geizig". Auf diesem Niveau standen unter der Herrschaft der Kriegspsychose leider auch die Kulturvölker. „Deutsch" war für uns, „französisch" für den Franzosen, identisch

mit gut, das Gegenteil mit schlecht. Man hatte über Interessengegensätzen völlig die gemeinsame Grundlage der Kultur, noch mehr das Menschentum vergessen.

Wenn Arbeitskräfte Wert erhalten zur Weidung von Viehherden — die der Diluvialmensch aber so wenig kannte, wie die Bestellung des Bodens —, können wir daher erst Schonung des Gegners erwarten. Statt alle zu töten, läßt man Weiber und Kinder am Leben. Sie werden Sklaven. So ist die Sklaverei entsprungen dem Bedürfnis nach Arbeitskräften, dem Wunsche, sich selbst schwere Arbeit tunlichst fernzuhalten, als großer moralischer Fortschritt zu werten. Ihn dürfen wir erst in der jüngeren Steinzeit mit ihren gänzlich veränderten Lebensverhältnissen erwarten. Im Diluvium aber mit nahezu ausschließlicher okkupatorischer Tätigkeit (Jagd, Fischerei, Einsammeln von wilden Früchten) wäre Schonung des Gegners Energieverschwendung gewesen. Jetzt wurde seine Vernichtung dazu.

Hatte man ursprünglich mit allen Mitteln unter tunlichster Schonung der eigenen Person den Kampf geführt, war man weder vor Gift noch vor Feuer, nicht vor Verrat, noch Falschheit und Heimtücke zurückgeschreckt, so merkte man, daß der gegenseitige Verzicht auf vergiftete Waffen und Wasserstellen, die gegenseitige Schonung von Weibern und Kindern, ja unter Umständen sogar von erwachsenen männlichen Individuen — geschickten oder kräftigen Arbeitern etwa — keineswegs einem selbst mehr Schaden zufügte, als dem andern, oft sogar nützte. Man schonte also in beiderseitigem Interesse Werte. So ist die Humanität ein Produkt der Intelligenz, zugleich auch der veränderten Lebensbedingungen, ein nationalökonomischer Fortschritt, eine Etappe auf dem Wege, mit einem Mindestmaß von Mitteln ein Maximum an Erfolg zu erzielen. Man lernte, daß das geringste Mittel, daß die Reziprozität im beiderseitigen Interesse liegt. Der wahre

Fortschritt der Menschheit, der in erster Linie ethisch sein muß, *liegt lediglich in der Anwendung immer milderer wirksamer Mittel.*

Leider bedeutet der Weltkrieg einen gewaltigen Rückschritt. Die Erklärung ist vor allem in der relativen Seltenheit der europäischen Kriege zu suchen. Man glaubte im Kriege sei alles erlaubt, nicht nur von Staat gegen Staat, sondern auch von Person gegen Person. Die Erfahrung, daß die Reziprozität ohne den Kriegszweck zu gefährden, beiden Gegnern unnötige Schädigungen erspart, war vergessen worden. Völker, die im ewigen Kriege leben, etwa die Beduinen Arabiens, kennen sie und handeln daher humaner. Besonders töricht ist der Hinweis, man müsse möglichst viele Feinde töten, weil sonst unsere Söhne mit deren Söhnen wieder kämpfen müßten. Zur Fortpflanzung, die ja im Abendlande künstlich eingeschränkt wird, bleiben immer noch genug Männer übrig, selbst wenn jeder die Waffe führende Soldat getötet würde. Gefangene sind ein Faustpfand, Tote nicht. Himmelschreiend ist die Mißhandlung von Gefangenen, die ganz wirkungslos auf den Kriegsverlauf ist und nur untilgbaren Haß erzeugt. Ekelerregend ist das Gewitzel der Stammtischhelden über Gefangene, die beim Rückmarsch „der Schlag getroffen“ habe, Symptome eines außerordentlichen ethischen Tiefstandes. Die Behandlung Wehrloser und Gefangener ist ein untrüglicher Wertmesser der sittlichen Reife eines Volkes.

Wenn die Kulturstaaten der Gegenwart auf diplomatischem Wege Differenzen zu regeln versuchen, wenn sie nur in Fragen von höchster Lebenswichtigkeit, wo es die Selbsterhaltung gilt, zu den Waffen greifen, dann aber den Gegner möglichst nachhaltig niederzuringen versuchen, so schreiten sie nur weiter auf dem vor Urzeiten betretenen Wege.

Darum wird und muß es doch Kampf und Krieg geben, solange es Menchen oder jedenfalls solange es Staaten gibt. Doch hoffentlich nur mehr gerechte: in

der Verteidigung, oder wenn die gesteigerte Bevölkerungszunahme in einem Staate ein Überschreiten der Grenzen zur Lebensnotwendigkeit macht, d. h. wenn der friedliche Daseinskampf ums Brot keine Aussicht mehr verspricht. Aber wenn auch der Gegner niedergeschmettert werden muß, so dürfen darum doch nicht unnötig Werte vernichtet werden.

Schutz der Kranken und Verwundeten, Schonung der Zivilbevölkerung, der Kunstwerke und des Privateigentums, Schonung wichtiger Kulturgüter überhaupt sind die richtigen Mittel. Die Ansätze dazu müssen noch weiter ausgebaut werden, damit, wie einst im Indien des großen Açoka, sozusagen der Bauer zwischen kämpfenden Heeren sein Feld bestellen kann. Vor allem muß der Kampf gegen unzivilisierte Völker weit humaner geführt werden, damit endlich die törichten und menschenunwürdigen Greuel unserer Kolonialkriege verschwinden. Endlich muß die Diplomatie mit reineren Mitteln zu arbeiten lernen.

Was auf Reziprozität beruht, schadet nicht, sondern nützt vielmehr beiden Parteien, im Kampfe der Völker, wie in dem der Menschen untereinander. So wird die Wertvernichtung tunlichst eingeschränkt werden, bis man unter sorgfältiger Vermeidung alles unnötigen Zerstörens und Quälens nur mehr das gegnerische Herz zu durchbohren bestrebt sein wird. Ähnliche Gedanken hat Max Stirner in seinem Werke „Der Einzige und sein Eigentum" bereits vor Jahrzehnten geäußert. Ich lernte sie erst kennen, lange nachdem ich den gleichen Weg beschritten hatte.

Diesem Ideale würde sich unsere Kriegsführung durch das internationale „Abkommen betreffend die Gesetze und Gebräuche des Landkrieges" vom Oktober 1907 nähern, wenn es auch befolgt würde. Dieses verordnet u. a. menschliche Behandlung der Gefangenen, Bezahlung ihrer Arbeit, Verpflegung wie die der eigenen

Truppen usw. Vor allem aber schränkt es die Mittel zur Schädigung des Feindes ein: es verbietet Verwendung von Gift, Meuchelmord, Tötung oder Verwundung eines wehrlosen, sich auf Gnade oder Ungnade ergebenden Feindes, Waffen oder Explosionsstoffe, die unnötige Leiden verursachen, Plünderung usw., und fordert gewissenhafte Beobachtung abgeschlossener Kapitulationen, so daß die Grundsätze von Treu und Glauben auch dem Feinde gegenüber Geltung behalten.

Wenn diese internationalen Abmachungen auch wirklich ausnahmslos innegehalten werden, dann ist der Menschlichkeit Genüge getan. Höhere Anforderungen lassen sich kaum mehr erwarten. Diese Wahrscheinlichkeit besteht aber nur im Kriege zwischen zivilisierten Staaten. Daß in Revolutionen, Religions- und Bürgerkriegen mit dem fanatischen und blödsinnigen Haß auf beiden Seiten fast ausnahmslos gegen sie verstoßen wird, läßt in ihnen und nicht in notwendigen Kriegen den wahren Feind der Menschheit erblicken.

Leider werden aber auch in Kriegen zwischen Kulturstaaten Verletzungen der humanen Abkommen zur Regel. Sei es, daß man auf die Anwendung neuer Kriegsmittel hinweist, an die die Vertragsschließenden z. Z. nicht gedacht hätten, sei es, daß man den Gegnern Verstöße vorwirft, um selbst freie Hand zu gewinnen. Nur die Scheu vor der öffentlichen Meinung, dem „Weltgewissen" verhindert vorläufig noch einen Rückfall in die Kriegsmethoden der Mongolen. Man vergißt, daß das kodifizierte Recht das Minimum dessen ist, was jeder halbwegs anständige Mensch ganz von selbst unterläßt. Wer sich auf die juristische Ungültigkeit der Konventionen beruft, ist ein Winkeladvokat, der dem Gesetz ein Schnippchen schlagen will, ein moralischer Schieber. Leider steht zu befürchten, daß die Kriege wenigstens der nächsten Zukunft vor allem für die Zivil-

bevölkerung weit grausamer werden, als die der Vergangenheit. Im tiefsten Frieden trieft alles von christlicher Nächstenliebe, man ersinnt Bestimmungen, deren Einhaltung die ganze Kriegsführung illusorisch machen würde, man redet zum Fenster hinaus, um mit seiner Moral vor der Welt zu protzen. Der erste Schuß wirft alles über den Haufen. Nur wenn jedem Soldaten mit den Gewehrgriffen auch die Grundsätze internationaler Kriegsethik eingebläut würden und wenn Verstöße auch Ahndung fänden, wäre hier Wandel zu schaffen. Das hat aber zur Voraussetzung Aufhebung der Mindeststrafe, denn kein Führer wird einen tapferen Mann wegen einer völkerrechtswidrigen, im Kampfeseifer begangenen Handlung vor Gericht bringen, wenn er weiß, daß damit seine Existenz vernichtet ist.

Fassen wir kurz unsere Gedanken zusammen. Mit der verbesserten Bodenbestellung und mit der fortschreitenden Technik, die später den Sklaven durch das Tier, dieses durch die Maschine, Wasserkraft und sonstige Naturkräfte zu ersetzen lehrt, im Vereine mit der steigenden Intelligenz wächst auch die Humanität. Es werden nicht mehr Werte zerstört, als die Selbsterhaltung bzw. der Zweck des Kampfes unbedingt erfordert. Wenigstens nähert man sich diesem Menschheitsideal. Dadurch erhält aber ganz von selbst das Gewissen mehr und mehr Inhalt. Und es kommt schließlich so weit, daß wir vor einer Überfeinerung warnen müssen, wie sie in langen Friedensperioden leicht eintritt, und sich vor allem bei alten Jungfern — männlichen und weiblichen — ausbildet. Statt durch produktive Arbeit zu nützen, bangen diese um ihr Seelenheil; statt die Natur und ihre Gesetze, die Vernunft und ihre Forderungen, d. h. die Lehre, daß der Kampf Vater aller Dinge ist, anzuerkennen, belasten sie sich mit nichtigen Gewissensskrupeln, wodurch eine Effeminierung des Gefühlslebens herbeigeführt wird, ein Kultus der Gefühlsduselei, der einem rücksichtslosen und entschlos-

senen Gegner gegenüber verhängnisvoll werden könnte. Nicht die weichliche Gefühlsduselei regiert die Welt, sondern das G u t e.

Die Menschheitsmoral aber, die ich lehre, sie allein vereint in harmonischem Gefüge die der Staaten und die der Individuen, sie macht uns human, aber nicht weichlich und weibisch, stark, aber nicht roh und brutal, klug, aber nicht falsch und hinterlistig. Sie schafft auch Werte, indem sie Schwächliche vernichtet, Unkraut ausrodet.

Aller Wahrscheinlichkeit nach predige ich auch jetzt in der Wüste. Solange unsere Revolutions- und Kriegsperiode dauert, also noch rund zwanzig Jahre, wird man mich für sentimental halten. Ist sie vorüber für brutal. Und so durch die Jahrhunderte in anmutigem Wechsel an je einer Generation. Denn die Menschheit ist unhistorisch, sie lernt nichts aus der Geschichte, sie hat auch zu wenig Phantasie, um sich in Friedenszeiten den schrecklichen Krieg und seine harten Notwendigkeiten vorstellen zu können, im Kriege aber vergißt sie, von edlen uud unedlen Leidenschaften verblendet, daß wir zwar den Gegner besiegen, aber nicht die Menschheit ausrotten müssen. Wir sind und bleiben doch stets Brüder, wenn auch bisweilen feindliche.

Doch zurück zum Diluvialmenschen!

Nicht nur altruistische Handlungen innerhalb des Hordenverbandes dürfen wir bei ihm suchen, sondern auch die ersten Ansätze zu freundschaftlichem Verkehr mit Nachbarhorden. Gewiß ist zunächst jeder Fremde ein Feind, der gemieden oder vernichtet wird. Der harte Kampf ums Dasein zwingt häufig dazu, zumal nach Reduzierung des Jagdwildes infolge von Epidemien oder aus anderen Ursachen. Aber nicht immer muß die Berührung zweier Nachbarhorden feindlich sein.

Wie ließe sich das Vorhandensein einer g l e i c h a r t i g e n Kultur auf weiten Gebieten, die Auffindung

von Steingeräten, viele Tagereisen vom Ursprungsorte des Rohmateriales entfernt, anders erklären, als durch primitiven Tauschhandel? Die Tatsache, daß Jäger dem abziehenden Wilde folgend, oft weite Strecken zurücklegen, dürfte keine ausreichende Erklärung dafür sein. Näherliegend ist die Vermutung, daß die Horde, die im glücklichen Besitze einer besonders reichen Lagerstätte von Feuerstein oder anderem geschätzten Rohmaterial war, mehr Geräte herstellte, als sie benötigte, um sie bei andern Horden gegen andere Gegenstände einzutauschen. Die Analogie mit heutigen Naturvölkern rechtfertigt diese Annahme. Damit dürften wir dann auch die ersten Anfänge des Handels und auf Arbeitsteilung beruhenden Wirtschaftslebens mit seinen veredelnden Wirkungen im Diluvium suchen. Sonst müßten wir annehmen, daß jede Horde alle Kulturerrungenschaften aus sich selbst hätte erwerben müssen, was die Gleichartigkeit der Werkzeuge ausschließt.

Wir verglichen schon wiederholt diluviale Zustände mit solchen bei heute noch lebenden Naturvölkern. Das ist zulässig nach einem Kulturgesetz, das uns lehrt: bei denselben stofflichen Grundlagen sind auch dieselben oder ähnliche geistige Verfassungen anzunehmen. Doch können wir den Satz auch umkehren: der Menschengeist ist sich zu allen Zeiten und an allen Orten ähnlich; darum muß die gleiche Ursache auch die gleiche oder ähnliche Wirkung hervorrufen.

Daß die Unterscheidung der Kulturstufen keinerlei chronologische Anhaltspunkte gewährt, geht daraus klar hervor. Lebt doch der heutige Australneger auf gleichem Kulturniveau, wie der Neandertaler Westeuropas vor Jahrhunderttausenden. Haeckels biogenetisches Grundgesetz gilt im wesentlichen auch für Völker und Kulturen. Jedes Volk der Erde stand einst im

Chelléen, aber keineswegs alle kamen darüber hinaus. Ist demnach die Entwicklungsrichtung annähernd allen Völkern gemeinsam, so ist die Entwicklungsgeschwindigkeit, die zurückgelegte Strecke, außerordentlich verschieden.

Kulturell zerfällt das Paläolithikum in zwei deutlich geschiedene Stufen: das Chelléen und die Renntierzeit. Gehört der Neandertaler der ersteren mit seinen plumpen Steinwerkzeugen noch dem „niederen" Jägertum an, so die folgenden Stufen von Aurignac, Solutréen und La Madeleine, deren Träger die Rasse von Aurignac und Cro-Magnon war, dem „höheren". Das erste Niveau nehmen heute noch etwa Weddas, Buschmänner, Feuerländer, afrikanische Pygmäen oder Bororó ein, die also am weitesten zurückgeblieben sind, eine Tatsache, an der gelegentlicher Gebrauch von eingetauschten eisernen Pfeilspitzen nichts ändert.

Das „höhere" Jägertum unterscheidet sich vom vorgenannten nicht nur durch weit bessere Feuersteingeräte und höhere Lebenshaltung, sowie größere Volkszahl, sondern durch regelmäßiges Wohnen in Winterdörfern aus gut gebauten Hütten, sowie dem Auftreten verschiedener gewerblicher Tätigkeiten bei Männern und Frauen, Holzschnitzerei, Flechterei, Malerei, wohl auch Weberei usw. Dazu kommen schon Standes- und Vermögensunterschiede, es gibt vermögende und arme Leute, wenigstens Ansätze dazu, wenn der Besitz auch im wesentlichen nur auf vervollkommneten Waffen und Werkzeugen beruhen mag. Vor allem treten regelmäßig erbliche Häuptlinge von allerdings noch geringerer Macht auf. Die Eskimo repräsentieren heute noch diese Kulturstufe, neben vielen anderen Völkerschaften. Dieses Beispiel lehrt, daß die Kenntnis der Schiffahrt keineswegs dem Diluvialmenschen abgesprochen werden muß.

Während wir bei den niederen Jägervölkern keinerlei soziale Differenzierung kennen, die Horden, die Zellen der menschlichen Gemeinschaft, in strengster Demo-

kratie, im Zustande der durch die allgemeine Besitzlosigkeit geforderten Gleichheit, leben, neben dem Hordenoberhaupt gar keine Autorität existiert, ist das im höheren Jägertum schon ganz anders. Ursprünglich ordneten sich mehrere Horden höchstens bei einer gemeinsamen Wanderung einem Führer mit minimalster Machtvollkommenheit unter. Da fast jedes Stammesbewußtsein fehlt, existiert auch keine Möglichkeit zur Bildung größerer Verbände. Niemand duldet einen Oberherrn, da keinerlei Veranlassung besteht sich ihm unterzuordnen, andererseits aber auch kein Anreiz eine Gewalt zu erringen, die keinerlei Vorteile gewährt. Wohl aber kennen schon die niederen Jägervölker P r i e s t e r bzw. Z a u b e r e r , in denen wir also die erste Stufe auf der sozialen Leiter erblicken müssen.

Daß günstige Nahrungsverhältnisse, eine wildreiche Gegend, nicht nur die Vermehrung der Horden fördert, sondern auch das Zusammenleben mehrerer auf engem Raume gestattet — denn wenn alles zu leben hat, besteht kein Anlaß zu kämpfen —, liegt auf der Hand. So werden zuerst in fruchtbaren, d. h. wildreichen Gegenden größere Gruppen zusammengetreten sein. Das aber ist eine Voraussetzung zu jeder höheren Kultur, die nur städtisch sein kann oder doch Zentralen besitzen muß, die als Sammelbecken alles vereinen, was zahlreiche Köpfe ausdenken und Hände erzeugen. Wie wir annehmen, daß in der Biologie Zellen zusammentreten unter einheitlicher Leitung des Gehirns bzw. Zentralnervensystems, wie die Organismen immer größer und differenzierter werden, so auch in der Soziologie.

Die selbständige kleine Horde des niederen Jägertums (des Neandertalers im Chelléen) wird in der Renntierzeit analog einem bei heutigen Naturvölkern noch zu beobachtenden Vorgange zur Hausgemeinschaft des Winterdorfs, also zu einem Teil einer Dorfgemeinde. Das bedeutet bereits eine fortgeschrittenere soziale Differenzierung, denn die Dorfgemeinde ist eine Art Wehr-

bund, der des Anführers bedarf. Während der Stärkste und Mutigste im Kriege Häuptling wird, ist es im Frieden der Reichste, also auch hier schon Ansätze zur Konkurrenz von Schwertadel und Plutokratie. Dominieren die Vertreter des ersteren im Kriege, so im Frieden die der letzteren, ein vikariierendes Verhältnis, das durch die ganze Weltgeschichte zu verfolgen ist, und so lange dauern wird, wie es Kriege und Privateigentum gibt, also wohl bis ans Ende dieser Erde. Finden wir schon in der Renntierzeit eine soziale Scheidung, so muß diese naturgemäß desto größer werden, je mehr der Besitz von Kenntnissen, Fertigkeiten, Werten und Traditionen wächst.

Bisweilen bilden die verheirateten und die unverheirateten Männer auf der Stufe des Jägertums je eine durch gemeinsame Interessen verbundene Sondergruppe, eine Erscheinung, die erst in weit fortgeschritteneren Perioden bedeutungsvoll wird. Da man nur körperliche Fähigkeiten — etwa von technischer Geschicklichkeit abgesehen — schätzt, kranke und alte Leute aber nur als unnütze Esser betrachtet werden, die man häufig erschlägt oder aussetzt, da sie die Beweglichkeit der Horde hindern, ist es eine sehr seltene Erscheinung, wenn ihr auf Lebenserfahrung beruhender Rat höher gewertet wird, als ihre körperliche Untauglichkeit. Das finden wir etwa bei einigen australischen Stämmen. Damit wird ein neuer, höherer, geistiger Maßstab angelegt. Aber auch hierfür ist eine gewisse Seßhaftigkeit Vorbedingung. So eng hängen Wirtschaft, Moral und Geistesentwicklung zusammen.

Daß ein Zusammenleben einer größeren Hordenzahl bei unvermeidlichen Friktionen untereinander gewisse Rechtsbegriffe erfordert, ist klar. So bildet sich allmählich ein Gewohnheitsrecht aus, Sitte und Gesetz. Doch nicht allein innerhalb des Stammes, sondern auch zwischen Nachbarstämmen. Denn wenn die Unstetigkeit des Jagdwildes auch zum Umherziehen zwingt,

so bilden sich doch allmählich zwischen den einzelnen Horden und vor allem zwischen den einzelnen Stämmen ganz bestimmte Jagdgründe heraus, deren Grenzen, zur Vermeidung von Fehden, strenge innegehalten werden. Vermehrt sich die Kopfzahl eines Stammes derart, daß Wildmangel eintritt, der zum Überschreiten der Grenzen zwingt, dann beginnt der Vernichtungskrieg. Ganz ähnliche Verhältnisse herrschen heute noch unter den weit fortgeschritteneren Beduinenstämmen Arabiens.

Nach Analogie der Naturvölker müssen wir dem Diluvialmenschen normale Geisteskräfte zusprechen. Beschränkt in seinem Horizont, hat er sich, wie die Anpassungserscheinungen seiner Geräte und Lebensweise bezeugen, innerhalb dieses seines Gesichtskreises, der Tiere, Pflanzen, Gewässer, Bodenbildungen usw. zum Objekt hat, zweifellos mit großer Gründlichkeit und Leichtigkeit bewegt. Die Schärfe seiner Naturbeobachtung, auf der ja seine Daseinsmöglichkeit beruhte, beweisen seine Kunstwerke zur Genüge.

Soviel vom Diluvialmenschen. Daß er ganz und gar kein völlig kulturloser „Wilder" war, daß die Jahrhunderttausende, die vom ersten Anzeichen menschlicher Tätigkeit, bis zum Ende der Renntierzeit vergangen waren, ihn keineswegs stagnierend zeigen, hat der kurze Streifzug gelehrt. Uns, von der Höhe der heutigen Gesittung betrachtet, wollen die Differenzen klein erscheinen. Tatsächlich waren sie ungeheuer. Uns will der Geistesaufwand, der zur ersten Anwendung oder gar künstlichen Erzeugung des Feuers, zur ersten roh gegerbten Wildhaut, zum geflochtenen Korbe, zur geschnitzten Harpune führte, gering dünken und doch erforderte es wohl nicht weniger Intelligenz und Kombinationsgabe, nicht weniger Naturbeobachtung und Fleiß, das und die anderen Geräte herzustellen, Entdeckungen zu machen, als manche viel bewunderte und patentierte Erfindung der Gegenwart. Denn wenn heute ein Fund, eine Erfindung und technische Vervollkomm-

nung, die in Australien und Amerika gemacht wird, auf den Flügeln des elektrischen Funkens fast im gleichen Augenblick Gemeingut der Kulturmenschheit wird, so mußte damals fast alles und jedes hunderte, ja tausende von malen selbständig der Natur abgerungen werden. Und daß die Anpassung bisweilen wunderbar gelang, lehrt etwa der Kajak der Eskimos, lehrt das Leben von Völkern in unwirtlichen Gegenden, die nur geringe Subsistenzmittel bieten und doch ihre Bewohner ernähren.

Weit wunderbarer, als das Verharren auf der primitiven Stufe des Chelléen ist der Fortschritt, den wir zur Renntierzeit finden, ist der gewaltige Sprung hinüber in die jüngere Steinzeit. Betrachten wir die heute noch in urzeitlichem Zustande verharrenden Völker, so finden wir sie entweder am Rande der Ökumene, in unwirtlichen Gegenden, die alle Kräfte bei der Nahrungssuche verbrauchen, oder in Ländern von einer Üppigkeit der Vegetation, einer Leichtigkeit der Lebensbedingungen, die kein Bedürfnis nach dem Neuerwerb von Kulturgütern aufkommen läßt.

Die gewaltigen Schwankungen des Diluvialklimas, doch auch schon die geringeren zwischen Sommer- und Wintertemperatur in unseren Breiten, zwangen, indem sie das Leben schwer machten, zum Kampf, zur Ausbildung des Geistes und technischer Fähigkeiten. Denn wie beim Einzelnen Wohlleben und Sorglosigkeit erschlaffen, so ist die Bedürfnislosigkeit, die fehlende Notwendigkeit sich im täglichen Kampfe mit der Umwelt sein Leben zu ertrotzen, Ursache der Stagnation. Klima, Nahrungsmangel, natürliche Katastrophen erzwangen die Abstreifung der angeborenen Trägheit. Sie lehrten den Segen der Arbeit.

* * *

Die ganze Renntierzeit, deren Träger im Anfang die Aurignacrasse, dann die von Cro-Magnon war, dürfte etwa anderthalb Jahrhunderttausende gewährt haben. Sicher ist, daß ihr Ende auf dem Kontinent nördlich der Alpen mindestens 12 000 Jahre vor unserer Zeitrechnung liegt. Das Klima hatte sich wieder geändert. Das Renntier war dauernd nach dem Norden abgezogen, seine Stelle als Nahrungstier nahm nunmehr der Edelhirsch ein. Die Pflanzen- und Tierwelt war bereits ganz die der geologisch-paläontologischen Gegenwart geworden, mit Ausnahme der in historischen Zeiten ausgerotteten Arten, eine naturgemäße Folge der Waldvegetation, die den Steppen und Tundren des Magdalénien den Boden abgewonnen hatte.

Was war aus der paläolithischen Kultur, was aus ihren Trägern geworden? Wir wissen es nicht. Nur soviel können wir feststellen, daß dem Magdalénien eine Verfallsperiode der älteren Steinzeit folgte mit zahlreichen kulturellen Einbußen (Asylien und Tourassien).

War bisher Frankreich, fast das einzige Land nördlich der Alpen mit dauernder Besiedelung, jedenfalls aber das Gebiet, das während des ganzen Diluviums ununterbrochen bewohnt war, und dem wir in erster Linie unsere Kenntnisse verdanken, so hat sich nun das europäische Siedlungsgebiet nach Norden ganz bedeutend erweitert. Durch das Abschmelzen der riesigen Gletscher Skandinaviens, die ihre Eisströme über das Meer bis tief nach Norddeutschland vorgeschoben hatten, selbst von einem Tausende von Meter dicken Eispanzer bedeckt, wurden diese Länder für Menschen bewohnbar. Dazu gesellten sich bedeutende Niveauverschiebungen des Ostseebeckens und seiner Umgebung. Während in der „Yoldiazeit“ noch ausgedehnte Teile des heutigen Landes unter Wasser lagen, Nordeuropa für Menschen noch nicht bewohnbar war, zog mit der folgenden „Ancyluszeit“ und ihrem milderen Klima, das mit Wäldern

von Buchen, Espen und Fichten das Land bedeckte unter gleichzeitiger Hebung der Ostsee-Randländer der Mensch in den Norden ein. Das ist wenigstens nach dem heutigen Stande unserer Kenntnisse wahrscheinlich, während es mit Sicherheit von der folgenden „Litorinazeit" ausgesagt werden kann.

Diese Periode der Landsenkung verschaffte der Ostsee, die vorher ein Binnenmeer mit Süßwasser war, wieder Anschluß an die anderen Meere und brachte ein wärmeres Klima, als heute in diesen Gegenden herrscht. Übrigens ist der Norden gegenwärtig wieder in einer Hebungsperiode begriffen.

In dieser Litorinazeit finden wir an der Ostküste Dänemarks Küchenabfallhaufen „Kjöckenmöddinger" von riesiger Ausdehnung. Sie bestehen zumeist aus Muscheln, Asche, Knochen, Topfscherben, Werkzeugen aus Feuerstein, Knochen usw. Wir finden auch Knochen von Hunden. Alles zeugt dafür, daß das Leben der damaligen Menschen sich unter relativ leichten äußeren Bedingungen abspielte. Kulturelle Fortschritte wesentlicher Art gegenüber der Renntierzeit lassen sich, von Töpferei und Haushund abgesehen, nicht nachweisen, im Gegenteil deuten sehr viele Anzeichen auf einen Kultursturz. Diesen lassen auch Funde auf dem Boden Frankreichs, das ja, um das nochmals zu betonen, während der Eiszeiten fast ganz eisfrei blieb, erkennen.

Wir würden auf diese den Rahmen einer Geschichtsphilosophie überschreitenden Dinge nicht eingehen, wenn nicht anthropologische Gründe dies rechtfertigen würden: die Frage nach der Entstehung der blonden nordischen Rasse (homo europaeus flavus). Deren reinste Vertreter sind heute die Germanen in Skandinavien, England und Deutschland, die Slawen in Rußland, während in der Antike die Griechen und Römer, aber auch die Kelten, Perser, die Eroberer Indiens und andere Völker dazu gezählt werden müssen.

Diese blonde Rasse, heute Trägerin einer Weltkultur und Beherrscherin des bei weitem größten Teiles unseres Erdballs, hat sich aller Wahrscheinlichkeit nach in jenen genannten geologischen Zeiten im Norden unseres Erdteils unter dem Einflusse des kalten Klimas und der daraus resultierenden Lebensbedingungen herausgebildet. Sie war es wohl auch, deren wirtschaftliche Reste wir in den „Kjöckenmöddinger" vor uns haben.

Wir sind auf Vermutungen angewiesen, wie ja überhaupt ein großer Hiatus zwischen der Renntierzeit und dem Neolithikum mit seinen so ganz anderen Lebensverhältnissen klafft: nunmehr finden wir auf einmal, scheinbar ganz unvermittelt, Ackerbau und Viehzucht treibende, seßhafte Menschen statt den herumschweifenden Jägerhorden der Urzeit. Wir treffen dauernd bewohnte feste Ansiedelungen, Topfscherben und auch ganze Töpfe von bisweilen großer Formenschönheit, kunstvoll polierte Steinwerkzeuge, ja gewaltige Steinbauten, die das Vorhandensein einer relativ dichten Bevölkerung beweisen. Alles ist neu. Und es kann gar keinem Zweifel unterliegen, daß die kulturelle Kluft, die den Menschen der älteren Steinzeit von dem der jüngeren trennt, so groß und in vieler Hinsicht so bedeutungsvoll ist, wie die, welche uns von den Neolithikern scheidet. Denn wenn auch noch die Kenntnis der Metalle fehlt, nach wie vor Knochen und Stein das Hauptmaterial der Geräte ist, so müssen wir den Fortschritt doch ungeheuer nennen.

Ob dieser tiefen Kluft in unseren Kenntnissen, unserem Unvermögen die Entwicklung der neuen Kultur aus der paläolitischen zu verfolgen, auch eine Kluft in den Dingen entspricht, d. h. ob eine neue Rasse von Europa Besitz ergriff nach dem Aussterben des Diluvialmenschen, möge vorläufig dahingestellt bleiben.

Soviel ist sicher: die jüngere Steinzeit ist auf der Höhe ihrer Entwicklung von der älteren so außerordentlich verschieden — fast nur die beiden fehlende Kennt-

nis der Metalle kann als gemeinsames Merkmal betrachtet werden —, daß die Vermutung, es handle sich hier lediglich um eine Fortsetzung des ausgehenden Diluviums, wenig Wahrscheinlichkeit für sich hat. Zudem fehlen vermittelnde Funde zwischen beiden Kulturen, also etwa Fundorte, die gleichzeitig bearbeitetes Renntiergeweih und geschliffene Steinwerkzeuge aufweisen. Wo dieselbe Höhle Schichten des Neolithikums über denen des Paläolithikums bietet, sind beide durch häufig meterdicke Zwischenlagen toten Gerölls oder durch Kalksinterbildungen getrennt, ein Beweis, daß viele Jahrhunderte oder gar Jahrtausende verstrichen, bis den Ansiedlern des Diluviums solche aus dem Neolithikum folgten. Was aber in dieser Zwischenzeit, diesem „Hiatus“ geschah, wissen wir nicht.

Allerdings weisen eine Reihe von Funden, die jünger sind, als das ausgehende Magdalénien darauf hin, daß dem Magdalénien eine Verfallsperiode der diluvialen Kultur folgte (Asylien und Tourassien, so nach den französischen Fundorten benannt), aber diese dünne Brücke, die vom Diluvium zum Neolithikum in Europa zu führen scheint, kann uns nicht genügen. Das um so weniger, als wir uns weder die Ursachen des Verfalls zureichend erklären, noch viel weniger aber annehmen können, daß aus dem rebarbarisierten Tourassien sich auf einmal die Blüte des Neolithikums herausgebildet haben soll.

Wir sind vielmehr auf Vermutungen angewiesen, wenn wir tastend einen Übergang von der so grundverschiedenen älteren Steinzeit zur jüngeren suchen. Entweder sind, was aber unwahrscheinlich ist, die Bewohner Europas mit dem ausgehenden Diluvium aus unbekannten Ursachen völlig ausgestorben, so daß der Erdteil gänzlich unbewohnt blieb, um viel später von den Trägern der neolithischen Kultur, den Bringern der Töpferei, des Ackerbaus und der Viehzucht neu besiedelt zu werden.

Oder aber, die diluvialen Höhlenbewohner — daß

auch im Diluvium außer in Höhlen noch in Erdlöchern, unter Laubdächern usw. gewohnt wurde, wenn und solange (im Sommer) das Klima es erlaubte, ist selbstverständlich — folgten ihrem Jagdwilde, dem Renntier, nach Norden. Nach der Auswanderungshypothese wäre also nur die paläolithische Kultur bei uns erloschen, während die sie tragende Rasse in nördlichen Ländern als Renntierjäger fortgelebt hätte und heute noch etwa in den Eskimos existiere.

Am meisten Wahrscheinlichkeit hat wohl folgende Hypothese für sich: Ein Teil der paläolithischen, der Rasse von Cro-Magnon, angehörigen Renntierjäger wanderte dem abziehenden Wilde nach, während ein anderer in den alten Wohnsitzen zurückblieb. Diese letzteren hätten dann — so vermutet Quatrefages — mit den aus Asien kommenden neolithischen Fremdlingen einen erbitterten Kampf um Grund und Boden geführt, da der Wildstand durch den Abzug der nordischen Formen wesentlich reduziert war. Von diesem zurückgebliebenen Diluvialmenschen wurde ein Teil vernichtet, ein anderer aber verschmolz mit den Eindringlingen. So ergab sich dann zwar kein totaler, wohl aber ein partieller Hiatus — in unseren Kenntnissen sicherlich größer, als in den Verhältnissen —, d. h. ein längeres Unbewohntsein größerer Landstrecken.

Diese Hypothese hat nicht nur aus inneren Gründen viel für sich, sondern auch Stützpunkte etwa in Skelettfunden der Cro-Magnonrasse mit Knochen, die von neolithischen Pfeilspitzen durchbohrt sind. Dann wären die ja schon dem wärmeren Alluvium angehörigen Stufen des Asylien und Tourassien die letzten herabgekommenen Ausläufer der Stämme, die ehedem die Magdalénienkultur besessen hatten. Die Ursachen ihres Niederganges würden wir allerdings nicht kennen. Freilich handelt es sich auch bei dieser Annahme nicht um eine eigentliche Übergangskultur, da das wesentliche Neue ja von Einwanderern aus dem südlichen und östlichen

Europa gebracht wurde, mit denen sich eine Verschmelzung vollzog. Übrigens braucht man sich deshalb noch keineswegs den Vorgang als eine plötzliche Überschwemmung Europas mit südlichen oder östlichen Kulturträgern vorzustellen. Schon schwache Volksstämme hätten sehr gut die neue höhere Kultur übertragen können, wie zahllose geschichtliche Analogien beweisen. So hätten etwa einige Muster von geschliffenen Steinwerkzeugen die Industrie eines ganzen Landes beeinflussen können.

Ausgeschlossen ist der Gedanke, daß durch eine Mutation sich aus dem dekadenten Tourassien das Neue entwickelte. Denn das Klima wurde ja wärmer, die Lebensbedingungen also nach einer Richtung sicher angenehmer. Da fehlte der Ansporn zur Entfaltung aller Kräfte, ein Ansporn, dem zweifellos einstens die Höherentwicklung des älteren in das jüngere Paläolithikum seine Entstehung verdankte.

Unsere Kenntnisse über die Zwischenzeit werden auch durch die Kjöckenmöddinger und deren Funde nicht geklärt, mögen sie auch hochinteressant sein als älteste quasi neolithische Schichten auf europäischen Boden — charakterisiert vor allem durch Töpferei und den Haushund, als erstes gezähmtes Tier —, und ihr geologisch genau feststellbares Alter.

Sie finden sich noch an den Seeküsten vieler anderer europäischer und außereuropäischer Länder — in Irland, Frankreich, Portugal, Sardinien, an der Westküste der Sahara, in Nord- und Südamerika, in Japan und Australien —, und legen alle Zeugnis ab vom elenden Dasein ihrer einstigen Bewohner, das sich kaum von dem der heutigen Feuerländer unterscheidet. Ob man aus ihrem zahlreichen Vorkommen folgern darf, daß im Alluvium die Erde zuerst an den Küsten besiedelt wurde, bleibe dahingestellt. Woher sollen denn diese neuen Ansiedler gekommen sein? Warum verließen sie das Binnenland, das im Diluvium ihnen Nahrung bot?

Zeitlich liegt zweifellos die Periode der Kjöckenmöddinger zwischen Paläolithikum und Neolithikum, kulturell aber läßt sie sich trotz Töpferei und Haushund nicht mit Sicherheit als Zwischenstufe nachweisen.

Beleuchten wir kurz, wie man sich etwa die Verschmelzung der eingewanderten Neolithiker mit der Cro-Magnonrasse zu denken hat, ein Vorgang, der sich in ähnlicher Weise ungezählte Male in der Weltgeschichte wiederholte.

Als die Spanier auf den Antillen landeten, machten sie die merkwürdige Beobachtung, daß die Frauen eine andere Sprache redeten als die Männer. Die Kariben hatten in der noch lebenden Generation die Inseln besetzt, alle Männer ermordet und die Frauen geehelicht. Daß die Kinder und Enkel eine Mischsprache lernten, liegt auf der Hand. Wenn ein sich kräftig mehrendes Volk aus Nahrungsmangel gezwungen ist sich auszudehnen, verlassen naturgemäß die jungen Männer an der Peripherie des Wohngebiets ihre Heimat, um sich eine neue zu erobern. Und zwar ohne Frauen, die nur die Beweglichkeit hemmen würden und zu Hause vielfach als Arbeiterinnen geschätzt sind. So wird der Frauenraub eine Form der Ehe. Die Folge ist nicht nur die Entstehung einer neuen Sprache, sondern er bewirkt auch, daß niemals ein Volk völlig ausgerottet wird. Das Blut der Besiegten rollt weiter in den Adern der neuen Generation der Sieger. Die Frauen übermitteln auch manche Kunstfertigkeit und stellen so das konservative Element in der Geschichte dar.

Dieser Vorgang ist überaus lehrreich, weil er uns Aufschluß gibt nicht nur über die Entstehung von Mischkulturen, die gegenseitige Bereicherung im Gefolge hat, sondern auch über die der verschiedenen Sprachen oder Dialekte.

Wo und wie sich auch einstens die Menschwerdung vollzogen haben mag, so ist soviel sicher, daß es nur

e i n e Ursprache gegeben haben kann, wenn wir uns, was am wahrscheinlichsten ist, e i n e n Distrikt des Erdballs als Menschheitswiege denken. Sollte aber an verschiedenen Orten gleichzeitig diese Mutation vor sich gegangen sein, was nicht wahrscheinlich ist, auch dann könnten nur einige wenige Ursprachen entstanden sein.

Diese Ursprache kann nur sehr wenige Worte enthalten haben. Durch die Verteilung der Menschheit über die Erde, durch den Eintritt in andere Länder mit anderer Fauna, die doch auch benannt werden mußte, durch die Notwendigkeit Gegenstände, die zur Trennungszeit noch unbekannt waren, zu bezeichnen, mußte der Sprachschatz reicher werden. Und da der Kontakt zwischen den Horden sehr locker war, zwischen den Stämmen noch lockerer, zwischen neu sich bildenden Rassen wohl überhaupt nicht bestand, so ergab sich ganz von selbst die Spaltung der Ursprache in Dialekte, aus denen später Sprachen wurden, wie etwa aus der indogermanischen Stammessprache das Deutsche sich so gut entwickelte, wie das Lateinische oder Persische. Diese ganz automatische Differenzierung, die sich, trotz Schriftsprache, heute noch vor aller Augen vollzieht — hier können natürlich nur die Grundlinien der Entwicklung skizziert werden —, wurde noch gesteigert durch Mischungen, die naturgemäß an der Peripherie der Stämme oder der Nationen häufig waren. So entstanden ganz neue Sprachen, und zwar unter Umständen innerhalb weniger Generationen. Und da eine Schrift als gemeinsames Band fehlte, wurde der Sprachenreichtum der Erde enorm. Zählen doch allein die Indianer Amerikas etwa tausend verschiedene Idiome, von denen etwa ein Viertel auf den Norden, drei Viertel auf den Süden des Erdteils entfallen. Die Neue Welt hat also etwa ebenso viele Sprachen ausgebildet, wie alle andern vier Erdteile zusammen. Vielleicht ist der Grund darin zu suchen, daß nur relativ wenig Gebiete Amerikas

das Zusammenleben einer stärkeren Bevölkerung gestatteten, während durch die gewaltigen Naturkatastrophen und die geringe Fruchtbarkeit der meisten anderen ein fortwährendes Herumziehen von kleinen Bevölkerungssplittern erforderlich war.

Es sei nochmals betont, daß das Neolithikum, das der Renntierzeit gegenüber nur e i n e n Rückschritt aufweist: die Einbuße an Schönheitssinn, der sich in Malerei und Plastik äußerte, für unsere bisherigen Kenntnisse etwas Neues, durch keine deutlichen Übergänge vermitteltes ist. Vielleicht haben wir es mit einer Mutation größten Stils zu tun. Nunmehr erst bilden die Kulturschichten der Menschheit bis zur Gegenwart eine u n u n t e r b r o c h e n e R e i h e. Alle stehen auf der ganzen Erde in einem idealen Zusammenhang, wenn auch kein Punkt des Erdballs ohne Unterbrechung alle einzelnen aufeinander folgenden Schichten der Kulturentwicklung zeigt. Denn von den Ländern, die einst Wiege des Neolithikums waren, wie die zusammenhängenden, ununterbrochenen Schichten bezeugen, siedelte diese Kulturbewegung nach anderen Orten über.

Die Annahme eines Kulturimportes hat zur Voraussetzung, daß die neuen Güter samt und sonders an einem einzigen Orte gewonnen wurden. Von da aus hätten sie sich dann verbreitet. Diese Meinung herrscht vielfach und zwar betrachten die einen Mesopotamien, die andern Ägypten als diese Kulturwiege. Liegt die Vermutung doch nahe, daß die überaus fruchtbaren Flußgebiete, weil ihre Bewohner am frühesten in das helle Licht der Geschichte treten, auch zuerst das Paläolithikum überwunden haben. Diese Hypothese ist jedoch höchst unwahrscheinlich, selbst wenn wir ganz davon absehen, daß in Mittelamerika die Maya, im Hochland von Peru andere Völker — und zwar beide amerikanischen Kulturen völlig unabhängig voneinander — Stufen erklommen, die den gleichzeitigen der Alten Welt durchaus ebenbürtig, ja in mancher Hinsicht

sogar überlegen waren. Die nachweisbar bestehende Verbindung zwischen Nordamerika und Asien hat so gut wie gar keinen Einfluß auf die Kultur der Indianer ausgeübt.

Wir können aus der Wesensverwandtschaft des menschlichen Geistes mit größter Wahrscheinlichkeit den Schluß ziehen, daß unter den gleichen natürlichen Bedingungen das Neue sich u n a b h ä n g i g an verschiedenen Orten herausgebildet hat. Das entspricht der Äquivalenz von Ursache und Wirkung, die die Logik fordert. Voraussetzung sind natürlich die genau oder annähernd genau gleichen Bedingungen der Entstehung.

Bei dieser Annahme, deren Richtigkeit sich kaum ernstlich bestreiten läßt, würde es sich nicht um eine Kulturübertragung in Bausch und Bogen handeln, sondern — ein Vorgang, den wir tagtäglich beobachten können — um Austausch einzelner Kulturerrungenschaften und Güter. Das schließt ja keineswegs die Überlegenheit einiger Völker aus, wie ja die frühe Blüte des östlichen Mittelmeerbeckens (Ägypten, Mesopotamien) gegenüber den andern Ländern Europas und des größten Teiles von Asien von niemand bestritten wird. Im wesentlichen hat sicher Albrecht Wirth recht mit seiner Behauptung, daß jede Kultur die Schöpfung einer besonderen Rasse, eines besonderen Volkes ist, wie Gobineau bereits erkannt hat. Denn auch bei Kulturübertragung amalgamiert sich eine Rasse nur das, was ihr liegt, ihrer Psyche wie ihrem Blute entspricht. Anderes lehnt sie rundweg ab. Wir hätten uns daher den Übergang des Paläolithikums ins Neolithikum etwa so vorzustellen, daß geringe Samenmengen oder wenige Zuchttiere, die durch Krieg oder Tausch in den Besitz des Nachbarn gerieten, nunmehr weite Gebiete eroberten.

Wie große Not, atemloser Kampf ums Dasein, dem Fortschritt nicht förderlich ist, weil er zu einer über die unmittelbaren und drückenden Lebensnotwendigkeiten hinausgehenden Tätigkeit nicht Zeit und Energie übrig

läßt, so auch nicht Überfluß und müheloser Lebenserwerb. Dieser führt zur Erschlaffung, zur Energieentwertung. Beide aber sind Folgen des Klimas und der Bodenbeschaffenheit bzw. geographischen Lage, also tellurischen und kosmischen Faktoren.

Hier scheint mir der Ort auf die kosmische Geschichtsperiodisierung und damit Berechnung hinzuweisen. Ernst Saße hat die Revolutionen der Völker von den Zuckungen des flüssigen Erdinnern in ein Abhängigkeitsverhältnis gebracht und sich anheischig gemacht auf dieser Grundlage die Geschichte zu berechnen. Tatsächlich sagte er — in den Jahrbüchern der preußischen Statistik 1877 — für 1900 gewaltige Umwälzungen in China vorher. Der Boxerkrieg gab ihm aufs Jahr genau recht.

Rudolf Mewes steht gleichfalls auf astronomisch-astrologischem Boden. In seinen „Kriegs- und Geistesperioden im Völkerleben und Verkündigung des nächsten Weltkrieges" (1896) geht er davon aus, daß die Menge der Strahlen, die die Sonne im Laufe der einzelnen Jahre der Erde sendet — Licht-, Elektrizitäts-, magnetische und andere Strahlen — auf Pflanzen, Tiere und Menschen einen entsprechenden Einfluß ausüben müßten. Diese Strahlen sind entsprechend den periodisch wechselnden Sonnenflecken gleichfalls periodischen Schwankungen unterworfen. Daraus schließt Mewes, daß auch in der Betätigung des menschlichen Geistes und Willens die gleichen rhythmischen Perioden sich zeigen müßten. Und zwar fallen die Perioden niedersten Wasserstandes mit Kriegs-, die hohen Wasserstandes mit Kultur- bzw. Geistesperioden zusammen. Also sind die Weltkriege im letzten Grund nicht Menschenwerk, sondern Naturwerk, naturnotwendige Auslösungen gesetzlich bedingter Schwankungen. Mewes geht noch weiter: wenn man auf die wirksamen Kräfte sein Augenmerk lenkt, sei eine Art Wirkung der Geschehnisse nach Maß und Zahl

möglich. Man könne die in Bewegung gesetzten Menschenmassen, die Gesellschafts- und Völkergruppen die in Mitleidenschaft gezogen würden, berechnen. Also habe auch für die Ereignisse in der Weltgeschichte das Bibelwort Geltung: „Alles ist geordnet nach Maß, Zahl und Gewicht und die Gesetze sind ohne Wandel.“ Mewes stellt die Geschichte nach dem objektiven Maß der in Zahlen ausgedrückten also gemessenen Kräfte in Schaulinien bildlich dar!

Daß es sich hier keineswegs um eine Phantasmagorie, sondern um eine geniale Entdeckung von höchster Bedeutung handelt, beweist der Eintritt der Jahrzehnte vorher gedruckten Berechnungen. Mewes hatte von 1904—1932 eine Weltkriegsperiode errechnet, der sich dann eine Friedensperiode von 28 Jahren anschließt. Mehr als das! Er schrieb: Bereits 1904 wird Europa zum ersten Male von kriegerischen Ereignissen zwischen der weißen und der gelben Rasse hören. Die Kriegsgefahr des Jahres 1904 soll aber das Signal für darauffolgende große europäische Kriege bis 1932 nebst erschütternden sozialen Revolutionen sein! Bekanntlich brach der russisch-japanische Krieg genau 1904 aus und seitdem folgt in Europa ein Krieg dem andern.

Es wird eine der wichtigsten Aufgaben wahrer Geschichtswissenschaft sein, das System von Mewes mit dem Stromers und der Astrologie in Einklang zu bringen. Denn vom Historiker der Zukunft wird man, wie vom Astronomen, Berechnung zukünftiger Ereignisse in absehbarer Zeit fordern. Dem Historiker heutigen Stils wird nur mehr der Wert des Ziegelbrenners beigemessen werden. Hat Goethe den periodischen Gang der Weltgeschichte seit der Antike, den Babyloniern und Ägyptern seit Pythagoras und Platon wieder entdeckt, hat Nietzsche es als Aufgabe der Geschichtsforschung erkannt die Zukunft vorherzusehen, geht Ostwald noch über ihn hinaus mit seiner Forderung, indem er die Zukunftsbestimmung als Aufgabe jeder Wissen-

schaft schlechthin bezeichnet, so wird uns in absehbarer Zeit die Erfüllung werden: durch eine Verknüpfung der Systeme von Stromer, Mewes und der Astrologie. Wie Graphologie, Phrenologie, Chiromantie und Astrologie ein identisches Charakterbild jeder Person liefern, weil sie wohl Wirkungen einer uns noch unbekannten allen vier Wissenschaften zugrunde liegenden Wahrheit sind, so führen auch die verschiedenen Methoden der Geschichtsberechnung zu ganz ähnlichen Ergebnissen. Auch hier gilt es die den wissenschaftlich feststehenden Perioden zugrundeliegende letzte Ursache zu finden. Und wenn wir sie nicht finden sollten, unsern Nachkommen wird es gelingen.

Auf alle Fälle erkennen wir die ungeheure Bedeutung des Klimas, worauf Buckle zuerst hingewiesen haben dürfte für unsere Kultur an. Und zwar war es in den Urzeiten ein noch ausschlaggebender Faktor als heute.

Denn das Klima hatte sich seit dem Diluvium in Europa in außerordentlich günstiger Weise gewandelt. Es war gemäßigt geworden mit regelmäßigem Wechsel warmer Sommer und kühler, jedoch nicht polarer Winter. Das hatte dazu gezwungen in der warmen Jahreszeit für die unwirtliche Vorkehrungen zu treffen, was die heilsamsten moralischen Folgen haben mußte. Denn nicht nur zur Arbeit zwang das Klima — der wichtigste Faktor für Pflanzen und Tierwelt, von deren Beschaffenheit ja wieder alles andere abhängt —, sondern nunmehr auch zum vorausschauenden Denken, zum Berechnen der nächsten Zukunft. Das beanspruchte aber wenn nicht neue Gehirnpartien, so doch zweifellos das Gehirn in neuer Weise und mußte so mechanisch zu seiner Vervollkommnung beitragen.

Der so überaus folgenreiche, in seiner Tragweite gar nicht zu überschätzende Übergang von der bloß aneignenden Wirtschaftsform des Jägertums zur wiedererzeugenden des Ackerbauern und Viehzüchters war auch insofern aus der Not geboren, als der Wild-

reichtum wohl bei Abwanderung der nordischen Tierformen — als Folge der Erwärmung — abgenommen hatte, den Binnenbewohnern aber der Reichtum des Meeres nicht zur Verfügung stand. Zudem war es weit bequemer die Herde zur Gewinnung von Milch, Fleisch, Fellen usw. heranzuziehen, als sich dem launenvollen Jagdglück auszusetzen. Besonders aber bot der Feldbau auf engerem Raume mehr Menschen Existenzmöglichkeit.

Im wesentlichen ist das Ziel der materiellen Kultur ja darauf gerichtet, einer wachsenden Bevölkerung möglichst günstige Existenzbedingungen zu schaffen.

Nun könnte man fragen, warum denn die Ansiedler der Küsten, die im Meere unerschöpfliche Hilfsquellen besaßen, sich ins Binnenland verzogen, weite Wanderungen unternahmen. Das geschah zweifellos als Folge einer beträchtlichen Bevölkerungszunahme, wie wir uns ja überhaupt die Träger der jüngeren Steinzeit ganz bedeutend zahlreicher vorzustellen haben, als die der älteren. Die an der Peripherie sitzenden Stämme, die jungen und wanderlustigen Elemente zogen nach und nach von der Küste fort und kamen so allmählich bis zu den Alpen, ja bis nach Indien.

Wandern mußte ja auch der Viehzüchter, da die Ernährung der Herde, je nach der Bodenbeschaffenheit, oft große Landstrecken erforderte. So kommt es, daß sich der reine Nomade — der darum aber doch selbstverständlich an vegetabilischer Nahrung genoß, was die Natur ihm freiwillig bot — sich ursprünglich in seiner vagierenden Lebensweise vom Jäger gar nicht unterscheidet. Zudem muß sich der Übergang zur Tierzähmung und Zucht außerordentlich langsam vollzogen haben. Erst fing man ein Tier sicherlich mehr zur Unterhaltung, als zum Unterhalt, und es wird großer und mühevoll erworbener Erfahrungen bedurft haben, um seinen Nutzen für die Volksernährung zu erkennen und zu lernen es in der Gefangenschaft zur Fortpflanzung zu veranlassen.

Die älteren Neolithiker haben wir uns, soweit sie sich überhaupt schon über die Stufe des Fischer- und Jägertums erhoben, nomadisierend zu denken. Ihre Kulturtat besteht im wesentlichen darin, daß sie ausgedehnte Ländereien, die sich dem Pflanzenbau entziehen, für eine fortgeschrittenere, bequemere, einen sicheren Unterhalt gewährende und eine größere Bevölkerungszahl ernährende Wirtschaftsform, als es die Jagd war, eroberten. Bekanntlich gibt es heute noch außerordentlich viele derartige Hirtenstämme und Völker, die, mögen ihre Werkzeuge auch inzwischen aus Metall hergestellt sein, im wesentlichen dasselbe Leben führen, wie ihre Urahnen. Nicht nur auf den ungeheuren Flächen im Norden Chinas, in Afrika nördlich von den Wohnsitzen der Sudanneger, in Arabien und anderwärts, ziehen noch Hirtenvölker wie vor Jahrtausenden unsere indogermanischen Ahnen umher; selbst noch in Europa haben die Lappen diese Wirtschaftsform beibehalten.

Eine herumziehende, so sehr von Klima und Witterung abhängige Lebensweise verhindert die Ausbildung der höheren Baukunst, wie auf der Hand liegt. Dasselbe gilt von vielen Künsten und Gewerben, während es anderen, etwa den Erzeugnissen der zum Zeltbau benötigten Webekunst, förderlich sein mußte, wiewohl die sich von selbst vermehrende Herde eine schlechte Erzieherin zum Fleiß ist. Da bleibt es weit bequemer, an die Waffen appellierend, des Nachbarn Besitz fortzunehmen. Daß andererseits das vor aller Augen kreisende Glücksrad, das den reichen Herdenbesitzer von heute zum Bettler von morgen macht, zu philosophischer Weltbetrachtung anregt, sei nicht verschwiegen. Die reinsten Vertreter des Nomadentums finden wir in den Semiten, den Bewohnern Arabiens. Die Einwirkung von Klima, Flora und Boden, sowie der durch diese Faktoren bestimmten Lebensweise auf die Psyche tritt hier klar in die Erscheinung.

Daß die Sorge um die Herde, der Kampf gegen ihre Feinde, die Notwendigkeit dem Wasser und Futter nachzuziehen, den Charakter dieser Völker formte, ihnen wesentliche Merkmale urzeitlicher Stufe beließ, bedarf keines Beweises. Kriegerisch, leicht beweglich, und daher zu weit ausholenden Eroberungszügen neigend, staatenzertrümmernd, bisweilen aber auch große ephemere Staaten bildend, waren die Nomadenvölker vor unvordenklichen Zeiten und sind es heute noch. Bedürfnisarm und wetterfest, als unruhige Elemente den seßhaften und begüterten Nachbarn gefährlich, fehlt ihnen bisweilen für ihr ganzes weiteres geschichtliches Leben der Ansporn zur Höherentwicklung. Daß sie trotzdem in entscheidender Weise oft in die Weltgeschichte eingriffen, ist hinlänglich bekannt.

Betrachten wir nunmehr die Kultur des europäischen Neolithikums, deren Träger im wesentlichen denselben Rassen und Völkern angehören, die wir noch in geschichtlichen Zeiten, ja zum Teil noch in der Gegenwart an denselben Wohnsitzen antreffen. Sie im einzelnen zu verfolgen, was etwa in Skandinavien und im Alpengebiet auf Grund der Pfahlbaufunde heute schon möglich ist, liegt außerhalb unserer Aufgabe. Wohl aber müssen wir darauf hinweisen, daß der Gebrauch der Metalle durchaus nicht notwendige Vorbedingung zu hoher kultureller Blüte ist. Wir müssen uns sehr vor einer Unterschätzung der Brauchbarkeit der damaligen Steinwerkzeuge hüten, die zwar gewiß nicht den Damaszenerklingen ebenbürtig waren, wohl aber, wie die Errichtung weiter Pfahlbauansiedelungen, gewaltiger Dolmen lehrt, nicht nur die Bearbeitung von Holz, sondern auch von Steinen zuließ. Noch heute bevorzugt man in manchen Gegenden Süd-Amerikas zum Rasieren das Messer aus Obsidian vor dem aus Stahl!

Betont muß vor allem werden, daß die ungeheure Bedeutung der jüngeren Steinzeit darin liegt, daß in

ihr die ersten Grundlagen der europäischen Zivilisation geschaffen wurden. Entscheidend ist der Übergang zum Ackerbau bzw. zur vegetabilischen oder doch gemischten Nahrung.

Im Kindesalter des Pflanzenbaues, der nur zur Ergänzung der Fleischnahrung betrieben wurde, gab es noch keine Feldbestellung mit Pflug und Zugtieren. Vielmehr herrschte der leichtere Hackenbau, der heute noch in vielen Ländern der Erde üblich ist. Allerdings wirft der Boden bei dieser Bestellungsart nur geringen Ertrag ab. Das ist aber kein Nachteil, da ja so viel zur Verfügung stand, daß die extensive Bewirtschaftung gerechtfertigt war. Sie trug auch den herumschweifenden Neigungen des primitiven Menschen Rechnung, indem sie nur bis zur Reife der Ernte am gleichen Orte zu bleiben zwang, dann aber weiterzuziehen gestattete.

Ursprünglich ißt man alles, was man bekommt. Die Scheidung zwischen reinen Jägern, Nomaden und Ackerbauern ist eine Folge vieltausendjähriger Entwicklung. Während die Frau den Boden mit der Hacke bestellt, bleibt der Mann noch lange Jäger, oder geht zum Hirtentum über. Die Abstufungen dieser Ernährungsweisen sind in der Praxis außerordentlich zahlreich. Die reinen Typen des Ackerbauern und nomadisierenden Hirten bilden sich erst im Laufe der Zeit heraus und zwar selbstverständlich nie so streng geschieden, daß nicht auch der Ackerbauer Vieh gehalten hätte, der Nomade aber auf alle vegetabilische Nahrung verzichtete.

Die Frau, den Boden mit der Hacke bestellend, betritt hiermit den Weg der gewerblichen Arbeitsteilung der Geschlechter, ein höchst bedeutsamer Vorgang. Wie der Hackbau, so wurde auch die Töpferei, Weberei, Spinnerei und noch manches andere Domäne der Frau, auf deren Schultern der Mann tunlichst viel Arbeit ab-

lagerte. Erst mit der Einführung des Rinderpfluges, der zur Bedienung weit mehr Kraft erfordert, als die leichte Hacke, dafür aber auch viel größeren Ertrag verspricht, wird der Mann zum Ackerbauern. Damit erst ist der Stamm seßhaft geworden, während das Beispiel vieler heutiger Völker, die sich über das Jägertum erhoben hatten, lehrt, daß der Hackbau sehr wohl im Umherziehen betrieben werden kann. Reift doch der Weizen schon in drei Monaten! Deshalb ist die Tatsache der Getreidegewinnung allein noch kein hinreichender Beweis für Seßhaftigkeit. Der seßhafte Ackerbauer verläßt das mühsam kultivierte, mit festen Ansiedelungen übersäte Land freiwillig nie mehr. So entwickelt sich die Liebe zur engeren Heimat, die so groß wird, daß man schwerste Arbeit dem Verlassen der Scholle vorzieht. Man vervollkommnet die Getreidegewinnung, erfindet die Düngung — schon in Peru, während Ägypten und Mesopotamien ihrer nicht bedurften — und verteilt durch kunstvolle Kanalbauten das Wasser über das Land. Das zwingt zu straffer Arbeitsorganisation und starker königlicher Zentralgewalt.

Auf die verschiedenen durch Form der Geräte und Werkzeuge, sowie Ornamentik der Töpferwaren zeitlich und örtlich wohl zu unterscheidenden europäischen Stufen und Regionen des Neolithikums einzugehen kann nicht unsere Aufgabe sein. Erwähnenswert für die außerordentliche Verbreitung und in gewissen Charakterzügen Einheitlichkeit mancher Perioden des Neolithikums ist etwa, daß wir Dolmen, die für Nordeuropa auf 3500—2500 v. Chr. datiert werden, jedoch im Zentrum von Europa fehlen, von Syrien durch ganz Nordafrika, in Spanien, Frankreich und England, auf Madagaskar so gut wie in Skandinavien und Norddeutschland antreffen. Daß diese weite Verbreitung V e r k e h r zur Voraussetzung hat, liegt auf der Hand. Aber auch in Amerika war die megalitische Bauweise, die bei der in Frage kommenden Bewegung großer Gesteinsmassen

auch nicht unbedeutende mechanische Kenntnisse erfordert, üblich.

Ein weiterer Beweis dafür, daß bei der im Prinzip überall gleichen Konstruktion des menschlichen Geistes gleiche Ursachen auch gleiche oder ähnliche Wirkungen hervorrufen, ist etwa die weite Verbreitung der Pfahlbauten. Wir finden sie nicht nur an unsern Alpenseen, sondern auch in Italien, Mecklenburg, in Frankreich, Amerika, auf Neuguinea und Borneo und noch in vielen andern Ländern.

Aus den Funden am Grunde der Seen können wir ein recht klares Bild der Lebensweise der jüngeren Steinzeit in Europa gewinnen. Während man in der älteren Zeit, die in unserm Alpengebiet auf ca. 4000 v. Chr. anzusetzen ist, zwar schon Ackerbau und Viehzucht kannte, aber doch noch vorwiegend von der Jagd lebte, halten sich in den späteren Zeiten die Knochenfunde von Haustieren und Wild etwa die Wage. Man hielt außer dem Hund noch Rind, Schwein, Ziege und Schaf und zwar primitive gleichförmig kleine Schläge, die zweifellos eingeführt sind, da sie sich zu ihrem Nachteil von den gleichzeitig in diesen Gebieten wildlebenden Verwandten wesentlich unterscheiden. Im späteren Neolithikum haben die Haustiere nicht nur numerisch stark zugenommen, sie zeigen auch deutliche Anzeichen einer Höherzüchtung und Verbesserung alter Schläge. Daneben treten ganz neue Formen auf, die teils durch eigene Zucht, teils durch Einfuhr gewonnen sind.

Der Pflanzenbau war nicht sehr hoch entwickelt und deckte den eigenen Bedarf nicht. Deshalb sammelte man große Mengen wildwachsender Früchte. Außer drei Weizensorten, zweizeiliger und sechszeiliger Gerste und Hirse, kultivierte man im Alpengebiet noch Erbsen und Flachs, die dem Norden fehlten; Roggen und Hafer treten erst in der Bronzezeit auf, Hanf fehlt gänzlich. Ebenso kommen in der Bronzezeit noch Linsen und dicke Bohnen, beide aus dem Orient, hinzu, ferner

Gartenmohn. Auch scheint damals schon neben dem wildwachsenden Holzapfel eine veredelte Sorte gepflanzt worden zu sein. Wir sehen also auch auf diesem Gebiete eine rüstige Aufwärtsentwicklung der materiellen Kultur.

Wir sind sogar zur Behauptung autorisiert, daß die höhere Kulturentwicklung bei allen Völkern der Erde, soweit sie überhaupt eine solche erwarben, auf einer jüngeren Steinzeit basiert, die im wesentlichen unserem Neolithikum entspricht. Wenn wir daher auch gewisse vom Klima, Tier- und Pflanzenwelt verursachte Abweichungen in Indien, China, Afrika, Japan oder Amerika einräumen müssen, so darf darum doch das von den Pfahlbauern gesagte auf alle andern neolithischen Kulturen des Erdballs angewendet werden.

Die zahlreich erhaltenen Überreste von Spinn- und Webereigeräten, von Gespinsten, Geweben und Flechtarbeiten, von gestrickten Netzen, Weberschiffchen, lehren uns die Höhe dieser Techniken nicht gering schätzen. Zweifellos war die Gerberei bekannt. Die zahllosen Werkzeugformen lassen überhaupt auf sehr viele Gewerbe schließen. Daß sogar ein gewisser Komfort den luftigen Pfahlbauten nicht fehlte, lehren neben Löffeln, Quirlen und anderen Kochgeräten, wie Seihern und mannigfachen Topfformen auch Bruchstücke von Türen, Tischen und Bänken, die sich erhielten. Von einem weitreichenden Handel aber zeugen Bernsteinperlen und Korallenketten. Die relative Einheitlichkeit der Kultur aber lehren die Zierformen der Gefäße, die Anhaltspunkte für die Datierung gewähren, gleich den Leitfossilien, den Fibeln in der Metallzeit: Spiralmäanderkeramik, Stichbandkeramik und Schnurkeramik als jüngste des Neolithikums sind die wichtigsten.

Alles lehrt, um das nochmals zu betonen, daß jene fernen Zeiten ganz und gar keine solchen des Stillstandes waren. Im Gegenteil läßt sich überall und auf allen Gebieten eine beträchtliche Aufwärtsbewegung konstatieren. Wenn wir vorläufig noch kein farbenreiches

Bild der damaligen Zustände entwerfen können, so liegt das also keineswegs an ihrer Einförmigkeit, sondern an der Lückenhaftigkeit unserer Kenntnisse.

Sie werden ergänzt durch die Resultate der vergleichenden Sprachforschung, die manche Lücken in den gegenständlichen Funden ausfüllen. Nach dem Grundsatze, daß Worte, die allen Völkern einer Familie — etwa der blonden Rasse — gemeinsam sind, als Urbesitz in der Stammheimat zu gelten haben, während voneinander abweichende Bezeichnungen für Erwerbung der Kenntnisse erst auf den Wanderungen der Völker oder in späteren Sitzen zeugen, läßt sich, trotz völligen Sprachwechsels mancher Völker, die einstige Urkultur rekonstruieren.

Mögen auch die dänisch sprechenden Normannen in einem einzigen Jahrhundert die Sprache der französischen Normandie angenommen und sogar das germanische England romanisiert haben; mag die alpine Urbevölkerung Frankreichs die indogermanische (arische) Sprache Roms angenommen haben, wie sich ja überhaupt die körperlichen Merkmale der Rasse keineswegs immer mit den geistigen der Sprache decken: für die graueste Vorzeit müssen wir ein Zusammenfallen beider annehmen. Das heißt: Die blonde Rasse ist Mutter der arischen (indogermanischen) Sprachen und Kultur, die sich mit ihren Trägern, sie stellenweise überlebend, über weite Länder ausbreitete.

Diese Sprachvergleichung lehrt uns eine große Übereinstimmung in der Lebensweise der Bewohner Nordeuropas mit den Pfahlbauern der Alpen: Als Besitzer von Rinder-, Schaf-, Ziegen- und Schweineherden, die von Hunden bewacht wurden, kannten sie den Ackerbau, ohne ihn besonders zu schätzen. Die Jagd spielt eine große Rolle im Leben und in der Volksernährung. Als Gemeingut tritt der von Rindern gezogene Räderwagen auf, auf dem der „fahrende“ Besitz transportiert wird. Das Vieh war auch Zahlungsmittel.

Die Familie lebte als „Großfamilie" zusammen, in der die Söhne auch noch nach ihrer Verheiratung und oft auch noch nach dem Tode des Vaters auf ihrem Erbe sitzen blieben. Man lebte also in Hausgenossenschaft und Wirtschaftsgemeinschaft: das Ackerland und die Ernte wurden verteilt. Das Regiment führte der Hausvater (pater familias), der sich seine Frauen — die Zahl war freigestellt —, zumeist raubte, seltener kaufte. Mit der Verheiratung brach die Frau alle Beziehungen zu ihrer eigenen Familie ab.

Aus der Großfamilie oder Sippe, die also Söhne, deren Frauen, Kinder und Enkel, Neffen und Nichten umfaßte, die alle zum Ahnenkultus und zur Blutrache verpflichtet waren, entwickelte sich deutlich verfolgbar der Staat. Sei es, daß eine Sippe andere unterwarf, sei es, daß sie sich im Laufe der Zeit mit andern freiwillig vereinigte. Auf die Religion, soweit sie aus der Sprache rekonstruierbar ist, näher einzugehen, würde zu weit führen. Wohl aber ist bemerkenswert, daß zahlreiche Begriffe, die Recht, Gesetz oder Satzung betreffen, schon in ältester Zeit in sakralem Gewande auftreten. Verstöße gegen sie waren zugleich „Sünden", d. h. Beleidigungen der Götter. Der Hausvater, der auch priesterliche Funktionen zu verrichten hatte, wachte über Religion und Sitte. Daneben lassen sich noch Priester, die, wie der Geburtsadel, vom gemeinen Volke durch künstliche Narben (Tätowierungen) kenntlich gemacht sind, nachweisen.

Die notwendige Blutmischung infolge der mancherlei Eroberungen — sei es der blonden Rasse auf Kosten der alpinen, der semitischen oder anderer (Drawida) —, führte als eine der Ursachen zur Entstehung des Adels. Bei der Unterwerfung eines Landes wird die Masse der Bevölkerung in dienende Stellung herabgedrückt, die Eroberer aber lagern sich als höhere Schicht darüber. Bisweilen — etwa bei der Eroberung Galliens durch die Franken — wird auch den Führern des unterwor-

fenen Volkes eine gewisse Vorzugsstellung eingeräumt. In der Regel behält diese aber der Sieger für sich ausschließlich, ihm folgt dann in der Rangordnung der Adel der Besiegten, wofern er nicht vertilgt wird. Je öfter sich nun der Vorgang der Eroberung des Landes vollzieht und je mehr Erobererschichten dadurch übereinander gelagert werden, desto mehr differenziert sich Bevölkerung und Adel. Am schroffsten tritt dies naturgemäß bei rassenfremden Völkern in die Erscheinung, so etwa bei der Unterwerfung Indiens durch die blonde Rasse. Diese hält auf Reinheit. Blutmischung — das lehren die Gesetze Manus — läßt den Mischling sozial sinken. So wird das Siegerblut derart zum alleinigen Wertmesser einer Person, daß seine Reinheit ausschlaggebend ist für ihre Stellung. Je weniger Siegerblut in den Adern, desto minderwertiger. Die tiefste Schicht aber repräsentiert die einstige Urbevölkerung des Landes. So entstanden in Indien hunderte von Kasten.

Solche Paria sind auch — in metallkundigen Zeiten — oft die Schmiede, die man nach Vertreibung der Vorbewohner ruhig an Ort und Stelle beließ, weil man sie brauchte, und deren Gewerbe an bestimmte Örtlichkeiten gebunden ist. Anderwärts — etwa in Afrika — werden sie ihrer Kunst wegen dem Adel zugerechnet. Denn zum Adel wird, wie auch Stromer gesprächsweise bemerkt hat, stets diejenige Schicht der Bevölkerung, die Eigenschaften besitzt, auf die eine Zeit besonderen Wert legt: in Kriegszeiten der Krieger, in sich konsolidierenden Staatswesen der Beamte, in Handelsstaaten der tüchtige Kaufmann, im gelehrten China der Gelehrte, bei besonders religiösen Völkern der Priester, was Gleichberechtigung zweier Berufe — etwa von Klerus und Schwertadel —, nicht ausschließt.

Bei uns schlug schon die allgemeine Wehrpflicht eine Bresche in den Schwertadel der Feudalzeit, in den ein sich bildender Beamtenstaat den jüngeren Beamtenadel einfügte. Heute ist die Zeit des immobilen Kapitals

aus dem unser großer Adel seine Einkunft bezog, vorüber. Unsere Zeit fordert Industriekapitäne, Stinnes, Krupp und Thyssen, Morgan und Vanderbild. Lernt es unser Adel nicht sich umzustellen, dann geht er unrettbar zugrunde, wie abgekapselte Tuberkeln. Das wäre mit Rücksicht auf die vielen tüchtigen Familien und Individuen, die hohe traditionelle Kultur und die feinen Umgangsformen tief bedauerlich, aber unentrinnbar. Schon heute sind unsere Standesherren ein Anachronismus, auch nach Rückkehr der Monarchie. Denn sie befriedigen keine dringenden Bedürfnisse mehr.

Soviel vom Urarier (homo europaeus flavus) des Neolithikums. Durch starke Vermehrung der Bevölkerung zur Auswanderung gezwungen, spalteten sich im Laufe der Jahrtausende die Inder, Perser, Kelten, Griechen, Italiker, Germanen, Illyrier, Slawen und Letten ab. Sie zogen nach Süden und Südosten, um von den Säulen des Herkules bis zum Indus, von den Grenzen ewigen Eises bis zu den glühenden Wüsten Afrikas, den schwülen Dschungeln Indiens die Welt zu durchziehen, zu besiegen, zu besiedeln und heute fast den ganzen Erdball zu beherrschen.

Ihre Betrachtung leitet über zum Menschen als Träger der Geschichte. Wie schon früher erwähnt, genügen unsere Kenntnisse des diluvialen Urmenschen zwar zur Unterscheidung einiger Rassen, nicht aber zur Zurückführung der heutigen Menschen auf sie in direkter genealogischer Folge. Daß weder der Neandertaler, noch der Mensch von Aurignac oder Cro-Magnon spurlos untergingen, sondern ihr Blut noch in unsern Adern, wenn auch nur in winziger Verdünnung, rollt, steht fest. Lombroses „geborener Verbrecher", der niederste Menschentypus, den wir in Europa finden, dürfte atavistischen Rückschlägen auf diese Rassen seine Entstehung verdanken. Mit seiner Ausrottung bewirken wir daher eine Veredlung der Menschheit.

Aus dem Besitz von G e t r e i d e und H a u s t i e r e n folgerte man früher, daß der Mensch der jüngeren Stein-

zeit aus Asien nach Europa gewandert sei. So ohne weiteres ist dieser Schluß nicht zulässig. Denn Weizen, Gerste, die wohl ursprünglich aus der asiatischen Steppe stammen, Hirse, Flachs und einige Hülsenfrüchte treffen wir ebensogut im neolithischen Europa, wie in Afrika und Asien an. Roggen und Hafer, die dem Mittelmeergebiet lange Zeit oder gänzlich fern blieben, traten auch nördlich der Alpen erst spät auf. Babylonien erhielt die Gerste, Ägypten den Weizen aller Wahrscheinlichkeit nach aus dem Norden. Somit kommen wir der Frage nach dem Ursprungsland des Neolithikums auf dem Wege der Pflanzengeographie kaum näher.

Dazu ist zu berücksichtigen, daß die Zähmung und Züchtung der Haustiere, Rind, Schwein, Schaf und Ziege, mehr auf Süden und Osten, als auf Norden und Westen hinweisen, ohne darum den außereuropäischen Ursprung dieser ja teilweise auch bei uns wild vorkommenden Tiere zu fordern.

Woher die heute Europa bewohnenden Rassen stammen, wissen wir, wie schon gesagt, nicht mit unbedingter Sicherheit. Das wahrscheinlichste ist, daß sie sich erst unter der lange andauernden Einwirkung von Klima und Lebensverhältnissen während der Eiszeit bildeten, indem sie, ungezählte Jahrtausende an denselben Plätzen wohnend, den gleichen äußeren Faktoren unterworfen, durch Inzucht die erworbenen Rassencharaktere vererbend und dadurch steigernd, zu Rassen wurden.

Denn wie die Urmenschheit des Tertiärs oder ersten Diluviums sich erst in Rassen allmählich differenzierte, so schritt diese Differenzierung unter dem Zwange der Vererbungsgesetze, des Darwinismus, Lamarckismus und der Mutationen, also den im I. Teile dieses Werkes beleuchteten Faktoren fort. Das hindert natürlich in keiner Weise die Entstehung neuer Rassetypen durch Verschmelzung bereits weiter differenzierter, ein Vorgang den das Judenvolk ja klar lehrt.

Im Neolithikum nun war Europa von zwei wohl unterscheidbaren Rassen bewohnt: die eine, langköpfige, in den reinsten Vertretern in Skandinavien und den Küsten der westlichen und südlichen Ostsee, in Norddeutschland, wohl bis ins heutige Rußland reichend, nachweisbar, ist zweifellos identisch mit der blonden, hochgewachsenen, blauäugigen, hellhäutigen, langgesichtigen nordischen Rasse, dem homo europaeus flavus. Aus ihr, die man auch Arier nennt, wiewohl „arisch" als linguistische, nicht anthropologische Bezeichnung zu Mißverständnissen Anlaß gibt, flossen also die Griechen, Römer, Germanen, Slawen usw. Daß alle Vertreter dieser blonden Rasse einstens dieselbe Sprache gesprochen haben, hat die vergleichende Sprachforschung mit Sicherheit erwiesen. Alle Völker, deren Sprache von dieser nordischen Ursprache abstammt, nennen wir Indogermanen. Also ist auch diese Bezeichnung nicht anthropologisch, sondern linguistisch. Daß die Ausbildung der Sprache sich im Neolithikum vollzog, da größere Gemeinschaften und eine gewisse Kulturhöhe mit zahlreichen zu benennenden Objekten dazu erforderlich sind, ist kaum zu bezweifeln.

Die andere Rasse, die wir aus den alpinen Pfahlbauten kennen, durch Rundköpfigkeit, rundes Gesicht, kleineren Wuchs, dunkle Haar- und Augenfarbe charakterisiert, identifizieren wir mit großer Sicherheit mit dem heutigen homo alpinus. Vertreter dieser beiden Rassen sind heute rein oder vermischt in ganz Europa nachweisbar und bilden etwa zu gleichen Teilen — die Brünetten überwiegen etwas — die Bevölkerung Deutschlands derart, daß die Blonden nach Norden zu an Zahl zunehmen, während es bei den Brünetten nach Süden, ihrem Stammsitz, hin der Fall ist. Wir nennen die alpine Bevölkerung Europas oder doch Teile von ihr auch mit Albrecht Wirth „Turanier" und lassen es offen, ob diese den Mongolen Asiens noch näher verwandt sind, als die eigentlichen Alpinen.

Ist der blonde Typus nordischer Herkunft, so scheint der alpine, brünette, kurzgesichtige, brachycephale asiatischen Ursprungs zu sein. In breitem Bande ziehen sich Völker dieses mongoloiden Typus von der Mandschurei und Mongolei durch den ganzen riesigen Kontinent bis zum Westen Frankreichs und den Basken Spaniens. Sie bilden die von den blonden Dolichocephalen unterworfene, verdrängte oder mit ihnen verschmolzene nacheiszeitliche Urbevölkerung des mittleren und südlichen Europas.

Als dritter Menschentypus Europas wird noch der des homo mediterraneus unterschieden. Er stimmt in allen Merkmalen mit dem homo alpinus überein, nur daß er langköpfig, mit länglichem Gesicht und häufig von hohem Wuchs ist. Er bewohnt die Randländer des Mittelmeeres und ist nördlich der Alpen sehr selten. Die Araber sind seine edelsten und reinsten Vertreter, denn Arabien ist die vermutliche Wiege dieser Semiten. Betrachten wir nun diese Rasse.

Regen weite, wenig fruchtbare Gebiete, Steppen und Sandflächen zur rauhen, aber wenig Arbeit erfordernden Viehwirtschaft an, so ermutigt ein fetter, fruchtbarer Boden zur Landwirtschaft, d. h. zu planmäßigem Anbau und zur Veredelung ursprünglich wild wachsender Pflanzen, unter Voraussetzung einer gewissen Milde des Klimas.

Seit ungezählten Jahrtausenden führten und führen die Semiten in den Wüsten und Oasen Arabiens ein Nomadenleben. Die Bodenbeschaffenheit verbietet den Ackerbau; das Klima, d. h. Wassermangel, zwingt zu ständigem Umherziehen. Als unruhige, kriegerische Völker von außerordentlicher Expansionskraft brachen sie seit Jahrtausenden aus ihren Wohnsitzen hervor, um räuberisch ihre in den fruchtbaren Randgebieten Syriens, Palästinas und Mesopotamiens bereits zu Seßhaftigkeit und Ackerbau übergegangenen Stammesbrüder zu überfallen. Ließen sie sich dort nieder, um

zu friedlichen Ackerbauern zu werden, dann folgte nach großen Abständen wieder eine neue nomadische Welle, die sie ebenso unterwarf, wie sie es einst den Vorbewohnern gegenüber getan hatte. Aber sie verursachten nicht nur immer wieder einen Kultursturz, sie führten auch neues, kriegerisches Blut den weicheren Bewohnern der reichen Länder zu.

Zuerst unterwarfen die Araber den turanischen Stamm, der im Zweistromlande bereits einen hohen Stand der Kultur erreicht hatte, eigneten sich diese an, förderten sie weiter, um sie im Laufe der geschriebenen Geschichte an die rasseverwandten Völker der Phöniker, Assyrer und Israeliten weiterzugeben.

Was wir in historischen Zeiten verfolgen können, das fortwährende Ausbrechen einer gesunden, kriegerischen Bevölkerung, die der dürftige Boden Arabiens nicht mehr ernähren konnte, in fruchtbare Länder hatte zweifellos auch im Neolithikum seine Vorläufer. Das Beispiel der Araber lehrt eindringlich die ausschlaggebende Bedeutung der Lebensverhältnisse für den Rassecharakter.

Uns genügt die Konstatierung, daß die durch natürliche Faktoren bestimmte Seele der Semiten sich im Laufe der Jahrtausende nahezu unverändert erhielt. Und das, wiewohl diese Rasse Nachbarin war der furchtbarsten Länder des Erdballs, die zu allererst ihre Bewohner zur Seßhaftigkeit, dieser notwendigen Voraussetzung der höheren Kultur, übergehen ließen. Denn im Zweistromlande war das schon in grauester Vorzeit der Fall.

Daß gewaltige Zeiträume zur Schaffung der jüngeren Steinzeitkultur erforderlich waren, ist selbstverständlich. Allerdings ist eine Datierung der Anfänge noch nicht möglich, weil der Beginn der ganzen Entwicklung, wie erwähnt, in tiefes Dunkel getaucht ist, und wir bei der ersten Begegnung bereits auf eine zwar noch nicht zu voller Blüte entfaltete, aber doch spezifisch neue Kultur

stoßen. Nach Morgans Ausgrabungen in Susa (Elam) setzt Montelius den Beginn der jüngeren Steinzeit im Morgenlande etwa 18 000 v. Chr. an. Danach wäre zeitlich der Anfang des Neolithikums im nahen Orient etwa zusammenfallend mit dem Ende der Nacheiszeit in Europa, dem Asylien oder Tourassien. Ob die Berechnung richtig ist, können wir nicht nachprüfen. Immerhin berechnet auch Evans den Beginn des Neolithikums in Kreta auf etwa 14 000 Jahre und für Ägypten und den Osten Europas werden 12 000 Jahre gerechnet, während man den Beginn des nordischen Neolithikums nur auf 8000 Jahre ansetzt. Doch haben alle diese Zahlenangaben nur bedingten Wert. Auch das Ende, der Übergang zur Metallzeit, ist für jedes Land anders zu datieren. Gibt es doch heute noch viele Volksstämme mit jungsteinzeitlicher Kultur, etwa in der Südsee oder in Zentralbrasilien. Aber auch in Europa trafen die Römer der Kaiserzeit noch metallose Völker, ja die Slaven standen noch im Beginn des zweiten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung auf dieser Stufe. Auf alle Fälle dauerte das Neolithikum ganz unvergleichlich viel kürzer, als das Paläolithikum, länger aber als die folgenden Kulturperioden.

Wahrscheinlich ist die neolithische Periode im Süden Europas früher angebrochen, als im Norden des Erdteils, vermutlich auch in Nordafrika und im südlichen Asien früher, als in Südeuropa. Auf alle Fälle ist sie in diesen älteren Gebieten auch früher abgelaufen, etwa in den nun zum ersten Male besiedelten Alpenländern viel eher, als im fernen Skandinavien, Dänemark und den Ostseeländern.

Früher als die Stämme der blonden Rasse haben solche der Alpinen („Turanier"), begünstigt durch Klima und Bodenbeschaffenheit ihrer Wohnsitze, bereits große kulturelle Fortschritte gemacht, sich über das Neolithikum erhoben, indem sie es lernten, ihre Geräte und Werkzeuge aus M e t a l l herzustellen.

Solche alpine und mongoloide Völker sind in erster Linie die Sumerier (doch wollen andere sie der blonden Rasse zuteilen) als Schöpfer der babylonischen Kultur im Zweistromlande. Ferner die Elamiten, ihre östlichen Nachbarn in Persien, die Hethiter (von anderen einer wesensfremden Rasse zugeteilt) im westlichen Kleinasien, im fernsten Osten die Koreaner und Japaner, in Europa die Iberer, Veneter, Etrusker und Basken. In unserem Erdteil erhielten sich Rasse und Sprache relativ rein nur in den Basken Spaniens und den Bewohnern von Wales in England und Irland, während in anderen Ländern die turanischen Sprachen von den indogermanischen verdrängt wurden, das turanische Blut aber sich mit dem der blonden Rasse vermischte und es stellenweise sogar aufsog.

Der Fortbestand der Basken und Iren lehrt, daß ein Volk, wofern es nur über eine genügend große Individuenzahl verfügt und in armen Ländern wohnt, die wenig Anreiz bieten es durch Vernichtung zu beseitigen, sehr wohl auch die größten weltgeschichtlichen Katastrophen überstehen kann. Hier sehen wir deutlich den Einfluß der Zahl in der Geschichte. Wir lernen aber auch die Landesgeographie werten. So unentbehrlich reiche Küstengliederung und dadurch Verkehr mit den Nachbarn für frühe Kultur und den so überaus wichtigen Kulturaustausch ist (Endosmose), so segensreich ist Unzugänglichkeit für kleine Völker. Das lehrte Atropatene in den Eroberungsfeldzügen eines Alexander, Albanien bis zum Weltkriege.

Die außerordentliche Bedeutung der geographischen Lage eines Landes wird in Amerika besonders klar. Während etwa die großen Überschwemmungen der ungeheuren Länder östlich der Kordillieren und Anden nahezu unüberwindliche Hindernisse für feste Wohnsitze boten, während der tropische Reichtum Südamerikas die Anspannung aller Kräfte nicht erforderlich machte, finden wir im flußarmen Westen die ersten Kulturprovinzen.

Hier mußte der Peruaner mit Anstrengung aller Kräfte die Existenzmittel erarbeiten. Andererseits sorgte eine gütige Natur aber auch dafür, daß der Schweiß nicht nutzlos vergossen wurde. Auf dieser Grundlage konnte ein Staatengebilde entstehen, das zu den kunstvollsten der Weltgeschichte gerechnet werden muß.

Ganz ähnliche Verhältnisse bestanden in Mittelamerika mit seiner vieltausendjährigen Kultur. Die friedlichen Maya, ein hochintelligentes Volk, hatte sie in den heutigen Provinzen Chiapas und Tabasco der Republik Mexiko und den angrenzenden Landstrichen bis zum See von Nicaragua geschaffen, mit dem Antlitz dem Golf von Mexiko zugewandt.

Beide Kulturen, die von Mexiko und die von Peru, bestätigen wie außerordentlich weit ein Volk auch ohne Kenntnis der Metalle fortschreiten kann. Denn wenn hier auch Gold und Silber zu Schmuckzwecken diente, so fand Metall zu Geräten doch so gut wie keine Verwendung. Der komplizierte Kalender der Mayavölker setzt eine vieltausendjährige Beobachtung der Gestirne voraus, sie aber war erforderlich für ein ackerbautreibendes Volk. So wird die Astronomie zur ältesten Wissenschaft der Menschheit. Die Maya besaßen sowohl eine Zeitrechnung, die besser war, als die europäische bis zur gregorianischen Verbesserung des Kalenders, als auch ein Zahlensystem, das dem der Griechen und Römer weit überlegen war.

Ihre gewaltigen Bauwerke sind mit einer Schrift bedeckt, die, wenn wir sie auch noch nicht zu entziffern gelernt haben, doch zweifellos l a u t l i c h e n Charakter trägt und damit bereits die ideographische oder hieroglyphische Phase überwunden hatte. Hier handelt es sich also bereits um geschichtliche Völker, die ihre Taten selbst aufzeichneten.

Ein lehrreiches Beispiel für die Wesensgleichheit des menschlichen Geistes ist die Entstehung des Lehnswesens. Dieses tritt wohl überall bzw. immer dann auf,

wenn bei noch nicht entwickelter Geldwirtschaft ein großes stets aktionsbereites Heer gehalten werden muß. Als Entschädigung werden dem waffenführenden Adel Land und Leute überwiesen. Dieses Lehnswesen bildete das stolze Fürstengeschlecht der Cocomes in Mayapan aus, es tritt uns in Japan so gut entgegen, wie im Inneren Afrikas und in der mittelalterlichen Geschichte Europas, aus der es erst seit dem Dreißigjährigen Kriege verschwindet.

Es hat für uns keinen Wert an dieser Stelle den Gang der Kultur und Zivilisation zu verfolgen. Uns genügt die Tatsache, daß die Völker bei ihrem Eintritt in die Geschichte genau so wohlcharakterisierte Anlagen besitzen, wie die Individuen bei ihrer Geburt. So wenig man ein phlegmatisches Temperament durch Erziehung in ein cholerisches verwandeln kann, so wenig können wir in der Geschichte durch irgendwelche Einflüsse den Charakter wesentlich ändern. Es wird sich stets nur um Modifikationen an der Peripherie handeln, und diese selbst vollziehen sich nur in langen Zeiträumen.

Wenn Lamprecht durch seine Psychologisierung der Geschichte die letzten Rätsel lösen zu können glaubt, so ist ihm dies doch nur zum kleinsten Teil gelungen. Es sei durchaus nicht bestritten, daß diese geniale Einteilungsweise sehr viel Wahres enthält, daß die Seele primitiver Völker große Verwandtschaft mit der unserer Kinder hat, um dann mehr und mehr der der Erwachsenen zu ähneln. Aber selbst wenn seine ganze Einteilung völlig richtig wäre, so brächte auch sie uns der Frage nicht näher, wie es denn kommt, daß die Seele sich so wandelt? Warum denn trotz der im wesentlichen gleichartigen Konstruktion des Menschen aller Zeiten und Länder, trotz der Äquivalenz von Ursache und Wirkung, die unser Kausalitätsbedürfnis fordert, durchaus nicht immer die gleiche e r k e n n b a r e Ursache auch die gleiche erkennbare Wirkung ausübt.

Mag das verschiedene Temperament, die verschie-

dene Reaktionsgeschwindigkeit der Völker auf alle Reize eine Folge des Klimas sein, oder abhängig von verschiedenen Faktoren: Lebensweise, Tradition, Nahrungsweise, Religion usw. So viel ist sicher, daß von einem gewissen Augenblicke der Geschichte an die Nationen uns als Individualitäten entgegentreten, die in ganz bestimmter Weise auf Reize reagieren. Die ganz bestimmte Anpassungserscheinungen an Religionen, Regierungsformen, Sitten usw. zeigen, kurz, die neben Merkmalen, die sie mit allen auf gleicher kultureller Höhe stehenden teilen, noch andere und zwar wesentliche besitzen, die sie von allen andern unterscheiden. Darum ist es so außerordentlich schwierig künftiges zu berechnen.

Wie ein Funken ganz anders wirkt, ob er in ein Faß mit Spiritus, mit Schießpulver oder mit Dynamit fällt, wiewohl in allen Fällen eine Explosion eintritt, so wirken die gleichen Anlässe auch in verschiedener Weise auf die diversen Völker. Und wie dieselbe seelische Erschütterung, dieselben Enttäuschungen den einen zum Verbrecher machen, den andern zum guten Menschen, im einen die Genialität freimachen, im andern aber andere Kräfte, den einen kräftigen, den andern vernichten, so ist es auch in der Geschichte. Diese Wirkung ist abhängig von den Anlagen, diese aber vom Schicksal als Resultante der allerverschiedensten Faktoren in allerverschiedenster Mischung.

Aufgabe der historischen Forschung ist es nun nachzuweisen, wieviel und wie beschaffener Sprengstoff — um beim obigen Beispiel zu bleiben — vorhanden ist, und das läßt sich nur von Fall zu Fall entscheiden. So wenig es zwei identische Individuen gibt, so wenig zwei identische Völker oder Staaten. Die gleiche Ursache bringt daher die gleiche Wirkung nur insofern hervor, als die Voraussetzungen auch ganz genau dieselben sind. Wie bei physikalischen oder chemischen Experimenten. Darum müssen die historischen Gesetze sehr allgemein gefaßt werden, wenn sie auf Allgemein-

gültigkeit und ausnahmslos richtige Anwendung Anspruch erheben können.

Wie ich sagen kann: jedes Individuum hat Furcht und Gewissen, aber durchaus nicht sagen kann, daß jedes Individuum dasselbe fürchtet oder den gleichen Inhalt des Gewissens hat, so kann ich natürlich auch sagen: keine große Nation kann in ihrem Volkstum völlig untergehen, ich kann aber nicht zahlenmäßig die erforderliche Größe angeben, weil zur Zahl noch sehr viele mitbestimmende Faktoren treten, etwa das Nationalbewußtsein, die historische Tradition, die geographische Lage und anderes mehr.

Wenn ich daher auch viele Erfahrungsregeln kenne, die ich teils selbständig fand, teils andern Autoren verdanke, so suchte ich nach einer möglichst umfangreichen Formulierung, die zwar nur geringeren Inhalt hat, dafür aber auch die größte Anwendungsmöglichkeit besitzt. Diese werden wir im folgenden Kapitel kennen lernen.

Zehntes Kapitel

Das Kausalgesetz der Weltgeschichte

Als bestimmte Individualitäten, bestimmt durch vieltausendjährige Einwirkung der im vorigen Kapitel betrachteten Faktoren (Ernährungsweise, Klima, Bodenbeschaffenheit, geographische Lage, Nachbarn) auf die schon vorhandenen seelischen Anlagen, über deren Wurzel wir gar nichts wissen, da alle Psychologie ja von der Voraussetzung des Vorhandenseins einer Seele ausgehen muß, treten die Völker zu verschiedenen Zeiten in das Licht der geschriebenen Geschichte. Sei es, daß sie es selbst lernten ihre Taten aufzuzeichnen, sei es, daß fortgeschrittenere Nachbarn, etwa die Römer als solche der Germanen, über diese berichten. Reden wir daher von einer „geschichtslosen" Zeit, so heißt das nur, daß wir diese Geschichte nicht oder doch nur sehr unvollkommen kennen. Die sogenannte „Geschichte" nimmt einen winzigen Bruchteil der tatsächlichen Vergangenheit der Rassen und Völker ein.

Wir wollen nun die Ursachen und den Modus aufdecken, die die Weiterentwicklung dieser Völkerindividualitäten bestimmen, das heißt, analog der Individualpsychologie zeigen, wie bestimmte Reize auf sie entsprechend der Verschiedenheit ihrer Charaktere, Anlagen und Reaktionsgeschwindigkeit wirken, was, wie wir sahen, die Feststellung einer gleichen Reaktion auf gewisse andere Ursachen nicht ausschließt.

Unsere Gesetze gelten demnach zunächst nur für in das Licht der Geschichte bereits eingetretene Völker, nicht aber für Naturvölker und kleine Volkssplitter, sind aber trotzdem sowohl auf die Vorzeit, als auch auf die Zukunft anwendbar. Denn es handelt sich um Naturgesetze, gewonnen, wie alle, aus der Erfahrung.

Es ist ein großer Irrtum der modernen Forschungsmethoden anzunehmen, daß nur das willkürlich wiederholbare Experiment einer Beobachtung Beweiskraft verleihe. Damit würden wir etwa die Astronomie, die älteste aller Wissenschaften, entthronen, da ja sie sich ausschließlich auf Beobachtung der Erscheinungen beschränken muß. Daß sie trotzdem die Aufstellung von Gesetzen erlaubt, weiß jedermann. Dasselbe gilt von der Geschichte. Es gilt auch von der Individualpsychologie, in der die Anwendungsmöglichkeit des Experimentes außerordentlich beschränkt ist. Wenn nicht jeder in gleicher Weise auf gleiche Reize reagiert, nicht zum zeitlichen oder räumlichen Fernsehen, zum Gedankenlesen oder zu Telepathie veranlagt ist, so erlaubt das bei Nachprüfung doch nur d i e s e n Schluß, nicht aber den, daß deshalb die genannten Fähigkeiten überhaupt nicht existierten. Und wenn Völker auf gleiche Reize nicht gleich reagieren, so kann das doch auch nur den Schluß zulassen, daß sie eben a n d e r e A n l a g e n besitzen, als diejenigen, auf Grund derer die bisherigen Resultate ermittelt wurden.

Wenn wir daher nachstehend versuchen die Gesetze der Mechanik, Biologie, Individualpsychologie usw. auf die Geschichte anzuwenden im Glauben damit Allgemeingültiges gefunden zu haben, so liegt es auf der Hand, daß die obigen Erwägungen zu beachten sind.

Zur Zukunftsberechnung kommt es vor allem auf eine richtige A n w e n d u n g der ermittelten Gesetze und Regeln an. Es leuchtet ein, daß diese, genau wie die ärztlichen Heilmittel, nur auf Grund einer sehr genauen Kenntnis der Verhältnisse, auf die sie Anwendung

finden sollen, möglich ist. Die Befürchtung, daß man mit meinen Gesetzen sehr wenig wird anfangen können, gilt nicht für mich, wie wir bereits am richtigen Eintreffen meiner früheren Vorhersagen erkannten und bald am Beispiel Deutschlands, das eingehend betrachtet werden soll, noch sehen werden.

Wir bewiesen im vorigen Bande, daß es ein Fatum gibt.

Die Individuen, wie die Völker, glauben an absolute Willensfreiheit. Dieser Glaube aber ist Illusion. Es gibt nur eine ganz beschränkte Wahlfreiheit, für den einzelnen so gut, wie für die Völker. Nur daß beide in den allerseltensten Fällen wissen, wann das unentrinnbare Schicksal ihnen gegenüber steht.

Das widerspricht der Kausalität durchaus nicht, wie wir sahen. Es würde ihr auch nicht widersprechen, wenn die Willensfreiheit absolute Illusion wäre und es keinerlei Wahlfreiheit geben würde, denn wenn das Schicksal (Kismet, Fatum) uns dann auch unentrinnbar alles und jedes zugewiesen hätte, so wären wir trotzdem noch Herren im Rahmen unseres Karmas.

Da es aber, wie früher ausgeführt, keine absolute Willensfreiheit, selbst in scheinbar noch so willkürlichen Handlungen gibt und geben kann, da, wie jedermann weiß, die „Verhältnisse“ stärker sind als der Mensch, da wir überdies zwar die Wahl zwischen Handlungen haben mögen, aber nicht wissen können, ob unser Wollen uns nicht bestimmt ist, da es auch einen Zufall gibt, mag dessen Bereich auch noch so winzig klein sein, so ist keinesfalls Willensfreiheit, sondern nur Wahlfreiheit vorhanden, für die einzelnen, wie für die Völker, wenn ihr Bereich auch minimal sein mag. Aber, wie betont, dieses winzige Etwas ist oft das Ausschlaggebende.

Als Gelehrte haben wir selbstverständlich stets die Kausalität, die Äquivalenz von Ursache und Wirkung,

zu betrachten. Denn nur die wirkenden Ursachen in der Vergangenheit können wir teilweise oder ganz ermitteln, während wir hinsichtlich des Schicksals auf Vermutungen angewiesen sind. Ich für meine Person bin der festen Überzeugung, daß *die wahren Ursachen stets transzendentaler Natur sind*. Was wir in der Welt der Erscheinungen für Ursachen halten, sind inWahrheit nur *Auswirkungen* dieser transzendentalen Ursachen. Wenn Oswald Spengler im 1. Bande seines „Untergang des Abendlandes" fünf Jahre nach dem Erscheinen meines Werkes, aber ohne damals etwas von seiner Existenz zu wissen, für den Schicksalsgedanken gleichfalls eintritt, so möge er als wertvoller Bundesgenosse begrüßt sein, so wenig er, wie der 2. Band beweist, ganz auf der Höhe steht. Zugleich lehrt es aber auch, daß eine tiefere Geschichtsbetrachtung, als die herkömmliche und heute noch von der offiziellen Wissenschaft vertretene, sozusagen in der Luft liegt. Spengler lehnt den Kausalitätsbegriff in seiner Anwendung auf die Geschichte durchaus ab und sieht in der Entwicklung der Kulturen Vorgänge, die der Biologie verwandt sind. Mein Werk beweist, daß ich im wesentlichen seine Anschauung teile. Aber auch biologische Vorgänge sind kausal bewirkt, nur daß wir den Modus bzw. die treibenden Kräfte nicht kennen. Ich gebe ohne weiteres zu, daß auch ich die letzte Ursache nur ahne, und daß deshalb der Titel dieses Werkes mehr verspricht, als es halten kann. Immerhin glaube ich mich den Ursachen weiter genähert zu haben, als es bisher der Fall war. Ich gebe zu, daß es sich lediglich um Erfahrungen handelt, um eine zeitliche Aufeinanderfolge, allerdings gilt dies ja nach Hume generell von allem, was wir über Ursache und Wirkung aussagen können.

Auf die Gefahr hin wieder einmal von der gelehrten Zunft und allen jenen, die auch nichts von Philosophie und Geschichte verstehen, ausgelacht zu werden, möchte

ich meine Gedanken kurz entwickeln: Bei allen irdischen Vorgängen haben wir es niemals mit letzten Ursachen, sondern nur mit Wirkungen zu tun. Wir sehen immer nur die Marionetten auf dem Puppentheater und glauben die Ohrfeige des Ritters habe den Kasperl umgeworfen. Tatsächlich waren dies aber die Hände des Puppenspielers, die sich der Schnüre bedienten. Sie sind die — nächste — wahre Ursache. Im Völkerleben, wie in dem des Einzelnen ist es das Schicksal, durch kosmische Kräfte wirkend, durch die Astrologie — die aber hinsichtlich mundaner Ereignisse noch in den Kinderschuhen steckt — berechenbar, das den Händen entspricht. Nun aber gelangen wir erst auf der dritten und höchsten Ebene zur letzten und endgültigen Ursache, dem Textdichter! Und diesem entspricht in der Geschichte Gott, „d a s G u t e", die mathematisch genaue Gerechtigkeit und Wiedervergeltung, jene höchste Instanz, die die Äquivalenz der Lust- und Unlustgefühle verbürgt. Da ich in meinem nächsten im gleichen Verlage erscheinenden Werke — dem 2. Teil von „Gespenster und Spuk" — hierauf näher eingehen werde, mögen diese Andeutungen genügen.

Im vorliegenden Werke bewegen wir uns nun auf dieser Ebene der Welt der Erscheinungen und gehen empirisch vor. Wir suchen Symptome festzustellen.

Abweichend von den andern Geschichtsphilosophien wollen wir hier lediglich die Frage ins Auge fassen, wie die Nationen und Staaten wachsen und vergehen, d. h. auf Grund welcher Gesetze oder Erfahrungsregeln sich ihr Leben abspielt, um dadurch Handhaben zu gewinnen zur B e r e c h n u n g ihrer Zukunft. Wir lernen es dadurch einerseits dem Unentrinnbaren gefaßt ins Auge zu sehen, andererseits aber vermeidbares Unheil vernunftmäßig zu bekämpfen.

Denn wie Ostwald richtig erkannte, muß es eine der wichtigsten Aufgaben der Wissenschaft sein, die Zukunft zu berechnen, möglichst weitblickend zu er-

kennen, welche Folgen sich aus bestimmten Erscheinungen oder Maßnahmen ergeben. Hinfort wird niemand als Historiker gelten können, der diese Fähigkeit nicht besitzt. Nur wer die Zukunft berechnen kann, wie der Astronom, steht auf der Höhe seiner Wissenschaft.

Das war bisher nicht oder doch nur sehr unvollkommen der Fall, wenn auch nicht verschwiegen werden soll, daß Ratzel den Untergang der Burenrepubliken aus ihrer geographischen Lage zu erschließen vermochte. Mit einer solchen einzelnen Ermittlung ist jedoch nicht viel gewonnen. Die große Masse der Historiker steht heute noch auf dem Standpunkte der Annalenschreiber. Sie registrieren nur Einzelfälle und Einzelschicksale, die dann auf Grund einer kümmerlichen Konstruktion, eines Parteiprogramms aneinander gereiht werden. Das geistige Band fehlt. Sie sind Ziegelbrenner, weiter nichts.

Wir müssen es lernen, analog den divinatorischen Wissenschaften, die aus gewissen Anzeichen die Zukunft der Individuen mit großer Wahrscheinlichkeit zu ermitteln gestatten, auch die der Völker und Staaten vorherzusehen, denn nur dann wird die Politik zu einer erlernbaren Wissenschaft, die es nicht mehr nötig hat in den meisten Fragen im Dunkeln zu tappen und auf Kosten des Wohles der Völker zu experimentieren.

Gewisse Ähnlichkeiten der beginnenden römischen Kaiserzeit mit der Gegenwart, die Aufeinanderfolge vieler politischer, wirtschaftlicher und kultureller Erscheinungen in der Reihenfolge: England — Frankreich — Deutschland sind zwar bekannt, in ihrer außerordentlichen praktischen Bedeutung jedoch noch nicht im entferntesten erkannt.

Zum erstaunlichsten gehört ein noch unveröffentlichter Aufsatz des Frhr. v. Stromer, den er die Freundlichkeit hatte mir zuzusenden. Danach folgt die Geschichte Englands, der Roms in allen wesentlichen Ereignissen in einem Abstand von fast genau 1800 Jahren. Wir stehen jetzt in der Zeit Trajans, der Weltkrieg ent-

spricht dem Partherkriege von 114—117!! Man begeht immer den Fehler die Geschichte Europas mit der Roms zu vergleichen ohne zu berücksichtigen, daß die europäischen Nationen keineswegs „gleichaltrig" d. h. aequivalent sind. Nur für die politische Geschichte Englands ist darum die Differenz von 1800 zutreffend. Nach Stromers System folgt aber die Frankreichs in einem Abstand von etwa 150, die Deutschlands in einem solchen von etwa 300 Jahren, so daß schon dies klar beweist, daß die Gleichsetzung Europas, als Einheit aufgefaßt, und seiner Geschichte mit der Roms durchaus verfehlt sein muß. Da manche meiner Ausführungen sonst unverständlich bleiben, muß ich bei jedem Leser die Vertrautheit mit den eingangs angeführten Schriften Stromers voraussetzen.

Wenn auch eine mechanische Anwendung der in andern Staaten und bei andern Nationen gemachten Erfahrungen sich mit Rücksicht auf die Verschiedenheiten der Anlagen der genannten Nationen verbietet — so verläuft etwa die mittelalterliche Geschichte Frankreichs zentripetal, die Deutschlands zentrifugal, im ersteren Lande vollzieht sich die Entwicklung im Sinne einer Stärkung der königlichen Gewalt, in Deutschland aber einer Erstarkung der lokalen Gewalten — so darf und muß der Historiker doch die Nutzanwendung aus vielen Vergleichsmomenten ziehen.

Doch so wichtig, ja unentbehrlich zur Zukunftermittlung diese Vorbilder auch sind, wir versuchen, ohne sie natürlich aus den Augen zu verlieren, auch auf anderem Wege uns der Lösung zu nähern. Stromers geniale Einteilung in Völkerkreise, seine „Weltuhr", die ich rückhaltlos anerkenne, und die ihn zum Kopernikus der Weltgeschichte stempelt — Spengler hat so wenig die Bedeutung erfaßt, daß er sie, hoffentlich nicht aus unschönen Motiven, gleich meinem, ihm gleichfalls bekannten Werke im 2. Bande sogar totschweigt, wodurch er sein eigenes Werk zur Tagesberühmtheit degradiert —sind rein phänomenologisch. Sie stellen die Frage nach dem Warum niemals.

Wäre das Schicksal durchaus und in allem unentrinnbar, dann ist die Ermittlung der Ursachen auch bedeutungslos. Ich stehe aber ja auf dem Standpunkt, daß sich manches mildern läßt und halte deshalb die Aufdeckung der Ursachen für sehr wichtig.

Betrachten wir zunächst die für den Untergang von Staaten und Völkern.

Wie der körperliche Tod der Individuen zwar eine durch lückenlose Induktion erhärtete Erfahrungstatsache ist, jedoch nicht auf zwingender Kausalität beruht, wenn wir darunter mehr verstehen als Hume, ein inneres Band, das allerdings mehr Glaubenssatz und Gemütsbedürfnis, als Forderung der Logik ist, so ist auch der Untergang von Staaten und Völkern weiter nichts, als eine Erfahrungstatsache. Im Unterschiede zum Tode des Individuums beruht diese aber nicht auf lückenloser Induktion.

Es gibt Staaten und Völker, die niemals vertilgt wurden und wohl auch niemals vertilgt werden. Sei es, weil die Anzahl der Individuen so groß ist, daß diese Masse allen Erschütterungen und Eingriffen von außen standzuhalten vermag — das gilt etwa von den Chinesen —, sei es, daß eine günstige geographische Lage, die Unzugänglichkeit oder Armut des Gebietes, die dem Eroberer keinen Anreiz gewährt — etwa bei den Basken, Tibetanern, Albanesen oder in Atropatene (Aserbeidschan), wurden doch beide letztgenannten Länder zum ersten Male im Weltkrieg erobert — ihre Dauer garantieren. Oder auch, daß das feste Gefüge der Rasse in Verbindung mit religiösen Momenten die Nationen mitten unter fremden Völkern und in fremden Staaten ihr Sonderdasein führen läßt, was für die Juden oder Zigeuner zutrifft. Endlich wird die Kombination verschiedener beharrender Faktoren auch kleinen Volkssplittern Dauer verleihen.

Immerhin sind Staaten und Völker, die im Wandel der Zeiten sich behaupten konnten, relativ selten. Die Erfahrung lehrt vielmehr, daß auch diese ähnlichen

Gesetzen unterworfen zu sein scheinen, wie die Individuen, daß auch hier auf eine Blüte der Verfall folgt. Von einer generellen Notwendigkeit ist allerdings keine Rede. Vielmehr besteht begründete Aussicht, daß mit Ermittlung der Ursachen des Verfalles auch die Möglichkeit oder gar Wahrscheinlichkeit besteht, ihm zu steuern oder doch ihn zu verzögern. Das aber ist bei Kulturstaaten von ausschlaggebender Bedeutung, vom höchsten Werte für den Fortschritt der Menschheit, da durch dieses Verzögern minder entwickelte Völker Zeit haben sich auf eine höhere Stufe der Gesittung zu erheben.

Wenn es auch bisher nicht ausdrücklich betont wurde, so versteht es sich doch von selbst, daß ich als Schüler Lamprechts hinsichtlich der Rassen und der von ihnen erzeugten Kulturen den Standpunkt Stromers und Spenglers teile. Die kindliche Einteilung in Altertum, Mittelalter und Neuzeit besteht lediglich zurecht, wenn wir sie auf ein und dieselbe Kultur, diese als Individuum betrachtet, anwenden. Dann fällt etwa die Neuzeit der alten Ägypter mit Altertum und Mittelalter der Griechen zeitlich zusammen, die Neuzeit der Römer mit dem Altertum der Germanen. Die Kultur der christlichen Staaten des Abendlandes durchläuft selbstredend genau so gut ihr Altertum, Mittelalter und Neuzeit, wie es die der alten Ägypter und der antiken Griechen und Römer tat. Voraussetzung ist hierbei jedoch stets, daß eine Kultur nicht — wie etwa die der Jnka oder Maya — von außen gewaltsam zerstört wird, was dem gewaltsamen Tode des Individuums gleichzusetzen wäre. Deshalb wissen wir Europäer, die wir etwa im Jahre 120 nach Chr. der römischen Entwicklung stehen — jedoch mit zeitlichen Abständen zwischen den einzelnen Nationen —, daß wir noch mindestens zwei Jahrhunderte kultureller Entwicklung vor uns haben, bis wir den Zustand spätrömischer Greisenhaftigkeit erreichen und bis wir gegen den Osten um unsere Existenz kämpfen müssen.

Hier wollen wir bemerken, daß Spenglers zeitliche Parallelismen zum großen Teil falsch sind. Richtig sind allein die Stromers, der etwa den Novembersturm 1908 mit der Petition of Rhigts von 1628 gleichsetzte und mir damals schon sagte, wir würden, wenn sein System richtig sei, 1918 unsere Revolution haben. Genau so berechnete er aufs Jahr genau die in Böhmen. Wer daher Stromers Schriften nicht studiert hat, mag er auch im einzelnen anderer Meinung sein, wird blind bleiben den großen Perioden historischen Geschehens gegenüber. Er möge Klostergeschichten schreiben, oder politisch kannegießern, zu mehr reicht es nicht. Ähnliches gilt von den Gesetzen, die Rudolf Mewes gefunden hat.

In diesem Sinne schrieb mir auch Fritz Noetling, der Verfasser des bedeutenden Werkes „Die kosmischen Zahlen der Cheopspyramide" (Stuttgart 1921), dessen Berechnung unserer Geschichte auf Grund der kosmischen Zahl mit den Zahlen Stromers erstaunlich harmonieren. Es wäre indiskret hier mehr zu verraten.

Dagegen nehme ich seinen Vorschlag die geologischen Termini „synchron" und „äquivalent" auf die Geschichte zu übertragen gern an. Dann sind die englische, französische und deutsche Revolution äquivalent, aber nicht synchron. Dagegen ist die russische Revolution, die einer ganz andern Entwicklungsphase entspricht, als die genannten drei zwar der unsern synchron, aber nicht äquivalent. Die den genannten äquivalente Revolution wird Rußland nach Stromers System erst etwa zwischen 2070 und 2080 erschüttern.

Jede Nation und jedes Staatswesen kann sich nur behaupten oder doch entwickeln im Kampfe mit anderen Nationen und Staaten. Diese Konkurrenz, dieser Daseinskampf bildet verschiedene Eigenschaften aus, die sie zu diesem Kampfe befähigen, dem Gegner überlegen machen. Es tritt eine Spezialisierung ein, die nach dem Gesetz der progressiven Vererbung leicht zu einer

Hypertrophie führen kann, die eine Rückbildung und damit Anpassung an die im Laufe der Zeit gewandelten Verhältnisse unmöglich macht.

So beruhte etwa Spartas Daseinsmöglichkeit inmitten feindlicher Völkerschaften auf ganz einseitiger Ausbildung der kriegerischen Tüchtigkeit. Durch Lykurgs Gesetzgebung wurde alles ferngehalten, was irgendwie geeignet erschien diese kriegerischen Talente zu gefährden. Wir sehen, daß diese sich zwar in außerordentlicher Weise entfalteten, die andern Fähigkeiten aber verkümmerten. Während das übrige Griechenland eine beispiellose Blüte von Kunst und Wissenschaft, von Handel und Industrie erlebt, stagniert Sparta, wird dadurch im Wirtschaftskampfe überflügelt und muß desto sicherer zugrunde gehen, als die fortgesetzten Kriege mit einem Menschenverlust verbunden waren, den die kleine Nation auf die Dauer nicht bestreiten konnte. Sparta ging also an Hypertrophie der gleichen Eigenschaften zugrunde, denen es seinen Bestand und seine Größe einst zu danken gehabt hatte.

Ähnlich in Rom: im Kriege erstarkt, durch fortgesetzte Eroberungen und Unterwerfungen fremder Länder sieggewohnt, dehnte sich das Reich immer weiter aus. Es fraß Länder, zu deren Verdauung ihm auf die Dauer die Kräfte fehlten. Die Bevölkerung Italiens, groß und tüchtig genug das eigene Land gegen alle Angriffe zu verteidigen und die Nachbarn zu unterwerfen, konsumierte sich in ununterbrochenen Kriegen. Die Zahl der Unterworfenen besiegte die geringe Zahl der Herren, rein mechanisch. Schließlich blieb fast nur mehr der römische Name, die römische Organisation übrig, ein Adernsystem gefüllt mit fremdem Blute. Es gab in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung zwar noch ein römisches Reich, aber kein römisches Volk mehr.

Ähnlich wird in absehbarer Zeit das Schicksal Englands sein. Auch dieses Weltreich, in seiner Ernährung

ganz abhängig von den unterworfenen Ländern, wird mit dem Moment zugrunde gehen, wo die Provinzen ihm entrissen werden. Dieser Augenblick muß aber mit Notwendigkeit eintreten, da die numerisch zu schwache Bevölkerung des Inselreiches viel zu große fremdrassige Volksmassen unterwarf. Wenn aber die Weltherrschaft zusammengebrochen ist, dann wird es zu spät sein im engeren Rahmen die alte Tüchtigkeit neu zu entfalten. Das Volk verlernte die Bestellung der Ackerscholle, diese Vorbedingung dauernder Kraft.

Was ich hier in der Erstauflage schrieb, ist durch den Weltkrieg in greifbare Nähe gerückt. Denn England, das nach außen über die ganze Welt triumphiert und Beweise seiner ungeheuren Macht und seines bewunderungswürdigen Organisationstalentes erbrachte, hat tatsächlich von der hohen Warte des Welthistorikers aus betrachtet, den Krieg v e r l o r e n. Griff es zum Schwerte, weil es durch Deutschlands ungeheuren Kräftezuwachs das Gleichgewicht der Kontinentalmächte gestört glaubte, so ist nunmehr Frankreich die unbestrittene Vormacht in Europa, dem niemand — zunächst — die Spitze zu bieten vermag. An die Stelle der relativ schwachen deutschen Flotte ist die Amerikas mit unübersehbaren Ausbaumöglichkeiten getreten. Zudem scheint die See ihre weltbeherrschende Bedeutung an die Luft verloren zu haben. Hier aber hat Frankreich die Suprematie und kann London in einer Stunde erreichen. Der Kanal ist kein Hindernis mehr. Ihn überschießen auch ferntragende Geschütze. Endlich steht ein ungeheurer Aufstand in den englischen Kolonien bevor, der das Weltreich, das größte seit der Römerzeit, auch in den Grundfesten erschüttern würde, selbst wenn es gelänge ihn niederzuschlagen. Daß die Weltzentrale des Handels und Geldwesens infolge des Krieges von London nach New York verlegt wurde, ist allgemein bekannt. So wurde der mühsam errungene Sieg für England ein Pyrrhussieg, von dem es sich nie mehr

ganz wird erholen können. Das Zenith wurde mit dem Friedensschluß von Versailles erreicht, jetzt geht es, wenn auch langsam, bergab. Der Niedergang Englands ist aber nicht nur für Europa, sondern für die Menschheit ein Verlust.

Auch Preußen wurde inmitten von Feinden und im Besitz eines armen Landes groß durch die hohe moralische Tüchtigkeit seiner Bürger. Kriegerischer Mut und militärische Disziplin, peinliche bureaukratische Gewissenhaftigkeit des Beamtenheeres, Unterordnung jedes Bürgers unter den Staatsgedanken bilden das Fundament dieses Staatswesens, die Voraussetzung zu seiner welthistorischen Bedeutung.

Aber die Zeit schreitet fort und mit der Wandlung des Zeitgeistes vollzieht sich auch eine solche der zu lösenden Aufgaben, der Mittel, die diesem Zweck angemessen sein müssen. Wenn die militärische und organisatorische Tüchtigkeit der Preußen, ganz wie die gleichen Eigenschaften der Römer, auch heute noch und in Zukunft wertvoll und unentbehrlich sein werden, so hat sich doch der bureaukratische Geist der Pedanterie überlebt. Gelingt es nicht, ihn noch rechtzeitig abzulegen, die Bevormundung der Bürger auf das Notwendigste zu beschränken, dann wird Preußen an denselben Ursachen zugrunde gehen, denen es seine Größe zu danken hat. Denn es macht sich dadurch im In- und Auslande ganz unnötig unbeliebt, erzeugt Spannungen, ohne die Ventile zu öffnen. Diesen vor dem Zusammenbruch geschriebenen Worten darf ich heute hinzusetzen, daß es Preußen wieder gelingen wird seine alte Stellung, ja mehr als das, zurückzugewinnen, wenn auch zunächst Süddeutschland im Wiederaufbau vorangehen wird.

Es ist für alle Zeiten eine Experimentalaufgabe der Regierungskunst, mit einem *Mindestaufwand* von Mitteln einen möglichst großen Nutzungskoeffizienten zu erzielen. Das heißt Staatskunst. Sie ist unvoll-

kommen, wenn der Staat dem Individuum so große Freiheiten einräumt, daß dadurch die höchste Ausnutzung s e i n e r Kräfte gefährdet wird. Das geschieht etwa, wenn die Gestattung der Latifundienwirtschaft weite Landstriche entvölkert, oder wenn das Manchestertum zur Vernichtung ganzer Volksschichten führt, die zwar wirtschaftlich schwach, intellektuell mäßig begabt sind, aber in ihrer Masse doch wertvolle Bestandteile der Allgemeinheit bilden.

Die griechischen Kleinstaaten gingen zugrunde an der übermäßigen Freiheit, die dem einzelnen auf Kosten des Gesamtorganismus bewilligt wurde. Die Gefahr einer Pöbelherrschaft auf der einen Seite, die einer brutalen Vergewaltigung der Massen auf der anderen, ist groß, wenn der Staat dem einzelnen zu viel Aktionsfreiheit einräumt. Der Zusammenbruch der Türkei 1912 war eine Folge der mißverstandenen „Freiheit" und „Gleichheit", genau wie es bei uns der Fall war.

Andrerseits ist die Regierung eines Landes mangelhaft, wenn durch sie die Freiheit des Bürgers derart eingeschränkt wird, daß dadurch die höchste Ausbildung s e i n e r Anlagen verhindert wird. So in Polizeistaaten mit ihrem Bevormundungssystem und im alten Deutschland, speziell in Preußen, wo der S c h u t z mann zum treuen und unentbehrlichen Begleiter des Staatsbürgers von der Wiege bis zum Grabe wurde. Dies erzeugte ein Geschlecht, das, an Bevormundung und Leitung gewöhnt, ratlos und maßlos wurde mit dem Augenblick, wo sie fehlten. Im Vergleich zum freien, stolzen, sich selbst beherrschenden Engländer waren wir ein Sklavenvolk, zum wenigsten infolge der Zuvielregiererei, mehr deshalb, weil wir immer selbst nach dem Schutzmann riefen. Diese politische und menschliche Unreife erklärt auch das ungeheuerliche Benehmen bei unserer Revolution. Sklaven, die die Kette zerbrachen, sind stets die gewalttätigsten Tyrannen!

Ideal ist jene Regierungsweise und Regierungsform,

die zugleich höchste Energieentfaltung von Staat und Individuum verbürgt. Die englische nähert sich diesem Ideal, hat jedoch durch Schwächung der Macht des Oberhauses, dieses notwendigen stabilen Faktors in jedem Staatswesen, bereits den abschüssigen Weg beschritten. Die beste Regierung ist immer die, von der man am wenigsten merkt, deren Apparate ohne Reibungen und Geklapper funktionieren.

Es handelt sich jeweils um die experimentelle Festlegung der Grenzlinie, die die vitalen Staatsinteressen von den Individualinteressen scheidet. Diese ist von der Psyche der Untertanen abhängig. Da sich aber auch sie im Laufe der Zeit ändert — trotz relativer Konstanz der Rassencharaktere —, so muß sich die Verfassung und Regierungsweise den veränderten Verhältnissen anpassen. Es tobt ein ununterbrochener latenter Kampf zwischen den sich wandelnden Faktoren und der Konstanz der Staatsverfassung. Dieser Kampf ist segensreich, wenn er Kräfte weckt, ohne zugleich bedeutende Werte zu vernichten.

Wenn die Inkongruenz zwischen der Staatsform, den Gesetzen und deren Handhabung einerseits und den Bedürfnissen der Bevölkerung, ihrem Drang zur Entfaltung der Individualität groß wird, wenn sich also Regierungsform und -weise mit dem Inhalt nicht mehr decken, dann entstehen innerpolitische Spannungen, die zur Explosion treiben.

Zu den törichten Phrasen, die als Ursachen für den Untergang von Völkern und Staaten geprägt werden, gehört die vom „Sittenverfall", zumal wenn damit, wie dies die Regel ist, sexuelle Unmäßigkeit oder Perversität gemeint ist. Wie beim Individuum Ausschweifungen sehr wohl ein Zeichen überschäumender Lebenskraft sein können, so auch bei Völkern. Die kraftstrotzende Zeit der italienischen Renaissance lehrt das zur Genüge. Im Gegenteil geht ein gesteigerter Sexualdrang regelmäßig Hand in Hand mit den Erhebungsperioden der

Völker. Man denke an die französische Revolution, das Kraftmeiertum der Reformationszeit, das sich auch hier in der Kleidung, diesem vortrefflichen Spiegel des Zeitgeistes, kundgibt.

Wie läßt sich das heldenhafte Verhalten der preußischen Garde bei St. Privat, derselben Garde, die in der Garnison sehr wohl Wein und Weiber zu schätzen weiß, verstehen, wenn wir das Eunuchentum als Voraussetzung der völkischen Tüchtigkeit anerkennen wollen? Wie das gigantische vierjährige Ringen der angeblich so dekadenten Kulturvölker? Wie läßt sich das Heldentum der christlichen Ritter in Syrien und Palästina unter dem Gesichtswinkel der sexuellen Moral betrachten? Kraftvolle Naturen und kraftvolle Völker betätigen ihren Lebens- und Expansionsdrang selbstverständlich, und zwar mit in erster Linie, auf sexuellem Gebiete.

Wollen wir den Kryptoeunuchen alias Moralisten glauben, dann hätte die mohammedanische Welt mit ihrem Haremsleben schon längst vom Erdboden vertilgt sein müssen. Statt dessen nimmt sie trotz ständiger blutiger Kriege numerisch mehr zu, als die abendländischen Völker und das, wiewohl Abtreibung gesetzlich erlaubt ist! Umgekehrt hat das über tausendjährige antialkoholische Experiment des Morgenlandes bewiesen, daß die Freiheit vom „Lasten" des Weines keineswegs die Überlegenheit verbürgt.

Aber nicht nur der Maßstab der sexuellen Moral ist ganz falsch, wenn er an die Tüchtigkeit der Völker gelegt wird, auch die Verweichlichung, das Luxusbedürfnis ist niemals Ursache des Verfalls.

Die mittelalterlichen Ritter, die gepanzerte Barbaren gewesen sein mögen, waren ganz gewiß keine Schwächlinge. Aber sie trugen sich weibisch, sie badeten mit Rosenblättern, ließen sich von Frauen im Bade bedienen. Und die Römer, vor deren Namen der Erdkreis von den Säulen der Herkules, bis ins ferne Indien, von den Katarakten des Nil bis in die Hochmoore Schott-

lands erzitterte, sie waren gewiß Freunde des Luxus. Und die Engländer? Stammt nicht unser Komfort von ihnen?

Weit entfernt den sogenannten Sittenverfall haftbar zu machen für den Niedergang der Völker, erblicke ich in ihm eine Reaktionserscheinung. Der Luxus, die häusliche Bequemlichkeit, dienen dazu den durch große körperliche Anstrengungen verursachten Kräfteverbrauch schneller zu decken. Die Prunkliebe, die Neigung zu Tafelfreuden und denen der Liebe, die wir gerade bei kriegerischen Völkern so häufig finden, sind ein Äquivalent für ihre Entbehrungen im Felde, für die ständigen Opfer und Gefahren im Berufe.

In Zeiten großer Unsicherheit, während der mittelalterlichen Pest, der Revolutionen und Bürgerkriege, war aus dem gleichen Grunde die Genußsucht stets gesteigert. Unsere Urlauber im Kriege nahmen trotz recht bureaukratischer und unbilliger Verbote auch an Freuden mit, was sich ihnen bot. Bekannt ist das lustige Leben der Flieger, dieser letzten Erben des ritterlichen Geistes der Vorzeit. Der Wunsch angesichts eines wahrscheinlichen baldigen und vielleicht schrecklichen Endes noch zu genießen, was das Leben an Freuden bietet, ist durchaus verständlich und menschlich. Die Gerechtigkeit fordert hier einen ganz andern Maßstab, als den, der an das oft empörende Treiben heimischer Schieber und Drückeberger, sowie vergnügungssüchtiger und würdeloser Weiber anzulegen ist, die die vor dem Feinde stehenden Ehegatten und Brüder bisweilen gänzlich vergessen zu haben schienen.

Nicht *das* Volk geht zugrunde, das am meisten zu den Freuden der Liebe und der Körperpflege, zu Genuß und Spiel neigt, sondern jenes, dessen moralische, altruistische d. h. *konsequent* egoistische Ideale wurmstichig wurden. Das das Einzelleben überschätzt, vergißt, daß der Kampf Vater aller Dinge ist, das in Gefühlsduselei schwelgt, von ästhetischer Weltanschau-

ung und ähnlichem Unsinn faselt, das der militärischen Disziplin abhold wird, das es verlernt den Inhalt über die Form zu stellen, die höheren sittlichen Werte mit Klugheit zu erkennen und mit Willenskraft an ihnen festzuhalten, das wichtig und unwichtig nicht mehr unterscheiden kann, über läppischem konfessionellem — oder Parteihader die höhere Einheit des Staates vergißt, das zu zimperlich und feige ist, um im gegebenen Augenblick va banque zu spielen. Ein Volk, das seine Energie unnötig vergeudet, d a s geht zugrunde, nicht eines, das dem Geschlechtstriebe, diesem mächtigsten Regulator der Natur, opfert. Unsere einfältige Moral will die Kraft nicht als sittlichen Faktor anerkennen und er ist der h ö c h s t e.

Die lange Friedensperiode, die wir bis zum Weltkriege genossen, hat nach dieser Richtung auf die öffentliche Moral ungünstig eingewirkt und würde es noch viel mehr getan haben, wenn die gewaltigen militärischen Rüstungen aller Kulturvölker nicht wenigstens von Zeit zu Zeit daran erinnert hätten, daß der Krieg eine Möglichkeit ist, mit der auch der Ewigefriedensutopist rechnen muß.

Die Folge langer Friedensperioden ist eine V e r w e i c h l i c h u n g der ganzen Denkweise. Man schaudert beim Gedanken, daß irgendein unnützes, gemeingefährliches Individuum gewaltsam beseitigt werden soll, man erblickt im Tode das Schrecklichste der Schrecken, man kultiviert eine Moral, die statt dem Starken, Energischen, dem Mann der Tat zu gönnen, was er sich durch Kriegsrecht nimmt, im Prügelknaben ihr Ideal erblickt. Man sieht in solchen Zeiten in Haß, Rache, Wiedervergeltung etwas Unmoralisches, während sie gerechte und moralische Gefühle der ä q u i v a l e n t e n S t r a f e sind, wie die Dankbarkeit ein solches der äquivalenten Belohnung. Kurz: es werden ganz falsche, unmännliche, naturwidrige, d. h. christliche Ideale auf Postamente gesetzt. Damit erleichtert man aber unver-

brauchten, noch nicht durch falsche Ideale effeminierten Völkern die eigene Vernichtung. Statt im gerechten Kriege, im Siege über den Gegner und dessen möglichst nachhaltiger Niederwerfung im Privatleben, wie im öffentlichen, das Ideal zu erblicken, werden in solchen Zeiten Kinderbrutanstalten errichtet und Gefühle kultiviert, mit deren Siege der eigene Untergang besiegelt wäre. Statt die Ritterlichkeit auf das Verhalten dem überwundenen Gegner, auf das vor und nach dem Kampfe zu beschränken, in der Schlacht aber nur ein Ziel zu kennen: den Sieg, möchte man im Kampfe selbst schon etwas der Sittlichkeit Widersprechendes sehen. Es werden denn alle möglichen „Kulturen" ersonnen, Wohnungs-, Kleidungs-, Naktkultur usw. Man überbietet sich in Schätzung und Differenzierung von Nichtigkeiten, aber man vergißt, daß nur der Starke Daseinsberechtigung hat; nur wer der Allgemeinheit etwas bietet, zum mindesten ihr nicht schadet, von der Gesellschaft geduldet werden kann, und daß diese Forderung der Nützlichkeit und Stärke im Privatleben genau so Geltung hat wie in dem der Staaten.

Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet sind die Gladiatorenkämpfe der Römer, die Stiergefechte der Spanier, die grausamen Mannbarkeitsprüfungen vieler Natur- und Halbkulturvölker als weise Maßnahmen gegen die Verweichlichung des Gefühlslebens zu betrachten. Unsere Manneszucht im Heere aber, unsere ständige Schlagfertigkeit, ein reges sportliches Leben erreichen dasselbe mit milderen Mitteln.

In den Polen der Beharrung und Veränderung sieht Lindner die Weltgeschichte eingespannt, im Siege der letzteren den Fortschritt. Das ist richtig, sagt aber nichts über die Ursachen dieser Veränderung.

Nach dem Trägheitsgesetz bedarf es der Energie, um die Beharrung einer ruhenden Masse zu überwinden, diese zu bewegen. Je größer diese Masse ist oder je größer die Tendenz zur Beharrung, eine desto größere

Energie ist dazu erforderlich. So kommt es, daß Religionsgemeinschaften, zumal wenn sie an Kopfzahl die Bevölkerung ganzer Staaten übertreffen, da sie ja ihrer Tendenz nach die Beharrung pflegen, nahezu unzerstörbar sind. Schon die Änderung relativ unwesentlicher Merkmale, die sogenannten Reformationen, bedürfen zur Entstehung einer außerordentlichen Energiemenge. Sind die Massen aber in Fluß geraten, dann dauert es lange bis zu ihrer Beruhigung, es sei denn eine vulkanartige Entladung, eine Explosion, stellt das Gleichgewicht wieder her. Doch gilt dies nur auf Gebieten, die ihrer Natur nach solche Explosionen zulassen.

Tatsächlich war noch niemals eine so gewaltige Energie auf der Erde vorhanden, daß sie zur völligen Beseitigung irgendeiner Religion ausgereicht hätte. Wie ließe es sich sonst erklären, daß noch unser deutscher Bauer heidnisch, d. h. polytheistisch denkt? Daß das Christentum neben der griechischen Philosophie, neben wesentlichen Bestandteilen des Judentums, der Mithraslehre, altbabylonischen Vorstellungen, bis ins einzelne hinein Züge der bekämpften Religion übernahm, etwa in den Lokalheiligen?

Die Veränderung des status quo ante ist stets dem Scheine nach viel größer als in Wahrheit. Wie hypnotisiert starrt alles auf das Wenige, was sich ändert — meist Schlagworte und Äußerlichkeiten —, um das Viele, was bleibt, zu übersehen. So verhält es sich auch bei Revolutionen mit ihren überstürzten Reformen, ihrem blindwütigen Zerstören von Erhaltungswürdigem, ja Notwendigem. Darum folgen auf Revolutionen stets Restaurationen, die ihrerseits mit dem Guten, was die Revolutionen brachten, nur allzugern auch Lebensuntüchtiges mit pedantischem Formalismus oder in kleinlicher Rachsucht wieder herstellen, damit Zündstoff für neue Revolutionen anhäufend.

Nach den Religionen besitzen Regierungssysteme die größte Beharrung. Mag man die Form mildern,

indem etwa vom despotischen zum patriarchalischen oder gar aufgeklärten Absolutismus übergegangen wird, indem unter Umständen sogar die Herrschermacht konstitutionell eingeschränkt wird: mit dem monarchischen Gedanken aufzuräumen ist ungeheuer schwer. Dasselbe gilt in republikanischen Ländern von der Beseitigung der gleichen Bürgerrechte, nur daß die Praxis lehrt — worauf Machiavelli nachdrücklich hinweist —, daß nirgends die Tendenz zum Despotismus so stark ist, als in schlecht verwalteten Republiken.

Nur wenn durch einen großen Staatsmann (Napoleon, Cäsar) den Reformen bzw. den revolutionären Kräften der richtige Weg gewiesen wird, nur dann besteht Aussicht auf deren Dauer, da sonst die konservativen Elemente wieder siegen.

Denn von Natur sind die Menschen k o n s e r v a t i v. Sie hängen an Sitte und Tradition, am Bewährten, an Autoritäten. Sie lieben nicht Experimente in lebenswichtigen Fragen. Gewiß gibt es Nationen mit größerer Reaktionsgeschwindigkeit, größerer Neuerungssucht als andere, aber auch sie hängen in ihrer Gesamtheit am Bewährten, was nicht ausschließt, daß einzelne Parteien den Umsturz lieben, sei es aus lauteren Motiven, sei es auch in der Hoffnung im Trüben fischen zu können. Je nach dem Temperament der Nationen gelingt es diesen leichter oder schwerer die Masse mit sich fortzureißen, und sei es auch nur vorübergehend. Dies gilt etwa vom französischen Nationalcharakter im Gegensatz zum deutschen oder englischen.

Wie ein Streichholz im Augenblick der Entzündung die größte Temperatur erzeugt, um dann sofort auf eine wesentlich tiefere zu sinken, wie überhaupt jede chemische Verbindung bei ihrer Entstehung die größte Energie frei werden läßt, häufig sich diese Umwandlung explosionsartig vollzieht, so entfaltet jedes Volk in gewissem Augenblick seiner Geschichte eine wesentlich größere Expansionskraft, als in ihrem sonstigen Verlaufe.

An dem hier in der Erstauflage Gesagten habe ich kein Wort zu ändern. Hinzufügen möchte ich jedoch, daß für uns die Mahnungen besonders beherzigenswert sind, weil wir zu Beginn unserer großen deutschen Revolution stehen. Die „Sozialistischen Monatshefte", die mir die Ehre erweisen, mich unter die „wenigen Köpfe unter unseren Geistigen" zu rechnen, betrachten meine Behauptung, wir stünden am Anfang einer der größten Mutationsperioden, in der das Deutschtum die führende Rolle spielen werde, als eine Verirrung und meinen ich begriffe nicht die „sich jetzt erst vorbereitenden europäischen, nicht mehr nationalen Wandlungen". Ich zweifle nicht, daß die Geschichte den Beweis für die Richtigkeit meiner Behauptung bald liefern wird.

Diese explosionsartige Kraftentfaltung macht es möglich, daß kleine Völker, wie etwa die Hunnen, Ungarn, Türken, Mongolen, Inka usw., plötzlich aus ihren Stammsitzen hervorbrechend, große Reiche unterwerfen. Mag die Ursache dieses Hervorbrechens Nahrungsmangel infolge von Mißernten oder starker Bevölkerungszunahme sein, mag eine Revolution Teile des Volkstums hinausschleudern, mag, wie bei den Normannen Norwegens Gesetz und Brauch die jüngeren Söhne zwingen auswärts ihr Heil zu suchen, mag der von den Nachbarn ausgeübte Druck das Überschwemmen der eigenen Grenzen veranlassen, wie letzten Endes die germanische Völkerwanderung eine Folge des Abprallens der Husi von der chinesischen Mauer war: stets wird im Momente des Stoßes eine ungeheure Energie frei. Wie ein kleiner Körper in starker Bewegung den größeren nach der Formel $\frac{m v^2}{2}$ verdrängen kann, da sich Geschwindigkeit und Masse gegenseitig ergänzen, so kann ein numerisch sehr schwaches Eroberervolk ein großes unterwerfen.

Im Kriege kommt es nicht, wie im Zweikampf, darauf an den Gegner zu töten, sondern seinen Willen zu brechen. Denn die Psyche ist der ausschlaggebende Faktor, was nicht ausschließt, daß auch die

Zahl mitbestimmend ist. Da die Erobervölker über gewaltigen Mut, Beutegier, Unternehmungslust, Kühnheit und meist auch Schnelligkeit verfügen, also seelisch stark geladene Batterien verkörpern, so sind sie dem überfallenen Volke bedeutend an Energie überlegen.

Aber etwas anderes ist es ein Reich erobern, etwas anderes, dieses eroberte Reich auch dauernd im Besitz halten. Hier tritt die große Bedeutung der Zahl in ihre Rechte. Denn schnell ist der explosive Erobererdrang verpufft, schnell tritt die Verweichlichung des Gemütes an Stelle des Wagemutes. Die erworbenen Güter und ihr Genuß führen zwar die Eroberer einer höheren Gesittung entgegen, aber sie sättigen sie auch. So bezwingt auf die Dauer das unterworfene, zumal numerisch überlegene Volk, wofern es eine höhere Kultur hatte, stets das unterwerfende. Ein knurrender Magen ist ein besserer Ansporn zu allen Taten, als ein gefüllter.

Wenn daher nicht — wie etwa bei den Spartanern — mit allen Mitteln dem Eindringen der Friedensgüter gesteuert wird, dann geht die kriegerische Energie verloren, oder sie setzt sich in friedliche, zum Teil sogar höherwertige Energieformen um: Handel, Künste, Wissenschaften, Philosophie usw. Dadurch aber bleibt als Resultat nur mehr die Tatsache der numerischen Minderheit des Erobervolkes bestehen. Es ist dann eine Frage der Zeit, bis es beseitigt wird, sei es durch eine Revolution seitens der unterworfenen Landeseinwohner, sei es durch Stöße von außen.

Deshalb haben Erobervölker stets nicht nur auf Rassereinheit, sondern auch auf tunlichste Hebung ihrer Volkszahl streng gesehen. So wurde die Polygamie bei den Arabern wie bei den Türken, bei den Inkas wie bei den Mongolen ein Mittel, ohne das sie unmöglich so lange die Herrschaft über Völker hätten ausüben können, die das Vielfache ihrer eigenen Kopfzahl betrugen. Wie hätten wenige Hundert Inkafamilien ein

Reich in der Längenausdehnung von Stockholm nach Memphis bei einen Breite von Paris bis Moskau anders behaupten können? Wir die Osmanen von wenigen tausend Köpfen zur Zeit der Eroberung auf ebenso viele Millionen anzuschwellen vermocht?

Die Erfahrung lehrt, daß ein Volk seine Eroberungskriege grundsätzlich nach der Seite des geringsten Widerstandes hin führt. Wie ja auch das Wasser nach der Seite des Gefälles abfließt. Das lehrt die Kolonialgeschichte. Man wird niemals einen Gegner angreifen, wenn man von vornherein überzeugt ist, daß man besiegt wird. Allerdings kann der Angreifer sich auch irren. So etwa erging es den Spaniern gegen England, Napoleon gegen Rußland.

Das Gesetz der Anziehung ist auf die Staaten anwendbar: die großen werden immer größer, da die kleinen sich unter ihren Schutz stellen, indem sie Bündnisse mit ihnen suchen. So entsteht ganz von selbst ein Gleichgewicht. Je besser es ausbalanciert ist, desto mehr wird sich jede Kräftegruppe vor kriegerischen Verwicklungen hüten.

Je größer die in Bewegung zu setzende Masse ist, desto schwerer wird sie in Bewegung geraten. So sehen wir, daß auf das ununterbrochene Fehdewesen des Mittelalters, die zahllosen Kabinettskriege der Kleinstaaten die immer seltener werdenden der großen Staaten und Großstaaten folgen.

Dies Gesetz gilt auch für Revolutionen. So hat Bayern als kleinerer Körper sehr schnell — vom November 1918 bis zum Mai 1919 — alle Stadien durchlaufen, während das Chaos dem Reiche noch bevorsteht.

Das gewaltige Römerreich erfreute sich in seiner größten Ausdehnung eines Friedens von einer Dauer, wie er auch nur annähernd in der Folgezeit keinem der damals unter Rom stehenden Ländern wieder zuteil wurde. Denn zu unterscheiden ist zwischen großen Kriegen und Strafexpeditionen bzw. Kolonialkriegen.

Andererseits wird die einmal in Bewegung geratene gewaltige Masse der großen Staaten sich einer furchtbaren Lawine gleich in Gang setzen und weit schwerer zur Ruhe kommen, als Stadtstaaten und kleine Fürstenbünde. Eine Erschütterung wird noch lange nachwirken. Der zunehmenden Seltenheit der Kriege mit dem Wachstum der Staaten wird also deren Furchtbarkeit entsprechen. Es werden Kriegsperioden sich einstellen.

Solche Kriegsperioden sind in der preußisch-deutschen Geschichte etwa die seit 1756—63, 1806—14, 1864—71. Sasse hat aus der Geschichte Frankreichs eine große Reihe aufgestellt, die zweifellos die Tatsache der Kriegsperioden erweisen, wenn auch dahingestellt bleiben mag, ob er die Intervalle richtig ermittelte.

Die Häufigkeit der Kriege und Kriegsperioden wird natürlich auch vom kriegerischen Sinn, vom Temperament, von der Reaktionsgeschwindigkeit oder Reizbarkeit der Nationen abhängen. Denn wie es klassische Typen neben romantischen unter den Schaffenden gibt, so auch unter den Völkern: cholerische und phlegmatische. Solche, die vieler und daher meist unbedeutender Erschütterungen bedürfen, wie etwa die mittel- und südamerikanischen Republiken, und solche, die mit wenigen auskommen.

Auf alle Fälle lehren die Perioden, daß die Geschichte großer Nationen sich stoßweise vollzieht. Und zwar folgen den Stößen der normalen Kriegsperioden, deren Intervall für jede Nation besonders zu ermitteln ist, auch solche von besonderer Heftigkeit, analog den Mutationsperioden oder der Genialitätsperiode.

Als solche sind etwa die dreißigjährigen Kriege, die wohl jedes Volk zu verzeichnen hat, aufzufassen: Japan (Minamoto und Taira im 12. Jahrhundert), England (rote und weiße Rose); Deutschland, Griechen-

land (peloponnesischer Krieg), Frankreich (Hugenottenkriege) usw. Natürlich kommt es hier nicht auf die mathematisch genaue Einhaltung der Zahl dreißig an — wiewohl auch das wiederholt zutrifft, worauf mich Stromer hinwies —, sondern auf die Tatsache einer etwa eine Generation dauernden Kriegsperiode.

Die Tendenz der neueren Geschichte ganze Nationalitäten in einem Großstaate zu vereinigen, die sich bei den lateinischen Nationen bereits verwirklicht hat, im Deutschtum aber noch der Erfüllung harrt, d. h. die Tendenz zur Zusammenfassung großer gleichsprachiger Volksmassen unter einheitlicher Leitung, in einem einzigen Organismus, führt zur Verminderung der Kriege, was nicht ausschließt, daß zahlreiche kriegerische Expeditionen und Kolonialkriege trotzdem geführt werden können. Denn nicht nur die Mechanik der Bewegung großer Massen erschwert ihre Erschütterung. Auch die auf dem Spiele stehenden Werte sind so ungeheuer, daß nur mehr um vitaler Fragen willen die Entscheidung der Waffen gesucht werden wird.

Differenzen zwischen den Staaten werden mit einem Mindestmaß an Mitteln, d. h. auf diplomatischem Wege beglichen, ein unvermeidbarer Krieg aber mit größter Rücksichtslosigkeit hinsichtlich des Kriegszweckes geführt werden. Ferner wird eine kluge Politik dem Gegner Brücken bauen, insofern man nicht seine Vernichtung, die nur durch größte eigene Verluste zu erkaufen wäre, wie in rohen Zeiten, anstrebt, sondern nur eine möglichst nachhaltige Niederwerfung. Man wird daher in Friedensverhandlungen eintreten, sobald der Kriegszweck erreicht ist und keine unannehmbaren Bedingungen stellen, die den Gegner zu verzweifelten Mitteln treiben (Burenkrieg. Als Gegenbeispiel: Der Wahnsinn von Versailles!)

Der Verstoß gegen diese meine Moral war Grund für den Zusammenbruch Bulgariens im letzten Balkan-

kriege. Hätte das siegreiche Bulgarien seinen Verbündeten annehmbare Teilungsbedingungen gemacht, dann wäre der zweite Balkankrieg vermieden worden und Bulgarien wäre weit günstiger dagestanden, als es nun der Fall ist. Ebenso wird der Verstoß gegen das weise Prinzip des Maßhaltens, das nicht fragt: „wie viel kann ich schlucken?", sondern „wie viel kann ich verdauen? Was ist das Minimum dessen, was ich vom Gegner fordern muß, um bestehen zu können?" den Sturz Frankreichs in wenigen Jahren zur Folge haben. So wenig ich der Bevölkerung ihren Haß gegen uns verübeln kann, so schwer ist ein Staatsmann zu tadeln, der ihm folgt. Bismarcks Verhalten im Frieden von Nikolsburg-Prag war höchste Staatskunst, das in Versailles Diktierte nicht zu überbietende Dummheit.

Die Frage der endgültigen Beseitigung des Krieges gehört zu jenen, die nur von Leuten aufgeworfen werden können, denen das Wesen der Geschichte und der in der Natur waltende Geist unbekannt sind. Kriege wird es wohl geben, solange es Menschen, jedenfalls aber solange es Nationen und Staaten gibt, denn der Kampf ums Dasein ist die Voraussetzung zur höheren Vervollkommnung, der die Menschheit zustrebt. Es kann sich daher nur um Beschränkung der Kriege auf vitale, mit diplomatischen Mitteln unlösbare Fragen, handeln, sowie um eine Kriegsführung, die es vermeidet, unnötig Werte zu zerstören. Die Moral der Staaten und der einzelnen muß völlig harmonisch werden, die der Zukunft, die ich lehre, die Synthese der Christi mit der Nietzsches, auf Erden sich durchringen.

Das Gesetz der Korrelation der Organe findet auch in der Geschichte seine Anwendung: Völker, die von besonders kriegerischem Sinne sind, leisten in der Regel nicht viel auf andern Gebieten. Kaufmannsvölker sind unkriegerisch, oder doch vorwiegend von geringer Phantasietätigkeit usw.

Auch im periodischen Wechsel der verschiedenen Kulturgebiete und ihrer Bestellung läßt sich dies Gesetz nachweisen: in kriegerischen Zeiten entfliehen die Musen. Dem widerspricht nicht die hohe Blüte Athens im peloponnesischen, die der Niederlande in den englischen Kriegen, wurden sie doch zum guten Teil mit Söldnern ausgefochten. Nach langen Friedensperioden verflüchtigt sich der so notwendige kriegerische Sinn, um sich auf Äußerlichkeiten, Paraden, Gamaschendienst zu werfen. Deshalb ist es für den Bestand eines Volkes absolut notwendig von Zeit zu Zeit große kriegerische Kraftproben, sein ganzes Wesen durchdringende Erschütterungen zu bestehen. Dies auch um nicht der Hypertrophie, der einseitigen Anpassung an bestimmte Erscheinungen, oder gar dem der progressiven oder akkumulativen Vererbung zu verfallen.

Deshalb war Cannae eine Voraussetzung der römischen Weltherrschaft, Jena eine solche von Sedan, die ungeheure Anspannung aller Kräfte Englands in den napoleonischen Kriegen eine solche zur Weltherrschaft Großbritanniens, unser Zusammenbruch von 1918 aber ist die Vorbedingung für unsere Vormachtstellung in Europa, die wir in längstens zwanzig Jahren errungen haben werden.

Kein Individuum kann das Höchste erreichen, ohne die größten Gefahren und Leiden. Der geniale Denker riskiert den Wahnsinn, die sittliche Persönlichkeit durch die schwersten inneren Kämpfe in seiner Lebensenergie gebrochen zu werden, der Athlet Hypertrophie und Lähmung, der große Unternehmer muß dem finanziellen Ruin trotzen, der Konquistador und Eroberer Proben großen persönlichen Mutes ablegen. Das gleiche gilt von den Völkern.

Nur wenn ein Volk wiederholt in seiner Geschichte Gefahr lief vernichtet zu werden, eine Gefahr, der es nur durch die äußerste Anspannung aller Kräfte entgehen konnte, nur dann ist ihm der Weg zum Höchsten frei.

Eine glänzende Bestätigung dieser meiner Entdeckung, die übrigens schon vielfach Anerkennung fand, liefern Stromers Gesetze. Bekanntlich denkt er sich die alte Welt entsprechend dem Zifferblatt einer Uhr in Felder eingeteilt und zwar in acht. Der Differenz von einer Stunde entspricht auf der „Weltuhr“ eine solche von etwa einhundertundfünfzig Jahren. Nun schlug für Italien die Stunde der Revolution in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, die für Spanien einhundertundfünfzig, für England dreihundert, für Frankreich vierhundertundfünfzig und für uns sechshundert Jahre später. Im Anschluß an diese Revolutionsperiode bzw. in deren Verlauf errang aber jedes der genannten Länder die Vormachtstellung — mit Ausnahme von Italien! Dieses ist aber auch das einzige Land, das nicht *eine* große, sondern statt dessen drei kleine Revolutionen (Florenz, Venedig und Rom) aufzuweisen hat!

Es würde dem Gesetz der Erhaltung der Energie widersprechen, wenn die durch solche Erschütterungen freigewordenen Kräfte stets in gleicher Stärke erhalten blieben. Gerade der kriegerische Mut, die militärische Tüchtigkeit hat die Tendenz mit steigernder Kultur und Zivilisation nachzulassen. Darum erkannte ich als eine Voraussetzung der deutschen Weltherrschaft bzw. Vormachtstellung in Europa eine analoge Erschütterung, wie es die war, die der französischen voranging. Ferner müssen sich in bestimmten Abständen, spätestens nach zwei Generationen, die Erschütterungen wiederholen. Denn sonst vergißt ein Volk, daß der Kampf Vater aller Dinge ist.

Keine große Leistung ohne vorangegangene große seelische Erschütterung ist das Gesetz der psychischen Dynamik, der geistigen Schöpfung, das wir schon kennen lernten; Lassalles größte Produktivität nach der Liebesaffäre mit Helene Dönniges; Goethes reichstes Schaffen nach der unglücklichen Liebe zu Friederike Brion und Char-

lotte Buff, Scheffels „Ekkehard“ als Befreiung von seiner Liebe zu Emma Heim usf. Deshalb wird, wer nicht viel gelitten hat, von diesem Werke fast nichts begreifen, jedenfalls wird ihm aber das höhere Erleben fehlen.

Dieses Gesetz der Individualpsychologie auf die Geschichte übertragen ist das Gesetz der Weltgeschichte. Wir werden es in verschiedener Beleuchtung betrachten.

Die ungeheure Bedeutung dieser meiner Entdeckung wurde erstaunlich einhellig anerkannt, selbstredend mit Ausschluß der zünftigen historischen Fachorgane. Die „Jahresberichte der Geschichtswissenschaft“ schreiben — in einer Anmerkung! — „Teile des Werkes bieten genügende Anregung, wenn auch nicht einen hinreichenden Ersatz für den Zeitaufwand“!!!

Carl Ludwich Schleich, dieser überaus vielseitige, geniale Mann und edle Mensch schreibt in seiner „Besonnte Vergangenheit“ genannten Lebensgeschichte (Berlin 1922): „Jeder Fortschritt in der Medizin bedarf eines Kampfes von 15 Jahren, die früher siegreichen sind keine“, und: „alle großen medizinischen Entdeckungen werden außerhalb der Hochburg der Großsiegelbewahrer der Wissenschaft gemacht“. Das gilt ganz generell. Wenn ich daher in meinen „Dingen, die man nicht sagt“ die Geschichte der Akademien und Universitäten eine lückenlose Kette von Blamagen dem Neuen und Genialen gegenüber nannte, so gibt mir das Verhalten der Zunft Stromer und mir gegenüber wieder Recht. Und doch wird die Nachwelt von allen Namen der inkorporierten Zunftgötter nur unsere beiden neben Mewes kennen und wir — gehören gottlob nicht zu ihr!

Doch zurück zum Thema! Es gibt aufsteigende und sinkende Völker, und nur bei ersteren führt eine Erschütterung zum Aufstiege, während sie bei letzteren, bei physisch, d. h. numerisch und moralisch schwachen Nationen den Untergang besiegeln können, wenn nämlich

der Wille zur Macht, oder auch nur der Mut zur Selbstbehauptung durch die Katastrophe gebrochen wird. Denn wie nur der Starke durch Leiden gestärkt, der Schwache aber vernichtet wird, so verhält es sich auch in der Geschichte.

Wie sich nach einer großen seelischen Erschütterung explosionsartig, in Gestalt einer Mutation, die Entwicklung des Individuums zum Genie vollzieht, so streben auch die Völker explosionsartig die Überspannung, das Mißverhältnis zwischen zentripetalen und zentrifugalen Kräften, zwischen Freiheitsdrang der Bürger und Willen zur Macht der Regierenden auszugleichen.

Gewiß sammeln sich nur ganz allmählich die widerstreitenden, nach späterem Ausgleich drängenden Kräfte an, ganz allmählich nur gewinnen sozialistische, republikanische, anarchistische und andere Ideen an Boden, unmerklich, von winziger Keimzelle aus, bereitet sich eine neue Religion oder Weltanschauung vor, aber sobald sich eine entsprechend große Energiemenge akkumulierte, will sie sich katalytisch, explosionsartig entfalten. Sie will Arbeit leisten, wie jede Masse.

Solche Erschütterungen sind aber zwar notwendig im Leben der Völker zum Freiwerden größter Energie, aber sie müssen nach Tunlichkeit gemildert und auf einen größeren Zeitraum verteilt werden. Denn je weiter der Pendel nach der einen Seite ausschlägt, desto weiter erfolgt der Rückschlag nach der andern. So folgen sich stets Revolutionen und Restaurationen, Restaurationen und Revolutionen.

Die Machthaber lernen nichts aus der Geschichte. Entweder sind sie selbst maßlos, oder zu schwach dem maßlosen Begehren ihrer Anhänger Widerstand zu leisten. Dadurch befördern sie schon die Gegenbewegung.

Die Zaungäste der Moral glauben die politische Überzeugung habe irgend etwas mit der ethischen Reife zu tun und verdammen deshalb den politischen Gegner

als ethisch minderwertig. Sie identifizieren auch ihre kurzsichtige Parteipolitik mit Patriotismus und werfen dem Gegner Vaterlandslosigkeit vor, weil er andere Mittel für besser hält. Wahrer Patriotismus besteht aber nicht im Verdammen, sondern im Opferbringen! Nur der Staatsmann, der seinen Freunden diese Ueberzeugung aufzwingen kann, also sie im Siegestaumel zügelt, ermöglicht die Stetigkeit der Entwicklung.

Dem Vordringen von Völkern und Rassen folgt ihr Zurückweichen. Im größten Stile lehrt dies etwa die Expansion der mohammedanischen Welt, die mit ihren letzten Ausläufern bis ins 17. Jahrhundert reicht, unterbrochen durch den Vorstoß des Abendlandes in den Kreuzzügen und in den letzten beiden Jahrhunderten. Daß ein mohammedanischer Rückschlag folgen wird, ist bei der Lebenskraft der in Frage kommenden Nationen zweifellos. Er wird desto heftiger sein, je mehr Sprengstoff durch abendländische Vergewaltigung berechtigter Lebensinteressen sich aufgespeichert haben wird.

Ebenso wird das vergewaltigte China an seinen Peinigern Rache nehmen und dereinst — vielleicht erst nach Jahrhunderten — eine seiner Bevölkerung und Tradition entsprechende Rolle in der kommenden Weltgeschichte spielen. Denn China wird Rußland in der Vorherrschaft ablösen. Japans weltpolitische Rolle scheitert, trotz Tüchtigkeit der Bevölkerung, in absehbarer Zeit an der numerischen Unterlegenheit.

Mit einem *Mindestmaß* an Wertzerstörung die notwendigen Umwandlungen durchzuführen ist die wichtigste Aufgabe des weitblickenden Staatsmannes. Denn die *Zukunft gehört allein der organischen Entwicklung, der Anknüpfung an Gewordenes.* Soviel als möglich zu *erhalten* gilt es, nicht kopflos und überstürzt zu zerstören und Problematisches an die Stelle des Bewährten zu setzen.

Zweifellos ist der konstante Fortschritt nur in der Diagonale im Kräfteparallelogramm der sich bekämpfen-

den Parteien möglich. Sollen diese also nur tüchtig dreinschlagen! Der Staatsmann aber muß über ihnen stehend und die sich bildende Diagonale vorahnend, dem Staatsschiff diesen Kurs geben. Dann ist er zwar nur scheinbar Führer, aber er genießt den Ruhm ganz und mit Recht.

Der wahre Staatsmann muß den Lauf der Lawine witternd sich kühn an ihre Spitze stellen und rufen: „Folgt mir nach, ich führe euch!". Denn er kann sich nur als Führer halten, wenn er Witterung besitzt für die Richtung der politischen Strebungen seiner Zeit und sich zu deren Vollzugsorgan macht. Kämpft er gegen sie an, ist er verloren. Um aber das historische Ziel verfolgen zu können, muß er fast stets den Parteizielen entgegentreten, vor allem den Radikalen in seiner Anhängerschaft. Napoleon besaß die feinste Witterung dafür, als die Republik innerlich abgewirtschaftet und das Volk die Revolution satt hatte. Die nächsten Jahre werden uns zeigen, daß den Häuptern der Rechtsparteien dieser Instinkt fehlt. Sie werden die Frucht nicht reifen lassen und dadurch ungeheures Unheil über Deutschland bringen.

Um den Übergang zum Gleichgewicht möglichst ruhig zu gestalten — die gänzliche Verhütung von Explosionen ist weder möglich, noch wünschenswert, da nur durch sie, entsprechend dem Mutationsgesetz, in kurzer Zeit differenzierte Wandlungen sich vollziehen — muß möglichst viel Freude erzeugt werden. Zum mindesten ist geboten, daß durch die Öffnung von Ventilen die Unlustgefühle entweichen können.

So lehrt uralte Erfahrung, daß einem strengen Regiment stets zu gewissen Zeiten oder auf gewissen Gebieten desto größere Freiheiten entsprechen, da es sich sonst die Beherrschten nicht gefallen lassen. Den sauren Wochen folgen überall frohe Feste, der harten Sklaverei des Altertums ein Tag im Jahre mit desto zügelloserer Freiheit und Umkehrung des Verhältnisses

vom Herrn zum Diener. Den strengen Fastenvorschriften der Kirche entspricht das fröhliche Treiben des Karnevals, die Freude des Osterfestes, in absolutistisch regierten Staaten mit fortgeschrittener Bevölkerung, wie etwa in Frankreich vor der großen Revolution, in Österreich vor 1848, dulden die Regierungen weitgehende sexuelle Freiheiten. In modernen Staaten ist eines der wertvollsten Ventile die Redefreiheit der Parlamente und die Preßfreiheit, die nur durch höchste Staatsinteressen (etwa Schutz von Geheimnissen) und höchste Individualinteressen (Schutz der persönlichen Ehre) eingeschränkt werden muß. Denn nur durch die Äußerung von Wünschen lernen wir die Bedürfnisse kennen. Die Einschränkung des Rechtes der Kritik, ja sogar der Schimpffreiheit auf Staatseinrichtungen ist gefährlich! Die satirischen Blätter sind ein vortreffliches Ventil für Verärgerung. Nichts ist schlimmer, als eine unzufriedene Bevölkerung zum Schweigen zu zwingen. Wenn schon im Privatleben oft der verhängnisvolle Irrtum begangen wird im Schweigen Zustimmung zu erkennen — wo es sich doch meistens für den Schweigenden nicht der Mühe lohnt zu opponieren, oder er die Aussichtslosigkeit einer gütlichen Auseinandersetzung erkennt, eine gewaltsame aber hinausschieben will —, so sollen wenigstens die Regierungen diesen Fehler vermeiden. Die Knebelung unserer Presse während des Krieges auch berechtigten Beschwerden gegenüber hat die Katastrophe mitverschuldet. Einige Monate vor der Revolution sprach ich mit einem Generalstabsoffizier, der mit der Zensur leitend zu tun hatte, über diese Frage. Er beklagte sich darüber, daß man sogar den offiziellen Berichten keinen Glauben mehr schenken wolle. Was machen? Ich war für Wahrheit und andere Handhabung der Zensur. Unser Vertuschungssystem war grundfalsch. Durch Beschönigung militärischer Mißerfolge wurde die Bevölkerung in die Illusion gewiegt, der Sieg über die verbündete feindliche Welt sei ein Kinder-

spiel. Die irrige Berichterstattung machte so törichte Erscheinungen, wie die Kriegsziele der „Vaterlandspartei" möglich, die halb Europa schlucken wollte; andererseits trug sie die Hauptschuld an der Plötzlichkeit und Würdelosigkeit unseres moralischen Zusammenbruchs. Die Unterdrückung auch der berechtigten Kritik an Regierungsmaßnahmen, die Unmöglichkeit seine Not, seine Verärgerung zu Gehör zu bringen, hat weite Kreise verbittert. Die Ventile fehlten. Ein Friedrich der Große sagte „tiefer hängen!", wir unterdrückten die öffentliche Meinung, den Rauch, und glaubten dadurch das Feuer gelöscht zu haben.

Nur wenn der Bürger in der Lage ist rückhaltlos die Gesetze zu kritisieren, ebenso aber auch die ausführenden Organe, wenn man über formale Inkorrektheiten dieser Kritiken nach Tunlichkeit großzügig hinweggleitet, nur dann wird er, in der Hoffnung auf baldige Besserung, willig gehorchen. Diese Weisheit übt die militärische Disziplin seit Urzeiten: neben Toleranz in der außerdienstlichen Kritik der Vorgesetzten, steht blinde Unterordnung in der Ausführung der Befehle. Gehorsam dem Gesetze gegenüber ist aber die wichtigste Pflicht des Staatsbürgers.

Es handelt sich eben immer darum, das Wichtige auf Kosten des Unwichtigeren zu kräftigen. Und zwar mit einem Mindestmaß an Mitteln. Es war zu allen Zeiten eine Experimentalaufgabe der Regierungen zu ermitteln, was sie der Bevölkerung als Äquivalent für ein drückend gefühltes Joch an Freiheit zu bieten hat, andrerseits haben stets die Untertanen soviel wie nur möglich gefordert. Gewannen nun die zentrifugalen Kräfte die Oberhand, dann trat ein anarchischer Zustand, der schlimmste von allen möglichen, ein. Die erdrückende Mehrheit der Bevölkerung sah die lästige Gewalt von oben durch einen noch viel schrecklicheren Terrorismus von unten ersetzt, forderte den starken Mann und erhielt ihn in Gestalt eines Diktators.

Das sehen wir heute wieder in Rußland. Wo hätte es je ein absolut regierender Monarch gewagt, seine Untertanen so zu unterdrücken, wie es Lenin und Trotzky im Namen der Freiheit taten? Die dumme Masse ist stets auf den Schein erpicht. Revoltierend gegen das Wort „Unterordnung" und „Gehorsam", diese Grundlagen jeden Gemeinwesens, duckt sie hündisch und leckt ihrem Peiniger noch die Hand, wenn er behauptet im Namen der Freiheit und Gleichheit seine Geisel zu schwingen.

Zwar sprachen wir von der Erschütterung, vom Freiwerden großer aufgespeicherter Energiemengen, die nach Ausgleich drängen, vom erforderlichen zündenden Funken, aber noch sagten wir nicht, wie die Energiemenge entsteht.

Vorausschicken wollen wir noch, daß der Anlaß einer Explosion sich wohl niemals vorher ermitteln läßt. Er ist auch ganz nebensächlich, so wenig es darauf ankommt, woher der Funke stammt, der ins Pulverfaß fliegt. Er ist oft geradezu lächerlich klein. So wurde etwa die furchtbare indische Revolution in der Mitte des 19. Jahrhunderts veranlaßt durch das noch dazu unwahre Gerücht, die englischen Patronen seien mit Schweinefett gegen Rost geschützt. Da die indischen Truppen aber zum großen Teile als Mohammedaner mit dem Schwein in keinerlei Berührung kommen durften, genügte dies einen Aufstand zu entfesseln, der um ein Haar die Engländer um den Besitz Indiens gebracht hätte. Der Anlaß unserer Revolution wurde bis heute noch nicht ermittelt. Jede Partei nennt einen andern. Angeblich meuterte unsere einst so herrliche Flotte auf das falsche Gerücht einer bevorstehenden Seeschlacht hin, in der sie geopfert werden sollte.

Die Gründe der sich ansammelnden Energiemengen sind sehr mannigfacher Art: Nahrungsmangel, Unterdrückung der beherrschten Stände durch die herrschenden, religiöse Streitigkeiten und solche der Weltanschau-

ung usf. Je mehr zusammen treffen, desto größere Spannungen werden naturgemäß erzeugt. Darum sind Eroberungskriege fremdrassiger Völker mit verschiedenen Religionen so besonders furchtbar.

Fallen Erschütterungen benachbarter Nationen zeitlich zusammen, dann sind sie desto heftiger. So trifft etwa die Expansionsperiode Schwedens in die Zeit der innerpolitischen und konfessionellen deutschen Differenzen, die der großen französischen Expansion am Ende des 18. Jahrhunderts in eine Zeit kleinstaatlicher deutscher Ohnmacht, eines latenten Konfliktes zwischen Preußen und Österreich und weltbürgerlicher, tränenseliger Ideale. Darum ist die uns drohende Erschütterung so schwer, weil zu zahlreichen innerpolitischen Faktoren noch die heftigsten Spannungen in der äußeren Politik treten. Andererseits wird allerdings der heraufziehende neue Weltkrieg uns die Möglichkeit gewähren, uns ziemlich ungestört von außen in Bruderkriegen die Hälse abzuschneiden.

Die einer großen Leistung mit Notwendigkeit vorangehende große Erschütterung muß tragisch, braucht aber nicht unbedingt (Cannae) unglücklich zu sein.

Im Staate ist die Revolution die unglücklichste Form der Entspannung, weil die Energie des Staates sich dadurch, analog den Gewissenskonflikten, fast aufhebt und der Nutzungskoeffizient nach außen auf Null sinkt. Ein verlorener Krieg ist weit weniger schlimm, da er die nationalen Gefühle weckt und unter Umständen die segensreichsten Folgen zeitigt. Aber auch ein glücklicher Krieg, wofern er zugleich alle Kräfte der Nation anspannte, genügt bisweilen zur Erschütterung mit folgendem Aufblühen.

Daher bildet mein Gesetz den Schlüssel zur längst bekannten Tatsache, daß die höchste Blüte der Staaten, wenn sie nicht, was selten ist und wohl nur eintrifft, wenn Söldnerheere die Schlachten schlagen, in eine Kriegsperiode — etwa in Holland, Athen — fällt, da die

kriegerischen Energien für friedliche Zwecke wenig übrig lassen, ihr kurz folgt. Die kriegerische Energie wird in die friedlichen Formen umgesetzt.

Wir stehen gegenwärtig inmitten einer der größten Mutationsperioden der Weltgeschichte, die 1912 mit dem Balkankriege begann, und, der Reihe nach die meisten Nationen der Erde in ihre Strudel ziehend, etwa zwei Jahrzehnte andauern wird. In die von mir vor zehn Jahren angekündigten ungeheuren Erschütterungen alles Bestehenden bis in seine Grundfesten auf fast allen Gebieten sind wir bereits eingetreten. Das läßt sich nicht verhüten, weil es Naturgesetzen widersprechen würde, wohl aber läßt es sich mildern. Dem hier in der Erstauflage Gesagten habe ich nur wenig hinzuzufügen. Die Ereignisse gaben mir in ungeahnter Weise im vollen Umfange Recht. Vor Stromer und mir konnte nur Nostradamus die Zukunft so genau berechnen, dieser allerdings sogar mit den Namen der handelnden Personen! Man vergleiche darüber meine „Prophezeihungen".

Das Deutschtum befindet sich trotz oder wegen unseres Zusammenbruches, der nur möglich war durch die Gegnerschaft fast der ganzen Erde im aufstrebenden Aste. Wir stehen unmittelbar vor unserer Kulminationsperiode, die sicherlich einige Generationen dauern wird. Ohne eine gewaltige Erschütterung analog der Genialitätsperiode ist es unmöglich diese Kulmination zu erreichen. Das lehrt ein Blick auf die Geschichte aller großen Völker.

In diese Mutationsperiode sind wir durch Weltkrieg und Revolution eingetreten. Unser Zusammenbruch, der ein Volk von ungeheurer Lebenskraft traf, wird durch unsere Vormachtstellung in Europa in längstens zwanzig Jahren gekrönt werden.

Die schlimmste Form jeder völkischen Erschütterung ist, wie gesagt, die Revolution, die von Verfassungskämpfen und lokalen Revolten bis zu den blutigsten

Bürgerkriegen, dem schrecklichsten der Schrecken, variieren kann. Diese inneren Kämpfe zu mildern, rechtzeitig Ventile zu öffnen, wäre die wichtigste Aufgabe der Regierung in den letzten Jahren gewesen. Jetzt ist vieles schon unwiderbringlich versäumt worden. Im Verlaufe unserer Revolutionsperiode, die noch etwa 15—20 Jahre dauern wird, werden Kriege ausbrechen, teils aus dem natürlichen Expansionstriebe einer Bevölkerung heraus, die stärker wächst, als die Subsistenzmittel des bewohnten Landes, teils auf Grund der uralten politischen Regel, daß man die innere Spannung gegen einen äußeren Feind richtet.

Während und durch diese Kriege wird Deutsch-Österreich sich uns anschließen. Daß der Vertrag von Versailles zerrissen wird, liegt auf der Hand. Frankreich hat allen Grund vor uns zu zittern, denn bald wird es isoliert sein, wie wir 1914, aber ohne unsere Machtmittel. Zunächst wird jedoch das Reich zerfallen, denn Süddeutschland bzw. Bayern hat die Revolution im wesentlichen hinter sich, im Reich steht sie noch bevor. Daß Bruderkriege zwischen Nord- und Süddeutschland — und zwar sehr bald — ausbrechen werden, ist Stromers Überzeugung, wie auch die meine. Erst der aus der linksradikalen Partei hervorgehende neue Cromwell, von dem ich bereits andeutungsweise in der Erstausgabe sprach, wird das Reich mit Waffengewalt wieder zusammenschweißen und uns zum höchsten Gipfel emporführen. Die Jahre des Eintretens dieser Ereignisse kann Stromer nennen, ich kann es nicht, wiewohl ich das Attentat auf Franz Ferdinand als auslösendes Moment s. Z. auf Monate richtig getroffen hatte, ebenso den Ausbruch unserer Revolution, den ich im Mai 1918 erwartete und der bekanntlich im November erfolgte. Mir fehlt gegenwärtig die Intuition, weil es mir zu gut geht. —

Moltke sagt: im Kriege ist alles einfach und alles einfache ist schwer. Das gilt auch von der Wissenschaft, von der Technik, von der Regierung: jede Ver-

einfachung ist schwer. Alles wahrhaft Große, wie Stromers Zahlengesetze, ist verblüffend einfach. Zu ihrer Handhabung bedarf es keinerlei Intuition, aber eines enormen Wissens.

Während meine Berechnung der Zukunft der europäischen Völker ein eminent komplizierter Vorgang ist, der genaue Kenntnisse der Geschichte, sowohl der früheren als der gegenwärtigen, zur Voraussetzung hat, mit einer Fülle von Regeln operiert, alle erdenklichen Faktoren — so etwa auch die Jahreszeit — berücksichtigt, dafür aber die Möglichkeit gewährt gewisse notwendige Erschütterungen durch geeignete Maßnahmen zu mildern — denn selbstverständlich verläuft alles nach Ursache und Wirkung — berechnet Stromer auf Grund seines Systems die Daten.

Da ich aus wissenschaftlichen Gründen durchaus nicht gezwungen bin den Eintritt der angekündigten Ereignisse in Deutschland zu datieren, unterlasse ich es. Es wäre mir natürlich eine Kleinigkeit durch Kombination meines Systems mit dem Stromers die Jahre zu nennen. Von Stromer, der die Revolution aufs Jahr genau richtig berechnet hatte und selbstverständlich von der Zuverlässigkeit seines Systems überzeugt ist, war es ein Akt hoher patriotischer Selbstverleugnung dies nicht zu publizieren und dadurch seine Anerkennung zu verzögern. Leider lief ihm in seinem Schriftchen „Deutsche verzaget nicht"! ein böser Lapsus unter, der irrtümlich seinem System angekreidet werden wird, wiewohl es sich auch hier glänzend bewährte, da es sich um einen Flüchtigkeitsfehler handelte. Er verglich den Weltkrieg ganz richtig mit dem von England 1627 gegen Spanien und Frankreich geführten, nennt diesen aber einen „kurzen" Krieg, während er drei Jahre dauerte und schloß daraus, daß auch der Weltkrieg nur von kurzer Dauer sein würde.

Anfänglich lachten uns die neunmal Gescheiten natürlich aus, weil sie die Berechnung der Zukunft für

unmöglich halten. Übrigens kämen diese Denker in die größte Verlegenheit, wenn man sie nach den Gründen und Ursachen ihres Unmöglichkeitsdogmas befragte. Sie könnten nur, wie unsere Zünftler fast immer, mit tönenden und nichtssagenden Phrasen antworten. Denn die Eselsbrücke des Zufalls kann selbst auf die Dauer der „vollste und ganzeste" Mann nicht betreten. Nun, da die früheren Vorhersagen fast alle eingetroffen sind, geraten sie in Verlegenheit und schweigen!

Ich sah richtig vorher, daß manche Leute in deutschen Werten à la baisse spekulieren und damit eine Erschütterung unseres Staatskredits herbeiführen würden und wollte das unter allen Umständen vermeiden. Denn der spekulative Kaufmann hat eine recht feine Nase, viel feiner, als der bebrillte Gelehrte, und darum hat sich schon gar mancher aus diesen Kreisen an uns gewandt, und es freut mich, daß ich manchen, der an meine Intuition glaubte, vor Verlust bewahren konnte. Der praktische, materielle Wert der Geschichtsberechnung ist ja selbstverständlich zahlenmäßig gar nicht ausdrückbar.

Übrigens gibt auch die Astrologie wertvolle Winke, jedoch in politischen und wirtschaftlichen Fragen nur auf kurze Sicht. So hat der Engländer Kimry (Minchin) mir im Frühjahr 1914 geschrieben, er habe für den Herbst desselben Jahres einen Krieg zwischen England und Deutschland berechnet! Die englischen Staatsmänner bedienen sich schon längst der Astrologie, wie es in Amerika große Firmen gibt, die keinen Angestellten annehmen, ohne das Horoskop geprüft zu haben. Das alles hat natürlich nur praktischen Wert unter der Voraussetzung, daß sich das Schicksal, wenn auch nur in Nebenumständen, mildern läßt. Denn welchen Nutzen zögen sie sonst aus der Kenntnis der Zukunft?

Ein Einwand böswilliger Gegner gegen Stromer und mich ist noch folgender: ihre bisherigen Berech-

nungen seien ja — zufällig, natürlich! — eingetroffen. Von den später fälligen müßte es sich erst zeigen. Damit wollen diese Herren uns anscheinend zwingen unsern Beruf aufzugeben. Denn solange noch eine einzige Vorhersage aussteht, haben sie ja stets diesen billigen Einwand zur Verfügung. Uns so das Handwerk zu legen, wäre allerdings ganz im Sinne der gelehrten Zunft. Wann werden die Universitäten endlich aufhören, der größte Hemmschuh jeden Fortschritts zu sein? Wann wird diese Organisation der Mittelmäßigkeit endlich die Fenster öffnen, um ihre Stickluft entweichen zu lassen? Der deutsche Laie identifiziert noch Wissenschaft und Universität. Die Geschichte der Wissenschaften lehrt, daß sich beide geradezu ausschließen.

Wie bereits erwähnt, steht Mewes im Prinzip auf astrologischem Boden. Wahrscheinlich wird es auch noch gelingen Stromers Gesetze mit kosmischen in Einklang zu bringen bzw. deren Abhängigkeit von ihnen zu beweisen, wie auch mein Gesetz zweifellos letzten Endes in überirdischen Zusammenhängen wurzelt. Wenn die Menschheit abhängig ist von Klima und Fruchtbarkeit — was sich ja nicht bestreiten läßt —, diese aber wiederum von der veränderten Stellung der Erde zu den Himmelskörpern, dann liegt es auf der Hand, daß Goethes Wort „Man glaubt zu schieben und man wird geschoben" auch auf die Menschheit in ihrer Gesamtheit zutrifft.

Dann hätten wir die Harmonie nicht nur in den Gesetzen der Individualpsychologie und der Völker, der Biologie, der Mechanik, kurz der Naturwissenschaften und denen des Geistes gefunden, sowie in den schicksalsmäßigen der höheren Ebene, wie sie in Chiromantie, Astrologie, Phrenologie und verwandten divinatorischen Wissenschaften zum Ausdruck kommt, sondern die Einheit im Makrokosmos des Universums und in der Weltgeschichte wäre hergestellt. Aber

das wäre nicht jener Monismus, der mit einem Energiebegriff operiert, zu dem jeder Gegensatz fehlt, sondern ein Monismus, der sich auf die erforschbare Welt der Erscheinungen beschränkt. Was dahinter liegt, wer die Schnüre der Puppen zieht, die auf dem Welttheater agieren, das wissen wir nicht, das gehört ins Gebiet des Unerforschlichen. Denn am Ende jeder Antwort steht eine neue Frage. Auf die letzte aber muß die Wissenschaft mit einem Ignoramus antworten.

Praktisch ist die Periodenlehre insofern von großem Werte, als sie nicht nur dazu erzieht das Unvermeidbare mit Würde zu tragen, die Ataraxia auch im kreisenden Glücksrade der Weltgeschichte zu behaupten, sondern auch weil sie es ermöglicht weitvorausschauende Vorkehrungen zu treffen. Wie wir durch den Wechsel der Jahreszeiten lernten für den Winter uns vorzusehen, was die Kultur in nicht zu überschätzender Weise förderte, so werden wir jetzt lernen in guten Jahren und Jahrzehnten uns auf die schlechten zu rüsten, in schlechten aber auf die guten zu hoffen. Der veredelnde und erzieherische Wert dieses unseres Eindringens in die Geheimnisse der Geschichte ist daher nicht zu verkennen. Wer uns verübelt die Zukunft zu ermitteln, muß auch dem Seemann den Barometer verbieten.

Im übrigen wollen wir es, wenigstens an dieser Stelle, unterlassen Kombinationen darüber anzustellen, wie sich die Menschheit in fernster Zukunft entwickeln mag. Wer die ungeheuren Fortschritte vom Neandertaler zu Buddha, Platon, Lionardo und Goethe, vom Troglodyten und Kannibalen zum antiken Griechen, zum Engländer, Franzosen und Deutschen von heute betrachtet, der kann nicht zweifeln, daß der Siegeszug, die Aufwärtsentwicklung noch längst nicht ihr Ende erreicht hat. Allerdings ist stets zu beachten, daß die Menschheit, wenn sie sich auch nicht in der Summe der gerade Lebenden erschöpft, so doch zweifellos aus Individuen besteht. Wenn darum nicht jeder ein-

zelne durch Erziehung von innen heraus auf ein höheres Niveau gehoben wird, dann würde ein noch so glänzender Aufstieg der Menschheit nur einer schönen Theaterkulisse gleichen, hinter der sich Gerümpel und Unrat verbirgt.

Vielleicht wird noch einmal die Zeit kommen, in der alle Menschen — ein Gedanke, auf den mich Dr. Viktor von Bauer (Wien) brachte — die Entwicklung ins Geniale zurücklegten, in der jener qualitativ höhere Genialitätsgeist, der so spezifisch verschieden ist vom normalen Denkvermögen, in sämtliche Seelen seinen Einzug hielt. Vielleicht wird sich der Durchschnittsmensch fernster Jahrtausende ebenso vom heutigen unterscheiden, wie wir vom Neandertaler, wie das Genie vom modernen Durchschnittskopf. Vielleicht wird dann jedermann sein Daimonion besitzen, jene warnende Stimme neben und über dem Gewissen, die sich nur bei sittlich geläuterten Personen einstellt, bei altruistischen, selbstverleugnenden Naturen, und die regelmäßig dann pocht, wenn wir in Versuchung stehen uns für andere unnötig aufzuopfern, also in gewisser Hinsicht unbeschadet ihres völlig selbständigen Denkvermögens, den Gegenpol zum Gewissen bildet.

Wiewohl von den Ereignissen überholt, d. h. durch sie bereits bestätigt, sei es gestattet hier nochmals das abzudrucken, was ich als Nutzanwendung aus historischen Gesetzen für die Zukunft Deutschlands und Österreichs erkannt hatte. Denn daß diese beiden Länder von der Mutation in erster Linie betroffen werden würden, sah ich mit klarem Blick, so klar, daß es mir bisweilen scheinen will, als hätte ich das alles heute und nicht schon vor einem Jahrzehnt niedergeschrieben:

„Die Zukunft Österreich-Ungarns läßt sich mit großer Deutlichkeit vorhersehen. Der Zerfall der Habsburgermonarchie ist ja auch dem blödesten Auge klar. Ungarn wird zwar ein autonomes Königreich werden, geht aber selbst großen inneren Erschütterungen in späteren

Jahren entgegen, da die Nationalitätenfrage früher oder später von den Serben, Kroaten, Slowaken, Rumänen und Deutschen, die zusammen mehr als die Hälfte der Bevölkerung ausmachen, aufgerollt werden wird.

Die Ungarn, ein ural-altaisches (mongolisches) Reitervolk, hatten einst durch das Schwert sich ihren Platz in Europa erobert, wie etwa gleichzeitig die ebenfalls ursprünglich mongolischen Bulgaren und später die Türken. Nun ist es nationaler Selbstmord — die Türken werden das bestätigen müssen —, wenn man der unterworfenen Bevölkerung die Möglichkeit gibt mit dem Stimmzettel das zurückzuerobern, was das Schwert ihnen einst nahm. Hier zeigt sich das demokratische Gleichheitsdogma in seiner ganzen grotesken Oberflächlichkeit. Ein Reich wie Ungarn k a n n nur derart regiert werden, daß die magyarische Oberschicht bestimmte Vorrechte genießt, also durch u n g l e i c h e s Wahlrecht, nachdem schon einmal der große Fehler gemacht wurde, den Absolutismus aufzugeben. Genau dasselbe gilt von der Türkei. Eine Föderativverfassung, wie wir sie in der Schweiz haben, widerspricht aber dem gegenwärtigen Bildungsniveau der östlichen Völker Europas, ist auch nur durchführbar, wenn die Nationalitäten in kompakter Masse zusammen wohnen. Aller Wahrscheinlichkeit nach werden sich die slavischen Völker Ungarns eines Tages aus dem Reichsverbande der Stephanskrone lösen. So geht auch das künftige selbständige Königreich Ungarn in absehbarer Zeit seinem Verfall entgegen, ohne daß darum das Magyarentum aufhören müßte zu bestehen.

Was Österreich betrifft, so ist die Nationalitätenfrage bereits so akut geworden, daß hier jedermann prophezeien kann. Die zentrifugalen Kräfte werden sehr bald das Übergewicht über die zentripetalen, den Reichsgedanken, die Organisation, das Habsburgerhaus, gewonnen haben. Die Deutschen Österreichs drängen zum Reiche, und mutmaßlich werden die deutschen

Länder unter einem habsburgischen Fürsten dem Reichsverbande beitreten, wie früher Württemberg oder Bayern. Das würde dem deutschen Nationalcharakter sehr wohl entsprechen, denn wir lieben Dezentralisation in vielen Fragen, und die Selbständigkeit der deutschen Stämme wird wohl für unabsehbare Zeit den nivellierenden Versuchen, die mit wenig Glück oft von Preußen aus gemacht wurden, standhalten. Nur dadurch, daß sich alle Glieder des Bundesstaates (oder auch Staatenbundes) im Reichsverbande wohl fühlen, daß ihre völkische und lokale Eigenart gewahrt bleibt, daß sie unter der erprobten Leitung ihrer alten Dynastien auch fernerhin stehen können, ist die Sicherheit des Gebäudes auf viele Jahrhunderte hin gewährleistet."

Man wird einwenden, daß unsere Dynastien beseitigt seien. Ja, auf wie lange? Davon später. Auch der Selbstbetrug von Weimar, wo man glaubte durch den Majoritätsbeschluß von einigen hundert Männern die tausendjährige deutsche Geschichte zum Stillstand bringen zu können, indem man den Zentralismus dekretierte, wird sich noch blutig rächen. Wir sind föderalistisch veranlagt. Wer das nicht erfaßt, hat keine Ahnung von deutscher Geschichte und deutschem Nationalcharakter, und wer die augenblickliche Ruhe für Zustimmung zum Weimarer Votum hält, befindet sich in einem Traum, aus dem ihn gar bald Kanonendonner grausam wecken wird.

Es war meines Erachtens bereits ein schwerer Fehler Bismarcks das Welfenhaus aus Hannover zu vertreiben. Denn der monarchische Staat basiert auf der Königstreue, und es ist schlechterdings unmöglich den heutigen Anhängern des erlauchten Fürstengeschlechtes, von dessen Namen Deutschlands Geschichte ruhmvoll widerhallt, ihre Nibelungentreue zu verübeln. Daß die Hohenzollern dies nicht einsahen, mußte sich rächen, denn damit sägten sie den Ast ab, auf dem sie selbst saßen. Bismarck verstieß 1866 Hannover gegenüber gegen das

Prinzip des kleinsten Mittels, und das hat fast stets üble Folgen.

Um Cisleithaniens Schicksal zu verstehen, müssen wir einen Blick auf die Habsburgermonarchie und ihre Geschichte werfen.

Hatte das deutsche Schwert dieses große Reich auch errichtet, so war das Deutschtum doch an seiner Ostgrenze fremden Nationen gegenüber immer in der Minorität gewesen. Diese verschob sich im Laufe der Zeit nicht etwa zugunsten, sondern zuungunsten des Herrenvolkes, da ja die Polygamie im christlichen Abendlande nicht zulässig war. Nun vermehren sich aber auf monogamischer Basis die Besitzlosen, die in der Kultur tiefer stehenden Volksschichten und Völker rascher als die höheren, während umgekehrt ein polygamisches Herrenvolk schneller wächst als die ärmeren Untertanen. Ist der Besitz mehrerer Frauen doch von dem eines gewissen Vermögens abhängig. So verschob sich das Zahlenverhältnis zum Nachteil des Deutschtums.

Dies wäre an sich nicht schlimm gewesen, wenn nicht Österreich mit der Einführung der Konstitution die abschüssige Bahn beschritten hätte. Denn Voraussetzung zur Hegemonie des numerisch unterlegenen Herrenvolkes ist wo nicht der Absolutismus, so doch ein oligarchisches, aristokratisches Regiment, es sei denn, die den gleichen Staat bildenden verschiedenen Nationalitäten wohnen kontingentiert und sind kulturell genügend fortgeschritten, um auf föderativem Wege einen Staatenbund (oder Bundesstaat) bilden zu können. Bei der Rückständigkeit der Slaven, Ruthenen, Kroaten usw. kam diese Lösung nicht in Frage. Bei dem sehr verschiedenen damaligen und auch heutigen Bildungsniveau der in Frage kommenden Völker war und ist Föderativverfassung untunlich.

Andererseits hatte das Jahr 1848 mit seinen freiheitlichen Ideen auch die habsburgischen Länder ergriffen und das absolutistische Regiment gestürzt. So

wurde zugleich mit der Abschaffung des Absolutismus auch das Deutschtum entthront, das bisher große Vorrechte, direkt oder indirekt, genossen hatte. Das eherne Gesetz der Zahl trat damit an Stelle der historischen Tradition, deren Voraussetzung die einstige Tüchtigkeit der Eroberer war.

Ich schloß daraus ganz richtig, daß Österreich aus nationalen Gründen unrettbar der Auflösung verfallen sei, selbst wenn wir von den mancherlei anderen, die wir in Deutschland näher beleuchten werden und die mutatis mutandis auch für die Donaumonarchie gelten, ganz absehen.

Ferner daß sich sehr bald Ungarn loslösen würde, während Cisleithanien noch einige Zeit zusammenhielte.

Daß ein so gewaltiges wirtschaftliches Band, wie es die Donau darstellt, auch auf die Dauer politisch die getrennten Balkanstaaten — trotz nationaler Gegensätze — wieder vereinigen wird, scheint mir nicht zweifelhaft. Denn die Magenfrage wird mehr und mehr in den Vordergrund treten. Die Balkanfrage ist auf nationaler Basis mit Rücksicht auf die gegenseitige Durchdringung verschiedenster Völker unlösbar. Die Herrschaft der Türken konnte den Antagonismus gewaltsam niederzwingen. Die Herrschaft wirtschaftlicher Notwendigkeiten wird es wieder können, wohl auf gütlichem Wege. Bis sich aber diese Einsicht durchgesetzt haben wird, bleibt der Balkan nach wie vor ein Pulverfaß.

Doch nun zum Deutschen Reiche!

Über seinen Aufschwung in den letzten Jahrzehnten vor dem Kriege nur einige Zahlen: Die Bevölkerung wuchs von 41 Millionen 1871 auf rund 65 Millionen im Jahre 1910, d. h. um 58 Prozent. Die Auswanderung, die 1891 noch 120 000 Menschen entführt hatte, sank auf 22 700 im Jahre 1911. Einer Ein- und Ausfuhr von 3377 Millionen bzw. 3418 Millionen im Jahre 1887 steht im Jahre 1912 eine Einfuhr von 11 899 Millionen und eine Ausfuhr von 9827 Millionen gegenüber. Wäh-

rend der Umsatz in den letzten 25 Jahren in Frankreich um 100 Prozent, in England um 133 Prozent stieg, erhöhten sich die Ziffern für Deutschland auf fast 220 Prozent. Was nun endlich das Wachstum unserer Finanzkraft betrifft, so hat sich nach Maßgabe der preußischen Einkommensteuer das deutsche versteuerte Einkommen von rund 8 Milliarden Mark im Jahre 1892 auf rund 20 Milliarden Mark im Jahre 1911 erhöht. Das kommt auch in den Ausweisen der Sparkassen zum Ausdruck: die Guthaben der Sparer stiegen von 4238 Millionen Mark im Jahre 1887 auf 16 536 Millionen im Jahre 1912, das Kapital der deutschen Aktienbanken im gleichen Zeitraume von 1598 auf 3976 Millionen Mark. Das genügt zum Beweise, daß wir uns in einer außerordentlichen Aufwärtsbewegung befanden.

Ich schrieb weiter: „Dieses schnelle innere Wachstum des Reiches hat zu einer Verschiebung des Mächteverhältnisses in Europa geführt, dem bisher durch Bündnisse und Rückversicherungen im Sinne eines europäischen Gleichgewichtes entgegengearbeitet wurde. Verschiedene Belastungsproben hielt die Friedensliebe der Großmächte bisher schon aus, ohne doch, wie die ungeheuren Rüstungen in allen Ländern beweisen, mehr als eine Vertagung des mit Notwendigkeit auszufechtenden Streites bewirken zu können. Mag sich diese oder jene gefahrdrohende Gewitterwolke auch hier und da wider Erwarten verzogen haben: daß ein Weltbrand kommen wird, ahnt jeder. Instinktiv fühlen wir, daß es nicht genügt bis an die Zähne bewaffnet zu sein, daß die gepanzerte Faust auch im gegebenen Augenblicke dreinschlagen muß, um den Platz sich zu erkämpfen, der uns auf Grund unserer nationalen, im Reiche gebundenen, Energie gebührt. Doch nicht auf die Zimperlichkeit unserer auswärtigen Politik wollen wir hinweisen, nicht auf manche Demütigung, die unsere allzu große Friedensliebe uns eintrug, sondern auf die Tatsache, daß wir am Anfange einer der größten

Mutationsperioden der Weltgeschichte stehen. Und zwar wird in ihr das Deutschtum die führende Rolle spielen. Es handelt sich um unsere Vorherrschaft in Europa.

Der Balkankrieg, wiewohl einer der blutigsten der Weltgeschichte, war nur ein Vorspiel. In Rußland geht es weiter, dann folgt Österreich-Ungarn, dann kommen wir an die Reihe usf. Denn wenn es auch heute keine sieben- und zehnjährigen Kriege mehr gibt, so wird doch nach kurzer Pause einem Friedensschluß ein neuer Krieg folgen."

Irrte ich in der Annahme, daß der Weltkrieg eine Folge unserer innerdeutschen Mutation sein würde, während tatsächlich die Mutation durch ihn ausgelöst — nicht verursacht! — wurde, so deckt sich folgendes, soweit es nicht bereits in Erfüllung gegangen ist, wörtlich auch heute noch mit meiner Überzeugung:

„Wir gehen einer Revolution entgegen, die nicht viel weniger furchtbar zu werden droht, als die große französische. Aber sie läßt sich nach meiner festen Überzeugung mildern, wenn die Reichs- und Bundesregierungen sich nach Kräften bemühen die inneren Spannungen durch Öffnung von Ventilen auf ein Minimum zu reduzieren. Wenn sie jene Heiterkeit der Gemütsverfassung, die wir als Voraussetzung des höchsten Nutzungskoeffizienten der Arbeit kennen lernten, dem Volke verschafft, vor allem wenn sie die Verärgerung und Verbitterung beseitigt. Und das ist möglich. Nur dann können die durch die revolutionäre Erschütterung freigewordenen Kräfte in ihrer Totalität nach außen gelenkt werden. Denn unser ungeheurer, kaum gebändigter Expansionstrieb, der durch den jüngsten Vorstoß des Slawentums, dessen symptomatische Bedeutung Einsichtige erkannten, noch zur Siedehitze gebracht werden wird, muß mit höchstem Nutzungskoeffizienten zur Vergrößerung und Stärkung des Reiches verwertet werden.

Die Öffnung von Ventilen aber hat, außer ihrer moralischen Notwendigkeit, auch noch folgenden sehr hohen praktischen Wert, wie das Gute und das Nützliche ja letzten Endes sich fast stets decken: sie führt zu einer Spaltung der Unzufriedenen. Die große Mehrheit der Menschen ist mit einem Existenzminimum zufrieden. Sie liebt nicht den Radikalismus auf Kosten ihrer Köpfe. Ein Jakobinertum war und ist stets der Masse des Volkes verhaßt. Dadurch nun, daß man die dringenden und gerechtfertigten Wünsche breiter Volksschichten befriedigt, gewinnt man in diesen selbst Gegner ausschweifender Neuerungen, Mithelfer gegen gefährliche Radaubrüder und eine drohende Pöbelherrschaft.

Um es nochmals zu betonen: Deutschland wird in den kommenden Wirren und Kriegen eine ähnliche Rolle spielen, wie Frankreich zur Revolutionszeit und unter dem großen Napoleon. Wie durch ein Seebeben aufgepeitscht, werden die Wogen des Deutschtums sich über Nachbarländer ergießen, in siegreichen Kriegen sich nehmen, was ihnen nach dem Rechte des Stärkeren, dem höchsten Gesetze der Natur, gebührt.

Voraussetzung dieses Überquellens der deutschen Kraft ist eine Revolution als zündender Funke. Doch nicht eine, die mit Barrikaden und Guillotine operiert, sondern eine Evolution der Geister, eine Reformation, würde genügen. Wie wir diese Milderung herbeiführen können, werde ich später ausführen."

Es hätte keinen Zweck hier auf die zu einer Revolution — auch ohne den Zusammenbruch von 1918 — drängenden wirtschaftlichen und politischen Momente — Dreiklassenwahlrecht, Polizeiverärgerung, schlechte Gesetze usw. — zurückzukommen, da wir ja die Revolution bereits haben, wenn auch erst in ihren ersten Anfängen. Denn die Fragen, um die es sich in ihr in Wahrheit handeln wird, sind noch kaum aufgeworfen, noch viel weniger beantwortet.

Vor allem sei auf die wichtige Tatsache hingewiesen,

daß *stets die Minorität herrscht*, über all und zu allen Zeiten. Am klarsten kommt dies in den stürmischen Jahren einer Revolution zum Ausdruck. Den Greis, das alte Mütterchen, den Krüppel, die ihren Wahlzettel in die Urne werfen in Ehren. Aber sie machen keine Geschichte. Sie wird nur von den energischen Männern gemacht, die für ihre Ideen mit der Waffe zu kämpfen und zu sterben bereit sind. Das ist aber stets die Minorität. So wurde Frankreich von 2—300 000 Jakobinern tyrannisiert, ähnlich England zu Cromwells Zeiten von einer verschwindenden Minorität, und ganz klar ist dies auch im bolschewistischen Rußland. Daß allerdings eine Minorität sich auf die Dauer nicht gegen den Willen des ganzen anderen Volkes halten kann, sei gern zugegeben.

In Deutschland hat schon lange Zeit vor der Revolution Verärgerung in weiten Kreisen des Volkes bestanden. Die Regierungsform, die halbabsolutistische Monarchie Wilhelms II., hat nicht mehr in unsere Zeit gepaßt, noch weniger ein schlecht verhülltes Klassenregiment. Man forderte schon längst für den Tüchtigen freie Bahn, die im wesentlichen nur für die tüchtigen Familien — denn das war und ist unser Adel — gegeben war.

Schwere Fehler wurden in der Polenfrage begangen — Friedrich d. Gr. schluckte aus Rivalität gegen Österreich und Rußland weit mehr, als Preußen verdauen konnte — so daß ich die Wiedererrichtung des Königreichs voraussah. Es wird wohl nur wenige Jahrzehnte Lebensdauer haben! Arge Mißgriffe beging man in den Reichslanden. Überall außerhalb Preußens ist nun einmal der schnodderige Kommandoton mit Recht verhaßt. Dazu war man stets inkonsequent.

Ein Staat, der sich fremdsprachige Elemente einverleibt, muß sich die prinzipielle Frage vorlegen, ob er Weltmachtpolitik treiben will oder nicht. Im ersteren Falle muß er, wo nicht Respekt, so doch Duldung

haben gegenüber anderen Sprachen, Religionen, Sitten und Gesetzen. England ist auch, von seinem Verhalten Irland gegenüber abgesehen, hierin vorbildlich. Wir das Gegenteil. Will man nicht Weltmachtpolitik treiben, dann mag man entnationalisieren. Aber das ist nur angängig bei Völkern mit wesentlich tieferer Kultur. Wir können die französische Bevölkerung Lothringens genau so wenig zu einer deutschnationalen machen, wie die Franzosen — sie werden in der kurzen Reihe von Jahren, die ihnen dazu Gelegenheit gegeben ist, noch ihr blaues Wunder erleben! — die Deutschen des Elsaß zu Nationalfranzosen. Die Versuche eine Sprache oder Religion zu unterdrücken macht aber die Staatsbürger der neugewonnenen Länder zu erbitterten Feinden, während man sie durch Duldung und wirtschaftliche Begünstigung leicht zu Freunden gewinnen könnte. Denn die Liebe des Volkes zur Regierung ist in erster Linie eine Magenfrage. Die Psychologie der preußisch-deutschen Regierungskunst steckt in den Kinderschuhen.

Auf die Polen gegenüber begangenen Fehler hinzuweisen hat nur mehr historisches Interesse, desgleichen auch die Fehler, die in der Frage der braunschweigischen Thronfolge und der Thronbesteigung König Ludwigs III. von Bayern gemacht wurden. Auf sie wies ich in der Erstausgabe hin. Der Monarchist muß am Legitimitätsprinzip unbeirrbar festhalten, mag es auch im Augenblick vorteilhaft scheinen Konzessionen zu machen. Sie rächen sich hier, wie stets in Dingen, die ihrer Natur nach sich ausschließen. Ich befürchtete leider mit Recht, daß man manche Handlungen als Rütteln am monarchischen Gedanken, oder gar als Staatsstreich deuten könne.

Übrigens war die Wirkung meiner Vorhersage der Revolution auch insofern recht unangenehm für mich, als König Ludwig meinen Vater bei jedem Zusammentreffen mit aufrichtigem Mitgefühl fragte: „Ihr armer Sohn — geht es ihm jetzt besser?“ Man war an den

höchsten Stellen blind, nicht zum wenigsten durch die Schuld der nächsten Umgebung.

Ich wies 1913 darauf hin, daß Preußen so wenig ein Familienfideikommiß der Hohenzollern sei, wie das Reich. Die Interessen der Staaten sind wichtiger, als Fragen der fürstlichen Hauspolitik. „Wer damit das Eingreifen des Kaisers in die Thronfolge von Lippe vergleicht, kann sich als monarchisch gesinnter Mann der ernsten Sorge nicht verschließen, daß hier ein gefährliches Spiel mit dem Gedanken des „persönlichen Regiments“ getrieben wurde. Es handelte sich in Braunschweig, wie in Lippe, um jenes Hervortreten des Monarchen „ohne ministerielle Bekleidungsstücke“, vor dem Bismarck so nachdrücklich gewarnt hat.“ Ferner schrieb ich: „Da sehnt man sich nach aufrechten Männern, die dem Kaiser die furchtbaren Klippen zeigen, in die dieser Kurs steuert. Die ihn darauf aufmerksam machen, daß die Entwicklung Deutschlands die Richtung der englischen eingeschlagen hat, und daß es ein verhängnisvolles Wagnis ist, gegen den Strom zu schwimmen. Denn die ehernen Gesetze der Weltgeschichte machen keinem einzelnen zuliebe, und möge er auch noch so bedeutend sein, eine Ausnahme.“

Bezeichnend für die Blindheit noch kurz vor unserem Zusammenbruch ist folgendes: im Frühjahr 1918 mußte ich wegen Krankheit aus dem Feld in die Heimat zurück. Mancherlei Symptome erregten meine Besorgnis, und so suchte ich im Juli einen mir gut bekannten Generalstabsoffizier im Kriegsministerium auf, um ihm nahezulegen wenigstens ein zuverlässiges Bataillon, das ja aus wiedergenesenen oder erholungsbedürftigen Verwundeten bestehen könne, in München zu formieren, um allen Eventualitäten die Spitze bieten zu können. Wohlwollend meinte er, alle Vorbereitungen seien getroffen, wir hätten Stinkbomben usw. „Haben wir aber auch Leute, die sie werfen werden?“ Er verabschiedete mich sehr artig, aber in der Überzeugung ich sähe weiße Mäuse.

Ähnliche Erfahrungen machte ich mit meiner Anregung eine Einwohnerwehr zu begründen. Ich wandte mich direkt an den Minister des Innern, der einen hohen Ministerialbeamten mit dem Erforderlichen betraute. Dieser erwog; als er mich anfangs November wieder anrief: er werde andern Tags zu einer definitiven Entscheidung kommen, sagte ich, dann sei es nicht mehr nötig, denn dann hätten wir die Revolution bereits, da Eisner auf der Theresienwiese eine Versammlung zusammengerufen habe. Er meinte gleichfalls, daß ich fabulierte. Auch diesem, gewiß tüchtigen und gewissenhaften Beamten fehlte die erforderliche Intuition, der politische Instinkt, den man eben nicht lernen kann, wie alles über das Handwerksmäßige Hinausgehende nicht erlernbar ist.

Wer die Geschichte der Revolutionen verfolgt, wird finden, daß wohl immer eine Rechtsverletzung der Regierenden ihnen voraufging. Dadurch wird aber im Volke der Respekt vor den Gesetzen untergraben. In so gefährlichen Zeiten, wie denen kurz vor dem Kriege, durfte unter gar keinen Umständen der Anschein eines derartigen Präzedenzfalles geweckt werden.

Nur wenn die Regierenden sich selbst aufs peinlichste an die Legitimität halten, selbst den Schein von Verfassungsverletzungen vermeiden, können sie das auch von den Untertanen fordern bzw. ihr Beispiel wird derart staatserhaltend wirken, daß dadurch revolutionäre Umtriebe wesentlich erschwert werden.

Bekanntlich sahen manche konservative Elemente im Reichstagswahlrecht den Grund für das Anwachsen der Sozialdemokratie, die ja bekanntlich republikanische Wünsche hegte, und der inneren Unzufriedenheit. Sie rieten zu einem Staatsstreich, zur Provokation der unteren Volksschichten, die dann mit der Armee niederzuwerfen wären.

Diese Denkweise verurteilte ich scharf. Denn ich hielt dafür, daß das — tatsächlich sehr mangelhafte —

Reichstagswahlrecht nicht der Grund war für die innere Unzufriedenheit, sondern im Gegenteil ein Ventil, durch das viele Spannung entweichen konnte und auch entwich. Ist dem Volke doch meistens mehr am Scheine der Macht gelegen, als an dieser selbst. Wer seinen Stimmzettel abgibt, glaubt damit seinen Anteil an der Regierungsgewalt zu gewinnen, während tatsächlich die Geschicke der Völker immer nur von ganz wenigen Männern gelenkt werden, in den vom Schicksal gelegten Schienen. So erkannte ich im Anwachsen der Sozialdemokratie nur ein Symptom der um sich greifenden beunruhigenden Erscheinungen.

Ich schrieb: „Es darf *unter gar keinen Umständen ein solcher Staatsstreich von der Regierung ausgehen*. Wer einen Vertrag bricht, darf sich nicht wundern, wenn der erbitterte Kontrahent zu übertriebenen Gegenmaßnahmen greift. Nur eine Regierung, die die Gesetze vorbildlich wahrt, die alles tut, um die Gründe zu berechtigter Unzufriedenheit auf legalem Wege zu beseitigen, hat das moralische Recht mit brutaler Rücksichtslosigkeit gegen Elemente vorzugehen, die den gesetzlichen Weg verlassen. Sie hat dann alle guten Bürger auf ihrer Seite. Ich bezweifle durchaus nicht, daß das Heer lokale Tumulte unterdrücken würde, aber die Folge wäre eine Stauung der Gedanken, eine viel furchtbarere Katastrophe, als sie selbst dann eintreten würde, wenn wir nur mehr Sozialisten mit ihren Zukunftsstaatsphantasien im Reichstage hätten. Überdies wäre es eine gefährliche Belastungsprobe der militärischen Disziplin. Man vergesse nicht, daß die deutsche Entwicklung auf *größere* Anteilnahme der Bevölkerung an der Regierungsgewalt hinsteuert, also der englischen analog ist!"

Im Hinblick auf die republikanischen Wünsche der Sozialdemokratie vor dem Kriege, die sich inzwischen erfüllten, scheint mir die Erörterung der Frage, ob die Republik eine für Deutschland angemessene Regierungs-

form ist, zumal sie kurze Zeit in England, wiederholt und längere Zeit in Frankreich bestand bzw. dort noch besteht, angezeigt. Ich habe an dem seinerzeit Gesagten nichts zu ändern und nur wenig hinzuzufügen.

„Bekanntlich stehen die Fürsten, besonders Kaiser Wilhelm II. auf dem Standpunkte des Gottesgnadentums. Das „Gottesgnadentum“, eine Devotionsformel, die zuerst Pipin anwandte, um damit den Gegensatz zum rechtmäßigen Herrscherhaus der Merovinger anzudeuten, die seitdem aber von den Fürsten in mystischem, übernatürlichem Sinne interprätiert wurde, ist gerade kein Faktor, der bei der Bewertung der Staatsformen in die Wagschale geworfen werden kann. Wir können darin nun einen Ausdruck der Bescheidenheit erblicken, d. h. der Träger der Krone will nicht sich selbst das Verdienst an seiner Macht zuschreiben, sondern der göttlichen Gnade. Tatsächlich regiert der Monarch auf Grund von Rechten, die seine Vorfahren sich in vielhundertjähriger Geschichte durch eigene Tüchtigkeit erworben haben. Die fürstliche Familie ist die, welche sich im Kampfe und in der Politik am meisten vor andern ausgezeichnet hat und daher auch mit Fug und Recht die größte Macht besitzt. Wenn der König daher aus eigenem Recht zu regieren behauptete, so konstatierte er damit lediglich eine historische Tatsache, selbst wenn seine Vorfahren einst durch Wahl des Volkes erhoben worden wären. Denn man wählt eben in solchen Fällen nur die Tüchtigsten und Mächtigsten.

An sich sind Monarchie und Republik genau gleich berechtigte Regierungsformen. Ihr Wert ist allein abhängig von praktischen Erwägungen, von der Wohlfahrt des Landes. Auf der andern Seite handelt es sich selbstverständlich auch hier um Machtfragen. So gut die Fürsten berechtigt sind mit allen Mitteln ihre ererbten, einst durch Tüchtigkeit erworbenen, meistens durch vererbte politische Talente heute noch gewahrten

Rechte zu verteidigen, so gut hat das Volk ein Recht sie zu bestreiten und eventuell die Fürsten zu vertreiben. Wie überall handelt es sich auch hier um das Recht des Stärkern, die letzte Legitimation in allen Kämpfen.

Wir haben ganz nüchtern zu prüfen, ob die Monarchie der Republik gegenüber Vor- oder Nachteile besitzt und vor allem, welcher Regierungsform in unsern deutschen Verhältnissen der Vorzug zu geben ist.

Daß sich die Republik unter gewissen Voraussetzungen bewährt hat, ist zweifellos. Im alten Rom bestand sie jahrhundertelang, in Venedig als Adelsoligarchie fast ein Jahrtausend. Ich kenne überhaupt keinen Staat, der so lange ohne Wechsel der Regierungsform oder doch der Dynastie bestanden hätte als Venedig. Ihre Feuerprobe hat die Republik also zweifellos abgelegt. Dazu kommt das Beispiel der Schweiz und der Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Trotzdem ist die Republik, wenigstens die Demokratie, eine schlechte, vielleicht überhaupt die schlechteste von allen möglichen Regierungsformen. Die Parteikämpfe im Lande kommen nie zur Ruhe, Korruption durchdringt alle Kreise, der jeweilige Präsident steht nicht über den Parteien, sondern ist Parteimann. Während der Monarch die Tüchtigen hernimmt, wo er sie findet, ist der Präsident auf seine Parteigänger beschränkt, denen er Dank schuldet. So läßt sich die merkwürdige Erscheinung erklären, daß die Städte des mittelalterlichen Italien, wenn sie schon ihre Freiheit verloren, weit lieber unter die Oberhoheit eines Tyrannen kamen, als unter die einer Nachbarstadt, da erstere aus der neuerworbenen Kommune sich die brauchbaren Elemente aussuchte, während die siegreiche Republik nur ihre eigenen Bürger in hohe Stellungen beförderte. Eine ganz ähnliche Erscheinung beobachten wir gegenwärtig in der Türkei im Unterschied zur Regierung Abdul Hamids und seiner großen Vorgänger, die neben Türken auch Griechen, Armeniern oder Juden die höchsten Ämter an-

vertrauten, kurz den Personen, die man für die Geeignetsten hielten. Und das ist auch das Richtige.

Dazu kommt das unausgesetzte Mißtrauen der Republik, die Beargwöhnung der Bürger unter sich, die Sorge, daß sich niemand zum Despotismus aufschwingt, was alles gerade dem Tüchtigsten Prügel in den Weg wirft. Man mißtraut sich gegenseitig und ist ängstlich darauf bedacht, daß sich niemand vor dem andern auszeichnet. Die Stabilität der Verhältnisse fehlt dadurch. Wer die mittelalterliche Geschichte Italiens kennt, wird wissen mit welch raffinierten und läppischen Mitteln die gegenseitige Eifersüchtelei und Beargwöhnung operierte.

Trotz aller Vorsichtsmaßregeln fielen die Republiken doch früher oder später einem kühnen Usurpator anheim. Nicht minder warnende Beispiele sind die Stadtstaaten des antiken Griechenlands mit ihrem Sykophantentum, ihrem Auslosen der Staatsämter und anderen unerfreulichen Erscheinungen.

Überdies ist es ein Märchen, daß in Republiken auf Grund der Wahlen der Tüchtigste an die Spitze gelangt. Oft ist es der skrupelloseste und korrupteste, der größte Demagoge und Schreihals, derjenige, der seinen Anhängern und Wählern die fettesten Pfründen aus Staatsmitteln verheißt. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika erbringen fast bei jeder Bürgermeisterwahl dafür abschreckende Bestätigungen.

Endlich will das Volk eine sichtbare, repräsentative Spitze besitzen. Es ist fast jedermann geneigter den Befehlen eines Sprößlings aus altem, durch politische Taten ausgezeichneten Geschlechtes zu gehorchen, als irgendeinem Börsenjobber, Industriemagnaten oder Arbeitersekretär, mag er auch noch so intelligent sein. Ein wahrhaft großer Mann beugt natürlich alles unter seine Autorität, aber solche sind überaus seltene Erscheinungen, auf die sich eine Staatsverfassung nicht basieren läßt. Oder wollte jemand auf Cincinnatusse und Caesare hin eine Regierungsform begründen?

Alle diese Erwägungen lassen nicht nur die Republik bzw. Demokratie überhaupt als eine, von gewissen Ausnahmen abgesehen, mangelhafte Regierungsform, als ein Sprungbrett für Ehrgeizige, ein Tummelplatz für Demagogen, geradezu als ein Provisorium von größerer oder geringerer Dauer erscheinen, sie sind auch derart schwerwiegend, daß sie für Deutschland mit seinen besonderen Verhältnissen diese Staatsverfassung gar nicht ernstlich zur Diskussion stellen lassen.“

Hier muß dem Irrtum widersprochen werden, als sei Monarchie gleichbedeutend mit Reaktion und Unfreiheit, Republick aber mit Fortschritt und Freiheit. Wo gibt es eine freiheitlichere Verfassung, als in der Monarchie England? Der amerikanische Präsident hat während seiner Amtsdauer eine weit größere Machtfülle, als etwa der Deutsche Kaiser. Die Republik Frankreich wird von einigen hundert Geldmännern gegängelt, und ein Clemencau herrscht dort mit diktatorischer Gewalt. Daß endlich die Republik Rußland von Lenin und Trotzki mehr geknutet wurde, als es je ein Zar tat, sieht selbst der Blinde.

Für Deutschland käme nur in Frage, daß alle Monarchien samt und sonders abgeschafft würden, was ja im November 1918 tatsächlich eintrat. Diese sind aber in den meisten Bundesstaaten nicht nur durch vielhundertjährige Tradition mit dem Volke aufs innigste verwachsen, tief im Volke verankert, sie wurden auch gerade bei Ausbruch unserer Revolution vielfach durch Monarchen repräsentiert, die sich der allergrößten persönlichen Hochachtung und Liebe der Bürger erfreuen.

Darum ist und bleibt die Monarchie die einzig brauchbare Regierungsform für Deutschland.

Wenn ich mit der Firma Rothschild oder Bleichröder in Geschäftsverbindung stehe, dann fordere ich nicht, daß die Inhaber mich persönlich bedienen, noch kümmere ich mich im allergeringsten um ihre Tätigkeit und Fähig-

keiten. Der gute Name der Firma bürgt mir für die Reellität der Geschäftsführung. Ganz genau ebenso ist es im Staate. Ich glaube nicht allein zu stehen mit meinem größeren Vertrauen zur Firma Hohenzollern oder Wittelsbach, als zu dem zu Herrn Ebert oder Meyer, wenn es wohl auch ehrenwerte Männer sein mögen. Ich kenne sie zu wenig. Beispiele lehren, daß mancher Erwählte des Volkes mehr an seine Taschen, als an seine Pflichten dachte. Die Monarchen sind satt, die Erwählten sind hungrig!

Ist sohin die Monarchie für uns Deutsche die naturgemäße Regierungsform, so ist doch die Frage nach dem Umfange der kaiserlichen Gewalt zu prüfen.

Diese war zweifellos im vorrevolutionären Deutschland zu groß, mag Kaiser Wilhelm II. auch nach dem Novembersturm des Jahres 1908 sich in ihrer Ausübung große Zurückhaltung auferlegt haben. Auf diese Frage jetzt einzugehen scheint mir aber verspätet, wie es mir auch ganz ferne liegt dem toten Löwen, der unsere Flotte geschaffen hatte und dessen Tragik nicht zum wenigsten darin besteht, daß ihn, den Arbeiterfreund, gerade diese stürzten, den Eselstritt zu versetzen. Die Geschichte wird einmal über Wilhelm II. milde richten, ihn mehr bedauern als verurteilen, vieles auch rückhaltlos anerkennen. Er fiel dem historischen Gesetze zum Opfer, nicht oder doch nur zum kleinsten Teile durch eigene Schuld, genau wie Ludwig XVI., so sehr er jenem als Persönlichkeit überlegen ist. Hätte er freiwillig seine Macht nach dem Muster des englischen Königtums beschränkt, dann würde er wohl auch dem Machtspruch der Entente getrotzt haben können. Denn sein Volk wäre nahezu geschlossen hinter ihm gestanden.

Ich schrieb darüber bereits in der Erstauflage: „Das persönliche Regiment widerspricht nicht nur dem Sinne der Verfassung, selbst wenn manche Handlungen sich mit ihrem Wortlaute in Einklang bringen lassen, es ist auch offenbar unmöglich ein so großes Reich

mit einer so hochzivilisierten Bevölkerung in dieser Form zu regieren. Man vergesse nie, daß *unsere historische Entwicklung unentrinnbar der englischen folgt*, und daß es daher nicht nur ein überaus gefährliches, sondern auch ein *ganz aussichtsloses Beginnen* ist, sich dagegen aufzulehnen. Dadurch wird im Volke Verbitterung erzeugt, Feindschaft nicht nur gegen die Person des Monarchen, ungeachtet der außerordentlichen Verdienste, die er sich auf vielen Gebieten durch sein Eingreifen erwarb, sondern auch gegen den monarchischen Gedanken überhaupt.

Denn in revolutionären Zeiten herrschen die Leidenschaften an Stelle der Vernunft und der Gerechtigkeit. Wie hypnotisiert starrt alles auf einige wenige Punkte, die das Mißfallen — ob berechtigt oder unberechtigt, spielt hier gar keine Rolle — erwecken. Demagogen werden nicht müde, dem Pöbel, gleich dem Stier in der Arena, das rote Tuch ihres Programmes hinzuhalten. Und statt zu berücksichtigen, daß *jede* Regierung besser ist, als Anarchie, daß dem Despotismus der Plebecula gegenüber der des Monarchen geradezu ein Segen ist, wälzen sich fanatisierte, rohe, brutale und bildungsfeindliche Elemente in blinder Wut gerade gegen die Institutionen und Personen, die früher vielen und oft den Besten heilig waren. Stets sind es wenige, die die Fahne des Aufruhrs erheben und nur selten folgen ihnen die guten Elemente".

Nun wird man von mir die Beantwortung der Frage fordern, wie ich mir die Wiederherstellung der Monarchie in Deutschland denke. Ich muß bekennen, daß ich aus der Geschichte nicht berechnen kann, ob alle oder nur einige Fürsten wiederkehren werden. Wenn die neuen Männer genügend Fehler gemacht haben werden und sich infolgedessen die Sehnsucht nach der Rückkehr der früheren Zustände weitester Kreise bemächtigt, dann ist ein starrer Legitimismus sehr wohl möglich. Ich halte ihn aber für unwahrscheinlich und vor allem für

unerwünscht. Es genügt völlig, wenn die großen Bundesstaaten wieder ihre Fürsten erhalten. Dringend muß vor der Reaktion gewarnt werden! So wenig wir je wieder ein „Gottesgnadentum“ vertragen würden, so wenig ein Hofschranzentum, Nepotismus und Klassenregiment. Dem tüchtigen Mann muß jeder Posten zugänglich sein, ohne jede Rücksicht auf seine Herkunft. Daß sich allerdings im wesentlichen nur Sprößlinge aus Familien mit Tradition zu repräsentativen, vor allem zu diplomatischen Posten eignen, soll nicht verkannt werden Denn gute Manieren, gesellschaftlicher Takt, jene feinste Blüte alter Kultur, bedarf zum Wachstum der Familientradition! Nicht weil dieser Meier heißt, jener Graf X darf ich letzteren für irgendeinen Posten heranziehen, sondern weil und sofern er die gesellschaftliche Eignung besitzt. Denn auch im Verkehr mit Menschen reicht der Intellekt ganz und gar nicht aus. Es ist viel leichter Universitätsprofessor zu werden, als ein wohlerzogener Mann, der ständig Selbstzucht übt und darum die andern beherrschen lernte. Denn nur wer sich selbst genau studierte und weiß, was ihm angenehm oder unangenehm ist, kennt die Menschen und spielt auf ihnen, wie auf einem Instrument. Darin unterscheidet sich das englische Erziehungsideal vom deutschen, das mancher für allein seligmachend hält.

Es ist noch niemals in der Geschichte vorgekommen, daß eine herrschende Klasse sich ohne Schwertstreich hätte absetzen lassen. Scheinbar taten das die „Junker“, um diesen Ausdruck zu gebrauchen. Man mag über ihre Regierungskunst geteilter Meinung sein, daß sie zu sterben gelernt haben, wird niemand bestreiten. Und da sollte es kindliche Gemüter geben, die glauben, daß dieser so zahlreiche, energische und zielbewußte Stand die Daumen drehend sich an die Wand drücken läßt? Es unterliegt nicht dem allergeringsten Zweifel, daß sie bei der ersten sich bietenden Gelegenheit losschlagen werden. Sie werden auch viel Widerhall im Volke finden,

vor allem bei alten Feldzugssoldaten, die mit Liebe und Bewunderung — trotz des fanatischen Zeitungsgeschimpfes von Drückebergern und Weichlingen sage ich das — an ihren alten Offizieren hängen. So viele Soldaten man auch fragen mag: jeder hat selbst mit dem alten Offizierskorps nur die besten Erfahrungen gemacht und weiß Gegenteiliges nur vom Hörensagen! Sie werden die Monarchie zum Siege führen, aber — zu früh! Der Rückschlag kommt bald und wird traurig werden. Näheres mit Angabe der Jahre und durch Kombination meiner Berechnungen mit denen Stromers schrieb ich in der Broschüre ,,Die Berechnung der Geschichte und Deutschlands Zukunft" (Verlag Huber in Diessen am Ammersee).

Die Junker haben nichts vergessen und nichts dazugelernt. Sie glauben das Alte unverändert wieder herstellen zu können, werden auch Rache üben, und das trägt in sich den Todeskeim.

Die Geschichte, zumal in solch stürmischen Zeiten, bewegt sich in Extremen. Die Diagonale im Kräfteparallelogramm bildet sich erst allmählich.

Ich bin überzeugter Monarchist, und wie ich — was recht gefährlich war — früher meine Meinung sagte, so auch jetzt, ganz gleich, ob ich Zustimmung oder Ablehnung finde. Wiewohl an einer schmerzhaften Krankheit darniederliegend, habe ich mich in der unseligen Revolutionsnacht dem Kriegsministerium telephonisch zu sofortigem Gegenstoß angeboten. Leider unterblieb er. Deshalb habe ich ein Recht gegen die Desperados von rechts aufzutreten, wie ich es auch gegen die von links tue. Denn das Vaterland steht über den Parteien. Wie ich vor einem Jahrzehnt die Lage klar erkannte und darauf hinwies, daß wir ,,über den Panzer vieler ererbter Rechte und Institutionen hinausgewachsen" seien und daher ,,vor einer großen inneren Mutation, etwa vergleichbar der Reformationszeit, den Verfassungskämpfen im XIV. Jahrhundert, aber noch gewaltiger" stünden, die zu unterdrücken so unmöglich wäre, als handle es

sich um die Genialitäts- oder Pubertätsstürme, so klar sage ich heute: Der Rechtsradikalismus wird sehr bald Deutschland in einen furchtbaren Bruderkrieg stürzen. Er hat nicht warten gelernt! Er hat überhaupt nichts gelernt! Ich fühle mich als Staatsmann, nicht als Parteimann, darum rücke ich von ihm ab.

Denn die Folge der erzwungenen Monarchie wird der Sieg des Linksradikalismus sein! Durch Augenblickserfolge der Monarchisten, deren Oberhaupt nach Stromer sogar hingerichtet wird, lasse man sich nicht täuschen! Die Folge wird das Chaos sein, aus dem ein neuer Cromwell, aus den linken Parteien stammend, erst eine neue Ordnung schaffen wird. Von diesem kommenden Manne schrieb ich schon in der Erstauflage: Er wird Deutschland zur höchsten Macht führen, aber durch viel Blut und Schrecken!

Denn jede große Revolution muß erst chaotische Stadien durchlaufen. Das war in Bayern mit der Räterepublik im Frühjahr 1919 der Fall. Darum ist hier im Süden die Revolution im wesentlichen beendet. Der kleinere Körper kam schneller in Bewegung, aber auch schneller zur Ruhe, als der große des Reiches. Deshalb gilt für Bayern anderes, als für jenen. Hier wäre Monarchie, das Symbol der Tradition, jederzeit möglich, wenn auch selbstredend nicht in der alten überlebten Form des Gottesgnadentums. Aber es wäre politisch unklug sie heute schon, gar durch Staatsstreich, zu errichten. Gegeben ist vielmehr folgender Weg:

Wenn etwa in ein bis zwei Jahren der Krieg zwischen Monarchisten und Antimonarchisten im Reiche ausbricht, wird Süddeutschland klug tun sich neutral zu verhalten und gleichzeitig einen Bund der Staaten südlich der Mainlinie zu gründen. Selbst nachdem im Reiche die Monarchie gesiegt haben wird, befördert durch die Wiedererrichtung des Zarismus in Rußland, könnte Bayern seine republikanische Verfassung noch eine Zeitlang beibehalten. Kommt dann nach einigen Jahren der

linksradikale Rückschlag, ist der norddeutsche Monarch beseitigt und herrscht dort der Terror, dann kann Bayern, dank der relativen Unabhängigkeit vom Norden, seine neuerrichtete Monarchie auch verteidigen.

Denn nunmehr bedeutet sie die Abriegelung gegen das Chaos. Sie vereinigt alle ordnungsliebenden Elemente aller Parteischattierungen unter ihrer Fahne gegen den Bolschewismus. Allerdings wird der neue Cromwell das zerfallene Reich wieder mit Waffengewalt zusammenschweißen, wird eine Einheitsrepublik errichten, an deren Spitze er sich selbst stellen, sich vielleicht sogar nach einigen Jahren selbst die Krone aufsetzen wird. Trotzdem ist damit viel gewonnen. Denn ein von außen aufgezwungener Radikalismus ist weit weniger schlimm, als wenn die Bevölkerung ihm selbst zuneigen würde. Der Zwang wirkt im entgegengesetzten Sinne. Nach Stromer dürfte die legitime Monarchie etwa 1940 bei uns wieder errichtet werden. Daß sie am Ende unserer Revolution kommen wird, ist sicher. Das Wann kann ich nicht berechnen.

Übrigens wird der Abfall der Südstaaten vom Reiche verbunden sein mit der Aufnahme Deutschösterreichs in diese. Andrerseits wird aus wirtschaftlichen Gründen Bayern selbst zerfallen. Wenigstens wird es die Rheinpfalz und höchst wahrscheinlich zum wenigsten noch Mittelfranken verlieren. Aber der Gewinn wird den Verlust weit überwiegen und vor allem den Zusammenschluß der ganzen deutschen Nation im Reiche vorbereiten. Denn am Ende der Revolutionsperiode wird dieser endlich vollzogen sein, selbstredend mit Einschluß der an Italien und Polen abgetretenen deutschsprachigen Gebiete.

Der Ausgang dieser mit auswärtigen Kriegen Hand in Hand gehenden Revolutionsperiode wird Deutschland so groß und so mächtig sehen, wie nicht mehr seit den Zeiten der salischen Kaiser. Hoffentlich werden dann die deutschen Staatsmänner genügend Mäßigung

und den Eroberungsfanatikern gegenüber auch Festigkeit besitzen, die Fehler zu vermeiden, die die Entente im sogenannten Friedensvertrage von Versailles uns gegenüber beging. Ich denke hier weniger an die verbrecherische Heuchelei und Barbarei der Auslieferungsforderung der „Kriegsschuldigen", die jeder Sittlichkeit und jeder Vernunft Hohn spricht, und an das Schuldurteil über Deutschland, ein Unicum in der Weltgeschichte, als an einen Mißbrauch der Gewalt. Denn wer es nicht gelernt hat auch dem Feinde gegenüber mit dem mildesten wirksamen Mittel zu operieren, wer nicht sein Existenzminimum zur Richtschnur nimmt, nicht das Maximum an Opfern, das er dem Besiegten zumuten darf, zahlt stets die Zeche. Er oder seine Enkel. Denn mag ein Volk auch ein schlechtes Gedächtnis für das Böse haben, das es andern zufügte: das Böse, das es erdulden mußte, vergißt es nicht. Aber nicht durch Haß, sondern nur durch Nichthaß wird der Haß bezwungen, lehrt Buddha.

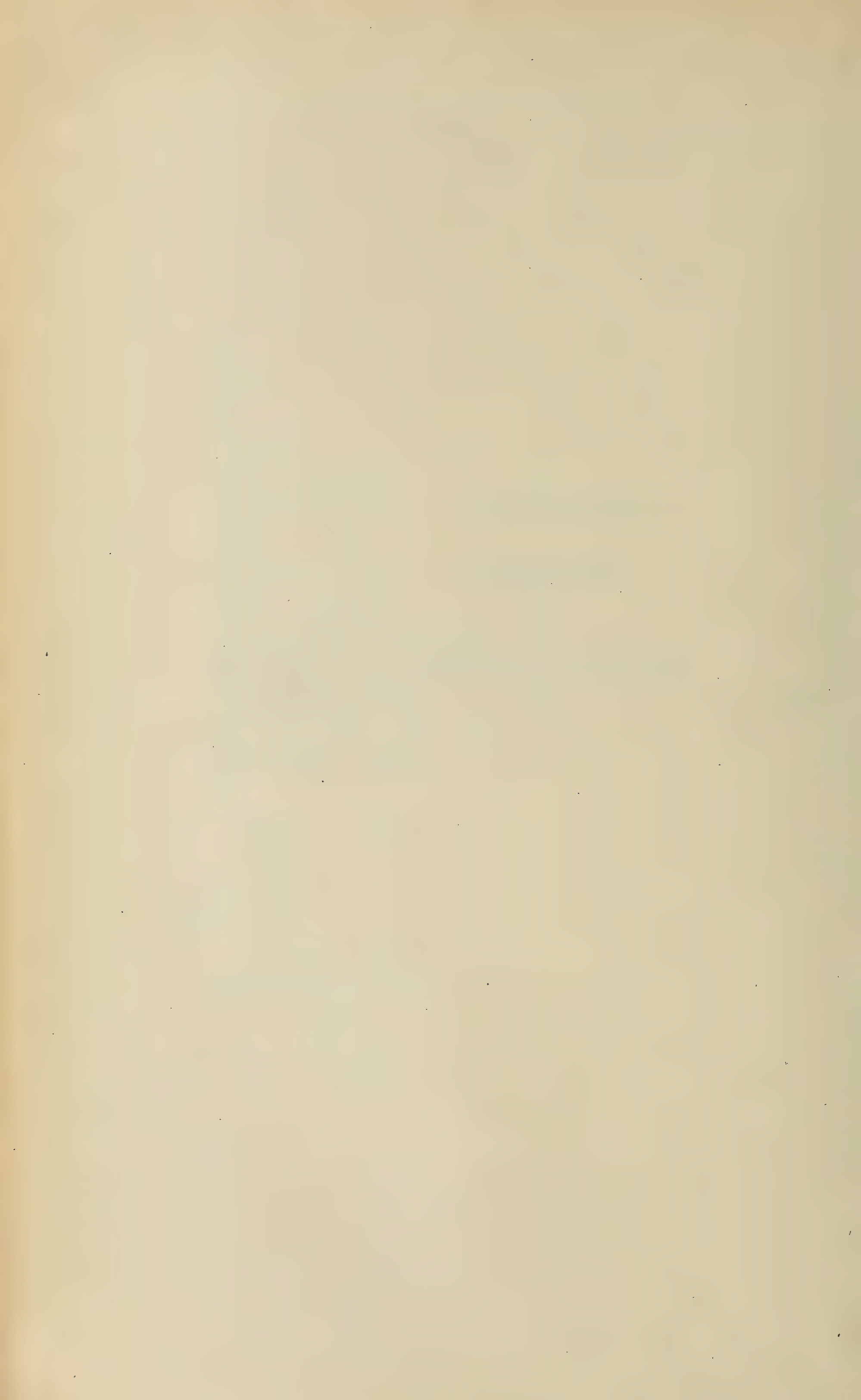
Betrachten wir nunmehr eingehend auf Grund der Ursachen der Revolution ihren weiteren Verlauf und die Möglichkeit sie zu mildern.

Vierter Teil

Politik

Sie streiten sich, so heißt's um Freiheitsrechte,
Genau besehend sind's Knechte gegen Knechte.

Goethe, Faust II. Teil.



Elftes Kapitel

Richtlinien der inneren Politik in besonderer Anwendung auf Deutschland

Wir stellten als wichtigste Aufgabe der Regierungskunst fest, mit einem Mindestmaß an Mitteln ein Maximum an Erfolg zu erzielen. Wie die heitere Gemütsverfassung Voraussetzung des höchsten Nutzungskoeffizienten der Arbeit für den einzelnen ist, so auch für die Staaten. Deshalb muß eine weise Politik dafür sorgen, daß jede Verärgerung ferngehalten wird, daß der Bürger möglichst wenig davon spürt, daß er regiert wird, er wohl die Annehmlichkeiten einer starken Hand merkt, nicht aber deren Druck. Je weniger regiert wird, desto besser unter der Voraussetzung, daß anarchische Zustände ferngehalten werden. Doch läßt sich sehr wohl größtmögliche Freiheit der Staatsbürger vereinigen mit der notwendigen Rechtssicherheit im Innern und mit Zusammenfassung aller Kräfte des Staates nach außen.

Betrachten wir zunächst die Staatsform. Daß Deutschland monarchisch regiert werden muß, stellten wir fest. Ebenso muß mit Rücksicht auf historische Verhältnisse und Verschiedenheiten der deutschen Stämme das Reich als Bundesstaat weiter bestehen.

Es ist ein großer Irrtum von einer deutschen Geschichte zu sprechen. Eine solche hat es nie gegeben, auch nicht seit 1870, da große Teile des Deutschtums

nicht in das Reich aufgenommen waren. Es gibt nur eine Geschichte der deutschen Stämme. Dieser Tatsache nicht Rechnung getragen zu haben, war ein Grundfehler der Weimarer Verfassung. Weder sie, noch der neue Cromwell, der das zerfallene Reich zusammenschmieden wird, können den Föderalismus auf die Dauer beseitigen.

Die Feindseligkeit der Arbeiterschaft gegen die Monarchie läßt sich aus wirtschaftlichen Gründen durchaus n i c h t erklären. In keinem Lande der Erde wurde für sie auch nur annähernd so viel getan, wie in Deutschland und zwar durch persönliche Initiative Kaiser Wilhelms II. Nicht der Schein eines Grundes ist einzusehen, weshalb der Handarbeiter in der Monarchie weniger verdienen sollte, als in der Republik. Darum läßt sich nur in s o z i a l e n Motiven die Erklärung für die sonst gänzlich unverständliche Erscheinung finden.

Unter dem alten Regiment war der Handarbeiter, so gut es ihm wirtschaftlich auch ging, gesellschaftlich das Stiefkind. Ihm und seinen Söhnen war die Laufbahn als Offizier, Verwaltungsbeamter, Konsul usw. verschlossen. Selbst der Großindustrielle trat sozial hinter dem Leutnant und Assessor, zumal wenn diese vom Adel waren, zurück. Hier finden wir auch die Erklärung für die sonst ganz rätselhafte Tatsache, daß der Arbeiter sich mit dem Judentum, seinem wirtschaftlichen Widersacher, verbündet. Beide streben sozial, nicht wirtschaftlich, in die Höhe und glauben ihr Ziel nur in der traditionslosen Republik erreichen zu können.

Unsere Revolution kann nur verstehen, wer sie als s o z i a l e B e w e g u n g betrachtet.

So wichtig die Zentralisation der Reichsgewalt, die es ermöglicht über alle Reichskräfte im vollen Umfange zu verfügen, in wenigen Punkten ist, etwa Einheitlichkeit der Rechtspflege, der Münze, von Maß und Gewicht, einheitliche Leitung der äußeren Politik, des Heerwesens und der Flotte, so notwendig ist Autonomie der

Einzelstaaten in allen sie allein angehenden Fragen. Diese Notwendigkeit wird umso augenfälliger werden, wenn mit dem Eintritt der deutschen habsburgischen Länder in den Reichsverband deutsche Stämme mit teilweise anderem Charakter und Bedürfnissen seine seelische Grundlage leise ändern. Wie der Geist des Norddeutschen Bundes bei der Reichsgründung den süddeutschen Staaten Konzessionen machen mußte.

Durch relative Autonomie der Einzelstaaten wird ganz und gar nicht das Reichsgefüge gelockert, so wenig die paterna potestas des römischen Familienoberhauptes die Festigkeit des Staates gefährdete. Es handelt sich lediglich um eine kluge Abgrenzung der Rechte und Pflichten. Im Gegenteil wird das zentripetale Streben der Bundesstaaten dadurch erhöht, weil der Druck des Reiches sich einerseits erleichtert, andrerseits jeder Bürger das größte Interesse daran hat einem Staatengefüge anzugehören, das nicht nur durch seine Macht nach außen den Frieden verbürgt, sondern auch als großes Wirtschaftsgebiet jedermann Vorteile bietet. Diese Gesichtspunkte sind sehr mitbestimmend beim Anschluß der Deutschen Österreichs ans Reich.

Deshalb muß die künftige Reichsverfassung nach dem Grundsatze geschmiedet werden jedem Bundesstaate, unter gleichzeitiger Wahrung der Einheitlichkeit des Reichsgebäudes und der Verfügungsmöglichkeit über seine gesamten Kräfte, ein Maximum an Selbständigkeit in innerpolitischen Fragen zu gewähren. Denn nur dadurch werden zentrifugale Strömungen vermieden. Das Reich aber hält, wenn es nicht ungewöhnlich ungeschickt regiert wird, was allerdings sehr bald in seinen Wirkungen in die Erscheinung treten wird, allein durch seine Masse zusammen. Denn nach dem Gravitationsgesetze ziehen große Gemeinschaften die kleineren an und werden automatisch dadurch vergrößert.

Diese relative Autonomie der Einzelstaaten verhütet auch eine Verpreußelung oder gar eine Verberlinerung

des Reiches. Denn so sehr alle Deutschen innerhalb und außerhalb der Reichsgrenzen ein großes geeintes mächtiges Reich wollen, so wenig wünschen sie ein Großpreußen. Denn wohl niemand südlich der Mainlinie — und dazu noch mancher nördlich von ihr — liebt gewisse Züge der preußischen Regierungsweise. Im Gegenteil: sie hat sich viele Antipathien zugezogen, besonders durch ihr Polizeiregiment, ihr Bevormundungssystem und manche reaktionäre Tendenzen, an deren Stelle schon heute dogmatische linksradikale getreten sind.

Vom verhängnisvollen Irrtum der Weimarer Verfassung sprachen wir bereits. Zu konstatieren ist aber noch, daß der Berliner Zentralismus, die Kriegsgesellschaften mit ihrer Willkür und Kurzsichtigkeit und sogar da und dort zutage tretender Korruption die Reichsverdrossenheit in hohem Grade gefördert und die Revolution vorzubereiten mitgeholfen haben. Es war ein böser Irrtum anzunehmen, daß irgendeine Organisation an Intelligenz und Anpassungsfähigkeit hundertausende von erfahrenen Kaufleuten ersetzen könne. Nur die eigene Tasche ist feinnervig und feinfühlig. Der Beamte hält sich an seine Vorschriften und wäre ein Narr, wollte er Risiken eingehen, deren Erfolg anderen zugute käme, deren Mißerfolg er aber selbst zu tragen hat. Den Schaden aber trägt die Allgemeinheit. Es ist nicht klug den Bienen beim Honigsammeln Hindernisse in den Weg zu legen, klüger ist es sich ihren Honig anzueignen.

Das Zweikammersystem, ein Oberhaus, ist neben einem aus Wahlen hervorgegangenen Unterhaus eine z w i n g e n d e Notwendigkeit in allen konstitutionell und parlamentarisch regierten Staaten, im Reiche so gut, wie in den Einzelstaaten. Denn so sehr auch eine erste Kammer abgelehnt werden muß, die mit dem Rechte des unbedingten Vetos alle aus dem Volke und dessen gewählten Vertretern hervorgehenden Anregungen und Beschlüsse annullieren kann, so notwendig ist ein konservativer s t a b i l e r Faktor im Staatswesen. Es

muß unbedingt eine Instanz geben, die die Tradition des Besitzes und der Bildung, sowie ständische Interessen vertritt und die unabhängig nach oben und unten im Staatsorganismus ihren Platz behauptet. Ein Ausbau mit Hinzuziehung der Standesorganisationen, Gewerkschaften usw., also fachmännischer Vertreter, läge in der Richtung der gegenwärtigen Entwicklung. Auch muß der Monarch, je begrenzter seine unmittelbare Macht wird, desto mehr die Möglichkeit haben, unmittelbar durch Ernennung von Männern seines Vertrauens auf den Geschäftsgang einzuwirken.

Die alte Drittelung der Rechte, wie sie in Preußen bestand, war sehr zweckmäßig! Statt dreier gleichberechtigter Faktoren: Monarch bzw. Regierung, Oberhaus und Unterhaus, gibt es in parlamentarischen Staaten mit Einkammersystem nur e i n e n, da ja auch die Regierung nur Vollzugsorgan dieser Kammer ist. Das führt mit Naturnotwendigkeit zu den heftigsten Pendelbewegungen, dem größten Übel im Staatswesen.

Denn erfahrungsgemäß sind die Volksleidenschaften oft außerordentlich leicht geweckt. Kurzsichtig, augenblicklichen Stimmungen folgend, der Wählerschaft liebedienernd und, nach Ablauf der Wahlperiode ohne Verantwortung ins Privatleben zurücktretend, sind die gewählten Volksvertreter keine Bürgen für die Kontinuität der Entwicklung. Zudem lehrt die parlamentarische Geschichte aller Länder, daß sie durchaus nicht unbedingte Freunde eines maßvollen Fortschrittes sind, sondern sehr häufig unberechenbar von Fall zu Fall entscheiden. Wer ansehen mußte, wie der Reichstag den Irrsinn der Ermordung Walter Rathenaus mit einem unfehlbar zum Bürgerkriege treibenden überaus törichten Gesetze, das letzten Endes auf die Wohlfahrtsausschüsse der französischen Revolution hinausläuft, quittierte, wird diese vor einem Jahrzehnt geschriebenen Worte vollinhaltlich bestätigen müssen. Die Folge wird zunächst ein Sieg des Rechtsradikalismus sein. Denn in

Revolutionen siegt ausnahmslos nur der Radikalismus, sobald die Straße mitsprechen kann. Wer sich ihr widersetzt, weil er am Ende seiner Leistungsfähigkeit anlangte, wird gestürzt.

Wenn aber irgendwo, so ist im Staatswesen die Kontinuität Vorbedingung zum Gedeihen. Die überstürzte Massenfabrikation von Gesetzen, die unsern Reichstag auszeichnet, ist gewiß nicht wünschenswert. Dazu kommen die Zufallsmajoritäten. Die Entwicklung vollzieht sich als Diagonale im Kräfteparallelogramm und ist desto stetiger, je mehr Zickzacklinien vermieden werden. Durch den Ausfall des beharrenden oder veränderlichen Faktors werden stets schädliche Schwankungen erzeugt.

Die Gefahr des Parlamentarismus besteht überdies darin, daß die Parteileitung hinter den Kulissen und unverantwortlich die Kandidaten aufstellt. So regiert eine verkappte Plutokratie. Die Abgeordneten sind im wesentlichen Strohmänner, die den Weisungen ihrer Auftraggeber zu folgen haben. Überdies steht das soziale und das ethische Bildungsniveau der Parlamente nur ausnahmsweise auf der Höhe der besten Köpfe ihres Landes.

Die Forderung, die auswärtige Politik durch ein Parlament zu führen, ist geradezu kindlich naiv. Die Politik ist leider, wie mir einst ein Staatsmann sagte, eine elegante Dame mit unsauberen Dessous. Die weittragendsten Entscheidungen — etwa der Bündnispakt zwischen England und Frankreich vor dem Kriege — sind noch nicht einmal schriftlich niedergelegt. Nur strengste Geheimhaltung kann hier Erfolg gewährleisten. Besprechungen zwischen den leitenden Staatsmännern, womöglich unter vier Augen, bestimmen die Völkerschicksale; und da sollte ein banausisches Parlament mitwirken? Wo es geschieht, da ist es nur zum Schein. Vor ein fait accompli gestellt, hat es anzunehmen oder zu verwerfen, aber nicht mitzuhandeln. Die Leitung

kann nur e i n Kopf haben. E i n Bismark oder e i n Talleyrand wiegen etliche Dutzend Parlamente auf. Will man aber eine scharfe Kontrolle ausüben, so errichte man nach dem Vorbilde der Japaner einen Rat der alten Staatsmänner, der die wichtigsten Entscheidungen, gestützt auf reiche Lebenserfahrung, an leitender Stelle prüft. Das ist das gerade Gegenteil unseres Parlamentes!

Da das Oberhaus, wenn es sich auch in seinen lebenslänglichen Mitgliedern aus Persönlichkeiten rekrutiert, die in ihrem Berufe Hervorragendes leisteten und durch ihren Charakter gewisse Garantien gewähren, doch in seinen erblichen Mitgliedern aus dem Adel stammt oder bisher stammte, sei hier auf dessen Bedeutung im modernen Staate eingegangen.

Eine alte Erfahrung lehrt, daß die Autorität im Quadrat der Entfernung wächst. Darum hat seit je ein Zeremoniell den weltlichen und geistlichen Herrscher umgeben, eine Scheidewand um sie bildend. Nur ganz große Persönlichkeiten, die sicher sind in jedem Augenblick trotz aller Leutseligkeit und Schlichtheit ihres Auftretens ihre Umgebung und das Volk zu beherrschen, können des Zeremoniells entraten. Der Zauber der Persönlichkeit, die Autorität, jene unentbehrliche Voraussetzung für die höchste Spitze im wohlgeordneten System der U n g l e i c h h e i t, als welches der Staatsorganismus zu betrachten ist, läßt sich weder lernen, noch ohne weiteres vererben. Da nun in erblichen Monarchien wohl nur selten Herrscher von solch hervorragenden Fähigkeiten einander in lückenloser Reihe folgen, so m u ß ein Zeremoniell existieren. Dieses wird um so strenger sein müssen, je größere Gefahr für den Herrscher besteht durch besonders reiche oder tüchtigere Untertanen oder durch Personen, die es verstehen sich die Volksgunst zu erwerben, in den Schatten gestellt zu werden. Ebenso muß das strenge Zeremoniell gerade bei temperamentvollen Völkern gepflegt werden. Das leidenschaftliche Spanien hat die starrsten Formen ausgebildet.

Die erprobte Regel, daß nur ein großer Held es auch in den Augen seines Kammerdieners ist, daß, nach den Worten Machiavellis, unzählige Menschen sehen, wie man scheint, sehr wenige nur wissen, wie man ist, und es Torheit für den Monarchen und Staatsmann wäre, sich auf die Wenigen gegen die Vielen zu berufen, ist Mutter des Zeremoniells. Die Formen mögen in engen Grenzen schwanken, die Sache, d. h. daß Pomp ein wichtiges Machtmittel ist, bleibt. Darum haben die Chibcha Amerikas so gut, wie die Tibetaner, die Byzantiner, wie die Japaner oder Spanier, endlich die Kirche, diese vollendetste Organisation echter Demokratie im Sinne der „freie Bahn dem Tüchtigen", nicht in dem einer nichtexistierenden Gleichheit, mit Sorgfalt die Mittel ersonnen, die dem Herrscher die nötige Distanz von den Beherrschten verbürgen und ihm erlauben sich prunkvoll zu zeigen. Denn panem et circenses wollte das Volk vor Jahrtausenden und will es auch heute noch. Wenn wir sehr bald den Sturz der Volksmänner sehen werden, so nicht zum wenigsten, weil sie ganz und gar keine gute Figur machen. Auch drakonische Gesetze zum Schutze der Republik sind dafür kein vollwertiger Ersatz. Sie werden nicht hindern können, daß alle oder doch fast alle Namen, die zu Beginn der Revolution genannt wurden, in ihrem Verlaufe auf die Totenliste kommen.

Ich bemerke ausdrücklich, daß ich ein grundsätzlicher Gegner des politischen Mordes bin. Er ist unmoralisch und unzweckmäßig, denn man tötet nicht Ideen zugleich mit ihren Trägern. Zudem siegt stets die Partei, deren Exponent ermordet wurde, wenigstens zunächst. Das sahen wir zuletzt bei Eisner, jetzt bei Erzberger und Rathenau, deren Tod den Linksparteien Anhänger zuführte, wie das unselige „Gesetz zum Schutze der Republik" den Rechtsradikalismus stärken wird. Ich konstatiere lediglich eine Tatsache, wenn ich feststelle, daß die ersten Führer der Revolutionen mit seltenen Ausnahmen ermordet werden.

Die Aristokratie ist eine soziale Notwendigkeit. Das lehrt das Beispiel der Republiken, die den betitelten Adel abschafften, um sich vor dem Geldadel zu beugen. Es muß Familien geben, die durch Tradition an Bildung, guten Manieren und Besitz, durch Vererbung gewisser sozial wertvoller Talente, seien es militärische, politische, diplomatische oder andere, sich aus dem übrigen Volkstum herausheben. Solche Familien gibt es in den Vereinigten Staaten genau so gut wie bei uns, in Frankreich so gut wie in der Schweiz. Es muß auch in Monarchien die Möglichkeit bestehen Personen, die sich um den Staat besonders verdient gemacht haben, in besonderer Weise durch erbliche Standeserhöhung zu belohnen.

Das gemeine Volk hat gegen den Adel im Gefühl seiner Minderwertigkeit einen grimmigen Haß. Das sind aber dieselben Leute, die etwa in ihrer Militärzeit nur auf Grund des zufälligen Umstandes, daß sie ein Jahr früher einrücken mußten den Rekruten nach Kräften vergewaltigen. Derselbe Mann, der als Student den „Fuchs" drangsaliert, wird zum Freiheits- und Gleichheitsapostel, wenn er sich vor anderen beugen soll, selbst wenn diese durch ihre Verdienste legitimiert sind Unterordnung zu fordern. Die Fähigkeit, sich dem höheren Können und Wollen gern unterzuordnen, ist ein Gradmesser des eigenen Wertes.

Die Minderwertigkeit mancher Adliger schließt die Hochwertigkeit des ganzen Standes keineswegs aus. Die vererbten Talente brechen immer wieder durch. Das zeigt sich etwa in der „freien" Schweiz. Das bißchen Adel, das diese Republik besitzt, tritt in der Armee hervor, und niemand wird das wohl auf eine Bevorzugung der Adeligen zurückführen wollen. Daß man adeligen Trotteln keine Ämter anvertrauen darf, ist selbstverständlich. Aber bei gleicher Tüchtigkeit fällt die Vererbung der militärischen und politischen Talente sehr wesentlich in die Wagschale.

Letzten Endes handelt es sich auch hier wieder um die Kernfrage der Scholastik: Realismus oder Nominalismus? Der Standesherr ist selbstverständlich Realist, betrachtet die Familie — also den Gattungsbegriff — als Realität, das Individuum nur als mehr oder minder vollkommene und zufällige Verkörperung dieser Idee, genau wie der Tierzüchter. Das führt unter Umständen zu grotesken Konsequenzen, insofern ein beliebiger, womöglich kretinenhafter Prinz einem Goethe oder Ludendorff vorzuziehen wäre. Der Demokrat ist im Gegensatz dazu Nominalist und hat es ausschließlich mit dem Individuum zu tun, kümmert sich gar nicht um die Familie. Die Mitte, wie sie Thomas von Aquino lehrt, ist auch hier richtig: entscheidend ist das Individuum, aber in ihm steckt Familientradition, von der sich nur ganz selten jemand frei machen kann, im guten wie im bösen Sinne.

Wenn auch der bisherige Adel in der alten Form auch nach Rückkehr der Monarchie im wesentlichen seine Rolle ausgespielt hat, so ist doch die Existenz hochgezüchteter Familien mit Tradition eine unbedingte Notwendigkeit, ganz unabhängig von der Beschaffenheit der Eigenschaften, auf deren Züchtung eine Zeit Wert legt. In diesen gilt es dann eben sich besonders hervorzutun. Vielleicht wird die nachrevolutionäre Aristokratie im wesentlichen aus den Familien hervorragender Industrieller, Erfinder, Arbeiterführer und Trustmagnaten bestehen. Denn die Grundrente, aus der bisher der Adel im wesentlichen seine Einkünfte bezog, wurde durch die Kapitalrente verdrängt und selbst diese wird aus den Stürmen der Revolution nicht ohne große Konzessionen an das Arbeitseinkommen hervorgehen.

Darum muß der Geburtsadel, nach dem Beispiel Englands, sich wenigstens in einzelnen Familienmitgliedern dem kommerzionellen und industriellen Leben zuwenden, um mit der Wandlung der Kapitalbildung Schritt halten zu können. Unsere Gesellschaft ist kapitalistisch und

wird es wohl, wenn auch nicht in der heutigen Form immer bleiben. Da ist zwar die Ansammlung großer Schätze in einer Hand keineswegs erforderlich, noch besonders wünschenswert, wohl aber ein behaglicher Wohlstand, der sich generationenlang erhält, der Lohn für Arbeit und Sparsamkeit.

Wenn unser Adel es nicht lernt sich bürgerlichen Berufen zuzuwenden, zudem, sei es aus Hochmut, oder weil er nicht zugelassen wird, der Regierung fern bleibt, dann nützen ihm alle gute Manieren nichts: er stirbt ab, wie eingekapselte Trichinen.

Der Adel hat sich militärisch, politisch und häufig auch kulturell bei uns bewährt. Man denke an Stein, Hardenberg, Gneisenau, Bismark, Humboldt, Moltke, Kleist, Achim von Arnim, Anastasius Grün (Graf Auersperg), Platen, Lilienkron, Parseval, Zeppelin, Münchhausen usw. Das ist aber auf die Dauer ohne einen gewissen Familienbesitz nicht möglich. Allerdings hat sich das städtische Patriziat oft Jahrhunderte in freier Konkurrenz behaupten können. Zum mindesten ist auch in Zukunft eine gewisse Bindung des Besitzes wünschenswert. Andrerseits wird Arbeit und Gelderwerb bei uns nicht mehr als unstandesgemäß gelten. Vor der Revolution hatte der Kavalier Geld eben einfach zu haben, ob durch Erbschaft oder Heirat war gleich, aber verdienen durfte er nicht. In Zukunft wird nun der für voll gelten, der auch erwirbt.

Selbstredend wird man jetzt meine Ausführungen als utopistisch und reaktionär bespötteln, wie man es s. Zt. tat, nur daß man mich damals für linksradikal hielt. Ich blieb stehen! Die Verhältnisse änderten sich. In etwa zwei Jahrzehnten wird man auf meine Ausführungen zurückgreifen und staunen, daß es in diesen tollen Zeiten noch Männer gab, die sich weder durch eine Massenpsychose von links, noch durch eine solche von rechts anstecken ließen. Es handelt sich hier lediglich um die Anwendung historischer Gesetze. Da scheiden

Tagespolitik und Parteigezänk aus. Ich spreche hier nicht von den heutigen Zuständen, sondern von solchen in zwei Jahrzehnten.

Um nochmals unsere Stellung der Aristokratie gegenüber kurz zu präzisieren: Sie ist in jeder Gemeinschaft unentbehrlich und existiert in Republiken genau so gut, wie in Monarchien. Aber auch der titulierte Adel ist wünschenswert. Er ist sowohl für den Hofdienst, als auch mit Rücksicht auf die Vererbung von Talenten für den politischen und militärischen Dienst geradezu unentbehrlich. Staat und Gesellschaft haben großes Interesse an seiner finanziellen Unabhängigkeit, weil in der Regel nur der durch Generationen in einer Familie heimische Wohlstand die feinen kulturellen Blüten zeitigt, und weil man Bewerber für ideale, d. h. finanziell ungenügend dotierte Berufe benötigt. Endlich muß gerade in unserer Zeit der schnellen Kapitalbildung und des raschen Rollens des Glücksrades dafür gesorgt sein, daß eine Schicht des Volkes diesem Wechsel möglichst entzogen ist. Eventuell können Familienstiftungen hier von Nutzen sein. Das ist genau so sozial gedacht, und liegt ebenso im Interesse des Volkes, wie die Maßnahmen der Tierzüchter zur Hochhaltung der Rassen. Wenn wir endlich hervorheben, daß eine gewisse Interessengemeinschaft den Geburtsadel mit den Fürsten verbindet, so ist dies in monarchischen Staaten ein wertvolles Moment zur Erhaltung der Regierungsform. Endlich wird nur eine vermögende Aristokratie im Oberhaus jene Unabhängigkeit des Urteils, auch dem Monarchen gegenüber, sich wahren, die unentbehrlich ist im Interesse der Allgemeinheit.

Die Frage des Adels legt es nahe, einen Rückblick auf einen meist übersehenen aber trotzdem überaus wichtigen Grund für die Entstehung von Revolutionen zu werfen: den sozialen!

Das reiche vorrevolutionäre Bürgertum in Frankreich war an Besitz, Bildung, Formen und Tradition vielfach dem Adel durchaus gleich, aber es wurde sozial und poli-

tisch benachteiligt. Allein zu schwach sich durchzusetzen, rief es das Kleinbürgertum zu Hilfe. Der Speck war natürlich, wie stets in solchen Fällen, die „Gleichheit". Nachdem die Wasser der Revolution sich verlaufen hatten, hatte das große Bürgertum allein von der „Gleichheit" profitiert, indem es dem Adel gesellschaftlich gleichgestellt wurde. Der Krämer und Kleinbürger blieb nachher dasselbe, was er vorher gewesen war: niederes Volk.

In Deutschland war die Bevorrechtigung des titulierten Adels dem großen Bürgertum, der Geld- und Geistesaristokratie, gegenüber stellenweise viel zu weitgehend. Es schickte sich eben nicht, wenn bei Hofe der große Gelehrte hinter dem hochadeligen Leutnant rangierte. Aber nicht vom Bürgertum wurde die revolutionäre Bewegung unterstützt oder gar eingeleitet, sondern vom Judentum, das de facta eine ungeheure Macht in den Händen hat, während es sozial nicht zur Geltung kommt. So rief das Judentum mit den alten auf die dumme Masse stets wirkenden Schlagwörtern die Arbeiterschaft auf, in der Hoffnung dadurch gehoben zu werden und auch sozial oben zu bleiben, wenn die revolutionäre Springflut vorüber ist. Zweifellos wird das große Bürgertum völlige soziale Gleichstellung mit dem Geburtsadel erlangen. Ob aber die Juden in Deutschland ihr Ziel erreichen werden, ist sehr fraglich.

Denn bei uns ist zunächst die rassemäßige Abneigung weit größer, als etwa in Italien, wo die Juden in der brünetten Bevölkerung leichter untertauchen. Dann wird nach Rückkehr geordneter Verhältnisse nie vergessen werden, daß die Juden — wenn auch nicht die alteingesessenen strenggläubigen — die Drathzieher der Revolution waren. Das wird auch der Arbeiter ihnen keineswegs als Verdienst anrechnen, da er nur zu bald bemerken wird, daß er für Zwecke des internationalen Kapitalismus und unarischer Herrschsucht mißbraucht wurde. Heute beherrscht der Jude die Welt! Geld und

Presse hatte er schon früher, die politische Macht in größtem Umfange hat er erst jetzt mit Hilfe der von ihm geleiteten Freimaurerei erworben. Übt er sie in der übrigen Welt indirekt aus, so in Rußland unmittelbar. Aber das gerade wird ihm zum Verhängnis werden. Denn mit der Wiedererrichtung des Zarismus werden dort fürchterliche Pogrome ausbrechen. Die vielen Ostjuden, die über die Reichsgrenze zu uns flüchten, werden hier den Bolschewismus verbreiten, aber nach dessen Sturz in Deutschland mit in die Tiefe gerissen werden. Auch die Freimaurerei in der politischen Form der schottischen Hochgradmaurerei und damit eine Organisation, die viel Ähnlichkeit mit der des Jesuitenordens aufweist, wird entthront werden.

Zwei Arten von Gemeinschaften wechseln in der Geschichte stets miteinander ab: die auf die Blutsgemeinschaft fundierte und die durch geistige Bande zusammengehaltene und damit über die Nationen hinausgreifende. Man denke an die katholische Kirche und die Kreuzzüge, neuerdings an den internationalen Kapitalismus, die internationale Arbeiterfrage, die internationale Freimaurerei mit dem Judentum an der Spitze. Man kann nicht ohne weiteres die eine dieser Gemeinschaften höher werten als die andere: der Staat ist ein ebenso hoher sittlicher Wert, wie die Nation, die Kirche, wie die Rasse. Aber man kann vorhersagen, daß für die nächsten Generationen der Internationalismus jeglicher Prägung gegenüber dem Nationalismus ins Hintertreffen geraten wird. Der im 19. Jahrhundert eingeleitete Nationalismus wird sich erst jetzt auswirken. Mit ihm und an ihm wird aber auch die Freimaurerei zerbrechen, genau wie die internationale Arbeiterbewegung. Das Blut wird zunächst über den Geist gesiegt haben.

Wie wenig sich die meisten Menschen selbst darüber klar sind, ob sie die Bande des Blutes oder die des Geistes für fester und verpflichtender halten, geht zwingend daraus hervor, daß viele den französischen Lothringern

im Reichsverbande ihre Hinneigung zu Frankreich, den Slaven Österreichs ihr Liebäugeln mit Rußland als Landesverrat vorwarfen, hier also ganz unzweideutig das geistige Band des Staates für den sittlich höheren Wert hielten. Gleichzeitig verargten aber dieselben Leute den Deutschbalten der russischen Ostseeprovinzen ihre Treue zu Rußland (den Deutschschweizern ihre Neutralität), werteten hier also das Blut höher als den Geist.

Uns genüge die Feststellung, daß für absehbare Zeit die völkischen Tendenzen siegen werden. Da nun hinfort die Staaten im wesentlichen identisch mit den Nationen sein werden, also doppelte Bande sie zusammenhalten, so werden Kriege viel erbitterter geführt werden. Der internationale Ausgleich, wie ihn etwa die Kirche anstrebt, wird fehlen oder doch machtlos sein. Das menschliche Solidaritätsgefühl wird sich auf die sittlich hochstehenden Individuen in allen Lagern beschränken und nur in lockeren Organisationen, etwa dem Roten Kreuz, nach außen in die Erscheinung treten.

Die Gefahren, die aus der gekennzeichneten mächtigen Zeitströmung der Schweiz drohen werden, liegen zutage. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird sie in den nächsten Generationen in ihre Nationalitäten zerfallen.

Doch zurück zur inneren Politik! Die Parlamente werden durch Wahlen aus dem ganzen Volke mit Abgeordneten beschickt. An die Stelle der verschiedenen bundesstaatlichen vorrevolutionären Wahlrechte ist heute in Deutschland das allgemeine, gleiche, geheime und direkte Wahlrecht getreten.

Diese Gleichheit des Wahlrechtes ist falsch. Denn im Staate muß nach dem Grundsatze der Äquivalenz von Rechten und Pflichten jeder genau soviel Recht am Staat erhalten, als er für den Staat leistet.

Die Ungerechtigkeit unseres gleichen Reichstagswahlrechtes ist schon längst jedem Vernünftigen klar. Denn

diese Gleichheit ist doch offenbar die denkbar größte Ungleichheit. Statt dem Bürger nach Maßgabe seiner Leistungen oder seiner Intelligenz Rechte am Staate einzuräumen, scheint hier die bloße Tatsache seiner Existenz hinlängliche Legitimation.

Jedermann würde Zeter und Mordio schreien, wenn man ein Steuergesetz gerecht und gleich nennen würde, das auf jeden Kopf eine bestimmte Abgabe festsetzte. Als Rückfall in mittelalterliche Barbarei würde es mit Fug und Recht verketzert werden, falls sich überhaupt jemand finden sollte, der so töricht wäre einen solchen Unsinn vorzuschlagen. Die Analogie bedarf keiner näheren Ausführung.

Wenn Bismarck seinerzeit den Fehler des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrechtes begehen konnte, so ist es nicht an uns, ihn deshalb zu tadeln. Er tat, was unter den obwaltenden Verhältnissen das Beste oder auch das einzig Mögliche war. Unsere Aufgabe aber muß es sein, beim weiteren Ausbau des Reiches auch das Wahlrecht zu reformieren.

Dazu sind im Augenblick die Zeiten so ungünstig wie nur möglich. Zunächst wird die Macht des Parlamentes durch die der Gewerkschaften eingeengt, wenn nicht aufgehoben und die Straße spricht ebenso laut wie töricht mit. Dann schlägt der Gleichheits- und Freiheitswahn augenblicklich und noch auf absehbare Zeit zu hohe Wogen, daß an Reform im nächsten Jahrzehnt nicht zu denken ist. Immerhin sei das Prinzip betont: jedermann darf am Staate nur entsprechend seinen Leistungen für den Staat Anteil haben. Deshalb ist eine Staffelung nach Bildung, Besitz, Militärdienst, Kinderzahl und ähnliche Faktoren nach der Revolution durchzuführen und zwar durch Zusatzstimmen, nicht durch Entzug des Stimmrechtes. Denn dieses kostbare Ventil der Unzufriedenheit muß um so mehr beibehalten werden, als sonst die Gefahr einer übermäßigen Reaktion nach Beendigung unserer Revolution allzu groß wird. Ferner muß neben

dem Wahlrecht die Wahl p f l i c h t eingeführt werden. Es darf keine Rechte ohne Pflichten, ihr Korrelat, geben. Die Gegnerschaft gegen die Masse ist dem Rechtsradikalismus gemeinsam mit dem Kommunismus. Das Volk muß allmählich zur Politik erzogen werden. Daß wir Deutschen von allen Kulturvölkern das politisch unreifste sind, ist eine Folge des Zuvielregierens. Andrerseits kann man ein unreifes Volk nicht sich selbst regieren lassen. Aus diesem Circulus vitiosus kann nur die Zeit einen Ausweg schaffen.

Die Revolution wird nicht mit dem Stimmzettel, sondern mit der Waffe die wichtigsten Differenzen lösen. Diese sind im wesentlichen folgende:

Der Kommunismus erkennt die Tatsache, daß die Menschen verschieden sind, an, aber statt ihr Rechnung zu tragen, sucht er sie künstlich aus der Welt zu schaffen. Es macht zwar nicht seinem Verstande, aber seinem Herzen Ehre, wenn er lehrt, daß der Dumme, der Faule, der Krüppel nichts dafür kann, daß er im Konkurrenzkampf unterliegt und dafür entschädigt werden muß durch g l e i c h e Entlohnung für seine u n g l e i c h e Leistung. Da nun nicht jedermann eine Villa bewohnen kann, so folgert er, darf es überhaupt keine Villen mehr geben. Da er den Untüchtigen nicht zur Mehrleistung zwingen kann, muß er dem Tüchtigen Fesseln anlegen, wie dies in den alten Zünften geschah, die etwa jedermann die Verwendung derselben Werkzeuge befahlen und vervollkommnete dem einzelnen Meister verboten. War der Zukunftsstaat des Charles Fourier ein liebenswürdiger Traum, an dessen Verwirklichungsmöglichkeit der phantasievolle Autor wohl selbst nicht glaubte, so läßt Gracchus Babeuf die Kralle spüren, die hinter der harmlos scheinenden Forderung, niemand dürfe mehr besitzen als die übrigen, jeder habe ein gleiches Recht auf Glück, lauert. Konsequenterweise sieht er nicht nur in der ungleichen Verteilung der materiellen Güter eine Ungerechtigkeit, sondern auch in der geistigen. Da nun die Intel-

ligenz verschieden ist, kommt er zum Schlusse, niemand dürfe mehr lernen als ein anderer! Der Kampf des Bolschewismus gegen die Intelligenz, der nicht verhindern wird, daß Rußland nach Wiedererrichtung des Zarismus eine Geistesblüte erleben wird, wie Frankreich unter dem Sonnenkönig, scheint Babeufs Theorien in die Praxis umzusetzen.

Die Geschichte kennt kommunistische Gemeinschaften. Der Inkastaat war eine solche von hoher Kultur. In ihm war nicht nur die Nahrung und Kleidung ganz gleich verteilt, sondern jeder Jüngling bekam auch seine Gattin von der Obrigkeit zugewiesen. Da der Staat von den Spaniern zerstört wurde, wissen wir nicht, wie es weitergegangen wäre. Voraussetzung war aber ein absolutes Königtum und eine allmächtige Beamtenhierarchie. Der Kommunist macht sich nicht klar, daß die Macht an die Stelle des Besitzes tritt. In seinem Zuchthause gibt es zwar keine Millionäre mehr, wohl aber Despoten in allen Formaten. Übrigens war das Handwerkszeug das einzige Privateigentum des Inka, d. h. die einzigen Wertobjekte, die es im Reiche gab — alles Gold beanspruchte der Inka — gehörten ihren Verfertigern. Auch die kleinen Mönchs- und Nonnenrepubliken sind kommunistische Gemeinwesen, die sich bewährten. Voraussetzung ist aber Verzicht auf die Familie, eine mystische Gemütsverfassung, die sich nicht erzwingen läßt, und endlich eine sorgfältige Auswahl der Mitglieder auf Grund ihrer Leistungsfähigkeit, alles Utopien in großen Gemeinschaften. Die Gemeinschaften, die außerhalb der kirchlichen Weltanschauung und Autorität — das glänzendste Beispiel ist der Jesuitenstaat in Paraguay — auf kommunistischer Basis begründet wurden, waren stets von kurzer Dauer und überlebten wohl nie ihren Schöpfer. So ging etwa die von Considérant in Texas begründete Kolonie Réunion rasch zugrunde, während der kleine Musterstaat Newlanark nur blühte, solange die überragende Persönlichkeit des Robert Owen, des geistigen Vaters der Konsumvereine, ihm vorstand!

Der Kommunismus behauptet die ethische gegenüber der ästhetischen Weltanschauung zu vertreten. Gibt er auch zu, daß es keine Paläste, keine Parks und Schlösser mehr geben wird, so rechnet er sich das als Verdienst an, weil es auch keine Hütten mehr gäbe. Auch wer, was ja selbstverständlich, auf dem ethischen Standpunkt steht, muß den Kommunismus verwerfen. Zunächst, weil es nur mehr Hütten geben wird, dann, weil die Persönlichkeit, diese höchste Blüte, um nicht zu sagen dieses Endziel aller Kultur, unterdrückt oder zum Despoten gemacht wird, endlich weil alle Kultur auf Familie, Besitz und Tradition beruht. Der Inhalt des Kommunismus ist die Unkultur, Armut, Unwissenheit und Barbarei, mögen ihre Propheten von noch so edlen Motiven geleitet werden. Es gibt nur mehr Knechte, die alle nichts besitzen. Die Gleichheit besteht nicht in einem Auffüllen der Täler, sondern in einem Abtragen der Gipfel. Neid und Mißgunst sind die Motive der großen Masse der kommunistischen Gesellschaft. Diskutierbar wäre nur die Zusicherung eines Existenzminimums für jeden Arbeitnehmer. Erhält er nichts für außergewöhnliche Leistung, so wäre er ein Narr, wollte er mehr arbeiten, als er muß. Und zu guterletzt — das lehrt die Erfahrung in China, wie im Abendlande — werden die Zuchthausmauern von einigen kraftvollen Persönlichkeiten gesprengt, die Privateigentum und Konkurrenz wieder herstellen. Und gerade die ethische Weltanschauung erheischt Äquivalent von Leistung und Gegenleistung. Wen diese theoretischen Ausführungen und die Lehren der Geschichte nicht überzeugten, der werfe einen Blick auf den Bolschewismus. Dann wird er nicht mehr bezweifeln, daß der Bolschewismus nicht schafft, sondern nur zerstört, daß er einer gekünstelten Gleichheitsmacherei zuliebe Familie und Persönlichkeit, jedes Streben unterdrückt, daß nicht der gemeinsame Besitz der Güter des Lebens, sondern die Kulturlosigkeit und Besitzlosigkeit aller sein Endergebnis sein muß.

Ganz anders ist die Sozialdemokratie zu beurteilen. Das innere Wesen und die innere Berechtigung erhält sie durch die Interessen der Arbeiter, die sie vertritt. Sie ist eine Organisation der Arbeit gegenüber dem Kapital, der Industrie gegenüber der Landwirtschaft. Das hat auch ihr deutscher Begründer Lassalle klar hervorgehoben und dazu, daß „friedlich und legal" dieser Zweck anzustreben sei. Eine Organisation der Arbeiter ist nicht nur berechtigt, sondern auch notwendig, und die Kraftprobe des Arbeitnehmers gegenüber dem Arbeitgeber moralisch einwandfrei. Die Arbeiter wären Narren, wenn sie nicht auf dem Wege der Organisation versuchen würden ihre Arbeit so teuer wie nur möglich zu verkaufen. Daß sie gegen Ausbeutung eintreten, ist ihr gutes Recht, und solange sie den gesetzlichen Weg nicht verlassen, ist die sozialdemokratische Partei so berechtigt, wie irgendeine andere.

Die Gefahren drohen dem Bestande des Staates durchaus n i c h t von dieser Seite. Durch Disziplinierung der Massen, durch Weckung des Solidaritätsgefühls und Unterordnung des einzelnen unter die Parteiinteressen haben sie sogar sehr segensreich gewirkt. Nichts wäre falscher, als durch eine irgendwie geartete Unterdrückung hier die Gedanken zu stauen. Davor sei die Restauration nachdrücklichst gewarnt! Die Partei ist ein unschätzbares Ventil der Unzufriedenheit. „Die Gefahren beginnen erst dann, wenn sie durch die Zahl ihrer Mandate zu positiver Mitarbeit an der Regierung gezwungen, den Wählermassen die Utopie des Zukunftsstaates, wie sie ihn sich träumt, vor Augen führt. Denn dann spalten sich die ungelernten Arbeiter, die Radaubrüder und Arbeitsscheuen ab und betreten den ungesetzlichen Weg, den der Revolution. Hier gilt es zuvorzukommen." Diese vor einem Jahrzehnt ausgesprochene Prognose wurde inzwischen zur Tatsache. Die sogenannte Mehrheitssozialdemokratie wird in der Revolution verschwinden, da sie zu wenig radikal ist. Überdies wird das Prin-

zip des Stimmzettels sie zwischen den Schüssen des Rechts- und Linksradikalismus zum Schweigen bringen. Denn Revolutionen werden nicht von der Majorität an der Urne, sondern von der Minorität am Geschütz durchgekämpft.

Die sozialistische Forderung der Verstaatlichung der Produktionsmittel wird täglich mehr verwirklicht: Post, Eisenbahn, Staatsforsten, Salinen und Wasserkräfte bewegen sich in dieser Richtung. Die Kohlen- und andern Minen werden nachfolgen. Das läßt sich alles reibungslos und friedlich verwirklichen und hat seine Grenze in der Zweckmäßigkeit, nicht in einem Parteidogma. Vielleicht ist auch Rathenau mit seiner Förderung der Sozialisierung des Konsums auf dem besseren Wege. Eine Verstaatlichung der Industrie ist so wenig empfehlenswert, wie eine solche des Handels, weil die Initiative des einzelnen, sein Wagemut und Streben nach Reichtum, durch keine Organisation zu ersetzen ist. Dies mit dem sozialen Zug der Zeit zu motivieren, ist leeres Geflunker. Die Masse ist so antisozial wie nur denkbar. Aber sie ist mißgünstig und neidisch und gönnt dem Unternehmer nicht seinen Gewinn, dem Kapital nicht seine Rente. Statt ehrlich die Devise „ôte-toi de à là que jem'y mette!“ auf die Fahne zu schreiben, zieht sie altruistisch tönende Phrasen vor. Wer hätte je die Masse gekannt, ohne sie zu verachten?!

Wenn auch die Börse eine Notwendigkeit ist und letzten Endes die Ware verbilligt, so empört es doch vielfach und mit Recht, daß der zwar gefährliche, aber leichte Börsengewinn den glücklichen Spieler unvergleichlich schneller reich macht, als ehrliche Arbeit. Erzeugte noch vor einem Jahrhundert die Industrie alles mit eigenen Mitteln, so änderte sich das mit der Verdrängung der Handarbeit durch die Maschine. Nicht mehr der Meister mit seinen Gesellen ernteten das Resultat ihres Fleißes in erster Linie, sondern derjenige, der die Maschine bezahlt hatte: der Kapitalist. Die zukünf-

tige Entwicklung wird wohl dem Kapitalisten (Aktionär) in Anbetracht des Risikos einige Prozente mehr gewähren als dem festverzinslichen Kapital, den ganzen übrigen Mehrwert aber dem Arbeiter, selbstredend Fabrikdirektor und Erfinder eingeschlossen, zuweisen. Damit werden die verbitternden Auswüchse der Börse von selbst verschwinden. Auch die konstitutionelle Fabrik liegt in der Richtung der jetzigen Entwicklung, die die Persönlichkeit, also die Qualität, zugunsten der Quantität fesselt. Die Grenze zu ziehen zwischen den berechtigten Interessen der Gesamtheit und dem gleichfalls berechtigten und notwendigen wagemutig auf Gewinn zielenden Unternehmertum des einzelnen, ist eine Experimentalaufgabe der Wirtschaftspolitik.

Selbst der äußerste linke Flügel der Sozialdemokratie hat — um bei unserem obigen Beispiel zu bleiben — gar nichts dagegen einzuwenden, daß Villen und Schlösser von einzelnen bewohnt werden, nur fordert er, daß der Eigentümer sie sich selbst verdient hat. Hier scheiden sich die Wege der Links- und der Rechtsparteien. Diese, auf dem Boden der Tradition stehend, scharen sich um die Monarchie als ihr Symbol, wie jene um die Republik. Fordert der Sozialdemokrat den gleichen Start, so betont der Konservative, daß er ja in erster Linie arbeitet, um seinen Kindern bessere Chancen zu gewähren. Er weist mit Recht darauf hin, daß die Sparsamkeit belohnt werden muß und nicht bestraft, wie dies die nach oben schnell wachsenden Steuern der Linksparteien tun.

Wenn gestern das ganze Nationalvermögen nach der Kopfzahl gleich verteilt worden wäre, dann gäbe es heute schon wieder Unterschiede. Denn auch im Wirtschaftsleben ist letzten Endes der Charakter ausschlaggebend. Der Sozialist denkt und handelt antiselektiorisch. Er schützt das Krüppelholz und läßt den Eichbaum nicht erstarken. Er bekämpft den Spartrieb und damit auch den Fleiß.

Zwischen den genannten grundverschiedenen Anschauungen werden wir die gewaltigsten Kämpfe sich abspielen sehen, als deren Resultat Einschränkung großer Kapitalbildung in den Händen einzelner Familien, enorme Erbschaftssteuern, starke Beschneidung vor allem des immobilen Eigentums, aber durchaus k e i n e „Befreiung" (von was?!) der Arbeiterklasse herauswachsen werden. Möge das Herdenmenschentum nicht siegen über die starke Persönlichkeit. Diese allein bildet ja den Reichtum der Nationen und der Menschheit! Eines allerdings wird der Handarbeiter, der heute wirtschaftlich das untere Bürgertum schon geschlagen hat, erreichen: seine gesellschaftliche Hebung. Dieses soziale Höherstreben konnte schon aus einem Sattler einen Reichspräsidenten werden lassen. Die hervorragendsten Vertreter der Arbeiter werden mit dem Bürgertum volle gesellschaftliche Gleichheit erringen, von der Handarbeit wird jeder Makel genommen sein, man wird weder nach Herkunft, noch nach Beruf, sondern nur mehr nach der persönlichen Tüchtigkeit fragen. Kommt dies auch der breiten Masse nicht zu gute, so doch sicherlich dem tüchtigen Individuum aus dem Arbeiterstande und dessen obersten Schichten.

Noch eine andere überaus folgenschwere Entscheidung steht uns bevor. Wenn es keinem Zweifel unterliegen kann, daß die Herstellungskosten unserer Industrie abhängig sind von den Kosten der Lebenshaltung, daß also mit der Verteuerung der Nahrungsmittel unsere Konkurrenzfähigkeit mit dem Auslande sinkt, wir weniger verkaufen können, was zu Arbeiterentlassungen führen muß, so ist andrerseits der Bauernstand die unerschöpfliche Quelle der Volkskraft. Ihn opfern, wie das einst in England durch Einführung des Freihandels geschah, ist eminent gefährlich, ja selbstmörderisch. Das um so mehr, als ein hoher Prozentsatz unseres Volkes heute noch von der Scholle lebt. Würde man durch Aufhebung der Zölle auf Getreide und Fleisch diese ruhige, gesunde,

staatserhaltende Volksschicht preisgeben, dann würde man sie zur Revolution zwingen, wenn sie nicht verhungern wollte. Bald werden die Würfel über den reinen Industriestaat fallen, schwere Schädigung der Konkurrenzfähigkeit, Brotlosmachung von arbeitswilligen Heeren, oder Vernichtung des Bauernstandes. Es ist eine Experimentalaufgabe schwierigster Art, die Interessen des Bauernstandes mit denen der Industrie in Einklang zu bringen.

Was kann man zur Vermeidung der aus der Weltgeschichte sattsam bekannten Erscheinungen bei Aufgabe des Getreidebaues in der Periode der Weltpolitik tun?

Bekanntlich verwandelte sich Italien während der römischen Kaiserzeit in einen Luxus- und Ziergarten. Getreidebau lohnte nicht mehr, der Bauernstand verschwand. Spanien dachte nur mehr an die reichen Silberschätze der Kolonien. Niemand wollte mehr Schweiß vergießen, sich sein Brot erarbeiten. Von der Tüchtigkeit der Bevölkerung blieb nur mehr der einst durch tapfere Kämpfe mit den Ungläubigen erworbene und damals auch berechtigte Hochmut des Hidalgo übrig, das Land verfiel, es kam mit dem Ausbleiben der Silberflotten an den Rand des Abgrundes. Die Inquisition märzte die intelligentesten und charaktervollsten Individuen aus und verschlechterte die Rasse, wie das mittelalterliche Priesterzölibat einst eine negative Auslese der Intelligenz in ganz Europa bewirkt hatte. England mit seinen riesigen Latifundien entging ganz knapp dem gleichen Schicksal. Es wurde nur hinausgeschoben, um sich in wenigen Generationen zu erfüllen.

Deutschlands Flußsystem läuft von Süden nach Norden, während die Getreide produzierenden Länder im Osten liegen, die konsumierenden aber im Westen. Die Bahnfracht von Posen zum Rhein ist aber unter normalen Verhältnissen weit teurer, als die Schifffracht von Argentinien nach Hamburg, ganz ungeachtet die weit billigeren Produktionsbedingungen in jenen Ländern. Darum müssen Kanäle von Osten nach Westen

unser Flußsystem verbinden. Die Ausfuhrprämien auf Getreide müssen nicht nur aufgehoben, sondern jede Ausfuhr von Getreide, Heu, Stroh, Fleisch und anderen landwirtschaftlichen Rohprodukten muß gesetzlich untersagt werden, wie einst die Wollausfuhr aus England verboten war. Dadurch wird es möglich, unsere Bevölkerung, die heute etwa 10 Monate des Jahres von den Erträgnissen unseres Getreidebaues lebt, und während des Krieges zur Not den eigenen Bedarf decken konnte, nahezu völlig mit Landesprodukten zu ernähren.

Das Beispiel Hollands nicht minder als das Dänemarks lehrt, daß eine intelligente bäuerische Bevölkerung sehr wohl in gewissen Produktionszweigen die Konkurrenz mit dem Auslande aufnehmen kann. Auch Englands Viehzucht ist berühmt, seine Mästereien sind vorbildlich, seine Frühgemüse konkurrieren mit den Erzeugnissen Algeriens.

Der deutsche Bauer muß zur Qualitätsproduktion erzogen werden. Wo der Boden sich dazu eignet, wird nach wie vor Getreide gebaut, in besonders günstigen Strichen Wein, Obst, Blumen und Gemüse, viel mehr Gemüse! — in ungünstigen aber wird Vieh und zwar Qualitätsvieh gezüchtet, ausgezeichnet durch Milchreichtum oder Fleisch. Die nötigen Kapitalien können mit staatlicher Unterstützung durch Produktionsgenossenschaften beschafft werden. Die Schweiz und das Allgäu sind hierfür vortreffliche Beispiele. Denn wenn wir den Bauernstand opfern, dann gehen wir, besonders in Ostelbien, Unruhen entgegen, die denen von 1524/25 nicht viel nachstehen werden. Discite moniti!

Schon 1913 wies ich an dieser Stelle auf die Notwendigkeit hin, für den Kriegsfall uns durch große Vorräte in der Verproviantierung vom Auslande unabhängig zu machen. Hätte man nur diesen Rat befolgt! Statt dessen exportierten wir noch zu Kriegsbeginn landwirtschaftliche Produkte, was schon im Frieden nicht hätte sein dürfen. Meine Befürchtung eines Aushunge-

rungskrieges hat sich leider erfüllt. Nicht immer sind es die weitblickendsten Männer, die zur Leitung ihres Volkes berufen sind.

Wenn mit dem Steigen unserer Valuta dereinst unsere Konkurenzfähigkeit mit dem Auslande zur Diskussion stehen wird, muß auch die Frage der Versicherung einer Nachprüfung unterzogen werden.

Unsere Alters- und Invaliditätsversicherung belastet die Erwerbenden, abgesehen davon, daß sie die private Mildtätigkeit, den Altruismus des Familienlebens, gefährdet. Gibt es doch nur allzuviele Individuen, deren einziges Sehnen darauf gerichtet ist, durch ein körperliches Gebrechen in den Genuß einer Rente zu kommen und dadurch der Arbeit aus dem Wege gehen zu können.

Ob der Weg der Versicherung der richtige ist, bleibe also eine offene Frage. Auf alle Fälle muß dafür gesorgt werden, daß niemand verhungert und niemand erfriert und niemand gezwungen ist durch Begehung irgendeines Deliktes sich im Gefängnis gegen die Not zu schützen. So verfehlt zumeist Geldgeschenke sind, da sie zu Leichtsinn anregen, die Faulheit fördern, so sehr entbehren wir die mittelalterliche Klosterpforte. Die Behörden müssen in größerem Umfange für Wärmstuben und Suppenanstalten sorgen und ohne Engherzigkeit jeden aufnehmen, der sich an sie wendet. Ein Existenzminimum in dieser Weise dem darum Bittenden zu gewähren ist billiger und rationeller, als ein Versicherungsapparat mit ungeheurem Beamtenheere.

Das viel verlästerte mittelalterliche Zunftwesen hat sehr viele gute Seiten gehabt. Die gegenseitige Unterstützung und Überwachung der Zunftgenossen war sehr heilsam, und es fragte sich, ob nicht etwas Ähnliches — was wir in den Zwangsinnungen ja schon wieder finden — sich in Zukunft wieder als erforderlich herausstellt, natürlich ohne die mittelalterliche Engherzigkeit. Denn ein anderer Weg dürfte sich kaum finden lassen, um etwa zinslose Darlehen in Fällen unverschuldeter

Not zu beschaffen. Das ist aber gleichfalls eine Frage von hoher Bedeutung, denn der Staat hat durchaus kein Interesse daran, wenn tüchtige Bürger durch Wirtschaftskrisen, Krankheiten oder anderes Mißgeschick in vorübergehende Not geraten und zugrunde gehen, während sie mit Leichtigkeit durch rechtzeitige Hilfe zu retten gewesen wären. So notwendig die rücksichtslose Ausmärzung von arbeitsscheuem Gesindel, Vagabunden, Säufern und Gewohnheitsverbrechern ist, so unentbehrlich ist auf der andern Seite die Organisation der Unterstützung tüchtiger Elemente. Das ist die wahre werktätige Nächstenliebe, die sich, wie jede gute Tat, reichlich lohnt.

Es wird nie besser werden, bevor nicht unsere planlose Menschenproduktion beschränkt wird.

Das ist die Wurzel, das A und O jeder Wirtschaftspolitik, der ganzen sozialen Frage.

Nicht der Staat ist der tüchtigste, hat im Kampfe ums Dasein die meisten Chancen, der die größte Bevölkerungsmasse besitzt, sondern der die gesundesten, intelligentesten, sittlich tüchtigsten Bürger aufweist. Das lehrt die Geschichte mit unwiderleglicher Überzeugungskraft. So wenig, wie im Kriege das größte Heer und die besten Kanonen siegen. Die moralischen Faktoren, der Geist, der in einem Volke lebt, führt es zum Siege.

Unser Gezeter über die sinkende Geburtenzahl — dabei erzeugten wir bis Kriegsbeginn jährlich immer noch 800 000 Menschen mehr, als starben — ist heller Wahnsinn! Nach ewigen Naturgesetzen sterben im Durchschnitt jährlich so viele Individuen derselben Art, als geboren werden. Denn mehr finden normalerweise keine Nahrung. Wir verstoßen konsequent gegen dieses Naturgesetz. Wir märzen den Kampf ums Dasein, der biologisch so überaus notwendig ist, aus, errichten Kinderbrutanstalten und erzeugen damit nach Kräften eine

dekadente Bevölkerung. Das Gute regiert die Welt, nicht die Gefühlsduselei und hysterische Zimperlichkeit. Und das Gute führt ein sehr gestrenges, gerechtes, weises Regiment.

Wir werden stets die Wahl haben zwischen dem Export von Menschen und dem von Industrieerzeugnissen, solange es nicht gelingt, die Bevölkerung so hoch zu halten, daß sie noch in und vom Lande leben kann. Das Heil liegt deshalb im Neo-Malthusianismus. Denn die Bevölkerungsdichtigkeit wächst ja auf der ganzen Erde in weit schnellerem Tempo, als die Nahrungsmittel. Deshalb ist der Wettkampf der Staaten in der Menschenerzeugung ein Unsinn. Schließlich wird niemand mehr genug zum Leben haben, und mit Notwendigkeit werden Ausrottungskriege vorübergehend Luft schaffen müssen.

Wir müssen aus dem Circulus vitiosus heraus, der heute heißt: wir haben mehr Menschen im Lande, als wir ernähren können, also brauchen wir eine Steigerung der Industrie und neue Absatzgebiete. Um unsere Industrie auf der Höhe halten und die Absatzgebiete behaupten zu können, brauchen wir aber noch mehr Menschen. Ideal ist, daß im wesentlichen die Bevölkerung von der landwirtschaftlichen Produktion der Heimat lebt. Nur ein Bruchteil soll von Übersee gegen Waren bezogen werden. Damit verschwindet auch die Überindustrialisierung mit ihren bösen Folgen nach den verschiedensten Richtungen.

Solange die Moral, die ich lehre, und die Regelung der Kindererzeugungen nicht nach meinen Weisungen durchgeführt ist, läßt sich von jeglicher Bekämpfung der Arbeitslosigkeit, jeder organisierten Staatshilfe nicht viel erhoffen. Sie bleibt Stück- und Flickwerk. Der Karren ist seit Jahrhunderten verfahren. Ihn ins Geleise zu bringen kann nicht von heute auf morgen geschehen.

Wir dürfen nicht rücksichtslos die heute lebenden Schwächlinge dem Untergange weihen, wiewohl das gut wäre, sondern wir müssen die Selektion vornehmen, in-

dem wir die Einschränkung der Kinderproduktion erzwingen. Qualität der Menschenerzeugung und nicht Quantität! Das allein ist der richtige Weg. Jetzt aber gilt es, die Lebenden nicht für die Fehler der Eltern und Vorfahren büßen zu lassen, mit einem Mindestmaß an Mitteln Abhilfe zu schaffen.

Die Durchführung meiner Anregungen und Lehren aber wird alle Beteiligten befriedigen, wenigstens soweit sie durch ihre Leistungen den Beweis für ihre Daseinsberechtigung erbringen.

In der Erstauflage wies ich an dieser Stelle auf die Polengefahr hin, verurteilte unsere Polenpolitik und schrieb:

„Es war ein verhängnisvoller Irrtum der Politik des 18. Jahrhunderts anzunehmen, daß ein so viele Millionen umfassendes Volk, wie das polnische, dauernd unter die Nachbarn aufgeteilt werden könnte. Selbst die dauernde Unterdrückung und Aufsaugung kleiner Nationen ist, wie etwa die Basken, Waliser, Wenden, Juden, Zigeuner usw. beweisen, durchaus nicht so einfach. Die großer geschlossener Nationalitäten aber geradezu unmöglich."

Heute ist Polen wieder errichtet, aber nicht für lange! Doch würde uns ein Eingehen auf die Frage zu sehr vom Thema ablenken. Wegen aller politischen Berechnungen verweise ich auf mein Schriftchen „Die Berechnung der Geschichte und Deutschlands Zukunft" (Verlag Huber in Dießen am Ammersee), in dem ich gemeinsam mit Stromer fortschreitend die künftigen Ereignisse datiere. Wohl aber sei darauf hingewiesen, daß jeder Staat — das haben die alten Philosophen ganz richtig erkannt — eine Art von Sklaverei braucht, mag diese auch in noch so milde Formen gekleidet sein. Nur durch diese Schichtung des Volkes ist eine Veredlung zu erzielen. Die Gleichheit aller ist eine Zukunftsutopie von haarsträubender Dummheit. Die Ungleichheit, die wir ja schon in den körperlichen, geistigen, gefühlsmäßigen Anlagen mit auf die Welt bringen, die Differen-

zierung ist in der menschlichen Gesellschaft, in den Staaten untereinander und in ihnen selbst notwendig, sie ist das Temperaturgefälle, auf dem die Arbeitsmöglichkeit beruht. Die menschliche Gesellschaft, der Staat, ist eine Pyramide. Auf die Spitze trat stets die Minorität. Daran ändern Gleichheitsphrasen so wenig wie Wahlgesetze. Auch im kommunistischen Staatswesen wäre das nicht anders, es ist ein unverbrüchliches Gesetz. Im Gegenteil: die Hierarchie von Aufpassern und Zehn, Hundert, Tausend usf. Männern wäre nur noch strenger durchgeführt und nur noch fühlbarer. Nur dem geistig und körperlich Tüchtigen, dem Willensstarken gehört die Zukunft, nur er hat ein Recht auf das Leben und auf den Besitz der Erde.

Der verlorene Krieg hat uns um unsere herrliche allgemeine Wehrpflicht, dieses beste Volkserziehungsmittel, gebracht. Aber eine Neugruppierung der Mächte wird uns wieder aufatmen lassen. Man vergesse nie, daß wir am Vorabend unserer Kulmination stehen, die in den Wehen unserer Revolution geboren werden wird. Dann wird die Frage wieder akut werden. Dank der Sportbegeisterung, die seit Kriegsende bei uns herrscht, ist die Notwendigkeit der allgemeinen Dienstpflicht für die Volkstüchtigkeit nicht mehr so dringend, wie sie es früher war. Wir werden die Möglichkeit haben nach unserem siegreichen Kriege eine Quote des Landheeres zu bestimmen, wie England dies vor dem Weltkriege zur See tat. Oder wir können ein Milizsystem einführen ähnlich dem der Schweiz. Im ersteren Falle wäre es zweckmäßig die Staaten zu verpflichten nur die zweiten, vierten usf. Söhne einer Familie zu den Fahnen einzuberufen und so auch numerisch mit dem geringsten Mittel und unter gerechter Berücksichtigung des Kinderreichtums der Familien die Kriege zu führen.

Hier sei die alte Erfahrung wiederholt, daß ein Heer, in das die Politik Einzug hält, verloren ist. Leider wurde dies neuerdings durch unseren Zusammen-

bruch 1918 bestätigt, vorher durch den der Türkei. Die Armee darf nichts anderes sein als der Arm der Regierung, der ihre Befehle blind ausführt. Besser ein kleines homogenes Heer, als ein Volk in Waffen, das in Parteien gespalten ist.

Zur Einschränkung der Rüstungen wird die Welt auch durch den finanziellen Zusammenbruch seit dem Kriege, dem bald andere folgen werden, gezwungen sein. Haben die Staaten schon vor 1914 zu teuer gearbeitet, so heute noch viel mehr, zumal bei uns.

Die Wurzel unserer Finanzkalamität ist im wesentlichen die, daß viel zu viel regiert wird, und wir daher einen viel zu großen und zu teuren Beamtenapparat haben. Zu den gleichen Verrichtungen, die Privatunternehmungen mit wenig Personal ausführen lassen, benötigt der Staat viel. Die Fortschritte der Technik sollten auch hier Anwendung finden. Was ließen sich durch Fahrkarten-, Briefmarken-, Telephon- und andere Automaten, durch Vereinfachung des schriftlichen Verkehrs usw. für Menschen sparen! Wozu haben wir Steuern, deren Erhebung fast soviel verschlingt, als sie einbringen? Wozu ein Kontrollsystem so komplizierter Art, daß Staatsbetriebe oft schon allein deshalb gegenüber privaten nicht konkurrenzfähig sind? Warum hat der Staat in Post und Eisenbahn Hunderttausende von Beamten über den Bedarf? Wozu werden um Nichtigkeiten Ströme von Tinte vergossen, Aktenberge aufgetürmt, was Zeit, Papier, Arbeitskräfte und schließlich noch Baulichkeiten erfordert? Das alles sind Vergeudungen von Staatsmitteln. Bei der Rechtspflege werden wir darauf zurückkommen.

Mit einem möglichst einfachen Verwaltungsapparat — d. h. einfach und reibungslos in seinen Funktionen —, mit möglichst wenig Steuern gilt es auszukommen. Jeder Bürger muß möglichst wenig davon merken, daß er regiert wird. Man soll die Wirkung der Regierung überall verspüren: die Rechtssicherheit

und Ordnung, die guten Gesetze usw., aber man soll nicht immer durch das Geklapper der Staatsmaschine an ihren schlechten Gang erinnert werden.

Es gewinnt in manchen Staaten, vor allem in Deutschland, den Anschein, als seien die Bürger der Beamten und Behörden wegen da und nicht umgekehrt. Dadurch wurde bei uns der Mangel an Zivilcourage geradezu gezüchtet, politische Unreife oder doch Indifferenz galt als Vorzug. Eine Polizei, die wie die deutsche vor dem Kriege, jährlich mit 10 Millionen Polizeistrafen operiert, taugt nichts. Sie verärgert und läßt dadurch den Nutzungskoeffizienten der Arbeit sinken. Zudem ist sie teuer. Bei kleinen Versehen ermahnen und belehren, bei unverbesserlichen Elementen mit drakonischer Strenge einschreiten, ist hier das allein Richtige. So macht es die vortreffliche englische Polizei, die mit vorbildlicher Höflichkeit das Publikum behandelt, im gegebenen Moment aber kein Bedenken trägt Widerstand mit größter Rücksichtslosigkeit zu brechen. Nur weil das jedermann weiß, folgt alles ihren Winken. Minima non curat praetor. Das ist oberster Grundsatz im Privatleben und im Staate.

Gilt das Gesagte vom vorrevolutionären Staate, so noch weit mehr vom nachrevolutionären, „sozialen“ oder „demokratischen“. Das Beamtenheer wächst täglich. Immer neue unproduktive Behörden und Ämter werden eingerichtet, offenbar in der Absicht möglichst weite Kreise zum Schaden der Allgemeinheit aus der Staatskrippe zu ernähren und damit für die neuen Verhältnisse zu gewinnen. Wir sind auf dem besten Wege zu Verhältnissen, wie sie im sinkenden Athen herrschten. Erst der neue Cromwell wird auch in dieser Hinsicht Ordnung schaffen. Vorher aber werden wir Staatsbankrott machen.

Grundfalsch ist das Verfahren im Staatsdienst eine Reihe höherbesoldete Stellen zu schaffen, nur um ein Hinaufrücken in höhere Gehaltsklassen den Beamten

zu ermöglichen. Wer die Beamtenlaufbahn einschlägt, kennt die Gehaltsverhältnisse von Anfang an. Er hätte ja diesen Beruf nicht ergreifen müssen. So sehr der Staat bestrebt sein muß seine Beamten auskömmlich zu bezahlen und so sehr er durch Prämien für besondere Leistungen den Ehrgeiz und das Pflichtgefühl wecken und wachhalten soll, so rücksichtslos muß er andrerseits gegen Elemente verfahren, die nichts anderes oder doch nicht viel mehr tun, als Dienstjahre sammeln und sich die höheren Posten nicht erarbeiten wollen, sondern ersitzen zu können glauben. Mag beim Militär das System des Vorrückens nach dem Dienstalter und der Verabschiedung des Übergangenen richtig sein — wiewohl auch hier ein Zweifel zulässig ist —, in der Beamtenschaft ist es ganz entschieden falsch. Dadurch werden die Posten für Pensionen ganz unnötig belastet, und der Tüchtige muß warten, bis der Untüchtige endlich freiwillig geht, oder so große Fehler machte, daß er unmöglich wurde.

Wir haben nicht nur viel zu viele Beamte, der an sie gelegte Maßstab ist auch nicht immer richtig — statt nach den Examina zu fragen, nach dem, was und wo einer gelernt hat, kommt es allein darauf an, was einer kann, wie er seinen Posten ausfüllt —, und wir bezahlen viele Kategorien zu schlecht. Die hohen Posten müssen viel besser dotiert sein, da sonst eine Abwanderung der Intelligenz in besser bezahlte Berufe erfolgt, und die höhere Beamtenkarriere nicht eine Frage der Tüchtigkeit, sondern des Geldbeutels wird. Andrerseits sind viel weniger hohe Stellen erforderlich. Als Staatsmann nehme ich nur Leute, die ich brauchen kann, spanne sie rücksichtslos ein, aber bezahle sie auch gut. Mit solchen, die ihre Dienststunden absitzen, ist mir nicht gedient.

Falsch ist es auch durch teures Studium, durch Erwerbung von Kenntnissen, die der Beamte gar nicht braucht, im Menschenmaterial ein viel zu großes Kapital

zu investieren. So müssen beispielsweise viele Eisenbahnbeamte über umfangreiche juristische Kenntnisse verfügen, zu denen ihnen die Verwendungsmöglichkeit fehlt. Diese aber stellen an den Staat die ganz billige Forderung, daß die Gehälter dem Anlagekapital entsprechen. Hier läßt sich außerordentlich viel ersparen. Es müssen eben die kaufmännischen Gesichtspunkte und Erfahrungsregeln nach Tunlichkeit auf die Staatsbetriebe Anwendung finden.

Scheinbar verstoßen die großen Volks- und Heerführer, ein Wallenstein oder Napoleon gegen das Prinzip der Äquivalenz von Arbeit und Lohn, indem sie bewußt und konsequent maßlos belohnen und strafen. Das ist unter den außergewöhnlichen Verhältnissen, in denen solche Männer wirken, eminent klug. Wie jedermann, der sich ein Lotterielos kauft, weiß, daß der Unternehmer gewinnt, daß die Käufer weit mehr einzahlen, als sie herausbekommen, aber jeder hofft derjenige zu sein, der das große Los gewinnt, so ist es auch hier. Es ist ganz unmöglich jedermann mathematisch genau für seine Leistungen zu entlohnen. Im Honorar, das der Staat oder große Volksführer zahlen, muß auch die Hoffnung oder Anwartschaft auf Ungewöhnliches enthalten sein, also eine umgekehrte Risikoprämie, denn das ist viel billiger, als die Tagelöhnerbesoldung. Jedermann wird zu den äußersten Leistungen angespornt, was dem Ganzen zugute kommt. So verfährt auch die Privatindustrie, die Banken mit ihren enormen Direktorengehältern. Der Staat muß ähnlich operieren. Denn ausführende Organe findet man, so viel man nur will, aber leitende Köpfe sind kostbar und selten.

Eine andere Möglichkeit Ersparnisse zu machen, besteht in der ehrenamtlichen Übertragung von dazu geeigneten Stellen. Bei Vormündern und Geschworenen kennen wir das ja bereits, aber es ist insofern falsch, als wir dazu die Bürger kommandieren und sie dadurch vielfach im Berufe schädigen. Darum war die Vergütung

von Geschworenendiensten eine Forderung der Billigkeit. Es gibt viele Posten, um die sich gerne Bürger bewerben würden, wenn sie dafür nach einer Reihe von Jahren durch Titel oder Orden — das kostet den Staat so gut wie nichts — entlohnt würden. Den persönlichen Ehrgeiz aber in den Staatsdienst einzuspannen ist klug. Unsere Honorarkonsuln arbeiten oft besser, als die berufsmäßigen, so wäre es ein Versuch, ob nicht auch in Verwaltung und Justiz Honorarstellen die Probe bestehen würden.

Wir sahen, daß wir durch tunlichste Steigerung unserer Intelligenz und unserer Willenskraft gute Menschen werden. Dieser Grundsatz der Individualpsychologie gilt selbstverständlich auch für die Staaten. Der Stärkung des Willens dient die Mannszucht im Heer, die Achtung vor dem Gesetz, die dem Bürger anerzogen werden muß; der des Intellekts in erster Linie die Schule, mehr noch die Volksschulen, als die Mittelschulen, deren wir viel zu viele haben.

Aber der Staat, der mit diesen Instrumenten Charaktere erziehen will, verstößt gegen dies Prinzip und schädigt sich selbst, wenn er auf der anderen Seite die Überzeugungstreue untergräbt. Oder geschieht dies nicht, wenn die Kinder im Religionsunterricht eine ganz andere Anschauung von der Natur und ihren Gesetzen — und zwar eine falsche, jeder Beobachtung und Erfahrung widersprechende — lernen, als in der Naturkunde? Wenn ihnen bereits auf der Schule konfessionelle Vorurteile eingeimpft werden? Wenn ihre staatliche Anstellung, ihr Fortkommen auch nur im allergeringsten von ihrem Glauben abhängig gemacht wird. Das ist Erziehung zur Heuchelei. Der Staat soll ein einigendes Band um alle legen, das Trennende der Interessen, der Stände, der Parteien überbrücken, indem er zu guten Bürgern erzieht und die Konfessionen nur insofern werten, als sie gute Menschen erziehen.

Nicht Zwiespalt in die Seelen der Bürger, am wenig-

sten der Kinder, gilt es zu säen, nicht disharmonische Naturen, verbitterte, mit sich und andern verfallene, den Mitbürgern anderen Glaubens, einer anderen politischen Überzeugung, einer anderen gesellschaftlichen Stufe grollende Generationen dürfen die Schule verlassen, sondern angehende Menschen, die in j e d e m den Mitmenschen, den Mitkämpfer und Mitbruder erblicken. Denn nur dadurch wird der unentbehrliche Kampf ums Dasein, diese Voraussetzung jeden Fortschritts, mit einem Mindestmaß an Mitteln, mit gegenseitiger Hochachtung und tunlichster Schonung geführt werden können. Nur dann erblühen jene schönen allgemeinmenschlichen Tugenden der Hilfsbereitschaft, der Förderung und gegenseitigen Unterstützung.

Darum muß der Staat die R e l i g i o n s g e m e i n s c h a f t e n a u s d e r S c h u l e v e r b a n n e n. Neben fakultativem Religionsunterricht muß o b l i g a t o r i s c h e r M o r a l u n t e r r i c h t erteilt werden. Meine Moral, die des do ut des, des Auge um Auge, der Äquivalenz, der Gerechtigkeit und Nächstenliebe muß gelehrt werden, jeder muß zum k o n s e q u e n t e n E g o i s t e n erzogen werden, jedes Kind muß wissen, was i h m s e l b s t am dienlichsten ist, damit es seine Mitmenschen zu behandeln lernt, wie es von ihnen behandelt werden will, denn dann wird es ein guter und glücklicher Mensch, der mit beiden Füßen im Diesseits steht und sich seinen Platz an der Sonne in ritterlicher Weise erkämpft.

Die Erfüllung dieser Forderung ist aber nur möglich nach einer Trennung von Staat und Kirche. Dadurch werden zudem außerordentlich hohe Beträge für andere Zwecke frei, niemand ist mehr gezwungen, für einen Glauben, der ihm nicht am Herzen liegt, Geld auszugeben. Wer aber seiner Religionsgemeinschaft anhängt, der wird gern sein Schärflein auch weiterhin beisteuern. Jeder zahlt dann eben seine Religion, d. h. seinen Kultus, so hoch, wie er ihn bewertet. Die Religionsgemeinschaften selbst

aber sind dem heilsamen Kampfe ums Dasein ausgesetzt, der nur dem Tüchtigen das Sonnenlicht gönnt.

Eine der wichtigsten Zukunftsforderungen ist also die Trennung von Staat und Kirche. Jeder Glaubenszwang ist ein Rest von Barbarei, jede Vergewaltigung in Geistesdingen erzieht zu Heuchlern oder zu Rebellen. Die Religion aber, die zarteste Blüte des Herzens, unter Polizeiknüttel zu stellen — ob bildlich oder figürlich, bleibt sich gleich —, zur Geschäftsreligion zu erziehen, ist Blasphemie. Wenn wir die Gewissens- und Glaubensfreiheit auch auf dem Papier unserer Verfassungen haben, so fehlt sie doch im Leben. Und das ist das Entscheidende. Ob ein Staatsbürger etwas glaubt oder was er glaubt, ist ganz gleichgültig; es handelt sich lediglich darum, daß er ein brauchbarer Bürger ist. Statt Charaktere zu züchten, ziehen wir das Gegenteil groß, und das ist verhängnisvoll. Denn in entscheidenden Augenblicken, wenn dem Staatsschiff Gefahr droht, sind es ganz allein die aufrechten Männer, die es erretten, nicht die Betbrüder und nicht die Tugendbolde.

Wie es mir bei einer Sängerin ganz gleichgültig ist, was sie für einen Lebenswandel führt, d. h. ob sie Liebschaften hat oder nicht und wie viele, da ich ja mein Geld für ein Konzertbillet nicht ausgebe, um Jungfrauen zu bewundern, sondern um gute Musik zu hören, so ist es mir auch ganz gleich, ob und was für eine Religion der Staatsbürger hat, wofern er nur ein anständiger Mensch, ein brauchbares Mitglied der Gesellschaft ist.

Diese Trennung von Staat und Kirche muß sich selbstverständlich in einer beide Teile tunlichst befriedigenden Form vollziehen. Wenn auch nur durch freiwillige Beiträge die Kulte unterhalten werden dürfen, so hat der Staat doch einerseits dafür zu sorgen, daß Erbschleichereien und Verängstigungen beschränkter Gemüter durch zelotische Geistliche ein Riegel vorgeschoben wird, er muß eventuell für die Tote Hand einen Maximalbesitz festsetzen, andrerseits aber hat er auch ein

Interesse ideeller und materieller Art an der Erhaltung der Religionsgemeinschaften.

Daß wir Brutalitäten, wie sie zu Beginn des vorigen Jahrhunderts der Kirche gegenüber begangen wurden, streng verurteilen, ist selbstverständlich. Das war ein eklatanter Verstoß gegen meine Moral. Denn wenn eine Institution, mag sie noch so viel Mißbrauch mit ihrer Macht getrieben haben, doch in anderthalb Jahrtausenden auch so viel Gutes geschaffen hat, wie die Kirche, dann muß sie mit jenem Respekt behandelt werden, den jeder ehrenhafte Gegner verdient.

Es besteht kein Grund zur Annahme, daß die Religionsgemeinschaften durch diese Trennung vom Staate geschädigt werden. Aller Wahrscheinlichkeit nach profitiert nicht nur der Staat durch Entlastung seines Etats, sondern auch die Kirchen. Durch die Notwendigkeit zu kämpfen und ihren Lebensunterhalt zu verdienen, werden ihre Diener zu sittlicher Tüchtigkeit gezwungen, und mancher Mißbrauch hört ganz von selbst auf.

Die brutale Aufhebung der Klöster, etwa in Bayern unter Montgelas, war ein sehr schwerer Verstoß gegen meine Moral, der sich bitter rächte. Der Zug zum Klosterleben steckt unausrottbar im Menschenherzen, in solchem Grade, daß sogar Ostwald für monistische Klöster eintritt. Wenn sich die lieben Mitmenschen doch nur mehr um ihre eigene Arbeit, statt um die der andern kümmern wollten! Dann würden die Mönche und Nonnen nicht unter dem zudem ganz hinfälligen Vorwande sie führten ein Faulenzerleben, um die Früchte ihrer Arbeit gebracht worden sein. In einem „freien“ Staate müssen Gleichgesinnte auch das Recht haben sich zu gemeinsamer Lebensführung zusammenzuschließen. Es könnte sich höchstens um ein vom Staate festzusetzendes Minimalalter handeln.

Leider besteht aber die „Freiheit“ immer nur für die Angehörigen der eigenen Partei und ist in der Praxis sehr wohl vereinbar mit einer oft ärgeren Unterdrückung

der Gegner, als sie früher von diesen geübt wurde. Schon jetzt, zu Beginn unserer großen Revolution, können wir feststellen, daß die neuen Machthaber ihrerseits die gleichen Mittel anwenden, die sie bisher aufs schärfste brandmarkten. Das „Gesetz zum Schutze der Republik" stellt alles in den Schatten, was je die Reaktion gewagt hat. Es verpflichtet sogar Ehegatten, Kinder und Eltern zum Denunziantentum, in diesem Falle die Methode Abdul Hamids noch überbietend. Die neuen Männer unterscheiden sich von den alten Gewalthabern keineswegs durch eine freiheitliche Gesinnung, durch größere Milde und Bildung, oder durch ihre Methoden, sondern — sehr zu ihrem Schaden — nur durch schlechtere Technik. Das Regieren muß gelernt sein, und es ist traurig, wenn ein großes Volk das Lehrgeld zahlen muß.

Es ist nicht schwer vorauszusehen, daß der Protestantismus viel mehr unter der Trennung vom Staate zu leiden haben wird, als die römisch-katholische Kirche, die bekanntlich in Amerika blüht. Das ist kein Unglück. Der Protestantismus hat seine welthistorische Bedeutung erfüllt, als er die Allmacht der Papstkirche brach und damit eine gewisse Glaubensfreiheit ermöglichte. Er hat sein Zenith aber längst überschritten, denn an die Stelle des Dogmenglaubens setzte er den ebenso knebelnden biblischen Buchstabenglauben. Er war um kein Haar toleranter, als die Kirche; die Lutheraner, Kalvinisten und Zwinglianer bekämpften sich gegenseitig noch erbitterter, als sie gemeinsam die Kirche befehdeten, kurz die evangelische Glaubensfreiheit wurde zum hölzernen Eisen. Die Form wechselte, die Sache blieb. Endlich ist das protestantische Prinzip, wonach die Fürsten bzw. Regierungen die Religion ihrer Untertanen bestimmen, offenbar unmoralisch, desgleichen die Verquickung von Politik und Religion, die bis zum Kriege, vielfach sogar noch heute, etwa in Preußen, bestand. Vor allem ist Luthers Verwerfung der guten

Werke zugunsten der „rechten Lehre" durchaus unfruchtbar. Der Protestantismus wurde, zumal im Kriege, zur Hochburg des konservativ-nationalistischen und imperialistischen Pharisäertums. Von Christentum und Nächstenliebe, einem überstaatlichen, allgemeinmenschlichen Solidaritätsgefühl war in ihm nichts zu bemerken. Wenn der Protestantismus als Staatskirche in wenigen Generationen der Geschichte angehören wird, bzw. wenn auf mein Wirken hin die christlichen Konfessionen sich wieder zusammengeschlossen haben werden, was den Fortbestand von Sekten natürlich nicht ausschließt, dann wird man das sine ira et studio konstatieren.

Unsere Steuerpolitik verfährt nach dem Grundsatze, die direkten Steuern den stärkeren Schultern zur Entlastung der schwächeren aufzuerlegen. Die Steuern werden also proportional dem Vermögen oder Einkommen erhoben und wachsen staffelförmig mit diesen.

Dieses Prinzip ist zweifellos richtig. Aber es bedarf einer Ergänzung. Wenn der Reiche mehr zahlen soll, als der Arme, dann muß dem ersteren dafür auch ein desto größeres Recht am Staate eingeräumt werden. Das erfordert die Äquivalenz von Leistung und Gegenleistung, von Pflichten gegen und Rechten am Staat. Diese Moral des do ut des wird durch eine Staffelung des Wahlrechtes im Staate verwirklicht. Der gegenwärtige Zustand ist nicht nur gefährlich, insofern er eine Abwanderung der großen Vermögen ins Ausland im Gefolge haben kann, er ist auch höchst ungerecht und führt in seiner Konsequenz geradezu zu einer Konfiskation des Vermögens.

Der Staat, die Allgemeinheit, haben das allergrößte Interesse an der Arbeitsamkeit und Sparsamkeit der Bürger. Sowohl aus ideellen Gründen, als auch, weil davon die finanziellen Kräfte des Staates abhängen. Wenn nun aber der Reichtum, das Äquivalent für Leistungen, geradezu verboten wird, wenn damit der Pöbel

direkt oder indirekt sich am Schweiße der Tüchtigen mästen kann, dann ist das geradezu eine Prämie auf die Faulheit. Das läuft in der Praxis fast auf den utopistisch-sozialdemokratischen Grundsatz hinaus, daß Eigentum Diebstahl sei.

Darum muß auch die Erbschaftssteuer mit großer Vorsicht gehandhabt werden. Denn die Sorge um die Familie, die neben der Erziehung der Kinder in erster Linie in deren finanzieller Sicherstellung besteht, muß vom Staate unterstützt, aber nicht behindert werden. Jeder Erblasser muß die Überzeugung haben können, daß sein Vermögen auch im wesentlichen den Erben zufällt, was ja eine mäßige Erbschaftssteuer, die bei entfernten Verwandten wächst, nicht ausschließt.

Und zwar muß auch hier der Gedanke der Äquivalenz durchgeführt werden: Erbrecht nur insoweit auch Unterhaltspflicht besteht. Das hindert nicht, daß der Erblasser auch einen Freund bedenken kann, nur muß dieser dann eine hohe Steuer zahlen.

Der Zeitgeist fordert zweifellos tunlichst Einschränkung der Kapitalsrente und Beseitigung der Drohnen zugunsten der Arbeitsbienen. Es würde aber auch im Bienenstaat keine Drohnen geben, wenn sie ganz überflüssig wären! Die feinsten Blüten der Kultur und Kunst erfordern einen gewissen Reichtum und Tradition, wenn auch keineswegs Latifundien und Mammutvermögen. So sehr das Privatkapital, zumal das ererbte, in den nächsten zwanzig Jahren auch beschnitten werden mag, so wird die Restauration der 1940er Jahre doch wieder in die jetzt verlassene Bahn zurückbiegen.

Da außer der Einkommensteuer noch Vermögens- und Wertzuwachssteuern, sowie Erbschaftssteuern bestehen, und zwar auch Mobiliar, Bilder, Schmuck, also nicht rentierliche Werte herangezogen werden, so ist nicht nur die Belastung der Besitzenden ganz enorm groß, sondern auch der Erwerb von Vermögen und deren Erhaltung in der Familie sehr erschwert.

Wenn Staat und Gemeinde so enormer Mittel bedürfen und deshalb einen Steuerdruck ausüben, der bei größeren Vermögen den unseres mittelalterlichen „Zehnten" bedeutend übertrifft, dann ist das eine an sich schon hinreichend betrübliche Tatsache, die noch wächst, und zwar ins Unerträgliche, durch die Ausschaltung der Äquivalenz.

Die Entwicklung unserer Steuergesetzgebung läuft auf Beseitigung der Tradition hinaus. Es wird nach ihr fast nur mehr „neue Reiche" geben, einen ekelhaften Menschentypus. Das ist antikulturell. Die Annahme damit den Kapitalismus zu bekämpfen, ist höchst naiv. Wir können täglich beobachten, wie sich die Großbetriebe zusammenschließen und Kleinbetriebe verschwinden. Den Schaden hat nur die Familientradition, diese Hauptstütze wahrer Kultur.

Die Verteilung des Nationalreichtums war vor dem Weltkriege am besten in Frankreich mit seiner breiten Schicht kleiner Rentner, die sich alle mäßige Vermögen erspart hatten und sie zumeist oder ganz in Staatsanleihen anlegten, was den Staatskredit ganz außerordentlich kräftigte. Den gleichen Weg schlug in jüngster Vergangenheit Italien ein. Am schlechtesten ist England und Rußland mit wenigen riesigen Vermögen neben ungeheurer Armut gestellt, während Deutschland etwa die Mitte hält. Gewiß sind große Kapitalien und Einkommen in e i n e r Hand unbedingt notwendig, weil auf ihnen die Pflege von Kunst und Wissenschaft, das Mäcenatentum usw. beruhen. Wohl aber muß der Besitzer größter Kapitalien, Rothschildscher Reichtümer, durch hohe Steuerbelastung, der natürlich entsprechende Rechte am Staate gegenüber stehen müssen, für die Allgemeinheit herangezogen werden.

Immer wieder ist zu betonen, daß die Allgemeinheit, der Staat für Personen im Verhältnis zum Nutzen, den sie ihm bringen, zu sorgen hat. Der Kranke, der Strauchelnde muß nach Kräften gestützt werden, während

man ohne Gefühlsduselei den Gefallenen liegen läßt, den Schädling ausmerzt.

Da nun für die Allgemeinheit neben sittlichen Persönlichkeiten schöpferische oder gar geniale am wertvollsten sind — wenn dieser Wert sich auch oft nicht in Zahlen ausdrücken läßt und sie erst späteren Generationen, wie Obstbäume, Früchte tragen mögen —, so hat der Staat sich in erster Linie um sie zu kümmern, sie aufzusuchen, zu fördern, keinesfalls aber sie zu schädigen bzw. ihre Schädigung zuzulassen.

Platons Forderung, daß das Volk für den Unterhalt der Philosophen sorgen müsse, die annähernd in der römisch-katholischen Kirche Verwirklichung fand — entspricht doch der Klerus einigermaßen den „Philosophen" —, tritt von Ostwald befürwortet in neuer Gestalt auf. Denn wenn er verlangt, daß verdiente Professoren unter Fortbezug ihres Gehaltes von den Vorlesungen entbunden werden, um sich ganz der Forschung zu widmen, so ist die Identität der Grundforderung unverkennbar. Wir gehen weiter und müssen in Zukunft vom Staate fordern, daß er *alle soziologisch wertvollen Personen, zumal solche, die es benötigen, finanziell unterstützt.* Dichter, Philosophen, Naturforscher, Erfinder usw., kurz Personen, die ideelle Berufe ausüben, solche, die zwar der Allgemeinheit nützen, ihnen selbst aber finanziell nur allzuoft nichts bieten, dürfen keine Nahrungssorgen haben. Denn nichts ist aufreibender, als von finanziellen Sorgen verzehrt, schaffen zu müssen. Ob sie religiös sind oder nicht, welcher politischen Partei oder Konfession sie angehören, ist ganz gleichgültig. Sie schaffen alle für die Allgemeinheit Werte.

Wir müssen verlangen, daß der Staat nach solchen Persönlichkeiten fahndet, selbstverständlich nicht durch Professoren und Bureaukraten, sondern durch Männer, die selbst die Entwicklung ins Geniale hinter sich haben und darum fähig sind, das Genie oder das werdende

Genie zu erkennen. Je nobler der Staat ist, desto besser für ihn und die Allgemeinheit. Nur so besteht die Möglichkeit, etwa für Mediziner, zeitraubende und darum kostspielige Untersuchungen anzustellen, deren Resultat ja der Allgemeinheit dient.

Es muß eine der wichtigsten Aufgaben der Staaten werden, Genialität wenn nicht zu züchten — was nur sehr bedingt möglich ist —, so doch zweifellos sich nutzbar zu machen. Denn Genialität ist die höchste Äußerung der geistigen Energie, qualitativ verschieden von der normalen Intelligenz. Nur in der Genialitätsperiode vermögen wir den Berg der Wahrheit, dessen Konturen nach dem Standorte des Beschauers wechseln oder vielmehr zu wechseln scheinen, aus der Vogelperspektive zu überblicken. Diese kurzen Momente des Schauens, die nur relativ wenigen Auserwählten zuteil werden, aber als Grundlage für weitausholende Folgerungen dienen, lassen sich nicht gewaltsam herbeiführen. Wohl aber gibt Ostwald überaus wertvolle Fingerzeige zur frühen Diagnostizierung des werdenden Genies oder Talentes: besonders begabte Schüler erkennt man daran, daß sie nicht mit dem zufrieden sind, was ihnen der regelmäßige Unterricht bietet. Andererseits sind sie oft wegen ihrer zumeist einseitigen Begabung die letzten ihrer Klasse. Darum kann und muß der Staat seine Fühler schon in die Mittel-, ja in die Volksschulen ausstrecken. Besonders begabte, wenn auch einseitige Schüler, sind auf seine Kosten zu verpflegen, zu kleiden, kurz zu erziehen. Gehen sie vor der Reife, d. h. bevor sie schöpferisch tätig sein konnten, zugrunde, so ist das zu beklagen, wird aber aufgewogen durch diejenigen, die zur Ernte gelangten.

Doch das ist noch nicht gleichbedeutend mit Genialität, wenn es auch die Personen mit Originalität der Gedanken, d. h. mit der „Fähigkeit sich selbst etwas einfallen zu lassen, was über die Aufnahme des Dargebotenen hinausgeht“, diese wichtigste aller Eigen-

schaften für den Forscher fördert. Daß diese Talente das wertvollste Material für werdende Genies sind, ist klar.

So überaus segensreich Preise, wie vor allem der Nobelpreis, wenn er richtig verteilt würde, für besondere Leistungen sein können, so genügen sie doch bei weitem nicht, da sie in der Regel nur Männern zugute kommen, die sich bereits ihre Position erworben haben. Wenn wir ihnen auch alle Zuwendungen von Herzen gönnen und zwar desto mehr, je weniger ihr Beruf Geld abwirft, und es verurteilen, wenn die öffentliche Meinung von ihnen stillschweigend die Veräußerung des wahrlich mühsam genug Erworbenen fordert, so muß doch vor allem für die Werdenden gesorgt sein. Besser ein Dutzend Ungeeignete, vielleicht sogar unwürdige, profitieren, als ein einziges Genie geht unnötig zugrunde. Es handelt sich um die kostbarsten Werte der Menschheit!

Hoffentlich macht die neue Zeit auch nicht vor den Schwellen unserer Akademien und Universitäten, die bisher Hochburgen des seichtesten Materialismus und der größte Hemmschuh jedes wahren Fortschrittes waren, Halt. Mit der sich dort breitmachenden handwerksmäßigen Mittelmäßigkeit ist der Kultur nicht gedient. Nur der Laie kann Universität und Wissenschaft identifizieren. Wie ich in meinen „Dingen, die man nicht sagt" und in meinen „Kulturkuriosa" bewies, verhält sich Universität bzw. Autorität und Wissenschaft vielfach antipolar. Wir brauchen freie Forschungs- und Lehrinstitute, aber keine Fabriken für einseitige Halbbildung.

Mit der sozialen Höherschätzung des Handwerkes wird es auch nicht mehr zum guten Ton gehören einen untalentierten Sprößling auf die Universität zu schicken. Besser ein tüchtiger Handwerker, als ein schlechter Student! Vielleicht wird dadurch unser Handwerk wieder auf die Höhe des spätmittelalterlichen gehoben.

Wir haben zu viele Universitäten. Ihre Zusammenlegung und Reform wird unsern Finanzen förderlich sein

und zugleich Mittel freimachen für Studium von bisher vernachlässigten Problemen, Materialisationen, Mediumismus, Astrologie usw.

Die Fürsorge des Staates — und zwar eine möglichst noble, unter gar keinen Umständen bureaukratisch eingeengte — darf sich nicht nur auf die ausgewählten Schüler beschränken, noch auf emeritierte Professoren, sondern auf a l l e schöpferischen Personen im weitesten Umfange. Und zwar hat sie einzugreifen, sobald originale Leistungen vorliegen, sowie bei Personen in der Genialitätsperiode. Denn die Arbeit kann nur mit höchstem Nutzungskoeffizienten erfolgen bei Freisein von Schmerz oder Leiden, besonders finanzieller Sorgen. Übrigens ist die Erkennung außerordentlich einfach, allerdings unter der Voraussetzung, daß wir in Zukunft bessere Psychiater haben werden, wie bisher und daß nicht Ärzte, die auf anderen Gebieten nichts leisten, sich der Nervenbehandlung als Tummelplatz der Scharlatanerie widmen dürfen.

Hier scheint der Ort einen Irrtum Ostwalds aufzuklären: er bewies, daß genialen Leistungen Krankheiten oder große Ruheperioden — bei Robert Mayer eine lange Seereise nach einer unglücklichen Liebe — vorangingen und stets Krankheiten folgten. Ich irrte in der Annahme, er hätte damit auf die Bedeutung des Leidens hinweisen wollen, was nicht der Fall war. Da er selbst den Zustand des „Es denkt“ und der „platonischen Liebe“ natürlich kennt, die Entwicklung ins Geniale mindestens die Periode der Genialitätswogen jedoch, dieser Kulmination des Schöpferischen, nicht erlebte — was ja, wie früher hervorgehoben, keine notwendige Vorbedingung genialer Leistungen ist, wenn auch meistens mit solchen einhergehend —, so konnte er das Wesen des Problems nicht in voller Schärfe erfassen. Übrigens fehlen seiner Stirn auch die Genialitätsknoten. Der Sachverhalt ist folgender: die Krankheits- oder Ruheperiode ist die der Ansammlung des „Spermins“, in der das Gehirn sich wie eine

Batterie mit Geistesenergie füllt. Frei wird sie durch einen körperlichen (Krankheit) oder seelischen (unglückliche Liebe, Enttäuschungen usw.) Schmerz. Daher gebührt das Entscheidende der Entdeckung, die ich gern Ostwald gutgeschrieben hätte, mir. Die praktische Folgerung daraus ist die, unter gar keinen Umständen die jungen Gehirne mit Arbeit zu überlasten, da sich sonst die nötige Energiemenge nicht ansammeln kann, ferner sie nicht ängstlich vor Berührung mit den Leiden des Lebens zu bewahren, vor allem sie in den Konkurrenzkampf zu stellen.

Der kostenlose und völlig freiwillige Eintritt in Sanatorien während der Genialitätsperiode ist das Allerwenigste, was der Staat den Schaffenden zu bieten hat. Daß sie in dieser Zeit mit der denkbar größten Schonung gepflegt werden und völlige Freiheit der Arbeit, des Verkehrs oder der Lebensweise haben müssen, daß sie durchaus nicht als Gefangene behandelt werden, nicht antialkoholischen oder andern Experimenten ausgesetzt werden dürfen, ist selbstverständlich. Dafür müssen unbedingt Posten in den Etat eingesetzt werden. Ebenso für die Verpflegung unmittelbar nach der Genialitätsperiode.

Wenn wir grundsätzlich den Personen, die für den Staat oder die Allgemeinheit etwas leisten, eine äquivalente Entlohnung zuerkennen müssen, so folgt daraus andrerseits, daß Personen, die wenig oder nichts leisten, auch nichts zu fordern haben.

Daß die Wahlstimmen ebenso staffelförmig zu mehren sind, wie die Steuerklassen, sagten wir schon. Allein dieses plutokratische Prinzip muß durch die Anrechnung von anderen Leistungen für den Staat ergänzt werden.

Dazu gehört in erster Linie neben einem gewissen Bildungsnachweis, die Ableistung der Militärpflicht. Ferner die Erzeugung von Kindern, aber nur von gesunden — wir kommen darauf noch zurück —, und die Stellung militärpflichtiger Söhne. Es ist eine Forderung der Billigkeit, daß Väter, die drei oder fünf oder gar noch

mehr Söhne ins Heer liefern, dafür belohnt werden. Ferner muß gesetzlich festgelegt werden, daß keine Familie verpflichtet ist mehr als etwa drei Söhne zu stellen. Hat sie mehr, so genießt sie die Vergünstigungen des Steuererlasses und der Wahlstimmen ohne Pflichten.

Wer bis zu einem bestimmten — etwa dem 25. Lebensjahre — noch unverheiratet ist — und bis zu einem weiteren — etwa dem 30. — kinderlos, oder ohne legitimiertes Kind, hat höhere Steuern zu zahlen, als ihn nach seinem Einkommen treffen würden und zwar ohne weitere Vergütung. Dasselbe gilt von unverheirateten oder kinderlosen Frauen. Sie erhalten das Wahlrecht für Kinder und zwar für jedes gesunde, d. h. ein bestimmtes Minimalalter erreichende Kind eine Stimme, dazu gleichfalls wahlweise, statt der Stimme Herabsetzung der Steuerklasse, eventuell auch beides.

Es kann sich hier nur um die Festlegung von Richtlinien handeln. Im letzten Jahrzehnt sind ja nicht wenige der von mir ausgesprochenen Gedanken Allgemeingut geworden. Der Ausbau des hier Ausgesprochenen und seine Nutzanwendung ist eine Frage der Technik. Zweifellos werden Wahlrecht und Steuerordnung sehr kompliziert. Aber das ist kein Unglück. Das erstere war bisher viel zu einfach und die letztere ist auch heute schon überaus kompliziert.

Wiederholen wir zum Schluß den Grundsatz, dem sich alles andere anzupassen hat: Den Leistungen für den Staat und die Allgemeinheit müssen die Rechte entsprechen in möglichst angemessener Äquivalenz. Denn jedermann hat für die Allgemeinheit nur so viel Wert, als er für sie leistet, was natürlich über den individuellen Persönlichkeitswert, der viel größer oder geringer sein kann als das Vermögen, die Kinder oder sonst etwas nichts aussagt. Doch ist dessen Feststellung nicht Aufgabe der Regierung.

Es erben sich Gesetz und Rechte,
Wie eine ew'ge Krankheit fort!

* * *

Vernunft wird Unsinn, Wohltat, Plage;
Weh dir, daß du ein Enkel bist!
Vom Rechte, das mit uns geboren ist,
Von dem ist, leider! nie die Frage.

Goethe.

Zwölftes Kapitel

Das Recht

Die neue Zeit, die in den Stürmen der Revolution geboren werden wird, möge eine weitere Annäherung an die Richtlinien der Gesetzgebung bringen, die ich vor einem Jahrzehnt skizzierte.

Die Gesetze aller Kulturstaaten sind reformbedürftig. Sie alle wirken mit *viel zu plumpen Mitteln*, sind *viel zu barbarisch*, ohne doch der Gesellschaft immer den erforderlichen Schutz vor gemeingefährlichen Individuen zu gewähren. Sie sind es in erster Linie, die Leiden in die Welt tragen, in gedankenlosem Paragraphendienst Existenzen vernichten. Während meine politischen Gedanken zum Teil schon von den Ereignissen überholt sind, zum andern bald überholt sein werden, da die Regierungsformen zu sehr abhängig sind von der Psyche der Nationen und den historisch gewordenen territorialen Verhältnissen, als daß sich für sie eine wohl ausgearbeitete Bill aufstellen ließe, wir uns daher mit Direktiven begnügen mußten, ist das, was ich über Recht und Gesetz *lehre, maßgebend für alle Zeiten*.

Das Recht hat die Aufgabe, die menschlichen Lebensverhältnisse in erzwingbarer Weise zu regeln und stellt Grundsätze auf, deren Befolgung das Zusammenleben im Staate ermöglicht. Es hat also ausschließlich *prak-*

tische Bedeutung. Es muß mit einem Mindestmaß an Mitteln ein Maximum an Erfolg sichern, es soll nach Tunlichkeit sich mit den Vorschriften der Moral decken, im Sittengesetz seine Norm erkennen, dem Guten dienen.

Das ist in Deutschland nur mit großen Einschränkungen der Fall. Machen wir uns gar die Formulierung von Theodor Lipps zu eigen, der alle Aufgaben des Staates auf „Schutz und Erziehung der sittlichen Persönlichkeit" zurückführt, nur den staatlichen Zwang „zur Ermöglichung der freien Betätigung des Sittlichen" anerkennt, dann muß unser Urteil noch viel abfälliger lauten. Wer allerdings den Kuhhandel kennt, der auch bei der Gesetzgebung in Parlamenten getrieben wird, kann sich über das Resultat nicht wundern. Auch unsere Gesetze kann nur ein Diktator durchgreifend reformieren.

Die Besserungsvorschläge, die ich nachstehend mache, gelten in erster Linie für Deutschland, da sie an der Hand unseres Reichsstrafgesetzbuches, sowie des „Vorentwurfes" von 1909 erteilt werden. Sie sind aber gleichzeitig auch derart, daß die in ihnen niedergelegten Gedanken für die Rechtspflege aller Kulturstaaten Gültigkeit haben. Im Laufe der Zeit werden sie sich nach ihnen richten.

Entscheidend für die Brauchbarkeit der Gesetze ist, ob sie ein geordnetes Zusammenleben der Bevölkerung eines Staates verbürgen und ihre Aufgabe mit einem Mindestmaß an Mitteln erfüllen. Sie müssen derart sein, daß eine Bestrafung nur bei antisozialen Handlungen eintritt, die den Einzelnen oder die Gesamtheit in nennenswerter Weise schädigen, und daß sie antisoziale Individuen dauernd unschädlich zu machen gestatten. Sie dürfen niemals zur Bestrafung einer moralischen, in ihrer Tendenz dem Guten dienenden Handlung zwingen.

Im Jahre 1908 erfolgten in Deutschland 540 000 Verurteilungen, 1909 gar 544 000. Diese Zahlen allein be-

weisen die Mangelhaftigkeit unserer Gesetze. Denn wenn ein Staatswesen so viele von seinen Bürgern alljährlich bestraft und damit finanziell und moralisch, oft auch gesundheitlich, schädigt, ja vernichtet, künstlich eine Armee verbitterter, antisozialer Elemente schafft, dann ist dieses Staatswesen auf dem falschen Wege. Es operiert mit einem Maximum an Mitteln. Die Folge ist eine Züchtung von Ärger und Grimm. Es geschieht also das Gegenteil dessen, was zur Erhöhung des Nutzungskoeffizienten der Arbeit unerläßliche Vorbedingung ist.

Aber nicht nur die vom weltlichen Arm Erreichten werden gegen die Staatsautorität und die Gesellschaft rebellisch gemacht, zumal sehr viele Bestrafungen auf Grund von Handlungen erfolgen, deren Schädlichkeit für die Gesellschaft weder der Bestrafte, noch der unbeteiligte Zuschauer erkennen kann, ja, die teilweise geradezu sozial sind, auch der ordnungsliebende, steuerzahlende Bürger wird verstimmt. Denn die Rechtspflege ist ganz unnötig verteuert und das in einer Zeit wachsender Staatsausgaben, stetiger Lebensverteuerung, in der der Staat zur größten Sparsamkeit verpflichtet ist.

Der Grundsatz, mit einem Mindestmaß an Mitteln zu wirken, muß in unserer Rechtspflege aufs strengste durchgeführt werden. Es versteht sich daher von selbst, daß Handlungen, die in der Not begangen wurden, wofern der Täter nicht selbst gegen das Prinzip des geringsten Mittels verstieß, straffrei bleiben.

Wenn etwa ein Hungernder Nahrungsmittel zu sofortigem Gebrauch stiehlt, so genügt es völlig zu konstatieren, daß er das Gesetz verletzte und ihn zum Rückersatz im Falle späterer Zahlungsfähigkeit zu verurteilen. In seinen Personalakt muß der Fall derart eingetragen werden, daß er bei einer Wiederholung des Deliktes nicht wegen Rückfalls bestraft werden kann, falls er auch im zweiten oder xten Falle aus Not stahl. Er hätte unmoralisch gehandelt, wenn er lieber

verhungert wäre, als daß er sich Nahrungsmittel verschafft hätte. Denn sein Leben ist wertvoller, als das bißchen Essen.

Hier liegt ein Ziel der Revolution: nicht in der Abschaffung oder der gleichen Verteilung des Besitzes und Eigentums, sondern in der Erkenntnis, daß das Eigentum ein geringerer sittlicher Wert ist, als das Leben. Wenn der Staat zur Kindererzeugung zwingt, dann hat er auch die Pflicht zum mindesten dafür zu sorgen, daß seine Bürger nicht verhungern. Erkennt er zwar die Arbeitspflicht, nicht aber das Recht auf Arbeit an, dann darf er nicht den bestrafen, der sich an Nahrungsmitteln vergreift. Solange es nicht Suppenanstalten usw. für jeden Hungernden gibt, solange muß die Notwehr gegen das Eigentum so gut anerkannt werden, wie die gegen den menschlichen Angreifer. Die Weisheit des Moses sorgte besser für die Armen, etwa indem sie ihnen die Nachlese der Ähren freigab, als unsere mit so viel Bombast als sozial gerühmte Zeit.

Kurz: die Not muß als vis major betrachtet werden und Bestrafung grundsätzlich ausschließen.

Gewiß ist das Gute eine Resultante aus Absicht und Erfolg. Aber der Staat muß als sittliche Persönlichkeit handeln, großmütig über kleine Verstöße hinwegsehen, den guten Willen für die gute Tat gelten lassen, was ja die Geltendmachung zivilrechtlicher Ansprüche für Schaden, der andern zugefügt wurde, nicht ausschließt. Wir wollen nie vergessen, daß wir in der Regel nicht besser sind, als die Delinquenten, sondern es nur besser trafen, insofern wir vielen Versuchungen niemals ausgesetzt waren. Aber gerade die Leute, die selbst am brutalsten ihre Ziele verfolgen, Rechte anderer mit Füßen treten, sind die härtesten Richter. Mir graut vor der tugendhaften Meute.

Die Gesellschaft handelt unsittlich, wenn sie eine Mutter straft, die für ihr Kind Milch stiehlt, wenn sie

keine andere Möglichkeit hat, sie sich zu verschaffen. Das würde ich auch tun und ein ganz reines Gewissen haben. Die Mutter sorgte für die kommende Generation, sie handelte sozial und verdiente sicherlich eher eine Belohnung, als eine Strafe. Fordern die Gesetze Bestrafung in solchen Fällen, dann taugen sie nichts.

Ein Richter erzählte mir, daß er wiederholt aus eigener Tasche für den Delinquenten die Strafe erlegte, nachdem er ihn nach dem Buchstaben des Gesetzes hatte verurteilen müssen. Das sind unmögliche Zustände. Wenn ein armer Teufel, der gern arbeiten möchte, aber keine Gelegenheit findet, bettelt, statt stiehlt, so ist das sehr anständig von ihm und darf nicht bestraft werden. Von was soll er denn leben? Entweder er stiehlt, oder er bettelt und wird in beiden Fällen eingesperrt. Das sind Versuchungen, in die man Menschen nicht unnötig bringen soll, keinesfalls darf man sie aber strafen, wenn sie ihnen erlagen.

Die erste Forderung ist daher Aufhebung der Mindeststrafe bei allen Gesetzen.

Nur durch diese einfache Maßnahme ist der Richter in der Lage unter Berücksichtigung aller Faktoren den Einzelfall zu beurteilen. Er kann auch den Ortssitten und Gebräuchen Rechnung tragen. Denn die lokalen Rechtsanschauungen sind von hoher Bedeutung. Je größer das Staatswesen wird, je weitere Gebiete mit verschiedenartiger Bevölkerung es einheitlich zusammenfaßt, desto größer muß der Spielraum werden, den das Gesetz gewährt.

So wird beispielsweise Verkuppelung der eigenen zumal minderjährigen Kinder mit Recht schwer bestraft. Nun ist es aber in vielen Teilen Deutschlands — etwa im Schwarzwald — Sitte, daß die jungen Leute vor ihrer Verheiratung geschlechtlich verkehren, häufig auch unter den Augen der Eltern zusammenwohnen. Der Bauer braucht Kinder, weil er Arbeitskräfte benötigt. Ist das Mädchen unfruchtbar, dann ist es für ihn keine geeignete

Frau. Darum wird in der Regel erst geheiratet, nachdem die Braut guter Hoffnung ist. In einem solchen Falle die Eltern wegen Kuppelei zu bestrafen, ist unerhört, eine antisoziale Handlung des Gesetzgebers, aber nicht der Liebesleute und Eltern.

Ein Schulbeispiel für die Minderwertigkeit unserer Rechtspflege ist etwa die Verfolgung der Astrologie in Bayern wegen Gaukelei. Erfahrungsgemäß erfolgt eine Anzeige niemals vom Klienten, der auch nicht geschädigt ist, sondern von der brotneidigen Konkurrenz. Weil nun das oberste Gericht, offenbar um der Nachwelt Stoff zum Lachen zu geben, entschieden hat, daß keine irgendwie geartete Möglichkeit zur Vorherbestimmung der Zukunft existiert, verurteilen die Gerichte, wobei sie neuerdings ausdrücklich feststellen, daß die Entscheidung darüber, ob Astrologie eine Wissenschaft sei, sie nicht zu kümmern habe.

Statt Hunderttausende jährlich wegen solcher Reate, die tatsächlich gar keine sind, zu strafen, womöglich den Unglücklichen zum „Rückfälligen" oder gar zum „Verbrecher" zu stempeln, hat die Gesellschaft nach Kräften dafür zu sorgen, daß ihre Glieder möglichst wenig in Zwangslagen kommen: Suppenanstalten, Wärmestuben, Notstandsarbeiten, eventuell Arbeitslosenversicherung, wiewohl dies ein sehr mangelhafter Ausweg ist, da er das Selbstverantwortungsgefühl noch weiter herabsetzt, sind weit wirksamere und humanere Mittel, zudem sicherlich nach jeder Richtung hin billigere, als die gegenwärtig gehandhabten. Da war Moses weit humaner (2. Kap. 23 und 5. Kap. 24). Ferner darf der Staat grundsätzlich nur strafen, wenn jemand auch wirklich geschädigt wurde.

Der Staat bestraft hier auf dem Standpunkt des Realismus (scholastisch!) stehend den Verstoß gegen ein fiktives Rechtsgut. Er muß Nominalist sein, wie jeder Ethiker. Wo niemand geschädigt wird, darf auch niemand bestraft werden. Die heuchlerische Ent-

rüstung von Rückenmärkern und alten Jungfern, deren Reize keine Abnehmer fanden, ist kein zu schützendes Rechtsgut.

Während prinzipiell unwiderstehliche Not oder aus Altruismus entsprungene Handlungen straffrei bleiben müssen, sind solche, die einer rohen, antisozialen Gesinnung entspringen, mit größter Rücksichtslosigkeit zu ahnden.

Ferner hat Straffreiheit bei Affekthandlungen einzutreten, wofern nicht ein großes Mißverhältnis zwischen der Affekthandlung und dem sie provozierenden Verhalten des Angreifers besteht. Nach dieser Richtung hat nicht nur der Begriff der Notwehr einen Ausbau zu erfahren, sondern er muß vor allem in der Praxis in weit größerem Umfang Anwendung finden. Denn es handelt sich um Menschen, nicht um Maschinen, und die Selbstbeherrschung, die der Richter fordert, ist oft viel größer, als er sie billigerweise fordern kann. Es ist unzulässig den Maßstab eines achtzigjährigen Phlegmatikers an uns zu legen.

Was mich betrifft, so erkläre ich ausdrücklich, daß ich fast jedes Verbrechen oder Vergehen hätte begehen können oder noch begehen könnte. Ich bin eben nicht so tugendhaft, wie meine Richter, sondern nur ein Mensch. Ich könnte morden, einen Meineid leisten, stehlen und — horribile dictu — ich hätte immer ein reines Gewissen. Ich bin auch schon seit langem höchst mißtrauisch Personen gegenüber, die sich für unfähig halten mit unseren Strafgesetzen in Konflikt zu kommen. Das sind fast immer Heuchler, die selbst etwas auf dem Kerbholz haben, die wie die Diebe „haltet ihn!" rufen, um den Verdacht von sich auf andere abzulenken. Oder sie sind denkfaul. Denn sonst müßten sie wissen, daß man in Situationen kommen kann, in denen man nur die Wahl hat zwischen dem eigenen Untergang bzw. dem der Angehörigen und Gesetzesverletzungen, oder auch nur die Wahl zwischen zwei Vergehen oder Verbrechen. Der gleiche Millionär, dem es unbegreiflich

erscheint, wie jemand so „schlecht" sein kann, eine Wurst, Heizmaterial oder Kleider zu stehlen, dieser gleiche Tugendbold wird vielleicht im selben Atemzuge mit der größten Gemütsruhe aus grober Leichtfertigkeit oder gar verleumderisch anderen die Ehre stehlen.

Um es zu wiederholen: ich könnte *fast jedes* Verbrechen begehen, aber ich werde niemals in antisozialer Absicht andere Menschen schädigen. Gesetze, die dazu zwingen Leute zu bestrafen, weil sie etwas taten, was in gleicher Lage jeder getan haben würde, sind barbarisch und schlecht. Ich wundere mich oft über Richter, die harte Strafen in Fällen verhängen, in denen sie wahrscheinlich ebenso gehandelt hätten, wie der Delinquent. Dazu wäre ich zu selbstbewußt.

Alle Verbrechen und Vergehen werden entweder aus Willensschwäche oder aus Unwissenheit bzw. Dummheit begangen, die mit einem hohen Grade von Schlauheit einhergehen kann und leicht mit Klugheit verwechselt wird. So sehr man Stärke den Versuchungen gegenüber fordern muß, etwa Unterschlagungen zur Führung eines flotten Lebenswandels, Betrug und Falschheit strafbar sind, so milde muß man andrerseits gegen Schwächen und Irrtümer sein, die jedem von uns passieren könnten und schon passierten. Ich glaube nicht, daß es viele Menschen gibt, die nicht nach unsern Gesetzen schon hätten bestraft werden müssen, wenn man sie nur erwischt hätte. Die törichte Gesetzesfabrikation, die bei uns Sitte ist, streut ins Leben so viele Fußangeln und Fallstricke, in die man ahnungslos hineintritt, daß es geradezu ein Wunder ist, wenn man in höheren Jahren noch nie bestraft wurde. Wird *Moral und Kenntnis der wichtigsten Gesetze in der Schule gelehrt*, dann wird auch dieser Unterricht zur Besserung beitragen. Daß es besser sei zu verhungern, als zu betteln oder zu stehlen, wird allerdings kein Lehrer überzeugend dartun können. Es ist eben einfach nicht wahr.

Grundsätzlich sind also nur Delikte zu ahnden, die in antisozialer, boshafter und roher Gesinnung, oder aus unverzeihlicher Schwäche begangen wurden.

Vor einigen Jahren brachten die Zeitungen eine Notiz, daß ein Lokomotivheizer aus Rache über seine Entlassung sieben Lokomotiven geheizt und führerlos gegen fahrende Züge dirigiert habe. Durch glückliche Fügung entgleisten alle, so daß sein verbrecherischer Anschlag, der Hunderte von Menschen hätte töten können, vereitelt wurde. Für einen solchen Fall bestialischer Rohheit sollte das Strafgesetz die Möglichkeit der Todesstrafe vorsehen. Ich hätte diesen Mann kaltblütig hinrichten lassen. Ebenso muß die Todesstrafe auch verhängt werden können bei Giftmordversuchen mit Rücksicht auf deren Niederträchtigkeit, Leichtigkeit der Ausführung und schwere Kontrollierbarkeit. Endlich auch in Fällen böswilliger Brandlegung, wenn Personen — auch ohne Wissen und Willen des Attentäters — ums Leben kamen. Der mit dem Sprengmittelgesetz beschrittene Weg muß weiter ausgebaut werden. Die hier und im folgenden niedergelegten Gedanken zu formulieren ist eine Frage der Technik, die Juristen lösen mögen.

Da die Mindeststrafe unbedingt beseitigt werden muß, sowohl um bei Handlungen, die lauteren Motiven entsprangen, Straffreiheit gewähren, was ja zivilrechtlichen Schadenersatz nicht ausschließt, als auch um lokalen Sitten Rechnung tragen zu können, fällt die Gefahr einer größeren Härte der Strafgesetze fort.

Der erste Grundsatz der Strafrechtspflege ist die Gesinnung des Täters zu strafen, und zwar die bei der einzelnen Tat sich äußernde erst in zweiter Linie, in erster Linie seinen ganzen Charakter. Der Zweck ist Ausmerzung der soziologisch schädlichen Individuen, das sind Menschen von gemeiner, ehrloser, antisozialer Gesinnung, die keine

Aussicht auf Besserung bieten und daher den Staat und die menschliche Gesellschaft wesentlich schädigen.

Da wir diese sehr wenig zahlreichen gemeingefährlichen Bestien in Menschengestalt nur auf Grund ihrer Handlungen erkennen und bestrafen können, so ist die einzelne Tat als Symptom der Gesinnung zu werten.

Die Art der Bestrafung ist eine Frage der Technik. Für leichtere Roheitsdelikte ist die Wiedereinführung der Prügelstrafe unerläßlich. Überdies komme die Prügelstrafe bei allen Roheitsdelikten als Zusatzstrafe zur Anwendung. Ob sie durch einen Menschen oder durch eine Maschine vollzogen wird, bleibt sich gleich. Wer aus blinder Zerstörungswut handelt, ob gegen Menschen, Tiere oder Sachen, soll am eigenen Leibe empfinden, wie es tut.

Da die Erfahrungen mit der Exportation von Verbrechern bei allen Völkern schlechte Resultate lieferten, wird sich ihre Einführung kaum empfehlen. Wohl aber kommt sie in Frage etwa bei Bekämpfung der Schlafkrankheit in den Kolonien. Statt die lebensgefährliche Austrocknung der Sümpfe zur Vernichtung der Trypanosomenträger durch unsere braven Soldaten und unschuldige Eingeborene vornehmen zu lassen, bietet sich hier ein Feld zur Beschäftigung schwerster Verbrecher. Und zwar kann man ihnen die Entscheidung lassen zwischen Strafarbeit in den Kolonien und Zuchthaus, etwa derart, daß die gefährliche Kolonialarbeit doppelt gerechnet wird.

Es ist mir nicht unbekannt, daß uns die Karikatur eines Friedensvertrages, der in Versailles zu unrühmlichem kurzen Dasein ausgeheckt wurde, als neuer Beweis für den geringen Verstand, mit dem die Erde regiert wird, uns die Kolonien raubte. Wir werden sie wieder erhalten! Der gewaltige Aufstand von Marokko bis Indien gegen die Weißen wird an die notwendige Solidarität Europas erinnern und Deutschland zum willkommenen Bundesgenossen gegen die Farbigen machen.

Von Englands politischem Weitblick im Gegensatz zu Frankreichs Rachsucht und Kurzsichtigkeit ist zu erwarten, daß es uns die afrikanischen Kolonien freiwillig zurückgeben wird.

Wir haben eine Reihe von besonders lebensgefährlichen Industrien, etwa Spiegelbereitung, Phosphor und manche Sprengmittel usw. Statt nun durch Gefängnisarbeit den freien Handwerkern und Gewerbetreibenden Konkurrenz zu machen und damit die Steuerzahler in doppelter Weise zu schädigen — durch die Unterhaltung der Gefangenen, die ihnen selbst Konkurrenz machen —, müssen besonders gefährliche Berufe nach Tunlichkeit den Sträflingen reserviert werden. Da in Zukunft nur mehr notorisch eminent antisoziale und gefährliche, nahezu unverbesserliche Elemente in Zuchthäuser eingesperrt werden, so hat die Allgemeinheit gar kein Interesse an ihrer Erhaltung, wohl aber an der gesunder und brauchbarer Arbeiter.

Denn die größte Milde der Rechtspflege ist untrennbar verbunden mit *rücksichtsloser Härte gegen unverbesserliche Elemente*. Das ist gut und nur das. Daß diese unschädlich gemacht und ausgerottet werden müssen, und zwar in viel *energischerer Weise* als heute üblich, ist selbstverständlich. Sie sollen aber nach Tunlichkeit zugleich auch der Gesellschaft, der sie bisher den größten Schaden taten, auch noch nützen. Und da auch dem allerschwersten Verbrecher, wofern er nicht hingerichtet wird, dem zu lebenslänglichem Zuchthaus Verurteilten grundsätzlich die Möglichkeit der Straffreiheit durch tadellose Führung einzuräumen ist, so bewegen sich alle meine Vorschläge im Rahmen der Humanität, allerdings nicht in dem der Gefühlsduselei.

In Zukunft gilt es einerseits die Staatsautorität und Achtung vor den Gesetzen, deren wir *viel zu viele* haben, die während des Krieges dann noch in solchem Umfange vermehrt wurden, daß selbst Richter öffent-

lich erklärten, sie hätten den Überblick verloren, zu wahren, andrerseits aber *viel weniger* zu strafen, vor allem aber viel weniger einzusperren und endlich das Möglichste zu tun, um den Irrenden zu bessern und ihn nicht die schiefe Ebene weiter hinabzustoßen, wie das bisher nahezu die Regel war.

Der Staat hat im Laufe der Geschichte die Bestrafung von Eingriffen in die Rechtssphäre der Individuen an sich gerissen. Damit wurde der Blutrache gesteuert. Dieser Vorgang ist natürlich durchaus zu billigen. Aber der Staat hat das Prinzip häufig überspannt, indem er den Geschädigten und Beleidigten auf die Bestrafung durch ihn vertröstete und ihm damit eine zu große *Selbstbeherrschung* aufzwang. Darum sind Reate, die aus berechtigter Rache, im durchaus moralischen Bedürfnis der *äquivalenten* Wiedervergeltung erfolgten, grundsätzlich, wenn überhaupt, so außerordentlich milde zu bestrafen, in der Regel nur durch einen Verweis. Denn die Erwiderung eines Schlages durch einen andern, eventuell auch durch zwei, ist das gute Recht *jedes* Menschen, das nur durch das *mißverstandene* christliche Wort „liebet eure Feinde“, das ja nur einen einmaligen Akt der denkbar größten und geradezu lebensgefährlichen Selbstüberwindung bedeutet, als unedel oder unmoralisch hingestellt wurde, was *großes Unheil* in die Welt trug. Nur ein phrasenhaftes und niemals gehandhabtes Christentum, nicht Christus selbst, verwirft das Prinzip der Gerechtigkeit, des Lohnes und der Strafe. Welchen Sinn hätte ein gottgefälliger Lebenswandel, die Meidung der „Sünde“, ohne die Überzeugung von der jenseitigen *gerechten* Vergeltung? Wenn sich also jemand sofort sein Recht nimmt, indem er den in flagranti ertappten Ehebrecher erschießt oder einen schweren Insult seiner Mutter, Schwester oder Frau damit beantwortet, daß er den Frechling niederschlägt, so ist das nur menschlich und billig. Der Staat kann ihn also niemals wegen

einer solchen Tat bestrafen, sondern nur wegen des formellen Verstoßes gegen die Strafgerechtsame. Und hier wird in der Regel die Konstatierung der Tatsache oder ein Verweis genügen.

Gegen den Freispruch, der in solchen Fällen meistens erfolgt, habe ich „realistische" Bedenken. Der Angeklagte hat doch tatsächlich ein Gesetz übertreten und kann darum wohl der Strafe ledig erklärt werden, nicht aber ist es zulässig die Tatsache dieses Eingriffes in die staatliche Jurisdiktion zu leugnen. Irgendwelcher Schaden darf dem Angeklagten aus der Konstatierung der Gesetzesverletzung nicht erwachsen. Er gilt nicht als vorbestraft.

Die Mehrzahl unserer Gesetze muß in Antragsdelikte verwandelt werden. Das Recht des Geschädigten auf Strafantrag erlischt grundsätzlich drei Monate nach Ermittlung des Täters. Jeder Strafantrag darf gegen Erlegung der Gerichtskosten zurückgezogen werden.

Vom Staatsanwalt obligatorisch zu verfolgen sind im wesentlichen nur folgende Delikte: Mord und Totschlag, Raub, alle Verbrechen und Vergehen gegen den Staat, also Hochverrat, Landesverrat, Angriffe auf das Staatsoberhaupt, auf Beamte in Ausübung ihrer Funktion, Münzdelikte, Vergehen im Amte, solche gegen die Sicherheit des öffentlichen Verkehrs usw.

Dagegen sind grundsätzlich Antragsdelikte: Mundraub, Diebstahl, Hausfriedensbruch, Körperverletzung, Betrug, Sachbeschädigung, Ehrenbeleidigung usw. Indem durch diese Scheidung der Staat auf einen Teil seiner Strafgewalt verzichtet, spart er Beamte und drückt die Kriminalität herab.

Die Scheidung erfolgt natürlich auf Grund praktischer Erwägungen: wenn es sich um Schädigung vorwiegend oder ausschließlich privater Interessen handelt, ist deren Verfolgung in die Hände der Privatpersonen zu legen bzw. — bei deren Minderjährigkeit und Unmündigkeit — in die der Eltern und Vormünder. Han-

delt es sich jedoch um schwere Schädigungen des Staates, so wird der Täter durch dessen Organe verfolgt. Damit werden außerordentlich viele Strafen in Fortfall kommen, und der Grundsatz minima non curat praetor in sein Recht eingesetzt.

Da ferner jedermann aus Not, in Selbstverteidigung, in berechtigter Rache und Wiedervergeltung einer Beleidigung oder gar aus altruistischen Motiven gegen die Strafgesetze verstoßen kann, so ist der Verstoß gegen ein Gesetz an sich noch kein zureichender Grund zur Bestrafung.

Bei kleineren Gesetzesverletzungen, wenn dem Täter nicht die obigen Strafausschließungsgründe zugute kommen, ist auf Verweis zu erkennen. Das wird in der Regel bei erstmaligen Delikten der Fall sein. Bei Antragsdelikten bleiben die zivilrechtlichen Ansprüche davon unberührt.

Während die Gesellschaft das größte Interesse daran hat antisoziale, gemeingefährliche Elemente zu beseitigen, und es lediglich eine praktische Frage ist, ob man sie köpft oder lebenslänglich einsperrt, anthropologisch und moralisch minderwertige Individuen auch grundsätzlich vor einer eventuellen Entlassung durch Vasetektomie — vielleicht auch durch Exstirpation der Eierstöcke — an der Fortpflanzung zu hindern sind, muß die Gesellschaft bei allen Aussicht auf Besserung versprechenden Individuen nach Kräften bestrebt sein diese Besserung auch zu erreichen.

Das geschieht am zweckdienlichsten durch Strafaussetzung: Wer nicht aus antisozialer oder gemeiner, brutaler Gesinnung, sondern nur aus Leidenschaft, Leichtsinn, entschuldbarer Schwäche oder ähnlichen Motiven ein zwar moralisch und rechtlich strafbares, aber nicht unverzeihliches Reat beging, ist grundsätzlich milde zu bestrafen, und diese Strafe soll nicht vollzogen werden. Dahin gehören alle Verurteilten, die zwar nicht überhaupt — aus den oben angegebenen

Gründen — straffrei zu bleiben haben, noch durch Verweis genügend bestraft werden, wohl aber durch ihr Verhalten nach der Tat bekundeten, daß sie ernstlich bestrebt waren den angerichteten Schaden wieder gut zu machen. In allen diesen Fällen hat eine Probezeit von 2—5 Jahren einzutreten. Nur wer innerhalb dieser Zeit durch einen Gesetzesverstoß, der zugleich unmoralisch war oder die Staatsordnung beträchtlich schädigte sich des in ihn gesetzten Vertrauens unwürdig erwies, hat bei einer zweiten Verurteilung innerhalb der Probezeit beide Strafen zu verbüßen. Eine geringfügige Straftat macht ihn der Strafaussetzung jedoch nicht unwürdig. Diese Strafaussetzung gilt auch für Geldstrafen.

Hier ist nochmals zu betonen, daß Reate in äußerster Not, aus altruistischen Motiven usw., kurz solche die nur die Konstatierung der Gesetzesverletzung erfordern, niemals irgendwelche nachteilige Folgen strafrechtlicher oder ehrenrechtlicher Art für den Angeklagten haben dürfen.

Reate von Säufern sind, wofern sie nicht von gemeiner Gesinnung zeugen, in Entziehungsanstalten abzubüßen. An unheilbaren Säufern ist Vasetektomie vor der Entlassung vorzunehmen, ebenso an Epileptikern und Idioten, soweit ihre Gefährlichkeit nicht dauernd Internierung in Heilanstalten erfordert.

Es handelt sich um Schutz der Gesellschaft und Bestrafung oder Unschädlichmachung von Elementen, die ihn bedrohen bzw. durch eine antisoziale Gesinnung, die sich in Taten umsetzt, sie schädigen. Nach dem Prinzip der Äquivalenz von Bestrafung und Übeltat, dem durchaus moralischen menschlichen und darum guten Gedanken der Wiedervergeltung, der sein Korrelat in der Dankbarkeit, dem Lohn oder Entgelt hat, hat die Bestrafung zu erfolgen. Aber sie muß die Person des Delinquenten in erster Linie ins Auge fassen, die Tat nur in zweiter Linie, als Äußerung dieser

Person und insofern sie die Möglichkeit gewährt, gegen sie einzuschreiten.

Das meiste Übel tragen die Menschen durch ihre barbarischen und schlechten Gesetze in die Welt. Es wird viel zu viel bestraft, meistens viel zu hart, manchmal auch viel zu mild. Wenn sich zum Gedanken des Schutzes der Gesellschaft und der Rache, d. h. der äquivalenten, aber nicht maßlosen und kleinlichen Rache, noch der der Besserung gesellt und dieser auch Verwirklichung findet, dann ist die Lösung gut.

Die Rechtspflege muß der Gesamtheit dienen und der Veredelung, auch der biologischen, der Menschheit.

Es darf in Zukunft gar nicht mehr vorkommen, daß ein Individuum wegen Gewalttätigkeit — wofern er nicht angegriffen oder schwer gereizt war —, Auflehnung gegen die Staatsgewalt, schweren Einbruch, Raubversuche usw., ein Dutzend oder gar einige Dutzend mal bestraft war. Solche Schädlinge sind auszumerzen und entweder lebenslänglich im Zuchthaus unterzubringen oder bei besonders gemeinen Reaten zu töten.

Ins Zuchthaus kommen daher in Zukunft überhaupt nur mehr antisoziale, rohe, gemeingefährliche Individuen, bei denen die Wahrscheinlichkeit einer Besserung kaum mehr besteht. Da der Staat nicht das geringste Interesse an ihrer Schonung hat, wohl aber das größte an der noch besserungsfähiger Elemente, so sind die Zuchthausarbeiten grundsätzlich nicht nur sehr schwer, sondern können auch gesundheitsgefährlich sein.

Politische Delikte sind niemals mit Zuchthausstrafe zu belegen, noch mit Gefängnis, sondern mit Haft — eventuell lebenslänglich — oder Todesstrafe. Nur wenn die Ausführung eines politischen Verbrechens von besonderer Gemeinheit der Gesinnung zeugt — etwa durch Martern des politischen Opfers vor dessen Ermordung, Anschläge auf Volksmengen —, dann tritt Gefängnisstrafe an Stelle der Haft, bei Gewohnheitsverbrechern aber Zuchthaus.

Dieses Prinzip muß sich besonders während der langen Dauer unserer Revolution durchsetzen. Die Parteiherrschaft wird noch häufig schwanken, so daß diese Milde auch der gegenwärtig stärkeren, also augenblicklich zur Mäßigung gezwungenen Partei von Vorteil sein wird. Im politischen Kampfe ohne Zwang vergossenes Blut fällt stets auf den Täter zurück! Je maßvoller eine Partei die vorübergehende, in ihrer Verblendung aber für dauernd gehaltene Überlegenheit ausübt, desto weniger hat sie Rückschläge zu fürchten. Wehe aber jenen, die die Rechtspflege parteipolitisch mißbrauchen und gar Gesinnungsschnüffelei betreiben! Ich fürchte, daß sich für Rußland und Deutschland diese Mahnung noch eher erfüllen wird, als dieses Buch das Licht der Öffentlichkeit erblickt. Vor allem sei auch der Sieger davor gewarnt, als „Repressalien" die gleiche Maßlosigkeit zu üben! Grüne Jungen nennen Mäßigung „schlapp". Der Staatsmann muß gerade seiner Partei gegenüber die Festigkeit der sittlichen Persönlichkeit beweisen. Denn rachsüchtige Dummheiten werden nicht dadurch zur Weisheit, daß alle Parteien sie begehen.

Wir müssen den Zuchthäuslern nur mehr die einzige Möglichkeit lassen durch Handlungen, die der Gesellschaft besonders nützlich sind, sich die Freiheit zu erkaufen. Wer sich etwa freiwillig zu besonders gefährlichen — und im Interesse der Wissenschaft notwendigen — medizinischen Versuchen hergibt, mag begnadigt werden, zu Gefängnis oder gar zur Freiheit.

Die Zuchthausstrafe muß außerordentlich selten verhängt werden und grundsätzlich nur bei antisozialen rückfälligen Individuen. Ihre Dauer ist unbeschränkt.

Damit wird die große Masse der bisher zu Zuchthaus verurteilten Delinquenten in Zukunft den Gefängnissen zufallen. Diese sind zugleich Arbeitshäuser mit Arbeitszwang. In ihnen werden nur antisoziale Individuen

interniert, sowie Personen, die einen schweren und unmoralischer Gesinnung entsprungenen Verstoß gegen die Gesetze begingen. Also ist auch die Gefängnisstrafe im Prinzip nur bei Gewohnheitsverbrechern bzw. antisozialen Individuen zulässig.

Es darf in Zukunft k e i n Reat geben, auf das primär auf Zuchthaus erkannt werden müßte. Vielmehr soll die Zuchthausstrafe in der Regel nur bei besonders gemeinen und rückfälligen Verbrechern Anwendung finden.

Lebenslänglich heißt: b i s z u r d e f i n i t i v e n B e s s e r u n g.

Wer zu einer Freiheitsstrafe — auch zu lebenslänglicher — verurteilt ist und sie absitzen muß, sei es wegen Rückfälligkeit oder wegen einer antisozialen und ehrlosen Gesinnung, die die einzelne Tat bekundete, kann grundsätzlich nach einer Reihe von Jahren, spätestens bei guter Führung nach der Verbüßung der halben Strafzeit, auf Probe entlassen werden. In diesem Falle ist Lebenslänglichkeit einer dreißigjährigen Strafzeit gleichzusetzen.

Die Fürsorge für entlassene Sträflinge liegt bei uns besonders im Argen. Mittellos und mit einem Makel behaftet auf die Straße gesetzt wird mancher, weil ihm niemand Arbeit geben will, zur Rückfälligkeit geradezu gezwungen. Trägt in diesem Falle nicht allein die Gesellschaft die Schuld? Wer hat sich in der Haftzeit um Frau und Kinder gekümmert? Und dann wundert man sich, wenn auch sie vom Wege abgehen. Nur allzuoft heißt es mit Recht: „Ihr l a ß t den Armen schuldig werden“.

Freiheitsstrafen müssen deshalb im Prinzip n u r s e l t e n verhängt werden, bzw. ihre Verbüßung muß die A u s n a h m e bilden. Dagegen dürfen wir nicht so zimperlich mit der Todesstrafe sein. Unverbesserliche gemeingefährliche Elemente hinzurichten, liegt im Interesse der Gesamtheit. Zudem wirkt dies Beispiel abschreckend. Wenn wir auf hundert Personen, die bisher mit Freiheitsstrafen belegt wurden, nur fünf oder höch-

stens zehn einsperren und von diesen zwei bis drei niemals wieder herauslassen — es sei denn, es hätte sich eine völlige Wandlung des Charakters vollzogen — oder hinrichten, so ist das gut.

In Zukunft darf grundsätzlich niemand mehr in Gefängnisse oder Zuchthäuser eingesperrt werden, solange die Möglichkeit besteht, ihn auch mit mildern Mitteln zu strafen. Ebenso soll aber auch grundsätzlich niemand mehr entlassen werden, bevor Garantien nicht nur für seine moralische Besserung, sondern auch dafür gegeben sind, daß er sich, falls er kein Vermögen besitzt, auf anständige Weise hinfort sein Brot verdienen kann.

Vorbildlich ist nach dieser Richtung hin das amerikanische Besserungsgefängnis in Elmira (Neuyork). Hier wird die Strafhaft zur Erziehung der Gefangenen nutzbar verwertet, was natürlich nur möglich ist, wenn der Richter das Recht hat, unbestimmte Freiheitsstrafen zu verhängen, derart, daß deren Länge ausschließlich von der Aufführung des Häftlings bestimmt wird, die Strafe jedoch das gesetzliche Höchstmaß nicht übersteigen darf. Hier muß jeder einen Beruf erlernen, der ihm nach der Entlassung die Möglichkeit gewährt sich selbst zu ernähren. Wenn es der Wahrheit entspricht, daß von je vier Sträflingen je drei zu ehrlichen Menschen werden, dann muß das Resultat glänzend genannt werden.

Wer ein Reat beging, pochend auf die Strafaussetzung, wer etwa, weil noch nicht vorbestraft, aus Rohheit oder Übermut einen andern mißhandelt, geht der Vergünstigung verlustig.

Während nicht nur Zuchthaus, sondern auch Gefängnisstrafen als entehrend zu gelten haben, und in der Regel mit Entzug der bürgerlichen Ehrenrechte als Zusatzstrafe zu belegen sind, sind Haftstrafen nicht von irgendeinem Makel begleitet. Sie werden — falls nicht Strafaufschub, Verweis oder Geldstrafe verhängt wurde — bei Delikten angebracht sein, die im Wiederholungsfalle, aber aus Leichtsinn begangen wurden, fer-

ner bei schweren auf anderem Wege nicht zu büßenden Gesetzesverletzungen, die jedoch keiner gemeinen Gesinnung entsprangen und um den Willen eines renitenten Bürgers zu brechen. Das Wesen der Haft ist die Freiheitsberaubung, ohne Arbeitszwang und mit Selbstverköstigung.

Von Geldstrafen ist im weitesten Umfange Gebrauch zu machen und zwar nach dem Einkommen oder Vermögen des Schuldigen. Daher ist das Strafmaximum unserer Gesetze um ein Vielfaches heraufzusetzen. Dadurch wird die Rechtspflege bedeutend verbilligt.

Grundsätzlich müssen die Gerichte neben oder statt einer Strafe auf Schadenersatz an den Verletzten erkennen, sofern die Vermögensverhältnisse des Delinquenten dies gestatten. Dieser gerichtlich zuerkannte Schadenersatz — etwa bei Körperverletzung, Beleidigung, Sachbeschädigung usw. — schließt die Geltendmachung eines weiteren Entschädigungsanspruches gegen den Verurteilten aus.

Der Strafaufschub mit Probezeit gilt nicht nur für Freiheits-, sondern auch für Geldstrafen, desgleichen für den Verweis, der als leichteste Strafe anzusehen ist und als Vorstrafe gelten kann, falls der Bestrafte innerhalb der nächsten zwei Jahre sich wieder ein Reat zuschulden kommen ließ.

Sehr verständig ist die neue Bestimmung des Vorentwurfes, Personen, bei denen die Wahrscheinlichkeit besteht, daß ihr Aufenthalt an bestimmten Orten mit einer besonderen Gefahr für einen anderen oder für die öffentliche Sicherheit verbunden sein würde, aus diesen Orten bis zur Dauer von fünf Jahren zu verbannen. Hierzu werden wohl stets die Fälle gehören, in denen jemand droht, einen Zeugen, auf dessen Aussage hin er verurteilt wurde, zu ermorden, ein Attentat auszuführen usw.

Neben dieser Aufenthaltsbeschränkung empfiehlt sich bei politischen Vergehen schwerer Art die beschränkte

Landesverweisung bzw. Verbannung. So unmoralisch der Abschub von Gesindel über die Landesgrenze ist, so berechtigt der von politischen Delinquenten. Gar mancher, der das Land als Bolschewist verläßt, wird als überzeugter Monarchist zurückkehren, wenn er sich einige Jahre in Republiken oder im Bolschewikenparadies Rußland aufhielt.

Da manche Verbrechen von Wahnsinnigen oder Anarchisten und Nihilisten nur begangen werden, um sich dadurch herostratischen Ruhm zu erwerben, so muß der Richter die Möglichkeit besitzen die Veröffentlichung der Namen durch die Presse zu verbieten. Die englischen Suffragettes würden kaum so gewütet haben, wenn man ihre Namen hätte unterdrücken können. Überdies hätte man durch drakonische Bestrafung dieser Furien, die weder vor tätlichen Insulten der höchsten Staatsbeamten, noch vor Brandstiftungen und Attentaten auf Nationalheiligtümer zurückschreckten, die Bewegung im Keime ersticken müssen.

Neben dem Richter ist auch den Direktoren der Strafanstalten, die über den Strafvollzug zu wachen haben, viel mehr Macht und Verantwortung in die Hände zu legen. Wenn sie auch in Zuchthäusern mit ihrem Inhalt, der sich hinfort nur mehr aus dem Auswurf der Gesellschaft rekrutieren darf, nur aus Individuen, bei denen so gut wie jede Hoffnung auf Besserung ausgeschlossen ist, nicht allzuviel werden ausrichten können, so doch desto mehr in Gefängnissen. Darum muß der Direktor dieser Anstalten in Zukunft eine finanziell und sozial wesentlich gehobene Stellung erhalten, da auf seinen Schultern fast so viel Verantwortung ruht, wie auf denen der Richter.

Die Technik unserer Gesetzgebung ist falsch, denn sie erschöpft sich in kleinlichen Vorschriften, die den Richter fesseln und es ihm geradezu unmöglich machen den komplizierten Lebenserscheinungen Rechnung zu tragen. Jedes Gesetz muß sich auf D i r e k t i v e n be-

schränken, klar herausarbeiten, welches Delikt gemeint ist und wie es geahndet werden soll, also den Zweck der Strafbestimmung betonen, dem Richter aber die größte Freiheit in der Auslegung des Gesetzes einräumen, statt ihn zum Automaten für Wortkünste zu erniedrigen. Tatsache ist, daß noch gestraft wird, wenn der Richter weiß, daß dies zu Unrecht geschieht, nur weil die Praxis der höheren Gerichte Fehlurteile fällte.

Der Einwand, daß man dann die Denkarbeit dem Richter überläßt, statt sie dem Gesetzgeber aufzubürden, ist hinfällig. So wenig der Feldherr die Verhältnisse in der Feuerlinie beurteilen kann, so wenig der Gesetzgeber die des praktischen Lebens. Der Feldherr gibt Direktiven und überläßt es den Unterführern sinngemäß und auf eigene Verantwortung hin nach ihnen zu handeln. Und wie der Impuls zum Vorgehen von der Schützenlinie ausgeht, weil nur sie ein kompetentes Urteil über die eigene Verfassung und die des unmittelbar gegenüberstehenden Feindes hat, genau so muß der Impuls der Rechtspflege und von Änderungen in ihr nicht vom grünen Tisch, sondern vom grünen Holz ausgehen. Gerade die umfangreiche Fassung verbietet es dem Richter sich nach seinem Ermessen über den Willen des Gesetzgebers hinwegzusetzen, zwingt ihn vielmehr in seinem Geiste zu wirken.

Unsere Gesetze müssen daher grundsätzlich in Form von Direktiven das scharf präzisieren, was der Gesetzgeber im Einzelfalle bezweckt, welche Rechtsgüter er schützen, welche antisoziale Handlung er strafen will. Das weitere ist dem Richter zu überlassen, der in Zukunft nicht nur die Feststellung von Schuld und Unschuld vorzunehmen hat, sondern auch in der Lage sein muß einen Verstoß gegen ein Gesetz straffrei zu belassen, wenn der Schuldige moralisch handelte, niemand schädigte.

Unser Richterstand ist ganz ausgezeichnet. Wohl nur in wenigen Ständen vereinigt sich so viel Unbestech-

lichkeit — natürlich nicht nur im plumpen, metallischen Sinne, sondern im höheren: auch gegen Imponderabilien —, Lauterkeit des Charakters, Überzeugungstreue, Pflichtgefühl und Wissen, wie in ihm. Aber er m u ß weltfremd sein, d a r f nicht dem Leben dienen, sondern in erster Linie den Paragraphen. Das ist ein unhaltbarer Zustand. Wir brauchen v i e l w e n i g e r und v i e l e r f a h r e n e r e R i c h t e r, ältere Leute, wie in England, und diese müssen wir v i e l b e s s e r b e z a h l e n.

Denn die Anforderungen, die ich an den Richter stelle, sind ganz enorm. Damit ist der Rechtspflege durchaus nicht gedient, daß man statt eines Richters drei oder fünf nimmt; die Zahl tut es nicht, sondern die Intelligenz, die moralische Höhe, der weite Blick, die Welterfahrenheit, die Milde gepaart mit Strenge, die Weisheit tut es. Kein Gericht darf mit mehr als drei Berufsrichtern besetzt werden. Die 9köpfigen Kammern des Reichsgerichtes haben zu verschwinden. Auch in den nächsten Berufungsinstanzen hat grundsätzlich nur e i n Berufsrichter zu walten.

Die Scheidung von Bagatellsachen, minimalen Verstößen gegen die Gesetze, wofern sie überhaupt vor den Richter gebracht werden müssen, und schweren antisozialen Handlungen ist sehr wohl durchführbar. Etwa derart, daß in der Regel Antragsdelikte zu ersteren gerechnet werden. Hier mögen die jüngeren Herren sich ihre Sporen verdienen. Der Oberrichter wäre dann nur als höhere Instanz, d. h. wenn Revision eingelegt wird, und in solchen schweren Fällen, die nicht vor das Schwurgericht gebracht werden, zuständig.

Die Züchtung eines Sykophantentums, von Erpressern und Querulanten läßt sich mit Leichtigkeit dadurch verhüten, daß der Anzeiger eines Antragsdeliktes, wenn er aus grober Fahrlässigkeit oder unlauteren Motiven handelte, außer zu den Prozeßkosten eventuell noch zu anderen Strafen, Geld- oder gar Freiheitsstrafen verurteilt werden kann.

Indem wir es vermeiden Fragen der juristischen Technik mehr als nötig zu berühren, Mißstände unserer Untersuchungshaft, der Behandlung der Zeugen vor Gericht, des Strafprozesses, der Langsamkeit und Schwerfälligkeit der Rechtspflege usw. aufzudecken, sei nochmals der Grundsatz der Strafrechtspflege scharf hervorgehoben:

Die Gesellschaft muß gegen antisoziale Elemente wirksam geschützt werden. Antisozial aber ist ein Individuum durch die Gemeinheit seines Charakters, ferner sind es noch von Natur harmlose Menschen, denen aber ein Mindestmaß von Willenskraft fehlt und die darum immer wieder rückfällig werden. Während erstere baldigst ausgemerzt werden müssen, und zwar ohne jede Zimperlichkeit, soll man mit letzteren Nachsicht haben.

Der rein formale Standpunkt, die Definition des Rückfalls, die ganz ungenügende Berücksichtigung der Tatumstände, der lokalen Verhältnisse usw. macht Reformen in den Gesetzbüchern aller Kulturnationen notwendig. Die Gesellschaft ist zu schützen, darauf kommt es in erster Linie an, ferner muß der Delinquent bestraft werden, wenn er eine Schuld hat. Diese trifft ihn aber in sehr vielen Fällen nicht, in denen die gegenwärtigen Gesetze Bestrafung erzwingen.

Es kann selbstverständlich nicht unsere Aufgabe sein im einzelnen die Strafgesetze einer Kritik zu unterziehen, und auf die in der Regel viel zu hohen Strafen hinzuweisen. Welche Unbilligkeit ist es etwa, wenn nach § 138 des R.St.G. den Zeugen, Geschworenen, Schöffen oder Sachverständigen, der „eine unwahre Tatsache als Entschuldigung vorschützt", um sich vom Erscheinen vor Gericht zu befreien, eine Strafe von zwei Jahren Gefängnis treffen kann! Wer von uns hätte noch nicht Ausreden gebraucht, Notlügen?

Es sei auch nur im Vorbeigehen die unzulässige Härte erwähnt, daß die Verjährung durch „jede Handlung des Richters, welche wegen der begangenen Tat gegen den

Täter gerichtet ist", unterbrochen wird. Dadurch wird die Verjährung fast regelmäßig zur Illusion. Wer aber jahrelang unter Gewissensbissen oder Furcht vor Strafe gelebt hat, büßte im allgemeinen ganz genug. Wenn wir daher die Verjährungsfrist bei Antragsdelikten auf drei Monate festsetzen, so können wir im Offizialverfahren uns in der Regel mit drei bis fünf Jahren begnügen. Nur bei besonders schweren Verbrechen, als seltenen Ausnahmen, etwa bei Raubmord, böswilligem Meineid usw. könnte die Frist auf zehn bis zwanzig Jahre ausgedehnt werden, aber derart, daß sie n i c h t durch Handlungen des Richters verlängert werden kann. Wer heutzutage sich zwanzig Jahre lang bei unseren technischen Mitteln (Telegraph, Photographie, Presse, internationaler Auslieferung usw.) allen Nachstellungen in ständiger Todesfurcht entziehen konnte, hat auch einen Mord gebüßt.

Grundsätzlich darf auch, außer bei Antragsdelikten, bei Verstreichen der halben Verjährungsfrist nur auf die Hälfte der zulässigen Strafe als Strafmaximum erkannt werden. Es ist Barbarei einen Menschen, der vielleicht ganz von selbst unter dem Einfluß der Reue den richtigen Weg wieder gefunden hat, hart zu bestrafen. Am besten wäre es, ihn in solchen Fällen überhaupt straffrei zu lassen, doch darf dem Richter nicht vorgegriffen werden.

Mir wollte es nie als besonderes Verdienst erscheinen zu verzeihen, wenn jemand sein Unrecht einsah oder sich bemühte den Schaden wieder gut zu machen. Das habe ich bei jedem anständigen Menschen immer für etwas ganz Selbstverständliches gehalten. Der Staat muß aber immer und gegen jedermann a n s t ä n d i g handeln und deshalb auch dann verzeihen, wenn der Täter es verdient, d. h. wenn er sein Unrecht einsieht und bereut. Reue aber ist nicht identisch mit Selbstdemütigungen und fruchtlosen Selbstanklagen, sondern mit dem f e s t e n V o r s a t z, den F e h l e r in Z u k u n f t z u v e r m e i d e n u n d d e n S c h a-

den nach Kräften zu reparieren. Das ist unbedingtes Erfordernis der sinngemäßen Anwendung des Prinzips der Äquivalenz von Übeltat und Strafe, die niemals in kleinliche, schmutzige Rachsucht ausarten darf. Nur bei wenigen der allerschwersten Verbrechen wird sich der Staat mit der Reue nicht begnügen können, etwa bei Attentaten auf den Landesherren, auf Brücken und Schiffe, bei Mord und Brandstiftung usw.

Hinsichtlich der Direktiven selbst stehe ich jenseits jeder Diskussion. Man hat sie vorbehaltlos anzunehmen oder abzulehnen, das kümmert mich nicht. Denn ich habe nicht die Mission als St. Michael oder Gabriel mit feurigem Schwerte in die Rechtsordnungen der Staaten hineinzufahren, sondern nur die, in Güte und durch Überzeugungen auf den richtigen Weg zu verweisen. Ich überlasse es der inneren Erleuchtung der Völker ihn einzuschlagen.

Nachstehend seien nun, ohne irgendwie Vollständigkeit zu beanspruchen und vornehmlich in der Absicht, die leitenden Gedanken durch Beispiele zu illustrieren, die besonders mangelhaften Paragraphen unseres R.St.G. angeführt.

§ 95. Der Begriff der Majestätsbeleidigung muß wie in England getilgt werden, weil dadurch die Würde des Landesherrn gesteigert wird. Ein Untertan kann gar nicht die Würde des Monarchen oder Staatsoberhauptes antasten. Dagegen hat der Landesherr natürlich das Recht gegen seine Privatperson gerichtete Beleidigungen zu ahnden, und jeder Richter wird den Frechling wohl entsprechend hart bestrafen, wenn er nicht durch schwerste Eingriffe in Recht und Ehre (etwa Ehebruch, tätliche Beleidigung usw.) dazu berechtigt war sich zu wehren.

Es ist überhaupt unzulässig, von einem politischen „Verbrechen“ zu sprechen. Die sich gegen die Regierungsform auflehnenden Personen sind meist sehr anständige Charaktere, „Verbrecher“ höchstens nach der

Terminologie der Gesetze. Unsere Verfassungen, die Rechtssicherheit und das menschenwürdige Dasein verdanken wir ganz ausschließlich solchen „Verbrechern" unter unsern Voreltern, was man nie vergessen sollte. Sie sind deshalb niemals mit Ehrenstrafen, Zuchthaus oder Gefängnis, sondern nur mit dem Tode, Haft (eventuell lebenslänglich), Landesverweisung, Verweis oder Geldstrafe zu belegen. Nur die Ausführung eines politischen Reates bzw. die Person des Täters kann in seltenen Ausnahmefällen ehrenrührige Strafen erfordern. Dasselbe gilt von politischen Preßdelikten.

Es handelt sich bei politischen oder revolutionären Bewegungen um einen Kampf um die Macht, der an sich keineswegs unsittlich ist. Es ist ein Irrtum anzunehmen, daß etwas allein darum sittlich sei, weil es besteht, die Macht der Regierung an und für sich heilig wäre. Desgleichen identifiziert nur der moralische Analphabet sein Parteiprogramm mit der Sittlichkeit und fühlt sich moralisch dadurch überlegen. Oft hat der Revolutionär die höhere sittliche Legitimation auf seiner Seite. Bekannt ist die Streitfrage der alten Rhetorenschulen, ob der Tyrannenmord erlaubt sei oder nicht. Es mag ganz seltene Ausnahmefälle geben, wenn es keine andere Möglichkeit gibt einen verruchten Despoten zu beseitigen, wo sogar der Mord zum sittlichen Gebot wird. Es gibt an sich keine Staatsform, deren Erhaltung ohne weiteres Tugend, also deren Bekämpfung unsittlich wäre, ebensowenig eine solche soziale oder Wirtschaftsordnung. Erst durch ihre Zweckmäßigkeit bzw. die Art ihrer Aufrechterhaltung und des Segens oder Unsegens, den sie stiftet, erhält sie ihre sittliche Rechtfertigung. Unter diesen Umständen ist es also durchaus zu mißbilligen irgendeine Partei mit dem Makel der Ehrlosigkeit zu belasten. Ebensowenig kann eine andere Parteirichtung als „vaterlandslos" bezeichnet werden. Darum darf an und für sich ein politisches Delikt niemals als ehrlos bestraft werden.

Bezeichnete ich mich als grundsätzlichen Gegner der Revolution, so geschah es nicht, weil ich an sich irgendeine Staatsform für sakrosankt erkläre, sondern — von Gefühlserwägungen, die hier auszuscheiden haben, abgesehen — lediglich deshalb, weil erfahrungsgemäß ebensoviel durch Reformen zu erreichen ist, als durch Barrikaden, weil in Revolutionen ganz unnötig Werte zerstört werden und endlich weil der gesinnungslose kultur- und bildungsfeindliche, unsittliche, bestialische Mob in der Regel wenigstens vorübergehend in solchen Zeiten eine verhängnisvolle Rolle spielt. Wehe der Regierung und dem Lande, das sich von der Straße das Gesetz diktieren läßt!

Attentate auf Landesherren sind grundsätzlich mit dem Tode zu bestrafen, ebenso Attentate auf gesetzgebende Versammlungen und Richter, letzteres selbstverständlich nur auf Grund ihrer amtlichen Handlungen. Ebenso ist auch die Todesstrafe auf Hochverrat im Frieden prinzipiell zulässig. Ein Mann, der an der Spitze einer Organisation stehend, das Vertrauen dazu mißbraucht den Landesfeinden Material zu liefern — wie etwa der österreichische Oberst Reber (?) —, kann nicht früh genug ausgemerzt werden. Ebenso wer als Bevollmächtigter eines Staates absichtlich und in landesverräterischer Gesinnung die Staatsgeschäfte zum Schaden seines Staates führt, d. h. sein Vaterland verrät. Gleiche Strafe muß jenen treffen, der Waffenlager usw. an die Entente verrät. Im Gegensatz zu innerpolitischen Parteikämpfen, die ja das Ziel eines besseren Vaterlandes haben, handelt es sich hier um Schurkenstreiche.

Da es bisweilen vorkommt, daß Zeitungen die Namen und Wohnungen von Sachverständigen, Schöffen, Geschworenen oder Richtern, sowie Zeugen veröffentlichen in der offenbaren Absicht, sie dadurch für Handlungen in Ausübung ihrer Pflicht zu schädigen, einen Druck auf ihre unabhängige Meinung auszuüben, müssen auch hierfür Strafbestimmungen vorgesehen sein. Und zwar ist

der Schuldige grundsätzlich in erster Linie für den angerichteten Schaden finanziell haftbar zu machen.

Der Begriff der Gotteslästerung ist eine Blasphemie. Oder glaubt jemand, daß ein persönlicher und allmächtiger Gott, wofern er überhaupt beleidigt werden könnte, es sich gefallen ließe? Andrerseits haben die Gefühle der Kirchengläubigen kein größeres Recht auf Schonung, als die der Monisten, Atheisten usw. Darum ist § 166 zu streichen.

Zu den größten Torheiten der Religionen und Kirchen sowie der Staaten, die sich zu deren Büttel machen, gehört auch die Bestrafung von „Beleidigungen" von Religionsstiftern. Es ist direkt unmöglich einen Moses, Buddha, Konfutse, Christus oder Mohammed zu beleidigen, so wenig wie einen der großen Propheten, Sokrates oder Paulus. Das könnte höchstens ich tun, in meiner Eigenschaft als Religionsstifter, aber ich kann es selbstverständlich deshalb nicht, weil ich ja alle bestätigen muß. Nur Dummheit und Unverstand wird daher über diese Größten der Menschheit schimpfen. Man kann anderer Meinung sein, man mag ihnen nicht glauben, was jedermanns gutes Recht ist, aber beleidigen kann man sie so wenig, wie ein bellender Köter es könnte.

Wie mancher rohe Witz eines satirischen Blattes das monarchische Gefühl mehr stärkt, als Staatsanwälte und Gefängnisstrafen, so gewinnen auch die Religionen am allermeisten durch Verfolgung.

Wer sich zum Verteidiger unserer Ehre aufwirft, macht sich den Sachverhalt nicht klar: als Menschen unterstehen wir alle der Kritik, wie jedes Staatsoberhaupt als Privatmann große Fehler und Schwächen haben kann. Hierbei ist aber zu berücksichtigen, daß manche unserer Fehler Tugenden sind, da sich doch eines nicht für alle schickt. So ist es zweifellos tadelnswert den Dürstenden nicht zu tränken, dem Rateinholenden nicht zu raten. Da wir uns aber schonen müssen für viele, mit Schrift und Wort auf Tausende und Aber-

tausende einwirken wollen, dürfen wir im täglichen Leben sehr häufig die Gebote der werktätigen Nächstenliebe nicht erfüllen. Denn der höhere sittliche Wert geht über den niederen, dem Zweck haben sich die Mittel unterzuordnen. Als Religionsstifter, geführt von unserem Daimonion, sind wir Verkünder des göttlichen Willens, des das Weltall regierenden Geistes, und stehen damit über jeder Kritik und hinsichtlich unserer Ehre in unerreichbarer Höhe, wie auch der konstitutionelle Monarch als Quell des Rechtes gar nicht ungesetzlich handeln kann. Die Kriege zu Ehren Christi waren Ausbrüche des Wahnsinns, so wenig man Kriege zu Ehren Gottes führen kann. Daß man dies jemals tat, beweist die ungeheure Größe der menschlichen Dummheit. Ich verbiete jedem mich in meiner Mission mit Gewaltmitteln zu verteidigen. Da die Sache gut ist, siegt sie von selbst. Die Zukunft mag mich hinsichtlich meiner Mission lästern so viel sie nur will. Es gilt nicht mir, sondern einem Höheren, einem sehr Hohen! Zu Lebzeiten als Privatpersonen genügen aber die Gesetze, die zum Schutze der Ehre für jedermann gelten, oder sie sollten doch jedermann ausreichenden Schutz gewähren.

Daß die Störung gottesdienstlicher Handlungen bestraft werden (§ 167 des R.St.B. bzw. 157 des Vorentwurfs), sowie die Ausübung a l l e r Kulte unter Schutz gestellt sein muß, ist selbstverständlich. Ebenso muß j e d e Religionsgemeinschaft die Möglichkeit haben verleumderischen Beleidigungen entgegenzutreten, etwa die Juden dem blödsinnigen Vorwurf des Ritualmordes, der in einem Kulturstaate ja niemals erhoben worden wäre.

Eine der wichtigsten Fragen ist die des Eides bzw. die nach dessen Beseitigung, oder doch tunlichster Einschränkung. Wer zu einem Eide gezwungen wird, ist unter Umständen auch zum Meineid gezwungen. Deshalb verbietet Christus den Eid. Moses verbietet ihn an den zwei im Alten Testament vorkommenden Stellen in der Form „du sollst nicht falsch schwören g e g e n

deinen Nächsten", d. h. zu seinem Schaden. Von einem Meineid zum Nutzen meines Nächsten, d. h. der menschlichen Gesellschaft, wissen wir Gesetzgeber sämtlich nichts. Diese barbarische Erfindung machte anscheinend unser Mittelalter. Denn es ist doch offenbar ein Unterschied, ob ich in Notwehr einen Meineid leiste — eine Lage, in die niemand gebracht werden darf —, ob ich es tue, um mein Vaterland, meine Familie oder sonst jemand zu retten, oder ob ich es tue, um mir einen widerrechtlichen Vermögensvorteil zu sichern, oder gar um einen andern um Ehre, Leben oder Freiheit zu bringen. Schurken, die letzteres tun, müssen selbstverständlich drakonisch bestraft werden. Und zwar muß die Möglichkeit bestehen eine Person, die durch böswilligen Meineid als Ausfluß einer besonders gemeinen Gesinnung die Hinrichtung eines anderen verursachte gleichfalls hinzurichten.

Das Gericht hat ein Recht von Zeugen und Sachverständigen die Wahrheit zu fordern. Statt ihrer Vereidigung tritt Wahrheitszwang ein. Wer dagegen verstößt, kann mit Geld, Haft oder Gefängnis bis zu drei Jahren bestraft werden, wo nicht die Konstatierung genügt.

Wer eine Aussage freiwillig beschwört — wozu niemand gezwungen werden darf —, und durch Unterschrift bestätigt, macht sich des Meineides schuldig. Wurde er aus ehrloser Gesinnung abgelegt, so kann er, je nach den Folgen, mit Gefängnis bzw. Zuchthaus oder der Todesstrafe geahndet werden.

Die Milderung der Bestrafung einer Verleitung zum Falsch- bzw. Meineid, die § 170 des Vorentwurfes vorsieht, ist sehr berechtigt. Wenn jemand seine nächsten Angehörigen und Freunde dadurch einer Strafe zu entziehen versucht, daß er den oder die Zeugen zu einer Milderung ihrer Aussagen oder zur Entlastung des Angeschuldigten bewegt, so ist das menschlich und kann niemand verübelt werden, vorausgesetzt, daß dadurch nicht ein anderer geschädigt wird. Dagegen ist § 171

des Vorentwurfes viel zu milde: wer einen anderen wider besseres Wissen einer strafbaren Handlung bezichtigt, um seine Bestrafung zu erzielen, oder auch nur um ihn durch die Ehrenrührigkeit des Vorwurfs gesellschaftlich zu schädigen — meistens ein Akt allergemeinster Rachsucht oder Erpressung —, muß ganz exemplarisch bestraft werden können. Denn wir wollen kein Sykophantentum züchten.

Die Strafbarkeit des Falsch- oder Meineides fällt weg bei rechtzeitigem, freiwilligem Widerruf, bevor einem andern ein Rechtsnachteil erwuchs. Dieser hat dann das Recht der Klage bzw. auf Schadenersatz. Ferner wenn der Richter den Schwörenden nicht auf sein Recht der Zeugnisverweigerung aufmerksam machte.

Es darf grundsätzlich niemand verurteilt werden, nur weil ein anderer von seinem Recht der Zeugnisverweigerung Gebrauch machte. Denn das geschieht häufig auch zur Schonung von dritten Personen, die mit dem Rechtsstreite direkt nichts zu tun haben, oder auch aus Scheu vor Enthüllungen, die zwar nicht strafbar, wohl aber dazu geeignet sind den Ruf zu schädigen. Dieses Prinzip muß natürlich auch sinngemäß angewendet werden. Steht etwa eine Frau unter Anklage des Ehebruches, und alle drei oder fünf Zeugen verweigern die Aussage, so liegt der Fall sicherlich klar.

Der Richter wird eben in Zukunft noch unbeschränkter in der freien Würdigung der Zeugenaussagen sein und im Zweifelfalle zu mehr Freisprüchen kommen. Das ist nicht schlimm, denn die „guten Schwörer", die geradezu aus Sport oder wegen der Zeugengebühr a l l e s beschwören, sowie die antisozialen Individuen sind bald ermittelt und werden in der Regel des Rechtes der Zeugenschaft verlustig erklärt. Wenn jemand trotz einer einmaligen Gesetzesverletzung aber straffrei ausging, so ist das weit besser, als wäre er unschuldig bestraft worden.

Mit besonderer Strenge müssen böswillige Anschläge auf Verkehrsmittel, Deiche, Dammbauten usw. geahndet

werden. Da das Gute eine Resultante aus Absicht und Erfolg ist, so erscheint es nur billig, wenn der Erfolg auch in der Strafe zum Ausdruck kommt. Darum ist grundsätzlich auf Todesstrafe zu erkennen, wenn bei böswilliger Gefährdung eines Eisenbahntransportes, bei Anschlägen auf Schiffe usw. Personen ums Leben kamen. Derartige besonders gemeingefährliche Verbrechen werden niemals aus Not, sondern wohl ausnahmslos aus Bosheit und im Bestreben die menschliche Gesellschaft zu schädigen begangen. Dasselbe gilt von der vorsätzlichen Herbeiführung einer Explosion, einer Überschwemmung, eines Einsturzes oder Brandes, wenn dadurch Menschenleben verloren gingen. In allen Fällen, die auf besondere Gemeinheit des Täters schließen lassen, so auch etwa bei Brunnenvergiftung, muß die Todesstrafe, auch ohne daß jemand tödlich verunglückte, zulässig sein.

Es versteht sich wohl von selbst, daß bei allen den genannten Delikten, wofern sie auf entschuldbaren Irrtum, Fahrlässigkeit oder Leichtsinn zurückzuführen sind, auch mit Verweis oder Geldstrafe bzw. Verurteilung zum Schadenersatz erkannt werden soll.

Da auch vorsätzliche Rechtsbeugung von Richtern zu den die Allgemeinheit am meisten schädigenden Handlungen gehört, muß die Möglichkeit einer harten Bestrafung bestehen. Daß der Vorentwurf (§ 200, 201) für den Richter nur als Maximalstrafe fünf Jahre vorsieht, für einen Beamten aber, der wider besseres Wissen einen Unschuldigen zur Verfolgung bringt oder einen Schuldigen der Verfolgung entzieht, zehn Jahre, ist unverständlich. Wer aus Herzensgüte einen Schuldigen entwischen läßt — in schweren Fällen wird das sowieso niemand tun —, der hat ganz gewiß nichts Böses getan. Ihn mit mindestens einem Monat Gefängnis zu bestrafen, ist barbarisch hart.

Alle Vergehen und Verbrechen im Amte sind außer von den Geschädigten auch ex officio zu verfolgen. Ebenso die obengenannten Anschläge auf die öffentliche Sicherheit. Ihre Verjährung muß langfristig sein.

Was die Verbrechen und Vergehen gegen das Leben betrifft, so ist nach wie vor auf Mord die Todesstrafe zu setzen. Jedoch muß der Begriff des Mordes anders formuliert werden. Denn der Unterschied zwischen dem Wegelagerer, der den ersten besten harmlosen Menschen umbringt oder dem in seiner Ehre schwer Beleidigten, aufs höchste Gereizten, der den Schuldigen gleichfalls mit Ueberlegung tötet, liegt auf der Hand. Der Unterschied zwischen „vorsätzlich" und „mit Ueberlegung" ist zu fließend. Eine bessere Formulierung möge eine Aufgabe der Juristen sein. Keinesfalls darf bei Totschlag auf Zuchthaus oder Gefängnis — die Mindeststrafe fällt ja überhaupt fort — erkannt werden, wenn das schuldige Individuum nicht von besonders gemeiner Gesinnung ist. So hätte ich es für ganz selbstverständlich gehalten, wenn das unglückliche Opfer von Allenstein seine Peinigerin ermordet hätte und würde als Richter mit einer Konstatierung dieser Tatsache oder mit Verweis den Fall für gesühnt gehalten haben.

Man darf nicht befürchten, daß durch Milderung der Strafen auf den gewollten Tod eines anderen sich diese Reate häufen. Wer heute in berechtigter Rache den Gegner töten will, tut es doch, nur daß er sich in der Regel sofort nach der Tat selbst entleibt. Um dieses zweite Menschenleben ist es aber meistens schade, viel mehr s c h a d e, als um den Erschlagenen. Es gibt Fälle, in denen es viel anständiger ist den Frechling brevi manu zu erschlagen, als auf die gerichtliche Austragung zu warten. Dieser Gedanke liegt ja auch unserm Duell zugrunde. Die Befürchtung, mit seinem Leib und Leben für besondere Gemeinheiten und Provokationen einstehen zu müssen, wird manchen mehr davon zurückhalten, als die Angst vor irgendeiner Freiheitsstrafe.

Da der Selbstmord straffrei bleibt, muß auch die Tötung auf dringendes Verlangen es sein, sofern mit unwiderleglicher Sicherheit der Beweis für die Einwilligung des Getöteten zu erbringen ist. Hierher gehört in erster

Linie die Beihilfe des Arztes beim Sterben. Sie im Prinzip zu bestrafen ist barbarisch.

So sehr ich mich scheuen würde Hand an mich zu legen, bevor meine Lebensuhr ablief, ohne bestreiten zu wollen, daß der Selbstmord in manchen Lagen der einzige oder doch der beste Ausweg ist, so unbedenklich täte ich es bei unheilbarer Krankheit: Gehirnerweichung, Krebs, Miserere usw. Hier das Sterben zu erleichtern ist moralische Pflicht eines jeden, es ist der letzte Freundesdienst. Nicht scharf genug sind die Aerzte zu tadeln, die statt beschleunigend einzugreifen, den in Agonie Liegenden mit allen Mitteln wieder aufpeitschen und mit brutaler Hand die leise fallenden Schleier des Todes zerreißen. Sind wir ohne unser Zutun ins Leben gestellt, so haben wir doch sicherlich ein Recht es in der uns sympathischsten zu verlassen.

Der Arzt wird in manchen Fällen auch den Tod beschleunigen dürfen, wenn die Willenserklärung des Sterbenden nicht ausdrücklich vorliegt, er sie aber als gegeben voraussetzen darf.

Die Bestimmungen über den Zweikampf werden ganz überflüssig, wenn die Ehre von unseren Gerichten in entsprechender Weise geschützt wird. Vor allem darf einem mißverstandenen Gleichheitsfanatismus zuliebe nicht die Beleidigung rein formell aufgefaßt und ohne Rücksicht auf den Stand der Beteiligten bestraft werden. Arbeiter und Bauern schlagen unter sich einen ganz andern Ton an als Kavaliere, und es wäre himmelschreiende Ungleichheit, wenn an sie der gleiche Maßstab gelegt würde. Wenn ich meinen Diener einen Esel nenne, so ist das etwas anderes, als wenn ich einen Kavalier so tituliere, oder wenn gar mein Diener mich so nennt.

Durch Einrichtung von obligatorischen Ehrengerichten wird den Duellen viel besser vorgebeugt, als durch Strafandrohungen, zumal wenn diese Ehrengerichte Ansehen genug besitzen, um den Frechling gesellschaftlich unmöglich zu machen. Nicht wer sich seiner Haut wehrt

und den Gegner zerzaust, ist strafbar, sondern wer den andern provoziert. Deshalb erfordert gerade die Frage der Ehrenbeleidigung einen besonderen Takt und viel mehr Aufmerksamkeit seitens der Gerichte, als ihr bisher zugewandt wurde! Denn wer sein Recht nicht bei den staatlichen Instanzen findet, greift zur Selbsthilfe. Das täte ich auch.

Beleidigungen, besonders verleumderische, sind deshalb drakonisch zu bestrafen. Sehr hohe Geldstrafen bzw. Anspruch auf Entschädigung für materielle und ideelle Nachteile müssen dem Beleidigten zustehen, außerdem die Möglichkeit der Freiheitsstrafe bei besonders schweren Beleidigungen, letzteres jedoch nur dann, wenn der Beleidiger in unehrenhafter Gesinnung gegen besseres Wissen ehrenrührige Mitteilungen machte. Das Privatleben und die private Ehre müssen in ganz anderer Weise als bisher geschützt werden, der Richter hat zu individualisieren. Die Art, wie von unsern Gerichten die Ehre geschützt oder vielmehr nicht geschützt wird, fällt ein vernichtendes Urteil über unsere Kultur. Niemand darf die Möglichkeit haben den Gegner zur Stellung von Beleidigungsklagen zu zwingen und das Privatleben der Sensationslust der Oeffentlichkeit preiszugeben. Nur die Bekanntgabe von Tatsachen des Privatlebens, die öffentliche Interessen berühren, sind straffrei. Außerdem selbstverständlich die wahrheitsgemäße Mitteilung von ehrenrührigen Tatsachen seitens des Geschädigten. Dieser behauptet in der Regel, das Weitererzählen des Tatbestandes habe ihn unmöglich gemacht. Bei Selbstkritik müßte er aber zugeben, daß nicht der Feuer legte, der „es brennt“ ruft. Nur wenn der Verleumder riskiert ins Gefängnis und an den Bettelstab zu kommen, haben wir einen Schutz gegen Ehrabschneider, zugleich werden Duelle ganz von selbst verschwinden. In besonders gravierenden Fällen ist auch Entziehung der bürgerlichen Ehrenrechte statthaft. Dem Klatschbasentum muß nachdrücklichst das Maul gestopft werden, da nur hierin ein Gegengewicht gegen Rede-

und Preßfreiheit besteht. Sehr wirksam dürfte auch der Zwang zur öffentlichen Abbitte sein.

Neben der Ehre hat auch das Hausrecht Anrecht auf erhöhten Schutz. Unsere Maximalstrafen für Hausfriedensbruch sind viel zu milde.

Hier sei eingeschaltet, daß wohl keine Maßnahme der Revolution so verbitternd wirkte, wie die Zwangseinquartierung. Zudem war sie ganz unnötig, da eine mit Gewaltmitteln auf die Dauer doch nicht vermeidbare starke Erhöhung der Mietpreise ganz von selbst zur Raumersparnis gezwungen hätte. Eine „Freiheit" die uns um unser Hausrecht bringt, ist sicherlich nicht nach dem Geschmack vieler, ganz abgesehen von den Kosten des neuen Beamtenapparates und vieler Schikanen mancher neugebackener Gernegroße.

Körperverletzungen sind Antragsdelikte und können sämtlich auch mit Geld gesühnt werden. Nur Körperverletzung mit Todesfolge ist ein Offizialdelikt. Da es sich in der Regel um Handlungen im Affekt handelt, müssen sie seitens des Angegriffenen milde bestraft werden.

Gegen gemeingefährliche Rohlinge ist dagegen grundsätzlich auf Prügelstrafe, eventuell als Zusatz zu Geld- und Freiheitsstrafe, zu erkennen. Denn die Roheit der Gesinnung muß mit größter Energie unterdrückt werden. Die bisher von uns geübten Methoden haben versagt. Darum ist auch bei Rückfällen unter Umständen lebenslängliches Zuchthaus zulässig. Bei Bedrohung ist die Geldstrafe bedeutend zu erhöhen. Infektionen mit Geschlechtskrankheiten sind schweren Körperverletzungen gleich zu achten.

Schlägereien, die in der Öffentlichkeit stattfinden und dadurch Ärgernis geben, oder den Verkehr erschweren, sind gleichfalls ex officio zu verfolgen, jedoch nicht mit Rücksicht auf den den Beteiligten zugefügten Körperschaden, sondern als Verstöße gegen die öffentliche Ordnung.

Nach unsern Vorschlägen wäre also das Verfahren folgendes:

Hat jemand aus lauteren Motiven ein Gesetz übertreten, so ist dies in der Regel lediglich zu konstatieren. Der Täter gilt nicht als vorbestraft. Ein zivilrechtlicher Schadenersatz steht dem Geschädigten natürlich zu. Reate in Not, falls der Täter keinen anderen Ausweg hatte, sind gleich zu beurteilen.

Bei Verstößen gegen Gesetze, die nicht etwa berechtigter und annähernd äquivalenter Rache entsprangen, die aus Leichtsinn, Fahrlässigkeit usw. hervorgingen, ist grundsätzlich milde zu verfahren: Verweis, Geldstrafe, Haftstrafe mit Strafaufschub; Gesetzesverletzung, die unmoralischer Schwäche, Arbeitsscheu, schmutziger Gewinnsucht oder gar gemeinen, antisozialen Motiven entspringen, sind hart zu bestrafen, eventuell derart, daß das antisoziale Individuum dauernd unschädlich gemacht wird. Gefängnis, sowie Zuchthaus — letzteres bei unverbesserlichen Gewohnheitsverbrechern — ist ausschließlich in den letztgenannten Fällen zulässig.

Gehen wir nunmehr zu den Delikten gegen die Sittlichkeit über. Es muß nachdrücklichst betont werden, daß es eine sexuelle Moral überhaupt nicht gibt. Die zu schützenden Rechtsgüter sind vielmehr: das öffentliche Schamgefühl, der eigene Körper, geschlossene Verträge (Ehe) und die Rassenhygiene.

Jedermann ist die Möglichkeit zu gewähren seinen Geschlechtstrieb zu befriedigen. Darum ist wichtiger als Strafbestimmungen gegen Notzucht usw. eine Regelung der Prostitution. Die Prostituierten sind ebenso notwendig und unentbehrlich, wie die Aborte. Sie nützen der menschlichen Gesellschaft, indem sie die Reinheit der Ehe bewahren helfen und Gewaltanwendungen zur Erzwingung des Beischlafes auf ein Minimum reduzieren. Mit Rücksicht auf die große Gefahr der Ansteckung ist schärfste Gesundheitskontrolle unerläßlich. Andrerseits muß für ein menschenwürdiges Dasein der Prostituierten, dieser nützlichen und unent-

behrlichen Mitglieder der menschlichen Gesellschaft gesorgt werden.

Der gegen die Prostitution besonders von klerikaler, pfäffischer Seite geführte Kampf geht von der ganz irrigen Annahme aus, daß Geschlechtsverkehr außerhalb der Ehe „sündhaft“ oder unmoralisch sei. „Sündhaft“ und unmoralisch ist seine Verurteilung und nur diese. Geradezu lächerlich ist es durch „Erziehung“ die Jugend von der „Unsittlichkeit“ des Geschlechtsverkehres überzeugen zu wollen. Je mehr sie sich selbst, die Natur und das Leben studiert, desto mehr wird sie einsehen, daß die Lehrer und Sittlichkeitsapostel ihnen Bären aufbinden. Oder soll man die ganze männliche und fast die ganze weibliche Jugend zu Onanisten erziehen?

Jedermann hat, soweit nicht höhere Interessen anderer geschädigt werden, Selbstverfügungsrecht an seinem Körper. Verstümmelung junger Männer ist unmoralisch, weil durch diese Selbstbefreiung vom Heeresdienst die Wehrkraft des Landes sinkt. Infektion durch Geschlechtskrankheiten ist es, weil andere, eventuell sogar die Nachkommenschaft, geschädigt werden. Daß es aber unmoralisch sein soll über seinen Körper zu verfügen, wenn niemand geschädigt wird, wie das die Prostituierten tun — insofern sie einer sehr scharfen Gesundheitskontrolle unterworfen sind —, können nur Menschen behaupten, denen der Kontakt mit Natur, Leben und Vernunft abhanden gekommen ist. Man kann gewiß nicht von jedermann erwarten, daß er den Weltgeist schaute, wohl aber, daß er die Natur studiert.

Da bedauerlicherweise viele Mädchen durch Not zur Prostitution gezwungen werden, ist dieser nach Kräften vorzubeugen.

Die biologische Auslese muß viel schärfer gehandhabt werden, als dies bisher geschah. Aber während unsere Gesellschaft den Daseinskampf in die jungen Generationen trägt, hier durch Not, Hunger, Krankheit

und Siechtum Hunderttausende alljährlich vernichten läßt, will ich diese Härte vermeiden und die Eltern davon abhalten dekadenten Nachkommen das Leben, das für diese ja *nur* Leiden ist, zu geben.

Das *Gute* regiert die Welt. Aber dieses Gute ist sehr energisch, merzt rücksichtslos Ungeeignetes aus. Daß Gott die Liebe sei, wie Christus in der lautersten Absicht lehrt, hat viel Unheil in die Welt getragen. Meine Mission ist es hier der Wahrheit zum Siege zu verhelfen, jenen Gott zu lehren, den auch die alten Juden kannten, den zwar liebevollen, aber strengen und gerechten Geist, der das nicht Erhaltungswürdige auch der verdienten Vernichtung überliefert. Und doch ist er viel barmherziger als in der Regel der Mensch!

Wenn es auch, wie schon oft betont, eine *sexuelle Moral überhaupt nicht gibt*, ja, die Aufstellung einer solchen bereits eine *Verfallserscheinung* ist — sie hing in der alternden Antike mit der allgemeinen Weltflucht zusammen —, so gibt es doch eine *sexuelle Hygiene*.

Eine der wichtigsten Pflichten der Staaten ist es für eine gesunde Nachkommenschaft zu sorgen. Alle Propheten und Religionsstifter, soweit sie zu diesem Problem Stellung nehmen, sagen ganz genau dasselbe, nur mit andern Worten. Sie alle treffen Vorkehrungen für die kommende Generation, verschieden nach ihrer Weisheit und auf Grund ihrer Kenntnis der Vererbungsgesetze.

Neben den weisen Gesetzen Manus zeichnen sich besonders die des Moses aus. Wenn er, dessen hygienische Kenntnisse und Verordnungen unsere größte Bewunderung verdienen, etwa strenge Verfügungen über die Entblößung von Körperteilen unter Verwandten und Verschwägerten erläßt (3. Buch, Kap. 18), so liegt es auf der Hand, daß er damit die meist so unhygienische und die Familien gefährdende Blutschande verhüten will. Andrerseits darf nicht vergessen werden, daß auch hier oft über das Ziel hinausgeschossen wird. Die Inka heira-

teten ihre Schwestern, um mit den Untertanen in möglichst wenig Verbindung zu treten. Desgleichen die Ptolemäer, deren Frauen durch Schönheit ausgezeichnet waren. Bezauberte doch Cleopatra noch mit 40 Jahren den Antonius! Immerhin ist die Gefahr der Inzucht zu groß, als daß der Gesetzgeber sie freigeben könnte.

Wenn Moses die ,,Unreinheit" der Frau während ihrer Periode statudiert, so kann auch hier die hygienische Absicht keinem Zweifel begegnen. Zudem wollte er das Judentum ja erst zu einer Rasse zusammenschweißen und hat diese Aufgabe durch seine Gesetze in bewunderungswürdiger Weise gelöst. Ich habe eine andere Mission — ohne selbstverständlich damit der seinen, soweit sie das Judentum betrifft, entgegenzutreten — und darum gehören die Bestimmungen über sexuelle Fragen zum w i c h t i g s t e n Teil der von mir anzubahnenden gesetzlichen Reformen.

Wer Gelegenheit zu außerehelichem Geschlechtsverkehr verschafft, ohne in die Rechtsgüter anderer einzugreifen, ist grundsätzlich s t r a f f r e i. Denn jede erwachsene und freie weibliche Person hat ein Recht über ihren Körper beliebig zu verfügen. Darum ist Kuppelei ein f a l s c h e r Begriff. Da es k e i n e Unzucht ist außerehelichen Geschlechtsverkehr zu üben, so darf auch Konkubinat n i c h t bestraft werden.

§ 252 des Vorentwurfes bestraft denjenigen, der der ,,Unzucht" mit seiner Ehefrau Vorschub leistet, mit Zuchthaus bis zu fünf Jahren. Dieser Paragraph ist ein Schulbeispiel für die Heuchelei und Verlogenheit unserer sogenannten Moral. Das ist ein Eingriff in die Ehe von einer Anmaßung, die nicht scharf genug gebrandmarkt werden kann. Dann müßte also jeder Ehemann, der vielleicht aus Rücksicht auf seine Kinder die Augen zum Lebenswandel seiner Frau blutenden Herzens zudrückt, eingesperrt werden!

Als ich auch noch unmündig war, hörte ich mit Schaudern, daß eine Ehefrau sich von einem reichen Liebhaber

mit Wissen des Mannes aushalten ließ. Die einst sehr begüterte Familie hatte ihr Vermögen verloren, der Mann, zu keinem Erwerb vorgebildet, verdiente nicht genügend zum Unterhalt der Seinen, die Frau — es handelt sich um einen hohen Stand — hatte natürlich auch keine Berufsbildung. Sie stickte und nähte Tag und Nacht, ohne genügend verdienen zu können. Wie sollte den Kindern eine standesgemäße Erziehung ermöglicht werden? Da brachte die bedauernswerte Frau mit Einwilligung ihres unglücklichen Mannes das Opfer einen alten reichen Liebhaber zu nehmen. Ich bin nur ein Mensch und nicht so tugendhaft wie die Feigenblattmänner und Keuschheitsapostel in unsern Parlamenten; ich bewundere den Heroismus dieses Ehepaares, besonders den der Frau. Und da soll ein Gesetz existieren, das solche altruistischen Akte größter Selbstaufopferung verbietet. Die gegen ihren Willen verkuppelte Ehefrau hat auch auf Grund anderer Paragraphen die Möglichkeit sich zu wehren, zudem kann sie sich ja scheiden lassen. Im Kriege erzählte mir ein Arzt voller Entrüstung, daß sich in seiner Behandlung wegen Geschlechtskrankheit eine Französin, deren Mann im Felde sei, Mutter von drei Kindern, befände. Sie sei von einem deutschen Soldaten, dem sie sich aufgedrängt habe, angesteckt worden. Mein weiteres Fragen ergab, daß die arme Frau sich um einen Laib Brot, um den Hunger ihrer Kinder zu stillen, hingegeben hatte. Wie kann ein Arzt so herzlos, eine Gesellschaft so scheinheilig sein, daß sie nur billige Entrüstung, nicht aber die Kraft zur Hilfeleistung aufbringt?!

Rechtsschutz ist außer Unmündigen nur den Personen zu gewähren, die durch Arglist oder Gewalt zur Gestattung des Beischlafes oder zur Prostitution gezwungen werden. Nur die Unterstützung dieser Nichtsnutzigkeiten ist Kuppelei. Hierher gehört der Frauenhandel grundsätzlich. Antragsdelikte sind in solche, die ex officio verfolgt werden müssen, umzuwandeln, wenn die Geschädigten nicht in der Lage waren die Klage zu erheben.

So hat bei zwangsweiser Internierung oder Verschleppung weiblicher Personen der Staatsanwalt die Pflicht der Klagestellung, wenn die Geschädigten nicht ausdrücklich ihn davon entbinden. Ebenso muß, wenn durch Notzucht die Geschädigte etwa den Verstand verlor, die Klage ex officio erhoben werden. Die Formulierung dieser Gesichtspunkte ist selbstverständlich eine Sache der Juristen. Sie haben dafür zu sorgen, daß Wüstlinge, die sich an Frauen vergreifen, drakonisch bestraft werden.

Zuhälterei, d. h. der Unterhalt männlicher Personen durch Prostituierte ist n i c h t strafbar. Es handelt sich hier um ein vertragsmäßiges Uebereinkommen zwischen der Prostituierten und ihrem Beschützer. Strafbar ist lediglich ein von diesem auf die Prostituierte ausgeübter Druck, sowie die Bedrohung oder Erpressung von Besuchern der Prostituierten. Das fällt aber unter andere Gesetzesparagraphen.

Wer im Wiederholungsfalle ein Notzuchtverbrechen begeht, kann strafweise kastriert werden.

Die Bestrafung des Kindermordes darf nur beibehalten werden, nachdem die Abtreibung freigegeben ist. Welche Barbarei liegt darin, daß die uneheliche Mutter die in höchster Verzweiflung, aus Furcht vor Schande, die ja in unserer unvernünftigen und scheinheiligen Gesellschaft die ledige Mutter trifft, oder aus Nahrungssorgen, wenn sie das Neugeborene tötet oder aussetzt, auf Jahre ins Gefängnis geschickt wird!

Die Möglichkeit einer solchen Strafbestimmung beweist zwingend die Unentbehrlichkeit der F i n d e l h ä u s e r. Ihre Errichtung ist unbedingt zu fordern. Hier werden die deponierten Kinder auf Staatskosten erzogen, vorausgesetzt, daß die Ärzte nicht lebensschwache Kinder oder solche, die hereditär schwer belastet sind, aus der Welt schaffen. Am zweckmäßigsten sind die Findelanstalten Frauenkliniken anzugliedern. Denn die Allgemeinheit darf nicht mit der Aufzucht von Krüppeln belastet werden.

Durch Findelhäuser werden Kindstötungen und Aussetzungen am wirksamsten verhütet. Da die zukünftige Gesetzgebung Müttern und Eltern Vorrechte gewähren muß, so wird die Adoptierung aus Findelhäusern zahlreich sein, zumal ja grundsätzlich n u r g e s u n d e Kinder aufgezogen werden dürfen. Selbstverständlich haben auch die Eltern bzw. die Mutter ein Recht, gegen Rückerstattung der Erziehungskosten, die Kinder herauszunehmen.

Die Bestrafung homosexueller Betätigungen ist töricht, weil sie ein Erpressertum züchtet, unmoralisch, weil es den Staat gar nichts angeht, wie ein anderer seine libido befriedigt, antisozial, weil der Steuerzahler kein Interesse daran hat, daß auf seine Kosten Leute verpflegt werden, die ihn gar nicht schädigen. Sie verbietet sich auch noch aus einer andern Erwägung.

Die Wissenschaft hat festgestellt, daß es zwar gezüchtete Homosexuelle gibt, Leute, die mit erschlafften Sinnen keine andere Befriedigungsart mehr finden, aber auch geborene. Nun weiß die Natur, d. h. eben letzten Endes Gott, sicherlich besser, was der Erhaltung der Art dient, als der Gesetzgeber, zumal wenn er aus dem gleichen Wahlrecht, dieser Ausgeburt größter Unvernunft, hervorging.

Der Gedanke, daß die Natur bestimmte Individuen für untauglich hält sich fortzupflanzen, ist überaus naheliegend. Zwingt man diese geborenen Homosexuellen zu normalem Verkehr und Kindererzeugung, dann trägt man zur Verschlechterung der Rasse bei. Andrerseits kann es nicht Aufgabe der Rechtspflege sein in jedem Einzelfalle festzustellen, ob es sich um geborene oder erworbene Homosexualität handelt, weil sie das gar nichts angeht, und es höchst unwürdige und das Schamgefühl verletzende Verhandlungen erfordert. Deshalb ist der den gleichgeschlechtlichen Verkehr bestrafende Paragraph in allen Gesetzbüchern der Erde zu streichen.

Nicht durch Strafen ist das Geschlechtsleben zu regeln, sondern ganz allein d u r c h B e l o h n u n g e n.

Nur Notzucht und Mißbrauch Minderjähriger oder Geistesschwacher, also Wehrloser, muß unter Strafe gestellt sein.

Das Publikum besitzt ein Recht auf Erotik. Die Öffentlichkeit muß nur insofern geschützt sein, als wer nicht will, vor unzüchtigen Darstellungen aller Art Schutz genießen muß. Dagegen ist mit strengen Strafbestimmungen gegen jegliche Verherrlichung von Brutalitäten, Ausmalung von Lustmorden usw. einzuschreiten. Die Kinos sind scharf zu kontrollieren, ebenso die Volks- und Jugendliteratur. Nicht die Ausübung des Geschlechtsaktes, noch alles was dazu anreizt, sondern die Brutalität und gemeine Gesinnung muß unterdrückt werden, und dies besonders nach dem verrohenden Kriege. Der Begriff der Öffentlichkeit findet in der heutigen Rechtssprechung eine zu weite Anwendung. So ist beispielsweise ein Eisenbahnabteil im fahrenden Zuge kein öffentlicher Ort, wenn auch der Schaffner während der Fahrt Zutritt hat. Gegen Veranstaltungen von nackten Bällen usw. läßt sich gar nichts einwenden, wofern die Besucher wissen, was ihnen bevorsteht.

Um zu verhüten, daß Schriften und Darstellungen, die jugendliche Individuen zu einem für ihr Alter zu frühen Geschlechtsverkehr anreizen, ihnen in die Hände fallen, ist nicht nur ein Schaufensterverbot erforderlich, ferner Ausschließung Jugendlicher aus gewissen Kinos usw., sondern für Erotika muß auch um Massenauflagen zu verhüten ein Mindestpreis festgesetzt werden, zugleich mit dem Verbot, sie an Minderjährige auszuliefern. Der römische Grundsatz volenti non fit injuria scheint von unseren Gesetzgebern ganz vergessen worden zu sein. In Japan, dessen Volkskraft gewiß von niemand bestritten wird, sind zwar Beischlafsszenen auf Kunstwerken auch Kindern zugänglich. Bei uns dürfte es sich aber verbieten, weil die Tradition und Feigenblattmoral das Normale und Natürliche in den Schmutz gezogen hat. Weil vor allem durch die Mythe von der „unbefleckten“ Emp-

fängnis Christi und das törichte Keuschheitsideal — als ob etwas ideal sein könnte, was der Natur widerspricht! — die Moral ganz widersinnigerweise in das Geschlechtsverhältnis hineingetragen wurde. Es wird lange dauern, bis die abendländischen Völker diese Krankheit überwunden haben werden.

A l l e Religionsstifter und Propheten müssen mit Notwendigkeit — da wir ja alle dasselbe erlebten — das Vorhandensein einer sexuellen Moral leugnen. Hier gibt es nur Hygiene und das Ziel einer höheren menschlichen Vervollkommnung.

Christus nimmt zur Frage überhaupt keine Stellung, es sei denn, wir wollten seine „Verzeihung" des Ehebruchs so deuten. Nun konnte aber Christus einen Ehebruch so wenig verzeihen, wie ich oder ein anderer es könnte. Die Verzeihung ist ein ausschließliches Recht des Geschädigten. Wohl aber konnte er ihn billigen oder entschuldigen. Ich bin, wie schon früher gesagt, der festen Ueberzeugung, daß er für seine Person einer „Drut" verziehen hatte, im übrigen aber einen Verstoß gegen den Ehevertrag — denn etwas anderes ist der Ehebruch ja nicht — außerordentlich milde beurteilte.

Moses erläßt sehr strenge hygienische Bestimmungen, hat aber gegen Polygamie in Gestalt von Nebenfrauen keine Einwendung. Wenn die Bibel lehrt „was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden", so sind damit selbstverständlich die uns vom Schicksal bestimmten großen Leidenschaften, die wir ja durch die divinatorischen Wissenschaften ermitteln können, gemeint. Die Ehe ist meistens ein Produkt sehr materieller Spekulationen oder der Torheit der Eheschließenden bzw. ihrer Eltern. Die römisch-katholische Kirche hat sich furchtbar am „Heiligen Geiste" versündigt, als sie die Form der Eheschließung zum Sakrament machte und damit unsagbares Leid in die Welt getragen. Das wird nur unwesentlich durch ihre große Milde gegenüber dem Ehebruch verringert.

Eine weitere Versündigung der Kirche, die sie noch einmal teuer wird zahlen müssen, ist ihr Gebot des Geschlechtsverkehrs ausschließlich in der Absicht der Kindererzeugung. Damit mordet sie nicht nur unzählige Frauen, sondern sie leistet auch der Proletarisierung Vorschub und endlich der Produktion schwächlicher Nachkommen. Gar oft haben sich kirchengläubige Frauen in ihrer Gewissensnot um Rat an mich gewandt und ließen mich einen Einblick tun in die Dramen, die sich hier ohne vernünftigen Grund abspielten. Das meiste Elend tragen unsere Gesetze in die Welt. „Vernunft wird Unsinn, Wohltat Plage."

Das ganze Leben besteht aus Alternativen. Wenn eine Frau heiratet, um dadurch eine Versorgung zu finden und dafür unter anderen Pflichten auch die der Treue übernimmt, so ist das ein Vertrag. Daß j e d e r Vertragsbruch verwerflich ist, liegt auf der Hand. Da aber die Liebesleidenschaft die größte existierende ist, so ist ein Ehebruch aus Leidenschaft ganz zweifellos von allen Vertragsbrüchen der am mildesten zu beurteilende, wenigstens unter den gegenwärtigen Verhältnissen, die die Scheidung so sehr erschweren. Andrerseits sind das gegenseitige Vertrauen der Ehegatten, die Legitimität der Nachkommenschaft so hohe Güter, daß j e d e r der beiden Gatten die Möglichkeit haben muß einen Vertrag zu halten oder, wenn er dazu nicht fähig ist, ihn ohne besondere Schwierigkeiten zu lösen.

Wenn Mohammed die Polygamie einführte, so handelte er durchaus im Rahmen seiner Mission und überdies praktisch s e h r k l u g. Denn diese Form der Ehe ist höher als die Einehe, es sei denn, der Mann hat das Recht mit Konkubinen Kinder zu erzeugen und zu legitimieren. So hat es etwa in Oesterreich oder Italien jede verworfene Person in der Hand ihren Mann um legitime Nachkommenschaft zu bringen. Sie braucht ihn nur durch ihr Benehmen zur Scheidung zu zwingen. Das Gesetz verbietet ihm ja die Wiederverheiratung!

Ganz falsch hat die Kirche die Äußerungen von Christus und Paulus, daß man zu ihrer Nachfolge auf die Ehe verzichten müsse, aufgefaßt. Es liegt auf der Hand, daß eine Lehre leichter durch bewegliche, also unbeweibte Wanderprediger ausgebreitet wird, als durch Männer mit Familien. Für mich wäre in mancher Beziehung Ehelosigkeit auch besser, weil man seinen Kopf leichter riskiert, wenn man für niemand zu sorgen hat. Ferner muß man die zeitliche Bedingtheit berücksichtigen, in der, wie wir Religionsstifter alle, so auch Paulus stand: kurz vor einem Vernichtungskriege gegen das Judentum, in einer Zeit, als die Scheidung zwischen Judenchristen und Heidenchristen noch nicht scharf durchgeführt war. In solch bewegten Zeitläuften war natürlich die Gefahr groß, daß die neuen Anhänger mit Rücksicht auf ihre Familien, d. h. um äußere Gefahren zu vermeiden, ihren Glauben wo nicht abschworen, so doch sicherlich nicht verbreiteten. Deshalb ist die relative Ehefeindlichkeit des Paulus nur als vorübergehende, temporäre Maßnahme aufzufassen, und die Kirche verstieß wiederum gegen den „heiligen Geist“, als sie den Zölibat und Abolitionismus als Ideale hinstellte.

Von allen möglichen Formen der Ehe ist die unauflösliche römisch-katholische Einehe zweifellos die *schlechteste*. Das haben *alle* Religionsstifter gewußt. Es beruht auf völliger Verkennung des Geistes der Evangelien, wenn die Kirche behauptet Christus oder Paulus hätten etwas anderes gelehrt.

Die Form der Ehe ist eine *rein praktische Frage*. Prinzipiell ist es darum ganz gleichgültig ob Polygamie, Monogamie, Monogamie mit der Erlaubnis des Mannes sich Nebenfrauen zu halten, oder Polyandrie von den Gesetzen gestattet werden. Das beste ist es alle diese Formen zuzulassen. Dazu noch Zeitehe.

Entscheidend ist folgendes: die Legitimität der Nachkommenschaft muß nach Tunlichkeit gesichert sein. Deshalb ist ein Ehebruch der Frau nach Möglichkeit zu

verhüten. Dies erreicht Mohammed durch die Klausur des Harems, Moses und die Kirche durch schwere Verbote des Ehebruchs, wir durch in der Praxis ganz unwirksame Strafen, die ethisch nur zulässig sind, wenn die Frau die Möglichkeit besitzt ohne allzugroße Schwierigkeiten die Ehe zu lösen.

Ferner muß für tunlichst gesunde Nachkommenschaft gesorgt werden und für liebevolle Erziehung der Kinder. Der bedeutende französische Rassentheoretiker Lapouge machte den Vorschlag besonders geeignete Rassenmenschen zu Zuchtzwecken zu verwerten. Ähnlich schlägt Houston Stewart Chamberlain in „Wehr und Gegenwehr" vor dem Beispiel des Tierzüchters zu folgen. Ohne uns mit den Ideen zu identifizieren, da das körperliche Moment in Familie und Ehe weder das einzig ausschlaggebende ist, noch sein darf, sei der gesunde Kern nicht verkannt.

Da nur der reiche, schöne, starke oder in hoher Stellung befindliche Mann überhaupt in die Lage kommt mehrere Frauen zu halten — schon das natürliche Zahlenverhältnis der Geschlechter schließt ja die Polygamie weiter Kreise aus —, so ist die Vielweiberei im eminentesten Sinne dazu angetan die Rasse zu veredeln. Daß wir, indem wir sie befürworten, keine Sklaverei der Frau gutheißen, ist klar. Allerdings war die Unterdrückung der Frau im Orient niemals so groß, als wir es uns einbildeten, ja vielfach weit geringer, wie im Abendlande. Da die Mohammedanerin Herrin über ihr Vermögen ist, so bewahrte sie schon das vor Ausbeutung. Darum muß die künftige Gesetzgebung die Frau finanziell sicherstellen: ist sie vermögend, dann behält sie ihr Kapital; ist sie aber arm, dann hat der Mann ihr bei der Verheiratung nach Uebereinkunft ein Kapital zu überweisen, dessen sie nur ganz oder teilweise verlustig geht, wenn die Ehe auf ihr alleiniges Verschulden — etwa bei Ehebruch, Nachstellung nach dem Leben, ehrloser Gesinnung usw. — geschieden wird.

Wir täten am besten die mutterrechtliche Familie wieder einzuführen, wenn auch zunächst nur fakultativ und ganz allmählich. Denn die Frau ist nicht nur die natürliche Erzieherin der Kinder, sie ist auch die Hüterin der Tradition, sie bestimmt den Geist des Hauses.

Die *Zulassung der Abtreibung* und *Zulassung der Polygamie* hat sich gerade dort bewährt, wo man eine starke, sich schnell vermehrende Bevölkerung brauchte, also bei Erobervölkern. Ohne sie wären die Erfolge der Araber so unmöglich gewesen, wie die der Türken oder Inka. Die Institution hat ihre Feuerprobe bestanden, also ist sie gut. Überdies gibt es im Orient die Unehelichenfrage überhaupt nicht. Die Abtreibung ist dort gestattet, und der Kinderreichtum trotzdem sehr groß. Es besteht also kein triftiger Grund, der uns hindern sollte die orientalische Ehe — aber keineswegs das Haremswesen! — ins Abendland zu übertragen, wohl aber viele, die es wünschenswert erscheinen lassen.

Es ist geradezu unbegreiflich töricht die Existenz alter und bewährter Familien, alten Adels, von Gelehrten- oder Kaufmannsgeschlechtern, alten Militärfamilien usw. vom Zufall abhängig zu machen, d. h. davon, ob ein Sproß an eine fruchtbare Frau kommt oder nicht. Andrerseits ist es unbillig die Frau wegen ihrer unverschuldeten Unfruchtbarkeit zur Scheidung zu zwingen. Hier ist Polygamie die einzige verständige Lösung, und es ist Sache der Ehegatten, ob die Frauen in gemeinsamem Haushalte oder getrennt leben wollen.

Daß Luther dem Landgraf Philipp von Hessen die Eingehung einer zweiten Ehe neben der bestehenden gestattete, war ganz richtig, nachdem einmal die Unauflöslichkeit der ersten törichterweise von der Kirche gefordert wurde. Nur mußte er, wollte er schon nicht mit der ganzen irrigen Auffassung der Unlöslichkeit aufräumen, auch andern Männern in gleicher Lage die gleiche Erlaubnis geben.

Ferner muß die Gefahr der Ansteckung nach Tunlichkeit ausgeschaltet sein. Deshalb ist der wahllose Geschlechtsverkehr, auch von seiten des Mannes, ein Übel, dem am besten durch Polygamie oder das Institut der Nebenfrauen entgegenzuwirken ist. Es ist ja niemand verpflichtet mehrere zu nehmen!

Ein blindes Triebleben verurteilen alle Religionsstifter. Treubruch unter Liebes- und Eheleuten gehört zu den schweren Verfehlungen. Alles im Leben ist geregelt nach dem Prinzip von Preis und Ware, nach dem der Korrelation der Organe, nach dem Prinzip der Leistung und Gegenleistung, kurz nach Äquivalenten. Nichts ist umsonst. Deshalb müssen wir alle einen leichtsinnigen Lebenswandel, vor allem von seiten der Frau, scharf verurteilen, und die öffentliche Meinung hat stets Dirnennaturen verachtet. Etwas anderes aber sind die großen Leidenschaften. Auch die Frau muß die Möglichkeit besitzen ihnen zu folgen ohne deshalb zur Falschheit greifen zu müssen. Denn so notwendig Selbstbeherrschung und Bekämpfung flüchtiger Launen und lediglich animalischer Triebe ist, so unbillig ist die Forderung große Liebesleidenschaften, die eine Seele ganz in Besitz nehmen und für viele Jahre erfüllen, zu unterdrücken.

Das Ziel der Ehegesetzgebung muß sein den Ehebruch seitens der Frau überhaupt zu beseitigen. Das geht aber nicht durch Strafen — hat doch selbst die mittelalterliche Todesstrafe nicht gewirkt —, sondern nur auf dem angedeuteten Wege. Wenn die sinnlichen Bedürfnisse der Frau in der Ehe nicht befriedigt werden, dann muß sie nicht nur die Möglichkeit der Scheidung haben, sondern auch die eines Nebenmannes. Der rechtmäßige Gatte hat dann eben die Wahl, ob er sie behalten will, oder die Scheidung vorzieht. Das ist keine Vergünstigung für Messalinen, die überhaupt nicht heiraten sollten, sondern muß nach billigen Erwägungen interpretiert werden.

Frauen aber von besonders starker Sinnlichkeit, Abwechselungsbedürfnis und Zügellosigkeit sollen Prosti-

tuierte werden, oder jenen in kulturell fortgeschrittenen Zeiten so unentbehrlichen Hetärenstand bilden.

Ein scharfer Kampf ums Dasein, der nur den Tüchtigen überleben läßt, ist zu Veredelung, ja zur Rettung vor Verfall allen Völkern nötig. Und dies um so mehr, als die Fortschritte der Hygiene und Medizin, so begrüßenswert sie sind, so sehr wir sie jedem Einzelnen gönnen, so sehr andrerseits die Gesamtheit gefährden.

Wir haben die Wahl zwischen massenhafter Menschenproduktion, die mit der Ausmerzung des Schwächlings endet, hohe Kindersterblichkeit und viel Siechtum im Gefolge hat, oder aber einer Erzeugung von gesunden Menschen. Dies geht aber nur an, wenn grundsätzlich nur gesunde Paare zur Fortpflanzung zugelassen werden. Ganz wird sich ja gewiß die außereheliche Kindererzeugung von Syphilitikern, Geisteskranken, Epileptikern, Säufern, Tuberkulosen usw. nicht verhindern lassen, wohl aber liegt eine ganz bedeutende Einschränkung im Bereiche der Möglichkeit. Deshalb muß die Eingehung von Ehen von ärztlichen Gesundheitsattesten abhängig gemacht werden. Vor allem ist eine — diskrete — Anzeigepflicht des Arztes bei Geschlechtskrankheiten mit Behandlungszwang zu fordern.

Nach dem Willen der Natur sterben jährlich im Durchschnitt ebensoviele Individuen einer Art, als geboren werden. Die Zahl hängt von den Existenzbedingungen, besonders der Nahrungsmenge ab. In der Menschheit ist das anders. Nicht nur, daß hier plan- und sinnlos Menschen erzeugt werden, daß die Medizin und ihre Fortschritte, die Hygiene dafür sorgen, daß das Lebensalter sich verlängert, daß sie oft minderwertige Individuen künstlich am Leben erhält und ihnen die Möglichkeit gewährt ihre Defekte fortzuerben, sie zwingt auch zu Kindererzeugung gegen den Willen der Eltern. Sie verbietet konzeptionsverhütende Mittel und Abtreibung, eine himmelschreiende Barbarei!

Der Staat darf niemanden zur Kindererzeugung gegen seinen Willen zwingen, andrerseits hat nicht jedermann das Recht Kinder zu erzeugen, wohl aber hat jedermann das Recht seinen Geschlechtstrieb zu befriedigen, wie er will, sofern dadurch nicht die Gesellschaft geschädigt wird. Deshalb müssen Gewohnheitsverbrecher und unheilbare Säufer, ebenso Geisteskranke auf operativem Wege an der Kindererzeugung verhindert werden. Selbstverständlich ist der Maßstab, den unsere heutigen Psychiater in ihrer Unwissenheit an die Begriffe „Säufer“ und „Geisteskrank“ anlegen falsch. Nur schwere Säufer, Syphilitiker und Wahnsinnige sind auszumerzen; in Grenzfällen hat selbstverständlich die Operation zu unterbleiben. Darum muß die begutachtende Kommission nicht nur aus Aerzten, sondern auch aus angesehenen Bürgern bestehen, die nach ihrem Gewissen zu entscheiden haben.

Die ärztlichen Ehezeugnisse sind mit Maß zu handhaben, und es darf nicht schablonenmäßig und bureaukratisch verfahren werden. Wer sich vergegenwärtigt, daß Schillers Vater Potator war, Beethovens Familie gar in zwei Generationen aus Säufern bestand und er selbst höchstwahrscheinlich im Rausch erzeugt wurde, ebenso Rousseaus Vater gern trank, wird vorsichtig werden. Noch mehr gilt dies von psychischen Störungen. Ließe man die unwissende Meute unserer Psychiater los, dann bekäme wohl nur mehr der Bauer sein Gesundheitsattest. Jedenfalls wäre die Zeugung genialer oder auch nur überragender Persönlichkeiten geradezu unmöglich gemacht. Endlich wollen wir nicht die Polizei durch Aerzte ersetzen, deren Macht sich im Kriege schon vielfach recht unheilsam bemerkbar machte. Trotz dieser Einwände ist aber an einer mit Verständnis und Maß vorzunehmenden ärztlichen Gesundheitsprüfung vor Eingehung der Ehe festzuhalten.

Nur Personen, die frei sind von schweren hereditären Leiden dürfen heiraten bzw. haben das Recht der Kindererzeugung. Sind sie krank und wollen trotzdem heiraten, so müssen auch sie sich der Operation unterwerfen oder aber — wahlweise — sie müssen die Leibesfrucht abtreiben lassen.

Jedermann hat das Recht der Abtreibung, d. h. jede Ehefrau mit Einwilligung ihres Ehemannes. Läßt sie Eingriffe an sich vornehmen gegen den Willen des Ehemannes, ohne daß eine wesentliche Gefahr für ihr Leben oder ihre Gesundheit durch die Geburten entstehen würde, so ist das ein Scheidungsgrund auf ihr Verschulden, ebenso wenn sie statt an Aerzte zum Zweck dieser Eingriffe sich an Kurpfuscher und Hebammen wendet. Dies ist auch kriminell strafbar.

Die Staaten zwingen die Eltern für Kinder zu sorgen, die sie nicht wollten. Sie dekretieren eine Pflicht zur Arbeit, erkennen aber kein Recht auf Arbeit an. Sie klagen über die Zunahme des Proletariates, berücksichtigen aber nicht, daß diese zumeist die Allgemeinheit schädigenden Massen der Unehelichen gar nicht oder kaum existieren würden, wenn nicht freie Menschen, die ein zweifellos angeborenes Recht auf Befriedigung ihres Geschlechtstriebes haben, gezwungen würden gegen ihren Willen Kinder in die Welt zu setzen.

Das Verbot der Abtreibung ist zudem eine ganz unbillige Bevorzugung der Reichen zugunsten der Armen. Denn konzeptionsverhütende Mittel stehen dem Reichen zur Verfügung, während sie für die breite Masse des Volkes zu teuer sind. Allerdings wird bald der Irrigator auch in die tiefen Schichten eindringen, dann aber ist das Verbot der Abtreibung desto unvernünftiger, weil mit ihm doch nichts erreicht wird. Höchstens daß das Proletariat weiterhin fortfährt minderwertige Kinder massenhaft in die Welt zu setzen. Das ist aber eine ganz unnötige Grausamkeit gegen die armen Kinder, die doch früher oder

später elend zugrunde gehen, und zudem führt es zur Verschlechterung der Rasse.

Es ist offenbar unmoralisch, Kinder in die Welt zu setzen, ohne für sie zu sorgen. Viele Eltern wissen das auch sehr gut, aber sie kennen nicht die Mittel zur Verhütung der Konzeption und fürchten sich vor den strafrechtlichen Folgen der Abtreibung. So werden jährlich Hunderttausende geboren, deren Leben mit Notwendigkeit ein trauriges Siechtum körperlicher und moralischer Art sein muß, unzufriedene Elemente, die die Gesellschaft hassen, weil sie nur mit ihren Nachtseiten vertraut sind. Ausmerzung dieser Krüppel und Gesellschaftsfeinde, die zugleich unglückliche Menschen sind, ist nötig, allerdings in weit milderer Weise, als es bisher geschah. Denn die Erde gehört von Rechts wegen dem Starken, dem durch Ueberproduktion der Dekadenten der Raum gekürzt wird.

Die unehelichen Kinder müssen durch einfache Willenserklärung des Vaters legitimiert werden können, mit Namen, Geburtstiteln und Erbrecht.

Nicht durch Strafen ist die Kindererzeugung zu fördern, sondern durch Belohnungen. Jede Frau, ob verheiratet oder nicht, hat mindestens vier Wochen vor und vier Wochen nach der Geburt vom Staate eine Unterstützung zu empfangen. Die zwischen den Geburten liegende Pause muß mindestens zwei Jahre betragen, andernfalls entfallen Stillprämie und Wochenbettunterstützung. Während dieser Pause hat die Frau auch ein Recht auf Abtreibung gegen den Willen des Mannes. Ferner sind Stillprämien jeder Frau vom Staate zu zahlen, endlich erwirbt jede Familie gewisse Rechte durch die Zahl ihrer Kinder, bei unehelichen Geburten erwirbt die Mutter allein diese Rechte, die in Herabsetzung der Steuerklasse und Stimmrecht bestehen. Doch treten diese Rechte erst in Kraft, wenn das Kind mindestens das vierte Jahr vollendet hat, denn sie sind nicht Prämien

auf planlose Kindererzeugung, sondern für gesunden Nachwuchs.

Es steht im freien Ermessen der Staaten die Mindestkinderzahl für eine Ehe festzusetzen. Ich schlage zwei vor, d. h. bis zu einem gewissen Lebensalter gelten alle Steuern für Familien mit zwei Kindern, wer mehr hat zahlt weniger, wer weniger hat aber mehr. Wer nach einer bestimmten Ehedauer weniger Kinder hat, zahlt höhere Steuern; ebenso Junggesellen, die bis zum vollendeten dreißigsten Lebensjahre weder heirateten noch uneheliche Kinder adoptierten, ohne Rücksicht darauf, ob sie gesund sind oder nicht. Frauen, die weder heiraten, noch uneheliche oder angenommene Kinder haben, desgleichen. Da Polygamie zulässig ist, ist ja niemand an der Eheschließung verhindert, und da die Steuern progressiv mit dem Einkommen steigen, fällt jede Ungerechtigkeit fort.

Die Mutter, die dem Staate eine Reihe tüchtiger Kinder schenkt, hat etwas für ihn geleistet, sicher mehr als die meisten Geistesarbeiter oder sogar Schaffenden. Dafür muß sie belohnt werden. Ebenso der Vater, der für eine tüchtige Erziehung der Kinder in erster Linie zu sorgen hat. Do ut des. Der Lohn muß der Leistung angemessen sein.

Sprachen wir von Freigabe der Abtreibung, so bedarf das außer der gemachten Einschränkung — Einwilligung des Ehemannes — noch anderer. Die Abtreibung ist nur straffrei, wenn sie in den ersten drei bis vier Monaten der Schwangerschaft erfolgt und durch einen Arzt vorgenommen wird. Diese Aerzte — Bezirksärzte, Frauenärzte und noch besonders mit dem Rechte auszustattende — haben sich gewissen Gesichtspunkten zu fügen.

Sie dürfen bei Ehefrauen nur unter Zustimmung des Ehemannes eingreifen, es sei denn — was ja selbstverständlich — daß Lebensgefahr oder wesentliche Gefährdung der Gesundheit der Mutter bei Austragung der Frucht bestände.

Die Einwilligung des Ehemannes darf nicht versagt werden, wenn seit der letzten Geburt weniger als 24 Monate verstrichen sind.

Sie haben finanzielle Gesichtspunkte im weitesten Umfange zu berücksichtigen. So etwa, wenn eine kleine Bürgers- oder Beamtenfamilie das vierte oder fünfte Kind erwartet, ohne zur Erziehung die erforderlichen Mittel zu besitzen oder auch nur, weil keine weiteren Kinder mehr gewünscht werden.

Ferner dürfen sie bei ledigen Personen neben den wirtschaftlichen Momenten die gesellschaftliche Schädigung — solange eine solche noch besteht, was hoffentlich in wenigen Jahrzehnten nicht mehr der Fall sein wird — der Mutter berücksichtigen.

So scharf es zu verurteilen wäre, wenn ein Arzt abtreibt, um einer vergnügungssüchtigen Frau einen Ball oder eine Reise zu ermöglichen, so sehr ist es erforderlich, daß er im weitesten Umfange auf die berechtigten Wünsche der Eltern bzw. Mutter Rücksicht nimmt.

Strafbar bleibt nach wie vor die Abtreibung durch Kurpfuscher und Hebammen, kurz durch nicht dazu autorisierte Personen, und zwar in erster Linie an diesen, erst in zweiter an den Frauen, die sich an sie wenden.

Da wohl bald die Erleuchtung über unsere scheinheilige Gesellschaft kommen wird und man unehelichen Müttern mit dem Respekt begegnen wird, den ihre Mutterwürde verdient, so wird die Abtreibung relativ selten sein. Keineswegs häufiger als bisher. Denn sie gehört heute zweifellos zu den häufigsten Verstößen gegen die Gesetze, nur daß sie sehr selten nachgewiesen werden kann und zahlreiche Mütter unter die Erde bringt. Wurde doch 1916 im Reichstag bekannt gegeben, daß in e i n e m Jahre eine halbe Million Fälle zur Kenntnis der Behörden kamen. Und wie wenige waren dies doch zweifellos im Verhältnis zu den tatsächlich vorgenommenen Abtreibungen!

An unehelichen Kindern hat die Gesellschaft nur ein Interesse, wenn sie gesund sind und die Mutter für sie sorgt, sie liebt. Auf alle Fälle liegt die Einschränkung der unehelichen Kindererzeugung im Interesse der Gesellschaft. Keineswegs weil die Unehelichen körperlich minderwertiger wären, als die in der Ehe Geborenen — vielleicht ist sogar das Gegenteil der Fall —, sondern weil sie in der Regel schlecht gepflegt und dadurch zu einer Verbitterung gegen die Gesellschaft, deren Schattenseiten sie ja fast ausschließlich kennen, erzogen werden.

Die außerordentlich hohe Sterblichkeit der Unehelichen hat also ganz zweifellos wirtschaftliche und soziale Ursachen.

Ein weiteres wirksames Mittel zur Reduktion der unversorgten Unehelichen ist die Anwendung des von Napoleon erlassenen Verbotes die Vaterschaft festzustellen. Der Vater hat grundsätzlich n i c h t für das illegitime Kind zu sorgen. Die Frauen sollen besser aufpassen! Nur wenn der Beischlaf durch Täuschung oder Gewalt erzwungen wurde — ferner bei Minderjährigen —, tritt die Unterhaltungspflicht des Vaters ein. Da dieser überdies durch Kinder gewinnt und die Adoption zu erleichtern ist, wird er viel häufiger als bisher seine illegitimen Kinder anerkennen und ihnen damit den Segen der Familie angedeihen lassen.

Die uneheliche Mutter behält ihre Rechte auch n a c h Legitimierung der Kinder, sei es durch nachfolgende Ehe oder durch Adoption. Überhaupt hat j e d e Mutter auf Stimmrecht und die anderen Vorteile Anspruch, ganz gleichgültig, ob sie verheiratet ist oder nicht.

Besitzt einerseits jedermann ein angeborenes und unveräußerliches R e c h t auf Liebe, so ist doch andrerseits die Familie von so außerordentlicher Bedeutung, daß ihrer Auflösung entgegengewirkt werden muß.

Die beste Lösung fand auch hier Mohammed. Ihr gilt es sich nach Tunlichkeit anzupassen. Damit vermindern sich gleichzeitig die unehelichen Kinder weiterhin. Denn wenn wir einerseits die Abtreibung gestatten,

andrerseits aber den Eltern bzw. der Mutter Vorrechte vor dem Hagestolz und der alten Jungfer einräumen, so besteht ein starker Anreiz nicht, wie bisher, uneheliche Kinder tunlichst zu unterschlagen, sondern sie anzuerkennen und gleich ehelichen zu behandeln. Überhaupt muß die rechtliche Stellung des unehelichen Kindes nach Tunlichkeit gehoben werden.

Die uneheliche Mutter hat grundsätzlich dieselben Rechte, wie die eheliche: bei Mehrkindrigkeit Stimmrecht, Steuernachlässe und andere Vergünstigungen. Unter allen Umständen aber muß jeder Makel von ihr genommen werden.

Deflorationsklagen sind in Zukunft unzulässig, es sei denn bei Gewalt oder arglistiger Täuschung. Eine vernünftige sexuelle Aufklärung wird den jungen Mädchen nicht mehr vorzuenthalten sein.

Die Allgemeinheit hat nach dem Grundsatze des do ut des, der Äquivalenz von Leistung und Gegenleistung die Erzeugung gesunder Kinder zu belohnen. Alles andere sind sekundäre Fragen, sind nur Mittel, deren Wert von ihrer praktischen Brauchbarkeit abhängt.

Nur wenn die Scheidung der Ehen erleichtert ist, kann der Gesetzgeber eheliche Treue der Frau fordern.

Eheliche Treue des Mannes gibt es überhaupt nicht. Die Frau hat Anspruch auf sexuelle Befriedigung. Vernachlässigt sie der Mann, um anderwärts sich zu unterhalten, so kann sie auf diese Tatsache hin die Scheidung erzwingen. Mohammed räumt jeder Frau das Recht auf einmaligen wöchentlichen Beischlaf ein, die alten Juden machen es vom Berufe abhängig. Daß sie den Gelehrten nur zum einmaligen Verkehr im Monat zwingen, beweist, daß auch sie wußten, daß wir mit dem Spermin denken. Durch solche Vorschriften den Geschlechtsverkehr zu regeln, ist heute nicht mehr angängig, wohl aber muß der Ehefrau das prinzipielle Recht auf ihr debitum gesichert sein. Das schränkt die Polygamie und Seitensprünge des Mannes

ganz von selbst ein. Wird sie angesteckt, so hat sie ein Recht der Strafverfolgung wegen schwerer Körperverletzung und außerdem auf Schadenersatz. Denn der Mann trägt das Risiko seiner Abenteuer.

Nach den hier niedergelegten Grundsätzen ist die Frage der Ehe zu lösen. Im allgemeinen hat der Staat der gütlichen Vereinbarung der Beteiligten unter Schutz vor Ausbeutung der Schwachen und Unerfahrenen den weitesten Spielraum zu lassen.

Die Voraussetzung der Scheidung darf nicht mehr die Schuldfrage sein. Willenserklärung beider Ehegatten vor dem Richter muß genügen. Nur im Streitfalle hat dieser ein Urteil zu fällen.

Im Falle der Polygamie hat jede Frau ein Recht auf eigene Haushaltung oder doch auf bestimmte nur ihr gehörige Teile der Wohnung. Keinesfalls darf sie zu einem Zusammenleben mit den anderen Frauen gezwungen werden. Ferner hat die erste Frau das Recht sich unter gewissen Voraussetzungen einer gleichzeitigen zweiten oder dritten Heirat des Mannes zu widersetzen. Besteht er auf mehreren Frauen, dann kann sie sich scheiden lassen und hat Unterhaltungsansprüche an den Mann. Ist sie unfruchtbar oder dauernd krank, so besitzt sie jedoch kein Vetorecht. Doch ist der gütlichen Einigung der Gatten der weiteste Spielraum zu lassen.

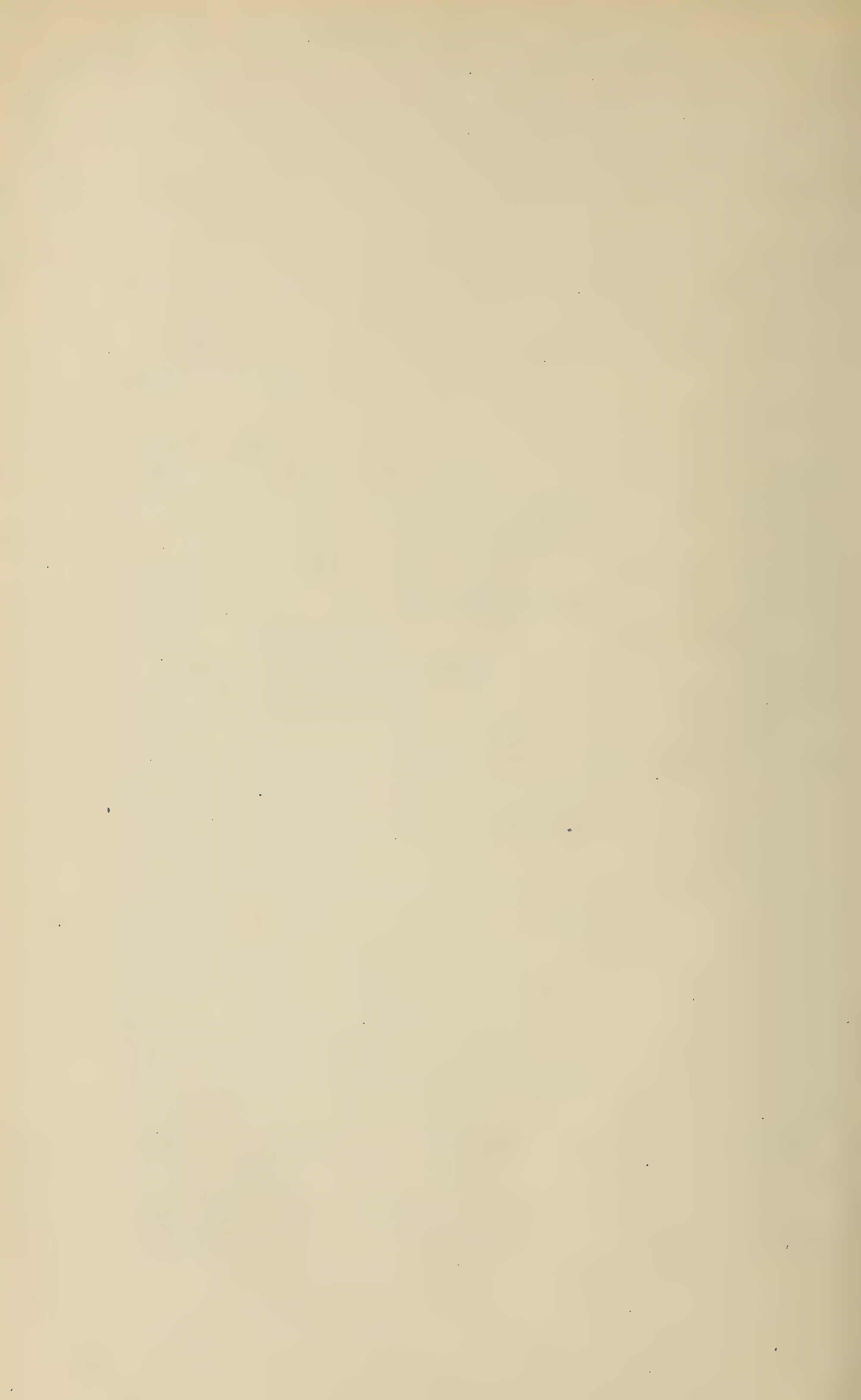
Jedermann hat auf Liebesgenuß so gut ein Recht wie auf Luft und Licht. Nur praktische Gesichtspunkte haben der Lösung des Problems der Ehe, die doch für die Menschen da ist und nicht umgekehrt, als Grundlage zu dienen. Es handelt sich um Herstellung der Interessenharmonie der folgenden Generationen mit den lebenden, um Festigung des Familienbandes, auf dem alle Tradition beruht, ohne doch übermenschliche Selbstverleugnung zu fordern. Denn die Ehe soll ein Quell des Glücks sein, während sie im christlichen Abendlande in der Regel ein solcher von Leiden wurde.

Fünfter Teil

Religion

Was mich euch zum Christen macht,
das macht euch mir zum Juden!

Lessing, Nathan der Weise.



Fröhlichkeit ist Frömmigkeit.
Filippo Neri

Dreizehntes Kapitel

Religion

Indem ich mich ausdrücklich nur an jene wende, die die Wahrheit hören wollen und sie auch vertragen können, und mich dagegen verwahre, irgend jemand seinem Glauben oder Unglauben abspenstig machen zu wollen, vielmehr jeden beglückwünsche, der sich in seiner Religionsgemeinschaft, seinem Monismus, Spiritismus oder Atheismus, Fetischismus oder Animismus wohlfühlt, lehre ich nachstehend die letzten Dinge.

Ich fordere nicht Glauben, sondern Zweifel, da ich diesem die Erkenntnis verdanke. Ich stelle es aber auch jedermann anheim ob er zweifeln will, denn da jeder selbst verantwortlich ist für sein Tun und Lassen, kann jeder frei wählen, ob er sich meiner Führung anvertrauen will oder nicht.

Die beste und schwerste Religion ist der Atheismus, der Glaube an absolute Willensfreiheit und an die Vernichtung der Seele zugleich mit dem Körper *unter der Voraussetzung, daß man sich bestrebt ein guter Mensch zu sein.*

Ein guter Mensch ist jeder, der an seine Handlungen den *gleichen* Maßstab anlegt, wie an die anderer, auch seiner Gegner und Feinde. Anders ausgedrückt: wer immer bestrebt ist, so zu handeln, daß er es billigen würde, wenn ein anderer in genau gleicher Lage ebenso handeln würde und *hierbei nach dem Prinzip des mildesten wirksamen Mittels ver-*

f ä h r t. Denn die Kantsche Moralforderung ohne unsere Ergänzung genügt n i c h t.

Der Indianer, der seinen Gegner skalpiert, handelt nach Kants kategorischem Imperativ, weil er es ganz in der Ordnung findet, wenn jeder Sieger, auch ihm selbst gegenüber, ebenso verfährt. Nach meiner Moral handelt er trotzdem unsittlich, weil er gegen das Prinzip des kleinsten Mittels verstieß und damit mehr Leid in die Welt trug, als die Sachlage erforderte.

Verstößt jemand gegen dieses Ideal, dann schadet es nichts, wofern er sich e r n s t l i c h b e m ü h t in Zukunft diesen Fehler zu vermeiden.

Also: Auge um Auge; do ut des; ich behandle die Leute so, wie ich von ihnen behandelt sein will. Wer da und dort gegen dieses sein Ideal im Affekt oder in der Defensive verstieß, wer ein stärkeres Mittel brauchte, als erforderlich war, wer deshalb Gewissensbisse haben sollte, der gräme sich n i c h t; er bringe sein Gewissen zum Schweigen und begnüge sich mit dem Vorsatz hinfort seinem Ideal treu zu bleiben. Subjektiv ist also das Prinzip der Moral die Gerechtigkeit, objektiv aber das Überleben des Tüchtigsten im Kampfe ums Dasein.

Wer so handelt, der tut das Gute um des Guten willen.

Wer außerdem sich noch bemüht den Platz, auf den das Schicksal ihn berief, nicht nur auszufüllen, sondern auch hilfreich, barmherzig zu sein, seinen Mitmenschen mehr zu hinterlassen, als er von den Vorfahren erhielt, der braucht um seine Seele nicht zu bangen, er braucht den Tod nicht zu fürchten.

Unser Gewissen hat im Laufe der Zeit einen g a n z f a l s c h e n I n h a l t bekommen. Ein schlechtes Gewissen müssen wir nur dann haben, wenn wir antisozial handelten, d. h. subjektiv anders, als wenn wir es gebilligt hätten, daß ein anderer in gleicher Lage ebenso gegen uns gehandelt hätte. Es gibt erstaunlich w e n ig Menschen, die sich diese Frage vorlegen. Die erdrückende

Mehrheit findet es unerhört, wenn ein anderer ihnen gegenüber nicht dankbar ist, während sie selbst eine Dankespflicht — die notwendige Ergänzung der Äquivalenz, des do ut des — nicht anerkennen. Sie erblicken überall einen Eingriff in ihre Rechte, während sie noch stolz darauf sind, wenn sie die andrer mit Füßen treten.

Sie huldigen der stillschweigenden Ansicht, daß ihnen eigentlich von Rechts wegen alles erlaubt ist, daß ihnen alles gehört, was sie beanspruchen, wie die kleinsten Kinder. Sie betrachten es als einen unerhörten Eingriff in ihre Rechtssphäre, wenn ein anderer sich ihre Übergriffe nicht gefallen läßt. Und da das doch dann und wann vorkommt, so fühlen sie sich immer verkannt und ungerecht verfolgt.

Sie sind eitel und empfindlich, finden es aber ganz in der Ordnung, wenn sie andere beleidigen, ja verleumden. Man erkennt diese Sorte Menschen mit unfehlbarer Sicherheit daran, daß sie Moral predigen, sich ohne Prüfung der Begleitumstände — auf die es doch ganz allein ankommt — über die Taten anderer entrüsten, die gerechte, d. h. äquivalente Wiedervergeltung als „gemeine" Racheakte denunzieren und von sich sagen: wenn mir einer etwas Gutes tut, dann bin ich dankbar; tut er etwas Böses, dann verzeihe ich ihm. Das „Liebet eure Feinde" ist ihr tägliches Schlagwort, ohne daß sie wüßten, was es bedeutet, und ohne daß sie imstande wären auch nur halbwegs anständige Menschen zu sein: ihr Wort zu halten, niemand zu verleumden, hilfsbereit und gütig zu sein.

Die große Mehrzahl der Menschen hat ein schlechtes Gewissen für Handlungen, die gut waren, aber der veralteten Gesetzesmoral oder den christlichen Idealen zuwider liefen, wo also jeder Grund dafür fehlt. Wenn ich aus Gründen der Diskretion einen Meineid leiste, dann habe ich ein gutes Gewissen, und wenn ich in der Lage des unglücklichen Opfers von Allenstein das Scheusal ermordet hätte, dann hätte ich es auch, und wenn ich

in der Not stehle, dann habe ich es auch. Nur Furcht vor Strafe hätte ich in diesem oder jenem Falle, aber da ich stets sittlich gehandelt hätte, durchaus kein schlechtes Gewissen und hätte in allen diesen Fällen auch nicht die geringste Ursache mich vor dem Jenseits zu fürchten. Und wenn ich meine Feinde nicht liebe, sondern hasse, wenn ich mich ihnen gegenüber behaupte, was die Pflicht jedes Menschen ist im Gegensatz zur christlichen Lehre, ja wenn ich stärker wie sie bin und über sie triumphiere, sie unter Umständen vernichte, dann habe ich auch ein gutes Gewissen und brauche mich gleichfalls nicht vor dem Jenseits zu fürchten.

Denn wenn es sich um Gewalt gegen Gewalt, Macht gegen Macht handelt, dann ist die stärkere Person oder Sache auch die bessere, wie im Kriege das stärkere Volk das schwächere schlägt. Aber so wenig es im erbittertsten Kriege erlaubt ist Brunnen zu vergiften und Treubruch und Verrat zu üben, so gehört das auch im bürgerlichen Leben zu den größten Gemeinheiten.

Noch mehr Menschen aber haben ein gutes Gewissen trotz antisozialer Handlungen, weil sie sich nicht die Frage vorlegten, ob sie einem andern, auch dem Gegner, in gleicher Lage dieselben Handlungen eingeräumt hätten, die sie selbst begingen.

Wenn ich dem Feinde eine Zusage gäbe und nicht hielte, dann hätte ich ein schlechtes Gewissen, wiewohl die Mehrzahl der Menschen über das Unmoralische dieser Handlungsweise gar nicht nachdenken wird. Und wenn mir jemand als Freund Dinge anvertraute, deren Geheimhaltung für ihn wertvoll ist, und ich mich später mit ihm überwerfe und deshalb davon Gebrauch machen würde, dann hätte ich auch ein schlechtes Gewissen. Und wenn ich mich in maßloser Weise für eine mir zugefügte Beleidigung, Kränkung oder ein widerfahrenes Unrecht rächen würde, oder wenn ich unversöhnlich wäre, dann hätte ich auch ein schlechtes Gewissen, weil ich das den andern nicht zubilligen würde. Und wenn ich

jemand in unverschuldeter Not sehe und ich könnte ihm ohne viel Mühe helfen und täte es nicht, dann hätte ich auch ein schlechtes Gewissen.

Es kann nicht oft genug betont werden, daß der Egoismus die Wurzel der Moral und der Religion ist, daß er genau so berechtigt ist, wie der Altruismus, seine Folgeerscheinung, und daß der kluge und konsequente Egoismus in den Altruismus mündet. Egoismus und Altruismus sollen keine Gegensätze sein, sondern ineinander übergehen. Unser Vorbild sei der Eichbaum, der auf Kosten des Krüppelholzes erstarkt, aber einen Teil des mächtigen Waldes bildet. Das sozialistische Ideal alles um der andern willen, für die Gemeinschaft zu tun, ist ein Unsinn. Ich tue alles nur für die andern, damit diese alles für mich tun, ist ein Umweg: warum lasse ich mir denn das Gute nicht direkt, sondern auf dem Umweg über andere zuteil werden? Andrerseits muß die Gesellschaft und jeder Einzelne viel mehr zum menschlichen Solidaritätsgefühl erzogen werden.

Wir sind nur allzusehr geneigt ein Unrecht, das uns zugefügt wird, zu verzeihen, weil wir Rache, eine äquivalente Strafe, für unmoralisch halten, während wir etwas nicht verzeihen, was unsern Lieben angetan wird. Wir beweinen viel leichter fremdes Leid, als eigenes, schämen uns egoistischer Handlungen, als ob der Altruismus allein moralisch wäre. Das ist nicht wahr! Diese Ideale sind falsch. Es gilt lediglich die Harmonie zu finden zwischen unseren Interessen und denen anderer, daran festzuhalten, daß der höhere sittliche Wert über den niederen geht, der höchste aber die Wohlfahrt der menschlichen Gesellschaft und in ihr die der genialen und sittlichen Persönlichkeiten ist.

Jeder ist nur für sich und das Heil seiner eigenen Seele auf die Welt gekommen. Staat und Gesellschaft sind um jedes Einzelnen willen von uns da. Weil aber ein jeder ein Recht hat so zu denken und trachten wird sich zu behaupten oder gegen andere durchzusetzen,

weil auch jeder auf den andern, auf Institutionen und Gesetze angewiesen ist, darum mündet der konsequente Egoismus mit Notwendigkeit in den Altruismus. Denn nur wenn die Gesellschaft gedeiht, können auch wir gedeihen.

Das christliche Ideal, alles zu verzeihen, ist ganz falsch. Was mich betrifft, so könnte ich es wohl bei allem Bösen, was mir in noch so gemeiner Absicht zugefügt würde, tun, aber ich würde durchaus nicht immer verzeihen wollen. Denn andern verzeihen, wenn man nicht die Gewähr für eine Besserung haben darf, ist gerade so unmoralisch, als wollte ich einen Dorn, den ich mir in den Fuß trat, wieder an dieselbe Stelle legen, ohne zu berücksichtigen, daß er nunmehr andere verletzen wird. Man muß eben klug genug sein, um zu wissen, wo man verzeihen darf, und wo nicht.

Wer die gemeine Gesinnung verzeiht, macht sich ja zum Mitschuldigen! Ich kann einer Person verzeihen, die sich mir gegenüber gemein benommen hat, denn das ist mein Recht, so gut ich das Recht habe sie zu strafen und mich zu rächen, aber ich darf ihr nicht verzeihen, wenn die Wahrscheinlichkeit besteht, daß sie es andern gerade so machen wird, wie mir.

Das allereinfachste Mittel, gut und wahrhaft glücklich zu werden, ist sich zu bemühen so zu sein, wie man scheinen möchte.

Wenn ich schrieb, daß jedermann trachten solle sich das Daimonion zu erwerben, dieses Splitterchen des Weltgeistes oder diesen „Heiligen Geist“, so meinte ich damit keineswegs, daß er es etwa tun soll, indem er boshaften und gemeingefährlichen Menschen verzeiht. Das ist, wie gesagt, oft geradezu unsittlich. Wohl aber durch große Akte der Selbstüberwindung, im Bestreben an die Handlungen anderer den gleichen Maßstab anzulegen, wie an die eigenen. Bietet sich dazu im Leben nie Gelegenheit, dann sei jedermann froh darüber, bietet sie sich aber, dann ergreife er sie. Und sie bietet sich viel-

leicht öfter, als man glaubt. Denn oft tun uns Menschen in guter Absicht, aus Fahrlässigkeit oder aus berechtigtem Egoismus sehr weh. In allen diesen Fällen haben wir Gelegenheit das Daimonion zu erwerben. Falsch aber, ganz falsch ist es, wenn wir Handlungen, die einer gemeinen Gesinnung, sei sie nun strafbare Schwäche oder strafbarer Dummheit entsprungen, prinzipiell verzeihen. Das mag man in einem Einzelfalle tun, grundsätzlich aber nicht. Überdies kann man ja Akte größter Selbstüberwindung verrichten auch ohne deshalb verzeihen zu müssen: wenn man sich aufopfern will für Personen oder Ideale. Ein solcher Akt könnte es etwa bei mir sein, wenn ich in die Öffentlichkeit trete, um dem Vaterland und der Menschheit zu dienen, wiewohl die Rolle des Weltreformators meinen Neigungen zuwider ist. Denn ich verabscheue den Lärm der Gasse, die Zudringlichkeit des Pöbels, und liebe es nicht im Privatleben aufzufallen. Ich wollte immer ein guter Mensch sein, aber nicht so scheinen, und nun besteht die Gefahr der Umkehrung.

Andrerseits ist unser Gewissen in manchen Dingen irregeleitet und viel zu zimperlich. Zunächst forscht es — besonders beliebt in der Beichte — nach „unkeuschen Gedanken“. Es flunkert sich und andern vor, daß es eine sexuelle Moral gäbe und faselt mit verlogenem Augenniederschlagen von „sündiger“ Liebe.

Dann vergißt es, daß der höchste sittliche Wert die Kraft ist, die Macht. Der im Körper, im Geist, im Willen Starke hat größere Rechte, als der Schwächling. Auf ihm allein beruht der Fortschritt. Aber er muß mit anständigen, ritterlichen Waffen kämpfen, mit gleicher Sonne und gleichem Staub, darf seine Überlegenheit nicht brutal ausnutzen, sondern muß mit einem Mindestmaß an Mitteln wirken, d. h. großmütig sein, Äquivalente bieten, was nur sehr selten geschieht.

Der objektive Maßstab für alle Handlungen ist, ob sie auch tatsächlich dem Guten dienen, d. h. sich und andern nützen, uns und andere fördern.

Sprachen wir ungezählte Male von einem Mindestmaß an Mitteln, mit denen wir unsere Ziele erreichen, den Gegner bekämpfen sollen, daß wir Brücken bauen müssen, so ist zur Vermeidung von Mißverständnissen hervorzuheben, daß es sich nur um eine tunlichst geringe und durch den Zweck geforderte Schädigung handeln kann. Um dieses geringste Mittel, d. h. die tunlichst minimale Wertvernichtung erreichen zu können, ist es oft erforderlich bereits in den ersten Angriff oder in den ersten Defensivstoß große Energie zu legen. Denn sonst glichen wir dem Manne, der seinem Hund, um ihm Schmerzen zu ersparen, gliedweise den Schwanz abschnitt.

So kommt es, daß die Milde des Augenblicks sich oft als Härte im weiteren Verlaufe herausstellt. Klugheit und Willenskraft werden wir deshalb stets benötigen, um zu erkennen, welches Mittel sich mit Rücksicht auf die späteren Folgen als das mildeste empfiehlt und um daran festhalten zu können.

An seine Handlungen den gleichen Maßstab anzulegen, wie an die seiner Feinde erfordert oft große Selbstüberwindung! Es ist ganz überflüssig sich selbst strenger zu beurteilen, als die andern. Und wenn man hier und da gegen dieses Ideal der Gerechtigkeit, des Auge um Auge, des do ut des verstieß, dann soll man sich bemühen in Zukunft ihm treuer zu bleiben.

Wer so handelt, wird sittlich geläutert.

Je weniger sich einer um sein Seelenheil kümmert, desto besser für ihn! Statt Scholastik und Rabulistik zu betreiben, soll man ein anständiger Mensch werden und seiner Familie, seinen Freunden, seiner Gemeinde, seinem Vaterlande dienen. Das ist der wahre Gottesdienst.

Die kraftvolle Persönlichkeit haftet an nichts, auch nicht an ihrer Seele! Sie denkt sich nicht bei jeder Handlung oder Unterlassung: wird das meiner Seele im Jenseits förderlich oder abträglich sein? Sonst wird sie zur bigotten, engherzigen, alten Betschwester, die immer an Geschäftemachen denkt. Dieses Feilschen wird schlimmer verurteilt werden, als der ärgste gelegentliche Mißgriff.

Solange wir an etwas haften, solange sind wir dafür noch nicht reif. Nur das fällt uns ganz von selbst zu, woran wir nicht mehr haften: Reichtum dem Freigebigen, Macht dem Demütigen. Geliebt werden wir dann am meisten, wenn in uns die Leidenschaft erloschen ist. Man könnte von einer Grausamkeit des Schicksals sprechen, das uns erst dann die Güter schenkt — und zwar zu dauerndem Besitz — wenn uns nichts mehr an ihnen liegt. Aber das wäre falsch: erst dann bekommen wir sie, wenn wir ihr Herr sind. Hätten mich Ehrgeiz und Eitelkeit getrieben, dann würde ich gewiß nicht ein Werk veröffentlicht haben, von dem ich wußte, daß es mir für lange Jahre nur Spott und Verfolgung eintragen würde. Da ich es aus uneigennützigen Motiven tat, brachte es mir Ruhm. Wer die höchste Macht ausübt — das sei dem kommenden Cromwell besonders gesagt! — wird sie nur behalten, wenn und solange er sich als gebrechliches Werkzeug in der Hand eines Höheren fühlt, dem er verantwortlich ist für alles, was er tut und läßt.

Die Religionslehrer und Propheten vor mir lehrten man müsse glauben. Sie taten recht daran. Ich aber lehre man soll zweifeln. Und ich handle auch recht. Zweifel an allem ist besser als Glaube.

Wenn die Großen vor mir den Glauben forderten, so war das notwendig, weil keine Möglichkeit bestand ihre Lehren zu kontrollieren. Die ungeheuren Fortschritte der Technik und der okkulten Forschung werden aber der Zukunft diese Möglichkeit bieten. Man wird finden, daß alles das, was ich sage, auf Wahrheit beruht

und jedes Jahrzehnt wird es mehr erhärten. Man wird mir dereinst recht geben und mir danken, daß ich den Weg wies, der in die Ewigkeit führt.

Alles wird aber wohl niemals dem objektiven Beweise zugänglich gemacht werden können. Wir Menschen, wenigstens einige wenige Berufene von uns, sind eben feiner konstruiert, als die Apparate, die Produkte unseres Geistes. Und sicherlich wird nie eine Zeit kommen, in der man den objektiven Beweis für den rechten Weg ins Jenseits führen kann. Diesen aber lehre ich.

So lange es irgend geht, möge sich also niemand um Gott und Unsterblichkeit kümmern, d. h. das Gute um des Guten willen tun, sich und der Menschheit dienen, ohne auf jenseitige Vergeltung zu rechnen. Erst wenn die Kraft ihn verläßt, dann mag er an seine Seele denken. Denn mit dem Augenblick hören wir auf das Gute um des Guten willen zu tun, wir machen mit unserer Seele, dem Kostbarsten, was wir besitzen, Geschäfte, und das sollten wir besser nicht tun.

Doch hüte sich jeder, mich falsch zu verstehen! Der gläubige Priester ist darum, weil er gläubig ist, natürlich nicht weniger wert, als der Ungläubige, sofern ihm der Glaube Herzenssache ist, er ihn nicht als Spekulationsobjekt betrachtet, er der Wahrheit zu dienen glaubt, indem er seinen Glauben verkündet. Aber er verliert, wenn er andere zwingt zu heucheln, wenn er Gewaltmittel irgendwelcher Art zur Bekehrung anwendet.

Der Weltgeist verlieh uns die Illusion der absoluten Willensfreiheit, während es sich in Wahrheit nur um eine ganz beschränkte Wahlfreiheit handelt. Wir werden daher, wenn uns zustoßendes Mißgeschick nicht die naturnotwendige Folge unsrer eigenen Fehler ist, gut tun, sie als Prüfungen des Schicksals aufzufassen. Ja, wir werden Schicksalsschläge dankbaren Herzens hinnehmen, weil sie uns eine, vielleicht die letzte, Möglichkeit gewähren unsern Charakter zu läutern und den Radius unserer Seele zu erweitern.

Denn das ist ja der ganze Zweck unseres Lebens. Böses, das uns zustößt ist teils die Strafe für Böses, das wir in diesem oder im vorigen Leben taten und hat auch dann erzieherischen Wert, teils ist es eine Prüfung, wie nur in der Gefahr Mut sich beweisen kann.

Nur wer in Not war und stehlen konnte ohne die Gefahr ertappt zu werden ist ehrlich. Nur wer unbemerkt hätte fliehen können ohne es zu tun hat Mut. So stellt uns das Schicksal auf die Probe.

Glücklich, wem das Schicksal wenig Prüfungen auferlegt, wer sich harmlos seines Lebens freuen kann! Jedermann suche sich soviel und möglichst dauernde Freuden zu verschaffen, wie er nur kann und dabei andere so wenig zu schädigen, wie möglich. Und wenn er andern auch Freude bereiten, ihnen Gutes erweisen kann, dann ist er doppelt zu beglückwünschen.

Was einer glaubt ist g a n z g l e i c h g ü l t i g, ebenso ob einer überhaupt etwas glaubt. Als ich dies aus tiefster Intuition im Kontakt mit einer höheren Welt, nicht auf Grund des kümmerlichen Intellektes, schrieb, kannte ich noch nicht die okkulte Literatur. Alle medialen Aussagen bestätigen und erhärten aber meine Worte!

Es gehörte zu den verhängnisvollsten Irrtümern des Menschengeschlechtes jemand zum Glauben zwingen zu wollen. Es ist besonders ein furchtbarer Irrtum der katholischen Kirche sich hierzu für verpflichtet zu halten. Christus hat von seinen Jüngern nur gefordert, daß sie die Völker belehren!

Der Glaube ist eine G n a d e. Wer ohne irgendetwas hinsichtlich seiner Seele zu glauben ein anständiger Mensch ist, wird viel mehr geläutert, gewinnt dadurch viel mehr im Diesseits, wie im Jenseits, als der Gläubige. Alle: Moses, Buddha, Christus, Mohammed, a l l e Religionsstifter waren ungläubig und Zweifler, sie zertrümmerten die alten Religionen. Nur w e i l sie ungläubig im Sinne ihrer ererbten Religion waren, d a r u m erreichten sie das Höchste. Denn sie mußten am meisten

leiden und wurden durch diese Leiden am meisten geläutert, während andere durch Leiden gebrochen oder schlechter werden.

Der Gläubige k a n n niemals so furchtbare Erschütterungen durchzumachen haben, wie wir. Denn er hat ja sein Ventil in der jenseitigen Hoffnung, in den Lehren seiner Religion, während uns dieses Ventil fehlte. Wir mußten uns alle erst mühsam die Todesfurcht abgewöhnen — diese so unendlich weise Schutzmaßnahme der Natur zur Erhaltung des organischen Lebens! —, während der Gläubige im Vertrauen auf ein Fortleben nach dem Tode höchstens besorgt ist über dessen Beschaffenheit, etwa wie man sich fragen kann, ob man für seine Arbeit auch genügend verdient.

Man hat eben die Wahl: zu glauben und dadurch viel weniger zu leiden; oder ungläubig zu sein und dadurch zwar v i e l m e h r zu leiden, als andere, aber auch Aussichten zu haben· sich der absoluten Wahrheit zu nähern. Da diese letztere Wahrscheinlichkeit sehr minimal ist, die meisten sich vorher entleiben, dem Wahnsinn verfallen, verbitterte oder gar boshafte Menschen werden, ist es wesentlich praktischer zu glauben.

Christus lehrt „glaubet, dann werdet ihr selig", ich aber lehre: z w e i f e l t , d a n n w e r d e t i h r , w o f e r n i h r a n s t ä n d i g e M e n s c h e n s e i d , n o c h s e l i g e r.

Trotzdem diese Religion weitaus die beste ist, allerdings auch bei weitem die schwerste, ist sie f a l s c h. Nur für jene, die sich vor dem Tode fürchten, die nicht die Kraft haben das Gute um des Guten willen zu tun, und die in Gefahr geraten durch Leiden und Ungerechtigkeit gebrochen oder verbittert zu werden, will ich hier die Wahrheit schreiben. Ich sage nicht alles was ich weiß, aber alles was ich sage, ist buchstäblich wahr. Das Allerletzte weiß und wußte kein Mensch, weder Moses, noch Christus, noch Buddha, noch Pythagoras oder Mohammed, aber wir wußten alle mehr als wir sagten.

Es gibt Gott, d. h. ein das All regierendes unpersönliches Wesen von höchster Weisheit und Kraft. Aber Gott ist Geist und unerforschlich. Niemand kann seine unermeßlichen Tiefen auch nur ahnen. Allein wir nähern uns ihm, indem wir die Natur und den in ihr waltenden Geist erforschen, zugleich mit der Menschenseele. Das ist ein weit besserer Gottesdienst, als auf den Knien herumzurutschen und Gebete zu leiern.

Ich habe Gott, d. h. diesen die Natur beseelenden Geist gesehen, wäre fast an ihm gestorben, aber ich bin nicht so vermessen ein Urteil über ihn abzugeben. Wer wagte es ein Urteil auch nur über irgendeinen großen Mann zu fällen, wenn er ihn nur kurze Zeit sah? Unsere Pfaffen aber erdreisten sich den Weltgeist zu lehren, den sie niemals sahen! Wenn die Juden es verboten sogar den Namen Gottes zu nennen, so war das tiefste Weisheit. Sie wollten damit vermeiden, daß sich anmaßende Epigonen herausnehmen ein Urteil zu fällen über das Höchste.

Wer die Gesetze der Natur erforscht, kommt ihm näher, wer ihn aus Büchern studiert, aus trockenen Aussprüchen und Buchstabenwerk, der entfernt sich von ihm. Das gilt auch für mich und mein Werk.

Gehe Menschen aus dem Wege, die sich oft auf Gott berufen! Sie haben nicht den wahren, glauben vielleicht noch nicht einmal an seine Existenz, sondern haben nur die Frechheit ihre beschränkte und ganz falsche Auffassung von Gott „Dem Guten“ mit diesem selbst zu identifizieren. Der Gottesbegriff eines jeden ist ein untrüglicher Maßstab seiner intellektuellen und sittlichen Reife. Darum überwiegen die Fetischanbeter bei weitem, mögen sie auch noch so sehr auf ihr Christentum pochen. Darum hat auch niemand, der Gott nicht schaute, die richtige Vorstellung von ihm, weil jeder menschliches irrig hineinträgt.

Gott kann jeder lästern soviel er nur will. Ich kann jedermann versichern, daß das dem Weltgeist viel gleich-

gültiger ist, als wenn ein Sandkorn den Himalaya lästert. Wenn der Erdenpilger reifer wird, dann wird er solche Dummheiten schon ganz von selbst lassen. Sein Seelenheil ist ganz unabhängig davon, ob er an Gott glaubt, oder ihn leugnet, ihn lobt oder lästert.

Die Bibel lehrt „selig sind die Frommen, denn ihnen wird alles zum besten dienen". Auch das entspricht der Wahrheit. Fromm aber ist nicht der Gläubige, denn ob jemand an Gott glaubt oder nicht, ob er einer Religionsgemeinschaft angehört und welcher, ist für die sittliche Läuterung ganz belanglos. Fromm ist, wer sich bemüht, ein anständiger Mensch zu sein, ein guter Mensch zu werden.

Viele werden sich über das, was ich in diesem Buche schreibe, lustig machen, sich ärgern oder entrüsten. Sie werden, weil sie meine Worte und deren Sinn nicht begreifen können, mir nicht glauben. Dazu ist jedermann berechtigt. Nur der konsequente Zweifel an allem führt zur Erkenntnis. Nicht berechtigt aber ist irgend jemand, was ich sage für unmöglich zu halten. Auch ich habe weder an Gott noch an ein Fortleben der Seele geglaubt. Ich habe überhaupt gar nichts geglaubt und tue es auch heute noch nicht. Aber ich war nie so töricht das Dasein Gottes zu bestreiten. Denn wenn ich auch die Beweise für seine Existenz nicht gelten lasse, so doch ebensowenig die für das Gegenteil. Jedermann hat ein Recht Atheist zu sein, so gut wie jedermann an Gott glauben kann. Der erstere irrt nur. Wenn er aber als anständiger Mensch handelt, dann wird das seiner Seele viel förderlicher sein, als einem Gottesgläubigen, der das nicht tut, als Wucherern, die pünktlich den Armen geben, als Betschwestern, die ihre Mitmenschen verlästern, als Priestern, die ihre Kirchengebote gewissenhaft erfüllen, aber die Menschenpflichten vernachlässigen. Je mehr jedermann an meinen Worten zweifelt, desto sicherer wird er, wofern das Schicksal ihm viel Böses tat, — gleichgültig ob durch fremde oder eigene Schuld —, und

er sich immer bemühte ein guter Mensch zu bleiben, im Laufe seines Lebens meine Worte bestätigen müssen.

Wer aber eine schwere Schuld begangen hat, der bemühe sich sie wieder gut zu machen, am Geschädigten oder an seinen Kindern, er suche seine Verzeihung zu erlangen. Das ist besser, als wenn er sein ganzes Geld den Armen oder den Religionsgemeinschaften geben würde. Im Gegenteil: damit lüde er noch die schwere Schuld auf sich seine Kinder zu schädigen.

Wie unser Körper regiert wird von der Seele, erfüllt ist mit Geist und Gefühl, so das Weltall von der Weltseele, dem Nus des Anaxagoras, der ordnenden, nach Zwecken handelnden höchsten Intelligenz, dem Logos. Aber nicht nur dort äußert er sich, wie Anaxagoras meint, wo die Erklärung einer Erscheinung durch natürliche Ursachen nicht möglich scheint, sondern überall, besonders in den ehernen Naturgesetzen. Hier müssen wir uns jedoch klar darüber sein, daß ein Unterschied besteht zwischen den ewigen Gesetzen der Natur und ihrer wandelbaren Erkenntnis und Formulierung durch die Physiker.

Gesetze wirken nicht nur in der unsern Sinnen zugänglichen Welt der Erscheinungen, sondern auch in der hinter dieser liegenden gleichfalls realen, höheren Welt. Auch hier verläuft alles nach Ursache und Wirkung. Nur daß beide nicht im Reagenzglase zu bestimmen, nicht wieg- und meßbar sind.

So wenig ich meine Seele dadurch beschädigen kann, daß ich den Leib verstümmele, so wenig ich sie sehen kann, wiewohl sie als Astralleib den materiellen durchdringt, wenn sie auch ganz und gar nicht mit diesem identisch ist, so wenig ist der Weltgeist an die Materie gebunden. Er ist von anderer Qualität.

Der Begriff des Wunders ist eine Gotteslästerung. Denn wenn eine Durchbrechung der Naturgesetze jemals nötig wäre, dann wären sie nicht vollkommen. Das sind sie aber. Es kann also nur Wunder geben in

dem Sinne, daß wir die Naturgesetze erst unvollkommen kennen und darüber naiverweise staunen. Oder in dem, daß wir uns nur an die Dutzendmenschen halten und deshalb nicht begreifen können, daß es auch solche mit anormalen Fähigkeiten gibt.

Man hört so oft die Frage, wie Gott, das Gute, das Böse zulassen könne. Diese Fragestellung zeugt von gröblicher Verkennung dessen, was wirklich gut ist, der höchsten Werte. Was ist denn böse? Etwa wenn ein kranker Leib stirbt? Das ist ja gut! Wenn die Dummheit der Klugheit erliegt? Das ist ja auch gut! Wenn die Stärke über die Schwäche triumphiert! Das ist ja das Beste! Die Erde würde ja ein Krüppelheim werden, wenn nicht der Kampf ums Dasein in unergründlicher Weisheit das Schwache vernichten würde. Gott, „Das Gute" ist aus der beschränkten Menschenperspektive gesehen mathematisch genau so böse wie gut, soviel Lust wie Leid, soviel Tod wie Geburt.

Haß soll schlecht sein? Im Gegenteil! Er vertilgt die Ungerechtigkeit, ist eine weise Einrichtung zur Vernichtung des Bösen. Rache ist der Wunsch nach äquivalenter Strafe für widerfahrene Schädigungen, wie Dank der äquivalente Lohn für Guttaten ist.

A l l e Gefühle sind gut. Es handelt sich nur um die A n w e n d u n g, die wir von ihnen machen. So verächtlich kleinliche Rachsucht, gehässige Bosheit ist, so groß ist der darin liegende Gedanke der gerechten Vergeltung eines uns oder andern widerfahrenen schweren Unrechts.

Das heftige Unlustgefühl, das wir haben, wenn der Übeltäter auf der Bühne oder im Leben triumphiert, die Unschuld leidet, beweist zwingend, daß das Gerechtigkeitsgefühl mit Rache und Dankbarkeit uns unausrottbar ins Herz gepflanzt ist, mag sein Inhalt, wie der von Gewissen und Furcht, auch noch so oft falsch sein.

Die Weltordnung, der Weltgeist sind gerecht, wunderbar gerecht und weise, aber nichts weniger als klein-

lich! Einen Gott, der sich um Fastenverbote kümmerte, den gibt es nicht. Und einen Gott, der Rache, Haß, Zorn bestrafen würde — also sein eigenes Werk! — den gibt es auch nicht. Wohl aber einen, der die falsche Anwendung dieser Affekte straft.

Welche Weisheit liegt darin, daß wir die Todesfurcht nahezu unausrottbar im Herzen tragen! Wie viele Menschen würde es denn überhaupt noch geben, wenn das nicht so wäre? Und wenn das Diesseits auch gewiß nicht wichtiger ist, als das Jenseits, so ist es doch sehr wertvoll, dessen notwendige Vorstufe.

Wie falsch ist die christliche Verurteilung des Neides, des Zornes! Der Neid ist ja der größte Ansporn, gleich Ehrgeiz und Ruhmsucht, zu außerordentlichen Taten. Er zwingt uns zu größeren Anstrengungen, als wir sie sonst auf uns nehmen würden und führt dadurch zu einer Aufwärtsentwicklung der Menschheit. Ich würde mich schämen, wenn ich nicht zornig werden könnte über eine mir zugefügte schwere Beleidigung, ein Unrecht, das ich mit ansehen muß. Denn Zorn und Rache sind ja die Hüter der Gerechtigkeit, der äquivalenten Strafe. Und auf der Herrschsucht, dem Willen zur Macht, beruht die Möglichkeit der gesellschaftlichen Ordnung, sie vermehren und regulieren zugleich den Kampf ums Dasein, dienen der Stärkung der Anlagen und verbürgen das Überleben des Geeigneten.

So halte ich den großen Napoleon für einen guten Menschen. Daß er sich soviel an Macht nahm, wie er bekommen konnte, war sein gutes Recht; denn das müßte kein Mann sein, der nicht ebenso handelte. Er war moralisch dadurch legitimiert, daß er Ordnung schaffte und damit dem Volke ein Äquivalent bot für das, was es ihm an Macht einräumte. Denn in kritischen Zeiten ist der starke Mann der einzig mögliche Retter.

Furchtbar ist eine Naturkatastrophe, wie etwa die Messina mit hunderttausend blühenden Leben vernichtende. Was aber würde geschehen, wenn die Vulkane,

diese Ventile der Erde, nicht das Gleichgewicht der inneren Spannung durch gelegentliche Entladungen wieder herstellen würden?

Der höhere sittliche Wert geht vor dem niederen. Mögen an einer Stelle der Erde Hunderttausende vernichtet werden: wenn dadurch nur ungezählte Millionen am Leben erhalten bleiben. Überdies war es jedem, der dort ums Leben kam, bestimmt. Im Horoskop eines jeden Einwohners von Messina hätte man den Tod lesen können. Aber auch das war kein Zufall, sondern nur eine karmische Auswirkung von früheren Leben her.

Die Welt, die uns umgibt, von unsern Augen und Ohren wahrgenommen wird, ist nur ein T e i l der wahren. Wie durch ein Prisma das weiße Licht der Sonne in seine Spektralfarben aufgelöst wird, so sind auch unsere Sinne ein Prisma, das die äußeren Reize spaltet in solche des Lichts, des Schalls, der Wärme usw. Doch besitzen wir nur für einen winzigen Bruchteil dieser Reize auch Organe oder, besser gesagt, die überwältigende Fülle der uns umgebenden Schwingungen übt gar keine Reize aus, weil uns für sie die Aufnahmestationen fehlen.

So wenig die Wirkung, welche Musik auf uns ausübt, identisch ist mit den Schallempfindungen des Ohres, so wenig das Herz als elektromagnetisches Organ in der Erzeugung von Elektrizität seine Aufgaben beschränkt, so wenig die Liebesstrahlen, von denen wir sprachen, mit dem Gefühl der Liebe identisch sind, so wenig ist die ganze Welt der Erscheinungen mit ihren räumlich-zeitlich in Zahlen ausdrückbaren Relationen, mit ihren Strahlen und Schwingungen, ihrer Elektrizität und Gravitation usw. identisch mit den Gefühlen und Ideen.

Es handelt sich hier um ganz und gar disparate Dinge, die nur in meinem Ich und durch mein Ich in Relation treten.

Wie der Geist während das „Es denkt", mehr noch in den Genialitätswogen, ein qualitativ höherer ist, als der im normalen Leben, man spielend Probleme löst,

die überhaupt noch nie gelöst wurden, ja wie man geradezu gegen seinen Willen in dieser Zeit die größten Entdeckungen macht, so ist der Weltgeist ein qualitativ ungeheuer viel höherer. Es gibt eben auch in der Beschaffenheit des Geistes Unterschiede. Aber das kann man nur erleben.

So ist auch das Gefühl des „Tat twam asi", dieses Verschwimmens im Weltganzen, qualitativ durchaus verschieden von allen anderen Gefühlen, und man kann es nicht willkürlich in sich wachrufen; es ist nur den allerwenigsten Menschen bekannt.

Wie mein Wille, etwas Immaterielles, Geistiges, den Arm hebt, indem er auf dessen Muskeln vermittels der Nerven einen Zwang ausübt, so ist auch etwas Immaterielles, nicht Wäg-, noch Meßbares die Ursache, und zwar die tiefste Ursache, allen Naturgeschehens.

So wenig meine Seele identisch ist mit meinem Leib, ebensowenig ist Gott identisch mit der sichtbaren Natur.

Ob wir mit der Weltordnung einverstanden sind oder nicht ist von keinerlei Einfluß auf unser Seelenheil, wohl aber ob wir uns bemühen unsere Pflichten gegen die Nebenmenschen und uns selbst zu erfüllen: zu forschen, zu arbeiten, Werte zu schaffen, die Gemeinheit zu bekämpfen, den Irrenden auf den rechten Weg zu führen, den Kranken zu helfen, den Leidenden zu trösten, mit den Fröhlichen fröhlich zu sein, kurz Menschen zu sein, oder doch zu werden.

Und wer immer so handelt, daß er ein reines Gewissen hat — aber auch so, daß er ein Recht zu diesem reinen Gewissen hat —, und sich keinen Pfifferling um seine Seele und ihr Heil kümmert, der ist besser daran, als die frömmelnde alte Jungfer, die sich nicht von ihrem Beichtvater trennen kann. Und wer sich einen Harem hält, wer hundertmal die Ehe bricht — wofern er niemand dadurch unglücklich macht —, der hat

ein größeres Anrecht auf jenseitigen Lohn, als wer gewissenhaft alle Verordnungen der Religionen befolgt, den Armen gibt, fastet und betet, aber das alles nicht aus Herzensgüte tut, sondern aus Berechnung.

Wer ein Mensch ist, der wird auch selig werden.

Das Prinzip der Äquivalenz von Ursache und Wirkung, von Preis und Ware, von Arbeitsaufwand und Resultat gilt selbstverständlich auch hinsichtlich unserer Seele. Wer das Glück hat glauben zu können, wer in Schicksalsschlägen eine Prüfung erblickt, Leiden hinnimmt in der Hoffnung auf jenseitige Freuden, für Gutes, was er tut, wenn es auch von den Menschen nicht anerkannt wird, göttlichen Lohn erwartet, dem fällt das Leben leicht. Wäre es nicht ein himmelschreiendes Unrecht, wenn zum Glück des Glaubens im Diesseits auch noch der Lohn im Jenseits hinzutreten würde?

Schwer hatten dagegen wir es: wir waren anständige Menschen und handelten gut, nicht in der Hoffnung auf Lohn oder in der Furcht vor Strafe, sondern aus Nächstenliebe, im Wunsche uns und der menschlichen Gesellschaft Gutes zu tun. Schicksalsschläge konnten wir nicht als Prüfungen hinnehmen, weil wir daran nicht glaubten, sondern in ihnen Undank sahen für Gutes, was wir taten, Bosheit als Lohn für Edelmut, Falschheit gegenüber unserer Wahrheit. Wenn wir trotz unzähliger trüber Erfahrungen, ohne an ein Jenseits zu glauben, uns doch weiterhin in Werken der Barmherzigkeit und Liebe übten, ohne uns im allergeringsten um unsere Seele zu kümmern vor uns selbst anständig dastehen wollten, leisteten wir dann nicht das Tausendfache, wie die Kirchengläubigen, mußten wir nicht tausendmal soviel leiden, als sie und zwar zum größten Teile unverschuldet?

Nur wenige Menschen besitzen diese Fähigkeit zu leiden und trotzdem die Stärke das Gute, soweit sie es erkannten, zu tun. Sie hoffen deshalb auf Vergeltung

im Jenseits, bedürfen des Glaubens als Schwimmgürtel. Das ist eine verzeihliche menschliche Schwäche.

Ich weiß sehr gut, daß es ein individuelles Fortleben gibt, auch eine Belohnung für das Gute, eine Bestrafung für das Böse. Allerdings ist dieses Fortleben ganz anders beschaffen, als die Kirche lehrt; es folgt aus einer sinngemäßen Anwendung des Gesetzes von der Erhaltung der Energie. Auch gilt die Bestrafung und der Lohn nicht der einzelnen Tat, wie die Kirche lehrt, sondern der sittlichen Reife der Seele. Die geläuterte Persönlichkeit steht *über* der einzelnen Tat! „Für den transzendenten Geist gibt es kein ethisches Handeln, sondern vielmehr einen ethischen Zustand" sagt Walter Rathenau treffend. Den Reifegrad kann aber nur der sittlich gleichfalls Gereifte beurteilen. Der moralischen Meute fehlt dafür aus ihrer Froschperspektive der Überblick. Sie muß deshalb Gut- und Übeltaten addieren und erhält damit doch nur ein unzutreffendes Bild, weil sie für das Wesen blind ist. Deshalb ist unsere Prognose für das jenseitige Schicksal einer Seele fast stets falsch.

Wer sich in seiner Religion, in seinem Glauben oder in seinem Unglauben glücklich fühlt, der bleibe ihm treu. Wir Religionsstifter sagen *ja alle dasselbe*, nur mit andern Worten, wir haben alle denselben Auftrag, dasselbe Ziel, aber große Freiheit in der Wahl der Mittel. Daher die Differenzen. Zudem sind wir sämtlich mißverstanden worden. Wir widersprechen uns nur für blöde Augen, die den Maulwurfhügel zwar sehen, das himmelanstrebende Gebirge im Hintergrunde, die Stufen, die in die Ewigkeit führen, aber nicht sehen. Für hellsichtige Augen bestätigen wir uns gegenseitig.

Als ich noch unmündig war, da bekämpfte ich die Bibel. Heute verehre ich sie. Aber so gut wie ich in diesem Werke, *der Bibel der Zukunft*, jedes Wort hätte anders wählen können und das Werk wäre doch dasselbe, genau so könnte in der Bibel jedes Wort anders lauten und sie wäre doch das gewaltigste Werk,

das Menschengeist und Menschenherz hervorbrachten. Dasselbe gilt von den Lehren Buddhas, der Brahmanen, dem Koran und den andern ewigen Zeugen der Wahrheit.

Begreife, wer's begreifen kann!

Denn die Fabel von den drei Ringen ist insofern ein Irrtum Lessings, als alle drei echt sind und es auch noch mehr echte Ringe gibt.

Daß sich die Religionen und sogar die Konfessionen befehden, ist sehr begreiflich. Denn die Anhänger haften ja sämtlich am Äußerlichen, das sich widerspricht, ohne in den Geist eindringen zu können. Das tat ich früher ja auch, insoweit ich mich überhaupt darum kümmerte. Wir sind eben sämtlich nicht begriffen worden, d. h. nur wenige Einzelne konnten unser Wesen erfassen.

Eine Religion, die lehrt, daß alle Menschen „Sünder" und nichts wert sind, daß selbst der „Gerechte" am Tage siebenmal sündigt, taugt nichts. Sie legt ganz offenbar einen falschen Maßstab an. Wie die Moral auf dem durchaus berechtigten Egoismus basiert und nur die Aufgabe hat zu zeigen, daß alles, was dem Individuum wirklich dient, gleichfalls zum Besten der Gesamtheit ist, also nach beiden Richtungen hin gut ist, so basiert die Religion gleichfalls auf dem Egoismus. Und mit vollem Recht.

Wenn Moses Auge um Auge, Zahn um Zahn lehrt, Christus aber „liebe deinen Nächsten, wie dich selbst", so ist, wie schon ausgeführt, dieser Widerspruch nur scheinbar: Beide fordern Gerechtigkeit! Und diese Gerechtigkeit beherrscht auch das Weltall. Und mit „liebet eure Feinde" meint Christus natürlich nur einen einzelnen Akt größter Selbstüberwindung. Und dazu muß jede sittliche Persönlichkeit fähig sein, denn gar oft müssen wir uns selbst überwinden, um gegen andere gerecht sein zu können, um an sie den gleichen Maßstab anzulegen, wie an uns.

Noch nie gab es eine Zeit, ein Volk oder eine Gemeinschaft, die das Wesen der Lehre und Persönlich-

keit Christi begriffen hätte. Das waren immer nur ganz, ganz wenige Einzelne, die von der Herde überstimmt, kaltgestellt und als „anormal“ bezeichnet wurden. Der „normale“ Mensch aber ist ein fressendes, verdauendes und sich fortpflanzendes brutales Vieh. Der Mensch beginnt erst jenseits des Normalen im Sinne der Psychiater, Demokraten und engherzigen Egoisten.

Christus hoffte durch seine Lehre die Härte des Kampfes ums Dasein zu mildern und war überzeugt, daß man ihm doch nicht folgen würde. Denn um dieses Experiment, eine geradezu gefährliche Zauberformel — das versteht aber nur der Eingeweihte — machen zu können, muß man nicht nur sehr viel im Leben gelitten haben, man muß auch über einen stahlharten Willen verfügen. Aber das können nur sehr wenige Menschen, und das schadet auch weiter nichts. Ferner dachte Christus: wenn mir einer wirklich buchstäblich folgt, dann wird er die Folgen schon merken. Gewiß ist es eine ungeheure Energieverschwendung, aber dafür erntet man nicht nur ein unbeschreiblich intensives Glücksgefühl, man wird ein für allemal Herr seiner Leidenschaften, man erwirbt auch geheimnisvolle Kräfte und Fähigkeiten, von denen der Laie sich nichts träumen läßt. Man hat also ein Äquivalent. Ich warne vor diesem Experiment, weil es zu gefährlich ist. Überdies hat es mit Moral nichts zu tun, denn es handelt sich oft um so gemeine Handlungen, die uns so tief berührten, daß die Moral die Vernichtung des Schurken fordern würde und es unmoralisch ist ihn zu schonen, noch unmoralischer ihm Gutes zu erweisen. Denn wir haben alle Hände voll zu tun denen, die uns Gutes taten einen äquivalenten Dank abzustatten, unsere Pflichten gegen die Familie, Freunde und Staat zu erfüllen, daß wir geradezu unsittlich handeln, indem wir sie verkürzen.

Die Religionsstifter haben sich alle ein System des Seelentrainings ausgedacht, das sich auch bei allen bewährte, wenn auch nicht in gleichem Grade, genau wie

die Methoden zur körperlichen Ausbildung verschieden sind. Christus erkannte als wirksamstes Mittel zur Stärkung der Seele das konsequente und prinzipielle Verzeihen, sogar dem eigenen Bruder gegenüber, und als dessen Krönung die Verwandlung von Haß in Liebe, eben das, was wir mit ihm „Liebet eure Feinde" nennen. Die Konzentrations- und Atemübungen der Inder, die ständigen Gewissenskonflikte, zu denen die Befolgung der mosaischen Vorschriften zwingt, die Abkehr vom Leben nach Buddhas Anweisung sind sämtlich höchst wirksame Mittel zur Reifung und Stählung der Seele. Am wirksamsten, weil am schnellsten zum Ziele führend, und segensreichsten ist aber die von Christus empfohlene Methode.

So lösen sich auch die Widersprüche über „Himmel" und „Hölle". Wir Religionsstifter vermeiden es tunlichst das Jenseits auszumalen. Hier auf Erden hat sich jeder zu bewähren, das Leben als eine zu lösende Aufgabe gut zu leben. Das andere wird sich dann schon finden. Je weniger wir uns um den sogenannten Tod kümmern, desto besser für unsere Seelen!

Ich habe Respekt vor allen Religionen, denn in allen ist ein Ewigkeitsgehalt. Ich wende mich nur an jene, die unbefriedigt sind von den bestehenden Religionen. Deren Wahrheitsdrang nicht gestillt wird von dem papiernen Gott, den die Priester, die selbst keine Ahnung vom wahren haben, den Gläubigen mit desto größerer Unbefangenheit vermitteln.

Darum wird meine Lehre, die Wahrheit, neben, in und über allen Religionen des Erdballs bestehen, solange es Menschen gibt.

Ich muß alle Religionsstifter bestätigen. Unter ihnen befand sich nicht ein einziger Schwindler. Wir weichen ja nur in den Mitteln voneinander ab und sind sämtlich im Besten nicht begriffen worden.

Wie soll ich wissen, was göttliche Weisheit einem Moses, Konfutse, Mohammed oder einem andern meiner

Vorgänger auftrug? Ich kann nur wissen, was sie mich zu lehren zwingt.

Alle großen Religionen erfüllen in wunderbarer Weise ihren Zweck. Denn sie alle sind zugeschnitten auf den Charakter der Völker, denen sie ursprünglich eigentümlich waren. Und wenn sie im Verlaufe der Geschichte ihrerseits den Volkscharakter änderten, dann ist auch das gut.

Wir Religionsstifter haben nicht nur die Pflicht für die sittliche Läuterung der Menschen zu sorgen, für ihr jenseitiges Heil, für ihr inneres Glück, wir müssen auch alle für die körperliche Gesundheit Sorge tragen. Die Art, in der das geschieht, ist uns überlassen. Da wir aber ausnahmslos Genies sind, die über die reichste Lebenserfahrung verfügen und großes Wissen besitzen, so sind auch die scheinbar törichten Vorschriften von tiefem Sinne.

Wenn Mohammed den Alkohol verbot, so war das sehr weise von ihm. Denn er sah die bösen Folgen der Trunksucht, die besonders in warmen Ländern den Körper untergräbt. Andrerseits ist dieses tausendjährige Experiment der völligen Abstinenz überaus lehrreich: wenn auch niemand behaupten wird, daß die orientalischen Völker den andern, Alkohol genießenden, im großen und ganzen unterlegen sind, so wird man auch gerechterweise ihnen keine absolute Überlegenheit zuerkennen können, trotz des strengsten Antialkoholismus. Das menschliche Bedürfnis nach Narcoticis ist unausrottbar. So vertrat denn im Orient gar bald die Stelle des Alkohols der Kaffee, Opium oder gar Haschisch.

Wird etwa jemand von den Reinlichkeitsvorschriften des Islam, der Beschneidung, dem Verbot des Genusses von Schweinefleisch oder des Fleischgenusses überhaupt bestreiten können, daß sie von höchstem praktischen Werte sind?

Auch die Fastenverbote haben einen sehr tiefen Sinn: sie sollen die Gläubigen daran gewöhnen ihren Willen

zu stählen. Das Leben erfüllt so selten unsere Hoffnungen, schenkt uns so viele Enttäuschungen, daß es sehr weise ist uns auf dem milden Wege des Speisenverbotes an Entbehrungen zu gewöhnen. Doch ist es, um dies nochmals zu betonen, sehr wohl möglich, daß das Daimonion, d. h. der „heilige Geist" meinen Vorgängern vorschrieb dieses und jenes zu verbieten, während es mir, mit Rücksicht auf die höhere Kultur der heutigen Menschheit keine derartigen Auflagen macht.

Buddhas Vorschrift zur öffentlichen Beichte hat gleichfalls den erzieherischen Zweck der Selbstbeherrschung und Selbstüberwindung im Auge. Welche Willenskraft erfordert es die Eitelkeit derart zu überwinden und den andern zu sagen, daß man Fehler hat, genau wie sie, wenn auch vielleicht auf anderen Gebieten liegend. Wer aber seine eigenen Fehler sieht, der wird milde gegen die der andern.

Und wenn die Chinesen Moralsysteme ausbauten, die die zahllosen Bewohner des Riesenreichs befähigten friedlich zusammen zu leben, hier auf Erden, und sogar Konfutse sie nicht ans Jenseits denken lehrte, dieser Krücke gar nicht bedurfte, so zeugt auch das von tiefer Weisheit. Nichts wäre irriger, als der Schluß, die großen Chinesen hätten das Fortleben der Seele nicht gekannt. Sie lehrten vielmehr, wie ich, den konsequenten Egoismus, die andern so zu behandeln, daß wir es billigen, wenn sie uns ebenso behandeln, d.h. das Gute um des Guten willen zu tun. Sie, wie auch Moses, verlegten den Egoismus mehr ins Diesseits, Christus aber mehr ins Jenseits.

Welches von allen Religionssystemen, von denen keines den absoluten Vorzug verdient, wir uns zur Richtschnur des Lebens nehmen, ist *ganz gleichgültig*, wofern wir einem treu bleiben bzw. uns vor Augen halten, daß der Zweck *aller* Religionen der ist uns *zu guten Menschen* zu machen und uns die

Leiden des Lebens leichter tragen zu lehren. Welche diesen Zweck am besten erreicht, ist die beste.

Die Großen vor uns waren tolerant, nur die unwissenden Pfaffen, die sich ihre Diener nannten, waren es nicht. Christus will nur die Völker b e l e h r e n, Buddha wendet sich ausdrücklich nur an die intellektuelle Elite — wie ich es tue — Mohammed fordert nur Unterwerfung der Staaten und Körper, nicht der Seelen, wenigstens dies erst in zweiter Linie. Er erschwert geradezu die Aufnahme in seine Religionsgemeinschaft. Denn wir alle wußten und wissen, daß wir ein g r o ß e s G e s c h e n k machen, wenn wir etwas von den letzten Dingen erzählen, verraten, daß mit dem sogenannten Tode das Leben nichts weniger als aus ist. Und zur Annahme von Geschenken zwingt doch niemand!

Die unwissenden Menschen glauben, daß es sie das allergeringste nützt, wenn sie womöglich in der Todesstunde sich zu Christus, Moses, Buddha oder Mohammed bekennen, ihren Atheismus widerrufen. Das ist ja g r u n d f a l s c h. Es ist doch eine Gnade glauben zu d ü r f e n! Wer sich läutern will, der begehe in der Sterbestunde einen Akt der Selbstüberwindung und bitte die Menschen, denen er Unrecht zufügte, um Verzeihung, er bemühe sich es wieder gut zu machen, er überlege sich, ob er mehr Böses tat oder mehr Gutes, d. h. seinen Mitmenschen mehr nützte oder mehr schadete, ihnen mehr Freude oder mehr Kummer bereitete, ihre Seelen förderte oder hemmte, ohne Kleinlichkeit, aber mit Selbstkritik. Und wenn er gutgläubig irrte, wenn er das Gute wollte, aber aus menschlicher und daher verzeihlicher Schwäche es nicht erreichte, dann braucht er sich nicht zu fürchten. Denn wir werden nur zur Rechenschaft gezogen im Rahmen unserer Fähigkeiten. Die göttliche Weisheit sieht in erster Linie den Willen an.

Die Religionsstifter erreichten alle eine Veredlung der Menschen. Am wenigsten Erfolg, soweit die Massen in Frage kommen, hatte Christus, weil er zu hohe An-

forderungen stellt, deren Befolgung gegen Naturgebote verstoßen würde und er zudem im Besten nicht begriffen wurde. Von Einzelnen und kleinen Gemeinschaften abgesehen hat im Mittelalter und gar in der Neuzeit unter Berufung auf ihn gerade das triumphiert, was zu bekämpfen sein Lebensziel war. Andrerseits taten die Religionsstifter nur wenig für das Jenseits. Und das ist sehr begreiflich.

Denn offenbar handelt es sich um einen unlösbaren Widerspruch, wenn sie einerseits Glauben an ihre Mission verlangten — und das mußten sie, da sich ja sonst niemand um sie gekümmert hätte, und sie tatsächlich auch sämtlich eine göttliche Mission hatten, also die volle Wahrheit redeten — andererseits aber gerade der Unglaube, d. h. die Forderung das Gute um des Guten willen zu tun zwar, bis man auf die Höhe der Läuterung gelangt, am meisten Leiden erfordert, andrerseits aber im Jenseits den größten Gewinn abwirft. Denn ins Nirwana treten fast nur die ein, die n i c h t glaubten, was auch Christus wußte, wenn er sagt, daß die es erlangt zu haben glauben, es nicht erlangten, die aber, die es nicht erlangt zu haben glauben, es erlangten, daß viele berufen, aber nur wenige auserwählt sind.

Ich bin in der glücklichen Lage weder glauben an mich, noch glauben an ein Fortleben fordern zu müssen.

Weit davon entfernt irgend jemand dazu veranlassen zu wollen mir oder an mich zu glauben, v e r b i e t e ich allen, die es tun, irgend jemand um seiner Ideen willen zu verfolgen, ich v e r b i e t e auch mich mit andern Mitteln zu verteidigen, als solchen der Vernunft. Denn mag ich als Mensch auch irren, mag meine Geschichtsphilosophie nichts taugen, mag mein Wissen Stückwerk sein: was ich als Moral und Religion verkünde ist d a s G u t e, d i e W a h r h e i t. Und diese ringt sich ganz von selbst durch.

Durch mein Werk: „Gespenster und Spuk" habe ich inzwischen den unwiderleglichen Beweis dafür erbracht,

daß wir auch nach dem Tode noch existieren. Mit Photographie und Mikrophon wird sich jedermann von dieser Tatsache überzeugen können. Was bisher nur einigen Auserwählten möglich war, die Abgeschiedenen zu sehen, Auserwählten, die von den „aufgeklärten" Philosophen und Psychiatern in himmelstürmender Unwissenheit und Anmaßung selbstverständlich für „verrückt" oder gar für Schwindler erklärt wurden, das wird bald jedermann kontrollieren können.

Man wird gar bald wissen, daß wir tatsächlich „verweslich gesät" sind und „unverweslich" auferstehen werden. Daß die „Auferstehung des Fleisches" nichts anderes ist, als die Reinkarnation, daß das „Jüngste Gericht" sich unmittelbar an unseren sogenannten Tod anschließt und anderes mehr. Als ich dieses Buch begann, da war ich überzeugt, daß ein Fortleben nach dem Tode ein Trost für Kinder ist. Jetzt, im Verlaufe der geschilderten inneren Erlebnisse und deren Folgen, weiß ich es besser. Ich weiß was das ist, „an der Sphäre gesogen" (Goethe), jenes innere Ansaugen, das auch die Inder kennen, aber ich weiß auch, daß von Hunderttausenden nicht einer das begreifen wird.

Doch das ist auch ganz überflüssig. Die Tatsache des Fortlebens nach dem Tode wird in wenigen Jahren zu dem unverlierbaren Besitz sogar der offiziellen Wissenschaft gehören.

Meine weltgeschichtliche Mission ist eine ganz andere.

Wie ist dieses Fortleben beschaffen?

Welches sind die Mittel, um „ins stille, ernste Geisterreich" (Goethe) in möglichst guter Verfassung eintreten zu können? Denn das lehre ich, nicht die Mikrophone und nicht die Photographen, nicht die Spiritisten und nicht die Theosophen, nicht die Kirchen und die andern Religionsgemeinschaften, wiewohl an allen diesen Lehren etwas Wahres ist. Hier hat man die Wahl mir zu glauben, oder es zu lassen. Diese Wahl steht

jedermann völlig frei, denn jedermann muß selbst wissen, was er will.

Ich rate den Spöttern, den neunmal Gescheiten, die über alles, was sie nicht verstehen, ein festes Urteil haben, mit dem Spott über meine Lehre recht zurückhaltend zu sein! Jedenfalls möchte ich in den Augen der Nachwelt nicht mit dem o. Univ. Professor D. Dr. phil. Karl Beth in Wien tauschen, der dieses Werk „850 Seiten Satire in Simplizissimusart" zu nennen sich nicht schämte.

Selbstverständlich haben es die Spiritisten nur mit den allerniedrigsten Geistern zu tun, mit inferioren Intelligenzen, an denen noch die Erdenschwere haftet. Hier möchte ich ausdrücklich betonen, daß ich mich niemals mit dem Spiritismus befaßt habe, sondern auch auf diesem Gebiete Autodidakt bin, g e g e n meinen Willen mich von der Wahrheit des Spiritismus überzeugen lassen mußte. Immerhin habe ich einige Erfahrungen auf diesem Gebiete, die keineswegs Halluzinationen genannt werden können. So experimentierte ich einst in meinem Studierzimmer mit niederen Intelligenzen. Im übernächsten Zimmer bei doppelten verschlossenen Türen spielte meine Frau Klavier. Da brach ihre Klavierlehrerin ab, weil es spuke. Es krachte in allen Fugen. Ähnliche Versuche machte ich wiederholt und an verschiedenen Orten und vor verschiedenen Personen mit dem gleichen Ergebnis. Übrigens gibt es v i e l e Menschen, die Geister sehen können, nur daß alle aus Angst vor den Psychiatern und einer Pseudowissenschaft, die den Geist für ein Produkt des Gehirns, also der Materie erklärt, davon schweigen. Und doch nimmt es mancher dieser „anormalen" Geisterseher mit der ganzen normalen Zunft der Psychiater ohne Geister, ja sogar ohne Geist auf.

Mich werden die Spiritisten künftiger Jahrhunderte einmal umsonst suchen. Ich komme nur freiwillig, denn wir lassen uns nur von unseresgleichen einladen, aber

nicht von unter uns Stehenden zitieren. Ein König kommt doch nur zum Untertan, wann der König will.

Meine Lehre vom Jenseits, die ja der Wahrheit entspricht, ist selbstverständlich nur für solche Personen berechnet, die überhaupt an ein Jenseits glauben und denen die Lehren ihrer Religionsgemeinschaften nicht genügen. Wie schon oft gesagt, die beste Religion ist die ein anständiger Mensch zu sein, und ich würde einem Mann, der glaubt mit dem Tode sei alles aus, einen schlechten Dienst erweisen, wenn ich ihn zum Glauben veranlassen wollte. Ich widerspräche mir dann ja selbst. Andrerseits ist das Fortleben nach dem Tode so kompliziert, daß sich die Wahrheit durchaus nicht als Religion für die Massen eignet. Das haben alle Religionsstifter vor mir natürlich auch gewußt und darum, bis auf Buddha, der seinen hochintelligenten Indern mehr sagen konnte, die Lehre vom Jenseits nach Tunlichkeit vereinfacht. Die Kirchenlehrer, die Reformatoren, die Konzilien und Ketzerrichter haben das aber nicht gewußt, sonst hätten sie nicht zum großen Teil so falsche und törichte Dinge lehren können, vor allem hätten sie niemand gezwungen an das Jenseits zu glauben.

Wenn ich nicht bereits geläutert wäre, würde ich geradezu bedauern meinen Unglauben verloren zu haben, weil dadurch die Versuchung besteht nicht mehr das Gute um des Guten willen zu tun, die Harmonie zwischen meinen Interessen und denen anderer lediglich aus anständiger Gesinnung herzustellen, sondern mit Rücksicht auf jenseitige Vergeltung. Also ein Geschäft mit meinem Seelenheil zu machen. Deshalb zwinge ich mich bei jeder Tat oder Unterlassung mir die Frage vorzulegen „ist das gut?“, aber niemals die „fördert oder schädigt es meine Seele im Jenseits?“

Im Jenseits, das übrigens räumlich viel näher ist, als mancher ahnt, gibt es natürlich weder konfessionelle noch religiöse Scheidungen, weder Christ, noch Jude, noch Mohammedaner, noch Buddhisten, noch Fetisch-

anbeter, noch Konfutseaner, noch sonst etwas, sondern nur Individualitäten bzw. Intelligenzen mit starker Energie und solche mit schwacher, gute und schlechte, intelligente und dumme in allen Nuancen.

Denn wir treten ganz genau in der Verfassung ins Jenseits ein, in der wir das Diesseits verlassen, d. h. was in uns will und fühlt und denkt, das lebt fort, während der Körper stirbt. Und zwar bleiben wir desto länger im Jenseits, je mehr unsere Individualität gefestigt ist.

Das führt uns zum Problem des Leidens zurück. In Willenskraft und Klugheit erkannten wir die beiden wichtigsten menschlichen Kräfte. Beide auszubilden ist aber ohne Leiden nicht möglich, wie wir ohne Leiden, zum mindesten ohne einen großen unsere Seele erschütternden Schreck nicht zum Genie werden können. Wenn Christus „liebet eure Feinde“ als Mittel zur ewigen Seligkeit nennt, so ist damit, wie schon gesagt, ein einzelner Akt der denkbar größten Willensanstrengung gemeint. Aber es ist durchaus nicht nötig seine Willensenergie in Selbstüberwindung zu konsumieren. Auch ein Cäsar, ein Napoleon oder Bismarck verfügen über das gleiche Quantum, aber sie entfalten es nach außen.

Die sittliche Läuterung aber ist von den drei Faktoren (die andern sind Ausbildung des Geistes und des Willens) der wichtigste, vor allem deshalb, weil jedermann sie erreichen kann, während es nicht jedem möglich ist ein Genie oder ein großer Volksführer zu werden.

Die Askese ist dem richtigen Gedanken entsprungen, daß nur die durch Leiden verursachten großen Erschütterungen unserer Seele und unseres Nervensystems uns zu sittlichen, milden, gütigen Personen machen und uns innere Erlebnisse schenken. Aber sie irrt in der Annahme, daß körperliche Kasteiungen, welcher Art sie auch sein mögen, dies bewirken; kaum daß unentrinnbare Krankheiten uns läutern, womit nicht geleugnet sei, daß auch sie innere Erlebnisse bewirken können. Askese ist Dummheit und künstliche Vertierung, wer sich ihr hingibt,

wuchert nicht mit dem Pfunde, das das Schicksal ihm anvertraute, er ist, mit Christus gesprochen, ein ungetreuer Knecht. Freude sollen wir uns verschaffen, uns und andern, soviel als möglich, und wenn das Leben uns Leiden zufügt, dann ist es die einzig richtige und verständige Askese immer ein anständiger Mensch zu bleiben, d. h. möglichst gerecht zu sein und im übrigen das Leid möglichst schnell zu überwinden, uns nur mit dem Verstande Sorgen machen, aber nicht mehr mit dem Herzen. „Fröhlichkeit ist Frömmigkeit" ist ein herrliches, weises Wort Filippo Neris. Bei Bösem aber, das uns in lauterer Absicht zugefügt wurde, gilt es uns durch Selbstüberwindung zu zwingen, diese zu sehen und anzuerkennen, nicht aber das ungünstige Resultat. Da alle unvermeidbaren Leiden des Lebens und nur diese uns läutern, so möge jeder sie hinnehmen im Bewußtsein, daß sie seiner Seele dienen. Das selbstredend ausschließlich dann, wenn er nicht verbittert wird, sondern sich denkt: ich hatte es schlecht; sollen andere es besser haben.

Diesseits und Jenseits verhalten sich wie die beiden Schalen einer Wage. Die Religionsstifter, die das Leben erleichtern wollen, sind sich dabei bewußt, daß dies nur insoweit zulässig ist, als zugleich die zur Läuterung unerläßlichen Leiden ertragen werden müssen. Sie versündigten sich an der Seele ihrer Gläubigen, wollten sie diese auch hiervon befreien. Nur das Glücksgefühl der geprüften Seele befriedigt uns im Diesseits und ist zugleich die beste Wegzehrung fürs Jenseits. Aber dieses muß sehr, sehr schwer erkämpft werden.

Ohne uns großen Strapazen zu unterziehen lernen wir niemals unsere körperliche Leistungsfähigkeit kennen. Die Tiefen unserer Seele enthüllt uns nur das große und jähe Leid. Die Perlen, die wir aus ihnen fischen sind der köstlichste und dauerndste Gewinn unseres Lebens.

Wer seinen Platz in der menschlichen Gesellschaft

ausfüllt, indem er seine Pflicht erfüllt, tut für seine Seele ganz genug. Er ist ein Narr, wenn er sich mit Gewissensskrupeln plagt. Er soll in den Mußestunden seinen Geist bilden, lernen, sich an Natur und Kunst erbauen, die Freuden der Liebe genießen, aber dabei niemand mehr schaden, als nötig ist, im Gegenteil sich bemühen zu helfen. Dann braucht ihm vor nichts zu bangen. Die Fanatiker aber und Zeloten, die Heuchler und Rabulisten, die Asketen und Rohlinge, sie sind alle auf dem falschen Wege. Besser eine Prostituierte, ein Zuhälter oder Landstreicher, als ein Mensch, der andere quält oder Tiere schindet, möge er glauben, was er will. Denn niemand zu schädigen ist schon verdienstvoll.

Aber die sittliche Läuterung genügt allein noch nicht. Hat sich denn noch niemand die Frage vorgelegt, ob es recht und billig wäre, wenn ein Geist wie der der Religionsstifter, eines Anaxagoras, Platon oder Goethe, von Männern, die ihr ganzes Leben lang mit ihrem „Pfunde wucherten", d. h. ihre Anlagen durch rastlose Arbeit ausbildeten, nicht besser daran wäre, als der irgendeines Krämers? Ist es gerecht, wenn Männer wie Kepler, Giordano Bruno, Arnold von Brescia, Cäsar oder Sokrates, Bismarck oder Napoleon, Spinoza oder Aristoteles im Jenseits dasselbe Schicksal hätten, wie eine Modedame oder ein zwar gutmütiger, aber beschränkter Rentner oder Bauer?

Der Kohlenstoff ist ein Gas, er tritt im Graphit auf, aber auch der Diamant, das Härteste was wir kennen, besteht aus ihm. Auch der Diamant ist nicht absolut unzerstörbar, aber er ist doch fast allen äußeren Angriffen gewachsen. Er ist sozusagen dem Kreislauf entzogen, den andere nicht zu Diamanten verdichtete Kohlenstoffatome immer wieder und wieder vollenden.

So ist auch unsere Seele.

Ich aber lehre den Weg, auf dem sie von Reinkarnation zu Reinkarnation die Härte des Diamanten erreicht.

Wie bei unserer Geburt liebevolle Freunde und Verwandte den neuen Erdenbürger in Empfang nehmen, ihn hegen und pflegen, ihn gehen lehren und allmählich dazu befähigen sich in der neuen Welt zurechtzufinden, so auch stehen liebe, lichte Gestalten an unserm Sterbelager, um uns jubelnd zu begrüßen, wenn wir diese irdische Pilgerschaft erfolgreich zurückgelegt haben.

Denn wie wir durch die Geburt gemäß unserm durch die Vorleben erworbenen Charakter in ganz bestimmte Verhältnisse gestellt werden, genau so wird es unsere Seele nach dem Tode. Denn die Differenzierung im Jenseits ist mindestens ebenso groß, wie die im Diesseits.

Die ewige Trennung von unsern Lieben vollzieht sich durchaus nicht, wie das Volk meint, wenn wir sterben, sondern wenn wir geboren werden, d. h. für das Jenseits, unsere *wahre* Heimat, sterben wir mit unserer Reinkarnation. Denn nur in den seltensten Fällen dürfte das gleichzeitig erfolgen, wie ja auch nur in den seltensten Fällen ein Ehe- oder Liebespaar gleichzeitig stirbt. Nur Zufall oder Fügung bringt uns dann auch im Leben wieder mit den Personen zusammen, die uns im Vorleben nahestanden.

Es ist ja alles umgekehrt! Alles in der Weltordnung ist mit peinlicher Gerechtigkeit eingerichtet, nur daß wir sie häufig nicht erkennen und anerkennen. Sei es, weil wir uns und unsere Handlungen mit einem anderen Maßstabe messen, als unsere Nebenmenschen und ihre Handlungen, daß wir die oft lawinenartige Wirkung unserer Fehler, weil wir sie nicht vorher berechneten, für ungerecht grausam halten, teils auch, weil wir Prüfungen zu bestehen haben, deren Ursachen in einer Präexistenz liegen, deren sich nur mehr die wenigsten Menschen entsinnen können.

Selbst wenn Stromer recht hätte, wenn ein unentrinnbares, bis ins kleinste vorbestimmtes Fatum (Kismet) über uns Einzelne und ganze Völker walten würde, wenn kein Sandkörnchen im Weltall gegen diese Prädestination

fallen würde, das Karma ist unser eigenes Werk. Für die Reife unserer Seele sind wir ganz allein verantwortlich. In diesem Sinne ist jeder seines Glückes Schmied, liegt jeder wie er sich bettet. Diese Wahrheit gilt in alle Ewigkeit.

Alltagsmenschen, die alle paar Jahrzehnte reinkarniert werden, können sich in der Regel nicht erinnern — an was auch: an das Bier, das sie getrunken, oder die Felder, die sie bestellt haben? Das würde sich ja gar nicht oder kaum von ihrem gegenwärtigen Leben unterscheiden, und selbst wenn sie es träumen würden, würde das auf sie keinen Eindruck machen.

Je willensstärker und klüger wir werden, je edler wir infolgedessen handeln, desto seltener werden wir reinkarniert und desto besser geht es uns im Jenseits.

Denn wie wir dort überall den Spuren unsrer Übeltaten begegnen, so selbstverständlich auch denen unsrer Guttaten.

Wer sagt uns denn, daß das, was wir Geburt nennen, nicht tatsächlich der Tod ist, wenigstens in den Augen des „stillen, ernsten Geisterreichs", von dem Goethe, einer der tiefsten Okkultisten und Mystiker, auch mehr wußte, als er sagt.

Früher gab es Augenblicke, in denen ich mich aus Neugier — so merkwürdig das klingen mag — manchmal nach dem Tode sehnte. Heute ist das nicht der Fall, weil ich ja ungefähr weiß, wie das Jenseits beschaffen ist. Nur verstehe ich nicht mehr, wie sich ein anständiger Mensch vor dem Tode fürchten kann. Empfindungen gibt es freilich nicht mehr, wohl aber Gefühle. Denn die Gefühle haben mit unsern Nerven gar nichts zu tun. Doch kann man auch im Jenseits hören und sehen, nicht aber frieren, hungern, körperliche Schmerzen haben. Man kann seine Lieben besuchen, verfügt desto freier über den Raum, einer je höheren Sphäre man angehört, d. h. je geläuterter man ist.

Man wird mir jetzt glauben, daß ich den Tod nicht

fürchte. Aber ich erhoffe ihn auch nicht, da mein Leben sehr schön und glücklich ist; denn wie wir es uns einrichten, so ist es. Im Diesseits und im Jenseits. Es gibt eine mathematisch genaue Vergeltung. Da hat die Kirche ganz recht und Luther, der nur „Himmel" und „Hölle" kennt, diese Bilder für Realitäten nahm, irrt. Aber diese Vergeltung brauchen nur ganz, ganz wenige Menschen zu fürchten, viele brauchen sich nicht darum zu kümmern, wenige dürfen sich darauf freuen, nämlich alle jene, die ihre Anlagen nach Kräften ausgebildet haben und zugleich bestrebt waren gute Menschen zu sein.

Das Gute regiert die Welt, nicht die Gefühlsduselei. Und wie dieses Gute schon hier auf Erden, wo menschliche Torheit und Schwäche ihm so oft den Eingang verwehrten, zum Siege zu führen ist, das lehre ich. Man hat es sich und andern immer viel zu schwer gemacht, man hat einfältige Dinge gefordert, Glauben oder Erfüllung von Zeremonien und anders, aber man hat nicht bedacht, daß wir Gott erkennen und ihm dienen, indem wir die Natur erforschen, ihre Gesetze, den in ihnen waltenden Geist zu erfassen suchen. Indem wir uns diesen Gesetzen fügen, freiwillig die Winke befolgen, die sie uns geben.

Hätten die Religionsstifter stets „Das Gute" gesagt, wie sich „Gott" selbst nennt, wie viel Irrtümer und Leid wäre der Menschheit erspart geblieben!

Daß Christus dasselbe wußte, wie wir andern Religionsstifter, geht klar aus folgendem hervor: er verheißt dem Schächer am Kreuze noch am gleichen Abend mit ihm im „Paradies" zu sein. Das lehrt zur Evidenz, daß ihm ein Fortleben der Seele im unmittelbaren Anschluß an den Tod bekannt war. Er lehrt aber auch ein „ewiges Leben der Seele" und betont ausdrücklich, daß von den vielen Berufenen nur wenige auserwählt sind. Das entspricht völlig der Wahrheit und deckt sich mit Buddhas Nirwana. Wir sind wie ein Rosenkranz:

jedes singuläre Leben von uns entspricht einer Perle; die Schnur unserer Individualität. Denn nur sehr wenige müssen nicht wieder reinkarniert werden. Ich bin ehrlich genug zu sagen, daß ich nicht weiß, ob es überhaupt irgend jemand gibt, der nie wieder reinkarniert wird, wenn auch vielleicht auf einem andern Gestirn. Nur so viel weiß ich, daß es bei den Geläuterten ungezählte Jahrhunderte oder Jahrtausende dauert, bis sie neuerdings den Leiden des Lebens ausgesetzt sind.

Wie es Materien gibt, die sehr leicht zerstört werden können, so auch andere, die eine wohl nicht absolute, aber doch außerordentlich große Widerstandskraft besitzen, etwa Diamanten. Auch sie sind dem Kreislauf entzogen, im „Nirwana" der Materie. Genau so ist es mit der Seele. Daß die der Genies, die zugleich einen gewaltigen Willen haben — etwa Cäsar oder Napoleon —, eine ganz andere Resistenz besitzen, als die der Schwächlinge und Dummköpfe, ist doch sonnenklar. Die Ausbildung von Geist und Willen neben der sittlichen Läuterung sind es, die wir anstreben müssen. Nicht der Amboß ist das Ideal menschlicher Vollkommenheit, sondern der Hammer. Doch — und das ist von großer, ausschlaggebender Bedeutung — wir müssen uns bemühen, mehr zu schaffen, als zu zerstören. Ganz falsch ist Skrupelhaftigkeit. Verstöße gegen unser Ideal schaden nichts, wenn nur wenigstens dieses Ideal festgehalten wird.

Die Folge von dem oben Gesagten müßte sein, daß ein Kraftmensch, wie Cäsare Borgia weit länger seine Individualität im Jenseits behält, als eine stille, sanfte Krankenschwester. Das ist auch ganz richtig, wiewohl die Milde der Krankenschwester sehr wohl eine Folge größter Energie sein kann, die aber zeitlebens gegen sie selbst gerichtet war.

Also läßt sich diese Frage nicht generell lösen, sondern nur von Fall zu Fall. Sicher aber ist eins: mir wären 3 Jahre im Jenseits als Krankenschwester lieber,

als 500 Jahre als Borgia. Denn das Gute regiert die Welt. Energie ist gut, überhaupt der höchste sittliche Wert, aber nur, wenn diese Energie anderen nicht mehr Böses zufügte, als aus höheren sittlichen Erwägungen unbedingt nötig war.

Die Gegner der Reinkarnationslehre machen ihr den Vorwurf, daß sie grausam sei, ein ewiges Sterben! Abgesehen davon, daß es ganz gleichgültig ist, wie wir die Wahrheit bewerten, da wir uns mit ihr eben einfach abzufinden haben, ist diese Anschauung grundfalsch. Sowohl die Inder selbst, als auch die abendländischen Gegner nehmen dem Problem gegenüber eine ganz falsche Stellung ein. Sie sehen ein ewiges Leiden und Sterben; ich aber ein ewiges Weiterleben und Freuden.

Man hat eben auch hier die Wahl: vom Rad der Dinge kommen wir alle nicht los, aber es liegt in unserer Hand einigermaßen zu bestimmen, wie lange wir im Jenseits bleiben wollen. Dieses ist aber für die ganz erdrückende Mehrzahl der Menschen ein Ort der Freude, an dem man seine lieben Verwandten und Freunde wiederfindet und alle die Leute, denen man auf Erden Gutes tat, um ihren Dank zu empfangen.

Es verhält sich ganz ähnlich, wie es Selma Lagerlöf in ihrem „Fuhrmann des Todes“ beschreibt, nur daß sie mit dichterischer Freiheit die Leiden übertreibt. Denn für die erdrückende Mehrzahl der Menschen ist das Jenseits der „Himmel“, das Diesseits aber die „Hölle“.

Daß Mohammed sinnliche Genüsse seinen Gläubigen verspricht, war sehr klug von ihm. Denn das sinnliche Arabervolk wertete diese am höchsten. Da aber die Seelen keine Sinne im gewöhnlichen Sprachgebrauch haben, so gibt es das natürlich nicht. Das wußte auch Christus, weshalb er sich ausdrücklich dagegen verwahrt, daß es im Jenseits eine Ehe gäbe. Ganz im Gegenteil bestehen die meisten jenseitige Leiden darin, daß wir sinnliche Bedürfnisse mitnehmen, ohne die Möglichkeit ihrer Befriedigung. Der Säufer, der Schlem-

mer, der Wollüstling, der Habgierige werden von der Flamme ihrer Begierden gefoltert. Wer sich zu Lebzeiten schon dem Immateriellen zuwandte, die Güter genoß, ohne an ihnen zu haften, bleibt selbstredend von diesen Tantalusqualen verschont.

Ich berufe mich hier oft auf Christus und die andern Religionsstifter. Das geschieht keineswegs, um die Richtigkeit meiner Lehre an den ihrigen zu prüfen, sondern nur um festzustellen, was sie wirklich w u ß t e n. Ich komme aber zum Schlusse, daß es dasselbe war, was ich weiß, denn sie haben ja auch dasselbe oder doch vieles von dem erlebt, wie ich. Daß Christus den Glauben an sich fordern mußte, sich zum „Sohn Gottes" macht, war durchaus keine Überhebung. Er lehrt doch die Gotteskindschaft aller. Und da hätte er bei sich eine Ausnahme machen sollen? Ebenso war es zweckmäßig, wenn Moses von seinen Zwiesprachen mit Gott erzählte. Denn die Verständlichmachung der Visio Dei und ihre Ausmünzung in Sprache und Gesetze wäre ein viel zu komplizierter Vorgang gewesen, als daß man ihm Glauben geschenkt hätte. Ich habe solche Mittel zur Steigerung meines Ansehens nicht nötig. Denn ich fordere ja nicht Glauben, sondern Zweifel. Ich kann bei der buchstäblichen Wahrheit bleiben. Diese ist sehr einfach: erst seitdem ich mich dazu durchgerungen habe mich als Prophet zu erklären, schweigt das Daimonion, das ich früher fast täglich, oft mehrmals spürte! Andere mögen also an mir zweifeln — das kümmert mich gar nicht — aber ich selbst kann es nicht mehr. Und das ist das Entscheidende.

Wenn die Kirche lehrt, daß sie die „Sünden" vergeben könne, so kann das nur so verstanden werden, daß sie Verstöße gegen die Kirchendisziplin oder gegen die Kirchenmoral verzeiht. Denn verzeihen kann nur der Geschädigte. Wenn es also überhaupt „Sünden" geben würde, d. h. Beleidigungen Gottes, dann könnte auch dieser ganz allein sie verzeihen oder bestrafen.

Aber so ist es nicht. Die jenseitige Vergeltung ist von absoluter Gerechtigkeit, und es wäre die größte Anmaßung im Einzelfalle über sie mehr als Vermutungen zu äußern. Selbst ich, der ich den Weltgeist sah und naturgemäß über die letzten Dinge mehr weiß, als ich sage, maße mir im einzelnen kein Urteil an.

Ich kann darum auch nicht glauben, daß Christus der Ehebrecherin „verziehen" habe, es sei denn, er selbst war der Geschädigte, wofür mancher Anhaltspunkt spricht. Denn verzeihen hätte in diesem Falle nur der beleidigte Ehemann können. Weder Christus noch Moses, Buddha, Mohammed oder ein anderer der Religionsstifter konnte daher Dinge verzeihen, die sie nicht persönlich betrafen. Das kann natürlich auch ich nicht. Wohl aber konnte Christus eine Handlung entschuldigen oder billigen, und daß dies bei einem Manne, der die letzten Dinge w e i ß von ungeheurem Werte für den Angeschuldigten oder Schuldigen ist, bedarf keines Beweises.

Die Reife der Seele ist, um dies nochmals zu betonen, u n a b h ä n g i g von den einzelnen Taten, wenn auch diese selbstverständlich verschieden sind, ob sie aus einer reinen oder verunreinigten Quelle fließen. Die Reife ist ein Zustand. Es ist eine totale Veränderung, etwa wie die Verwandlung von Blei in Gold. Jede Frucht bedarf einer bestimmten Menge Kalorien bis der Reifegrad eintritt, so jede Seele eines bestimmten Quantums von Leiden. Stellen wir uns eine Last vor, die wir auf die Welt mitbringen und nur durch unverschuldete oder zum wenigsten richtig verwertete Leiden abtragen können, so erkennen wir den richtigen Kern im Begriff der „Erbsünde". Diese ist individuell sehr verschieden groß. Erst wenn wir die Last ganz abgelegt haben, atmen wir leicht und befreit auf und fühlen uns glücklich als reife Seelen. Dann erst sind wir innerlich reich und in uns selbst fest verankert, königliche Persönlichkeiten, denen keine irdische Macht ihren Thron zu rauben vermag.

Christus besaß selbstverständlich das Daimonion, genau wie ich, und wußte daher, daß er richtig, d. h. im Einklang mit dem göttlichen Willen handelt, solange es schwieg. Und wie er deshalb den Vertragsbruch — denn das ist doch ein Ehebruch — der unter dem Zwange einer großen Leidenschaft geschehen war, billigen konnte, so hätte ich es auch getan. Christus kannte die näheren Umstände des Falles sicherlich ganz genau, während wir sie heute nicht kennen. Er kannte auch zweifellos darum die entlastenden Momente. Denn daß Christus nicht an und für sich dem Ehebruch das Wort reden wollte, ist selbstverständlich. Moralische Fragen lassen sich eben nur beurteilen, wenn man ganz genau die Sachlage kennt, darum wird man in dem einen Falle billigen, was man im andern verurteilt. Darin sehen beschränkte Köpfe Widersprüche, ist es doch geradezu ein Kennzeichen mangelnden Denkvermögens überall Widersprüche zu wittern, statt die Synthese zu suchen.

Der sittlich Unreife steht der sittlichen Persönlichkeit rat- und verständnislos gegenüber. Er will sie in sein kleines Schema einfangen, aber das geht nicht. Sagt die sittliche Persönlichkeit etwa, daß man in gewissen Fällen weder vor einer Lüge noch vor einem Meineid zurückschrecken dürfe, so glaubt die amoralische Meute, daß der Meineid zur Sittlichkeit gehöre und daß sie nun uns und unsern Lügen gegenüber immer auf der Hut sein müsse. Der Geläuterte zieht den umgekehrten Schluß. So wahrheitsliebend sind wir, daß wir sogar zugeben in seltenen Fällen und unter ganz bestimmten Voraussetzungen von der Wahrheit abzuweichen. Leichter lernt der Ungeläuterte chinesisch, als die Sprache der sittlichen Persönlichkeit.

Unser Leben ist ein Examen. Wenn darum Christus meint, eher käme ein Kamel durch ein „Nadelöhr“, als der Reiche in den Himmel, so ist auch das bildlich zu verstehen. Nicht wegen seines Geldes ist jemand der Läuterung unwert, sondern weil der von Geburt

Reiche nur selten an sich so arbeitet, als der minder Bemittelte, auch viele Versuchungen, d. h. Prüfungen ihm fern bleiben. Daß der Reiche, wenn er sich bemüht eine sittliche Persönlichkeit zu werden, viel mehr Aussichten hat, als der Säulen„heilige", der Asket oder der schmutzige Bettler, ist ja ganz klar. Und wenn er wenigstens nicht böse ist — und das sind ja nur ganz wenige Menschen aus tierischer Dummheit und Unwissenheit — nur harmlos in den Tag hineinlebt, dann braucht er sich auch nicht zu fürchten, da er dann, vorausgesetzt, daß er nicht am Gelde haftet, bei der Reinkarnation wohl in ganz ähnliche äußere Verhältnisse kommt, als in seinem gegenwärtigen Leben. Er wird dann eben häufiger reinkarniert, wie wir. Das ist ja auch nicht so schlimm.

Daß ich den Gedankengang Christi richtig erfasse, geht auch aus seiner Warnung hervor, in Gewissensdingen zu richten, da das Sache der jenseitigen Vergeltung ist. Er, der deren Modus kannte, wäre dazu autorisiert gewesen, während er mit Recht befürchten mußte, daß seine Jünger und Anhänger schematisch vorgehen würden. In dieser Befürchtung und zur Vermeidung törichter Härten verbot er es deshalb ganz. Darum auch immer seine Warnung gegen den „heiligen Geist" zu verstoßen! Dieser läßt sich nicht lernen, sondern man muß ihn besitzen, in seiner Brust, als Daimonion, und da nur relativ sehr wenige so weit geläutert sind und Christus keinerlei Gewähr dafür hatte, daß gerade diese in seiner Kirche eine ausschlaggebende Stimme haben würden, so verbot er überhaupt über die Gewissen zu Gericht zu sitzen. Eine Maßregel von tiefgründigster Weisheit, die aber natürlich nicht begriffen wurde.

Trotz dieses Sachverhaltes bin ich weit entfernt, der Kirche Vorwürfe zu machen, daß sie „Sünden" vergibt. Damit bereitet sie vielen ängstlichen Gemütern Trost. Wohl aber verarge ich es ihr, daß sie diese so

verängstigt. Fast nur die sittliche Persönlichkeit kommt überhaupt in Gewissenskonflikte, und nur der strebende Mensch hat Gewissensskrupeln. Darum soll man es diesen erleichtern, aber nicht sie scheu machen.

Zudem ist die jenseitige Vergeltung zwar gerecht, aber milde, weit milder, als die Lehren der verschiedenen Religionsgemeinschaften. Nur ganz wenige gemeine Naturen haben berechtigte Gründe sich zu fürchten. Die erdrückende Mehrheit der Menschen darf sich auf den Tod freuen.

Ich weiß sehr wohl, daß alles, was ich hier lehre, einem objektiven Beweise nicht zugänglich ist, es sei denn, wir lassen die übereinstimmenden Aussagen aller Medien, von denen ich aber keine Ahnung hatte, als ich dies schrieb, als Zeugenbeweis gelten. Ich kann nur immer betonen, je weniger wir uns um diese Dinge kümmern, desto besser für uns.

So war es ein Irrtum der Scholastik Gott und den jenseitigen Fragen durch den Verstand näher kommen zu wollen. Die Mystik eines Meister Eckehard, Tauler und Suso war, auch wenn sie nicht ganz ans Ziel gelangte, auf dem richtigen Wege. Gewiß kann eine durch inneres Anschauen gewonnene Erkenntnis niemals der Vernunft zuwiderlaufen, wohl aber muß sie weit über sie hinausgehen. Denn der Intellekt als inferiore Funktion, die darum in unserer kläglichen Zeit am höchsten bewertet wird, kann uns niemals mit der höheren Welt in Verbindung setzen.

Doch auch die Mystiker des christlichen Mittelalters sind nicht begriffen worden. Es handelt sich durchaus nicht um ein Schwelgen in Gefühlen, um jenes diffuse und oberflächliche Gefühlsleben der Künstler und Musiker, die sich häufig nur deshalb für Gefühlsmenschen halten, weil ihnen der Verstand fehlt, um etwas anderes sein zu können, deren Seele immer leicht vibriert, ohne große Leidenschaften zu besitzen, die nie wissen, was sie eigentlich wollen und unechte Gefühle in markt-

schreierischer Weise auf die Gasse tragen. Es handelt sich vielmehr um innere Erlebnisse von so elementarer Gewalt, daß man sie kaum überlebt. Und diese lassen sich nicht lernen, höchstens durch Zweifel unter gleichzeitigem gewissenhaften Festhalten am Grundsatze unter allen Umständen ein anständiger Mensch zu bleiben. Aber die Veranlagung ist auch hier entscheidend. Zu welchen Lächerlichkeiten und Abgeschmacktheiten das Mißverständnis dieses Sachverhaltes führt, lehren ja manche Sekten im Abendlande so gut, wie im Orient.

Die Wahrheit höchsten Stiles kann durchaus n i c h t gelernt werden, so wenig, wie man es lernen kann eine sittliche Persönlichkeit, ein Genie oder ein Komponist zu werden. Das Wertvollste läßt sich eben auf gar keinem Gebiete lernen; nur das Handwerksmäßige ist übertragbar. Die höchste Wahrheit muß e r w o r b e n werden, genau wie die Willensstärke erworben werden muß. Aber nur wenige haben den guten Willen dazu sich den Mühen und Leiden zu unterziehen, sie hängen zu sehr an den vergänglichen Freuden, an Lust und Unlust, sind zu träge und haben auch zu wenig Mut. Die sollen alle in der Kirche bleiben. Denn die Kirchen sind für große Kinder ganz ausgezeichnet.

Mit 18—20 Jahren fällt es dem intelligenten und selbständig denkenden jungen Menschen schwer, sich mit der römischen-katholischen Kirche abzufinden. Dann neigt er dem Rationalismus und der „Freiheit" des Protestantismus zu. Wer aber durch die Lebenserfahrung eines halben Jahrhunderts einigermaßen gereift wurde, wer den tiefen Sinn der Symbole ahnt, wird gerne zum Katholizismus zurückkehren, es sei denn, eigenes inneres Erleben hätte ihn in unmittelbaren Kontakt mit dem Höchsten gesetzt.

Die Religionsstifter gleichen den Bergführern. Solange wir nicht selbst die Technik des Steigens beherrschen, oder schwach und des Weges unkundig sind, müssen wir ihren Erzählungen über die Aussicht vom

Gipfel glauben. Wir müssen auch glauben, daß allein die von ihnen begangenen Pfade hinaufführen. Sind wir aber selbst Meister im Bergsteigen geworden, dann brauchen wir sie nicht mehr. Mit eigenen Augen genießen wir die Aussicht und vermögen nunmehr selbst eigene Pfade zu finden und andere zu führen.

Alles beruht in der Natur und im Seelenleben auf der Äquivalenz von Ursache und Wirkung. Nur daß bei der verschiedenen natürlichen Veranlagung der Menschen die Ursache nicht bei jedermann in gleicher Richtung wirkt. So kann Böses, das uns die Menschen zufügen, ebensogut zur Verbitterung führen, wie zum Wunsche möglichst gütig zu sein usf.

Aber neben den sichtbaren Ursachen gibt es auch — und das sind die wirksamsten — solche, die sich nicht nachweisen lassen. Wie Sprengstoff Voraussetzung der Sprengwirkung ist, so muß doch noch der zündende Funke hinzutreten. Bald können wir nur diesen konstatieren, während der Sprengstoff verborgen blieb, bald nur den Sprengstoff, aber den Funken nicht nachweisen. Es handelt sich eben um eminent komplizierte Vorgänge. Darum ist es ja nahezu ausgeschlossen, daß irgendein Mensch alles, was ich in diesem Werke sage, begreift. Denn er müßte bei genau gleichen Anlagen, vor allem solchen zu Genialität und „Magie" auch genau dasselbe erlebt haben, und jedes Erlebnis müßte genau die gleiche Wirkung ausgeübt haben.

Immerhin will ich den Weg angeben: ich habe mich immer bemüht meine Anlagen des Intellekts und Willens nach Kräften auszubilden und zugleich ein möglichst anständiger Mensch zu sein, d. h. niemals gegen andere anders zu handeln, als ich es gebilligt haben würde, wenn diese ebenso gegen mich gehandelt hätten. Ich habe mich daher immer bestrebt möglichst milde und möglichst gerecht zu urteilen, und wenn ich auch keineswegs davor zurückschreckte in vitalen Fragen den Gegner nachdrücklich zu bekämpfen, so war ich

doch immer aufs peinlichste darauf bedacht dies mit Mitteln zu tun, die unter anständigen Menschen allein zulässig sind. Oft war ich zu zimperlich, d. h. zu sehr darauf bedacht auch wirklich das mildeste Mittel zu wählen. Ließ mich das auch auf manchen Erfolg verzichten, so daß ich hinfort rücksichtsloser sein werde, so hatte es doch, indem es mich zwang an mich einen strengeren Maßstab anzulegen, als an andere, den Vorteil großer Selbstbeherrschung. Auch in Zukunft werde ich selbstverständlich nie anders handeln, als ich es auch andern gegen mich einräumen werde — unter Berücksichtigung aller Umstände natürlich —, aber ich werde mir keine Sorgen mehr machen, wenn ich stärkere Mittel anwende, als die Sachlage erfordert, wenn sie nur einigermaßen äquivalent sind.

Wer ebenso handelte, wird auch zu denselben Resultaten gelangen. Wenn er von jahrelangen Sorgen und Kummer gequält war, wenn Freunde ihn betrogen und unter der Maske der Freundschaft, Wahrhaftigkeit und Ehrenhaftigkeit sich in sein Vertrauen schlichen, um ihn desto sicherer zu vernichten, wenn er viel mit Unverstand, Leichtsinn, Lieb- und Herzlosigkeit zu kämpfen hatte, ihm auch viel Unrecht angetan wurde, manche Vergewaltigung, gegen die er wehrlos war, und seine größte Sorge immer die war, nur andern ja kein Unrecht zuzufügen, wenn er das alles überlebt, was aber sehr unwahrscheinlich ist, und nicht den Glauben an die Menschheit noch sein Selbstvertrauen verliert, dann wird er alles Menschliche, was ich hier sage, bestätigen und begreifen.

Ich habe an allem gezweifelt, weil ich zur blinden Anerkennung von Autoritäten erzogen wurde und unter der Vergewaltigung meines Gedankenlebens in meiner Jugend so sehr litt. Gewaltsam sollte ich in eine bestimmte Form gepreßt werden. Der Schwache wird dadurch unterdrückt, der Starke gekräftigt. Ich erkannte bald die Unvollkommenheit der Autoritäten und wurde

radikaler Agnostiker und Skeptiker, dann erst Kritizist. Der Zweifel an allem führt ganz allein zur Erkenntnis.

Den gleichen Weg gingen auch meine Vorgänger: Moses, der den Polytheismus und den Balsdienst stürzte, Buddha, der dem Brahmanismus, in dem er erzogen war, entgegentrat, Christus, der das pharisäische Judentum bekämpfte, Mohammed, der den Kulten seines Stammes den Garaus machte.

Denn alles verläuft nach Ursache und Wirkung. Wenn ich daher da und dort dem Schicksal etwas zuschrieb, was ich doch eigentlich mir ganz allein zu danken habe, so geschah es, weil sehr vieles „zufällig“, d. h. unbeabsichtigt eintrat. Bisweilen tat ich instinktiv oder im Bestreben, möglichst anständig zu handeln, einen guten Griff, ohne daß ich dessen Tragweite ahnte. Das aber ist Zufall, und für solche Handlungen bzw. deren Resultate kann ich mir keinerlei Verdienst anrechnen. Andrerseits stieß mir allerdings auch viel Böses zu, wofür ich nichts konnte. Vor allem wurde meine Gutmütigkeit und meine stillschweigende Voraussetzung, daß andre Menschen ebenso anständig denken, wie ich, bisweilen in schamloser Weise ausgenützt.

Selbstverständlich kann jedermann sich auch das Daimonion durch einen altruistischen Akt größter Selbstüberwindung erwerben, was wünschenswert, aber nicht unbedingt nötig ist zur seelischen Läuterung. Mein Verdienst bestand nur in meinem konsequenten Egoismus, d. h. im Bestreben, an mich zum wenigsten den gleichen Maßstab anzulegen, wie an andere, ihnen nichts zuzufügen, was ich selbst nicht in gleicher Lage gebilligt hätte. Und das ist oft sehr schwer. Alles andere besorgte das Schicksal. Der Erfolg, d. h. der Gewinn des Daimonion trat gänzlich unbeabsichtigt, also durch subjektiven Zufall ein. Wer das Daimonion als Spekulationsobjekt zu erwerben trachtet, wird es kaum erhalten.

Ich war immer egoistisch, habe es immer für anständig gehalten es im Leben so weit zu bringen, wie

möglich, hatte stets das Bestreben meinen Gegnern überlegen zu sein, habe auch viele Dummheiten gemacht und daraus gelernt. Forderte mich jemand heraus, galt es Gewalt gegen Gewalt, Klugheit gegen Klugheit, dann habe ich einen Kampf gerne aufgenommen und oft mit Rücksichtslosigkeit geführt. Auch forderte ich gerne Gegner heraus, die ich für ebenbürtig oder für überlegen hielt, jedoch in der Regel nur, wenn ich damit der von mir vertretenen Sache zu dienen glaubte. Dahin gehört etwa mein Kampf gegen die Professoren. Und schließlich ist dieses Werk ja ein Fehdehandschuh, den ich dem ganzen Erdball zuwerfe. Aber schwere Konflikte gab es oft, etwa wenn ich nur hätte siegen können, indem ich indiskret gewesen wäre, oder indem ich eine Zusage brach. In solchen und ähnlichen Fällen entschied ich mich fast stets dafür den Kürzeren zu ziehen, um meinen Idealen treu zu bleiben. So war ich oft zu zimperlich. Deshalb hat mir in Einzelfällen meine Gutmütigkeit und das peinliche Streben stets möglichst vielen Idealen treu bleiben zu können oft geschadet. Ich suchte zu lange die Gesetzesmoral, die christliche Moral und die Ritterschaftsideale zu vereinigen. Das war ein Unsinn, denn es hat mir sehr viele unnötige sittliche Konflikte eingetragen. Auch legte ich fast ausnahmslos an meine eigenen Handlungen einen weit strengeren Maßstab an, als an die anderer, auch meiner Gegner. Das war auch unnötig.

Es ist völlig genügend, wenn man an sich den gleichen Maßstab anlegt, als an andere. Das tun nur die allerwenigsten Menschen. Ich war, außer wenn ich auf ungewöhnliche Gemeinheit der Gesinnung stieß, oder auf Herausforderung eines ebenbürtigen oder überlegenen Gegners — dann hielt ich es immer für höchst anständig einen Hieb mit zweien zu erwidern, und mein Grundsatz Männern gegenüber war immer: Qui me touche s'y pique — peinlich darauf bedacht den andern nicht mehr zu schädigen, als unbedingt nötig, eine Überlegenheit nicht maßlos auszunutzen. Mein Ideal war

alles zu verzeihen. Aber das ist ein falsches Ideal. So kam es, daß ich wiederholt, besonders Frauen gegenüber, den Kürzern zog, weil ich, vor die Wahl gestellt sie zu vernichten, oder mich ins Unrecht zu setzen, das letztere wählte. Gibt es doch Weiber, die im Vertrauen auf die Ritterlichkeit zu jeder Gemeinheit fähig sind. Man züchtet damit Intrigantinnen und leistet der gesellschaftlichen Hochstapelei Vorschub. Ich war auch stets besorgt nichts ohne äquivalente Gegenleistung anzunehmen, keine Notlage auszunutzen. Ein Appell an meine Großmut machte mich immer wehrlos, so schnell ich den Wert weiblicher Tränen erkannt hatte und ihnen gegenüber fest blieb.

Ich war auch immer sehr versöhnlich, wenn der andere sein Unrecht einsah und fand es ganz selbstverständlich, daß ich Handlungen, die der Gegner aus Unüberlegtheit, in zu rücksichtsloser Abwehr eines Angriffes oder auch im ritterlichen Angriff ausführte, auch wenn ich darunter sehr zu leiden hatte, verzieh. Darauf wurde viel gesündigt. Ich bemerke auch ausdrücklich, daß zum Experiment „liebet eure Feinde“ eine derartige Selbstüberwindung durchaus nicht genügt. Ist denn das etwas Besonderes, wenn jemand gegen uns fehlte und es bedauert, und wir verzeihen ihm? Das Experiment ist nur dann zu machen, wenn man überzeugt ist, daß der Gegner aus Bosheit und gemeiner Gesinnung handelte, daß er uns haßt und verleumdet, und man ihm trotzdem eine Freude machen will, sich zur Liebe zwingt.

Und da ich dies alles tat ohne mit einem Jenseits zu rechnen, d. h. nur um des Guten willen, um mir sagen zu können: du bist ein anständiger Mensch oder willst es doch sein und werden, mich auch nicht um Gott kümmerte und in der Praxis auf dem Boden der absoluten Willensfreiheit stand, überhaupt durch und durch irreligiös war, so verursachte auch das viele Leiden.

Ich werde der letzte sein, der gezwungenermaßen meinen Leidensweg ging. Man braucht hinfort nur die von mir gelehrte Moral zu befolgen. Wem die innere Befriedigung nicht genügt, der soll auf das Jenseits hoffen. Der Zweifler muß sich eben dafür entscheiden, ob ihm die Erkenntnis lieber ist, oder der Glaube. Im letzteren Falle wird er glücklicher sein, im ersteren mir nachfolgen und im Jenseits eine höhere Stellung einnehmen. Aber aller Wahrscheinlichkeit nach werden nicht viele soweit kommen wie ich, denn es gibt wohl nicht allzuviele Menschen, die meine Widerstands- und Willenskraft besitzen.

Ich habe die Beobachtung gemacht, daß gutmütige und im landläufigen Sinne dumme, aber anständige Menschen es im Leben viel weiter bringen, als bösartige und schlaue. Es ist nur eine Frage der Zeit, bis diese zugrunde gehen. Gauner haben fortgesetzt Augenblickserfolge, aber ehrlich währt am längsten.

Leider bin ich in meinem Leben auch mit Intrigantinnen in Berührung gekommen. Weibern, deren Ziel es ist, aus Freude am Bösen und als Dank für Wohltaten das Familienglück zu untergraben, mit Lügen und Verleumdungen langjährige Freunde zu umgarnen und in Feinde zu verwandeln. Ich sah zu, wie solche gemeingefährliche Bestien skrupellos die Existenz ehrenhafter Männer vernichteten, die selbst zu anständig waren und zu wenig Welterfahrung besaßen, um so viel Schlechtigkeit für möglich zu halten. Denn lieber als ein Unrecht oder eine Lüge einzugestehen, schreiten sie über Leichen.

Dieser Typus findet fast immer einen oder einige Ritter, die für ihre Tugend, Ehre und Unschuld eintreten. Harmlose, oft beschränkte, wohl immer anständige Menschen, die es für Kavalierpflicht halten, für eine Dame durch dick und dünn zu gehen, sogar bisweilen gegen besseres Wissen. Diese Männer bedenken nicht, daß die erste Pflicht jedes Kavaliers und Ehren-

mannes darin besteht, dem Recht und dem Guten zum Siege zu verhelfen. Allerdings treten diese Damen fast immer in der Rolle der verfolgten Unschuld, der wehr- und schutzlosen Frau auf, weil sie aus Erfahrung wissen, daß ihre Giftpfeile sich am leichtesten hinter diesem Schilde verschicken lassen. Sie triefen von Edelmut in ihren Reden. Sind sie in einer Intrigue besonders böse hineingefallen, dann berichten sie zwar gern von den Gegenmaßnahmen ihres Opfers, verschweigen aber ihre eigenen Handlungen, die jene verursachten. So hält der Unbeteiligte den Gegner für ein Scheusal, zumal wenn dies auch noch durch Briefe bewiesen werden kann. Als ob man nicht aus Bruchstücken einer Korrespondenz ungefähr alles beweisen könnte! Übrigens sind sie selbst äußerst vorsichtig in schriftlichen Mitteilungen, woran man geradezu ihre Unehrenhaftigkeit erkennen kann. Auf den Rat wohlmeinender Freunde, die aber natürlich nur die eine Hälfte des Falles kennen, sich doch vor Gericht oder auf anderem Wege ihr Recht zu suchen, antworten sie stets, daß diese unedle Rache ihrem Charakter widersprechen würde. Sie wissen natürlich sehr gut, daß Gericht und öffentliche Meinung bei Bekanntgabe des wahren Tatbestandes sie verurteilen würden. Sie hüten sich auch jemand direkt anzugreifen. Sie nahen in der Maske des warnenden und mitleidigen Freundes, um so das Gift der Verleumdung am ungefährdetsten anbringen zu können. Diese gemeingefährlichen Bestien rücksichtslos zu vernichten ist Pflicht jedes anständigen Menschen. Denn wer solche Gemeinheiten ansieht, ohne einzuschreiten, macht sich zum Mitschuldigen. Die sittliche Persönlichkeit muß das Gute fördern, indem sie solches Ungeziefer vertilgen hilft.

Zahlreiche zerstörte Ehen, gesprengte langjährige Freundschaften, aus ihrer Laufbahn jäh gerissene tüchtige Männer bezeichnen als Leichensteine den Weg dieser Megären. Allerdings trugen diese Männer auch stets

einen Teil der Schuld selbst, weil sie Personen, die das Spiel durchschaut hatten, nicht glaubten, sondern zu ihren intriganten Frauen oder Freundinnen aus falscher Ritterlichkeit um jeden Preis hielten.

Ich sah aber auch, daß sie alle ein trauriges Ende nahmen: gemieden von den anständigen Menschen, verachtet von Personen, auf deren Achtung sie Wert legten, gehaßt von ihren Opfern. Alle Schlauheit und Frechheit rettete sie nicht davor, als Paria allein oder mit anderen verächtlichen Individuen ihre Laufbahn zu beschließen. Ist es etwa klug, einem solchen Ziele zuzusteuern?

Wer die christlichen Ideale der Weltflucht, des Sichtretenlassens, der Dummen und Schwachen, teilt, ist auf dem falschen Wege. Nicht das Starke muß bekämpft werden, sondern das Schwache, allerdings mit möglichst milden Mitteln, aber ohne Zimperlichkeit. Zu verabscheuen sind aber Falschheit, Verrat und vergiftete Waffen. Dem Gegner sich überlegen zu zeigen ist die Aufgabe; der Sieger ist der Bessere.

Ebenso ist das christliche Ideal alles zu verzeihen, grundfalsch. Die äquivalente Belohnung und Bestrafung dient allein dem Guten.

Es scheint mir zu betonen notwendig, daß ich keine Reinkarnation von Buddha, Christus, Mohammed oder einem der andern großen Religionsstifter bin. Sie leben sämtlich noch in strahlender Reinheit — was die Theosophen darüber lehren ist falsch —, sie so gut wie die großen Griechen, wie Cäsar oder Sokrates, Augustus und Horaz. Das weiß ich.

Hier möchte ich zur Illustration der Vortrefflichkeit unserer Gerichte folgendes einschalten: Der ihr an Wahrheitsliebe ebenbürtige Ehemann der bewußten Exfreundin behauptete in einem Schriftsatze dem Gerichte gegenüber unter Berufung auf diese Stelle, ich hätte mich als Reinkarnation Christi bezeichnet. Und die Revisionsinstanz — drei Richter! — hatte nicht genügend Pflicht-

gefühl sich vom Sachverhalt zu überzeugen, sondern nahm seine Unterstellung für wahr an!

Da ich nur wissen kann, was mir der Weltgeist zu sagen befiehlt, nicht aber, was er einst einem Moses oder Mohammed auftrug, so bin ich weit davon entfernt zu behaupten, die Gebote oder Vorschriften der Beschneidung, des Verbotes von Schweinefleisch und anderes seien nur eine Erfindung von Moses, das Alkoholverbot eine solche von Mohammed. Es kann so sein, und der hohe praktische Wert aller dieser Verordnungen würde ein ehrendes Zeugnis ablegen für die Weisheit dieser Männer. Aber es muß durchaus nicht so sein. Auf alle Fälle erkläre ich mich nicht für kompetent ein maßgebendes Urteil zu fällen.

Wer so erstaunliche innere Erlebnisse hatte, wie ich, wird die Möglichkeit anderer nicht bestreiten. Ich vermute, daß viele Verordnungen der Religionsstifter ihrem eigenen Geiste entsprangen und sie die Autorität des göttlichen Willens, dessen Werkzeug sie in anderen Punkten ganz zweifellos waren, auch hierauf übertrugen. Aber ich bemerke ausdrücklich, daß es sich nur um eine persönliche Vermutung handelt. Ich müßte es daher entschieden ablehnen, wenn Juden oder Mohammedaner oder andere Gläubige sich auf meine Autorität gegen ihre Religionsstifter berufen sollten.

Ich kann nur für die Zukunft Lehrer sein und ich hebe hiermit alle Fastengebote und Speiseverbote, alle Gebetsübungen, Kasteiungen, welcher Art sie auch sein mögen, ausdrücklich auf und verbiete sie denen, die an mich glauben.

Ich bemerke auch, daß es ein Bittgebet zu Gott nicht gibt, was auch Christus andeutet. Der autosuggestive Wert sei deshalb nicht bestritten. Es ist auch ganz überflüssig, denn da das Gute mit Weisheit und Kraft die Welt regiert, weiß der Weltgeist besser, was uns frommt, als wir und wird sich sicherlich nicht durch unsere törichten Bitten und Wünsche beirren lassen.

Denn zu den größten Enttäuschungen und Mißgriffen würde gar oft die Erfüllung unserer Wünsche zählen. Wohl aber gibt es Dankgebete.

Jede Wissenschaft, jedes Heer, jeder Staat ehrt die Männer, die sich um sie verdient gemacht haben. Wehe dem Volke, das diese Dankesschuld vergißt! Schande über uns Deutsche, die wir die großen Männer unserer Geschichte mit Schmutz bewerfen, oder bewerfen lassen! Die wir dem Straßenpöbel zuliebe einen Hindenburg und Ludendorff, deren Name als Lenker der besten Armee, die die Welt je gesehen hat, ruhmvoll der fernsten Nachwelt erstrahlen wird, begeifern und besudeln lassen. Die katholische Kirche ehrt ihre großen Männer, indem sie sie zu Heiligen erhöht. Ob sie immer die richtigen Verdienste feiert, bleibe dahingestellt und ändert nichts an der Richtigkeit des Prinzips.

Der Gedanke an sich ist durchaus natürlich und berechtigt und der Eifer des Protestantismus darum zu verurteilen. Andrerseits ist der Heiligenkultus, dessen Torheiten und Ausartungen jeden vernünftigen Menschen stören, gewiß nicht zu billigen. Denn er hat mit seinem dicken Rankenwerk das Bild der Religion völlig überwuchert, wie der Monotheismus des Judentums durch die „Dreieinigkeit“ nahezu aufgehoben wurde.

Wohl aber gibt es ein Gebet zu den guten Geistern, die zwar nicht direkt helfend eingreifen können, aber befähigt sind Menschen zu unsern Gunsten zu beeinflussen. Besser als beten ist arbeiten, seine Fähigkeiten auszubilden, mit dem „Pfunde zu wuchern“, sich seinen Platz an der Sonne zu erkämpfen und zugleich bestrebt zu sein auch andern zu dienen. Dem Kühnen und Starken, der zugleich ein guter Mensch ist, helfen die höheren Mächte, auch ohne daß er darum bittet. Dem dummen, feigen, schwachen und faulen, dem schlechten und minderwertigen hilft niemand, und wenn er den ganzen Tag auf den Knien liegt. Er hat es auch nicht besser verdient.

Ich schließe dieses Kapitel mit den Worten der Bibel: „selig sind die Frommen, d. h. die anständigen Menschen, denn ihnen wird alles zum Besten dienen.“ Selig sind die Zweifler, denn sie, nur sie, sind auf dem rechten Wege zur Wahrheit.

„Was dir unangenehm ist, das tue auch anderen nicht; das ist das Hauptgebot, alles andere nur die Ausführung,“ sagt der vorchristliche jüdische Weise Hillel — ich verdanke diese Kenntnis dem von mir hochverehrten verstorbenen Rabbiner Dr. Coßmann Werner — und „beurteile nicht deinen Nächsten, ehe du dich in seine Lage versetzt hast.“ Das war, ist und bleibt der Kern aller Moral und aller Religion. Alles übrige ist nur Kommentar. Nichts aber ist törichter, als sich das Jenseits auszumalen, in das wir ja alle einmal eintreten werden, statt seine Zeit und seine Kräfte im Diesseits richtig zu gebrauchen.

Wer aber die größten Erfolge erzielen will, der merke sich das Rezept: er tue niemals — außer in Notwehr — etwas für sich allein, sondern denke stets: es soll Gutes tun mir und andern. Denn die Harmonie des Egoismus und Altruismus ist die tiefste Wurzel aller Moral und zugleich das Fundament der Religionen.

Ende des fünften Teiles und des Werkes.

Personenverzeichnis

Schlagwortverzeichnis

Werke von Dr. Max Kemmerich

Die Charakteristik bei Machiavelli. Ein Beitrag zur Geschichte des literarischen Porträts. Diss. Leipzig 1902.

Die frühmittelalterliche Porträtmalerei in Deutschland. München 1907. Verlag von Georg D. W. Callwey.

Die frühmittelalterliche Porträtplastik in Deutschland. Leipzig 1909, Klinkhardt & Biermann. Vergriffen.

Die Deutschen Kaiser und Könige im Bilde. Leipzig 1910, Klinkhardt & Biermann.

Die Lebensdauer und die Todesursachen innerhalb der deutschen Kaiser- und Königsfamilien. Leipzig und Wien 1909, Verlag von Franz Deuticke. Vergriffen.

Im Verlage von Albert Langen, München erschienen folgende Bücher:

Kultur-Kuriosa I. Bd. 18. Tausend. — II. Bd. 12. Tausend.

Dinge, die man nicht sagt. 11. Tausend.

Prophezeiungen, alter Aberglaube oder neue Wahrheit? 3. Aufl. 8. Tausend.

Aus der Geschichte der menschlichen Dummheit. 6. Tausend.

Im Haus Lhotzky Verlag, Ludwigshafen am Bodensee:

Gespenster und Spuk.

Bei Jos. C. Huber in Diessen am Ammersee:

Die Berechnung der Geschichte und Deutschlands Zukunft.

Gespenster und Spuk.

Ein neues Werk von Dr. Max Kemmerich.

Es war vorauszusehen, daß unsere gärende Zeit sich nicht mit politischen und wirtschaftlichen Umwälzungen begnügen, sondern zu einer Umgestaltung der Grundlagen unseres bisherigen Weltbildes fortschreiten würde. Denn wenn es wahr ist — und der ernste und tieferblickende Beobachter findet diese Annahme auf Schritt und Tritt bestätigt — daß die Vorgänge der Sinneswelt nur die Wirkungen geistiger Bewegungen sind, so muß hinter dem ungeheuren Geschehen des Weltkrieges und seiner Folgen eine derart gewaltige Bewegung der geistigen Welt stecken, daß man unmöglich annehmen kann, sie erschöpfe sich in politischen und wirtschaftlichen Veränderungen. Vielmehr drängt sich die Erkenntnis auf, daß die treibenden geistigen Kräfte weit über diesen Rahmen hinaus bestrebt sind, die Grundlagen umzugestalten, auf welchen die Mehrzahl der europäischen Menschen bisher ihre Anschauungen über Materie und Geist, Diesseits und Jenseits, Tod und Unsterblichkeit, Ursprung und Ziel des menschlichen Daseins aufgebaut hatte. Diese Grundlagen wurden in Deutschland von der materialistischen Weltanschauung geliefert, welche in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts von unseren Hochschulen Besitz ergriff, von dort aus sich der Kreise unserer Gebildeten bemächtigte und allmählich dank der verhängnisvollen »Aufklärungsarbeit« Ernst Häckels sämtliche Schichten des Volkes, vor allem auch die Arbeiterschaft verseuchte. Diesem Materialismus, der bei unseren Feinden sich ähnlich entwickelte, hat Europa den Weltkrieg mit all seinen schrecklichen Folgen zu verdanken. Den materialistischen Irrwahn zu bekämpfen ist daher heilige Pflicht eines jeden, der die Menschen liebt und ihren wahren Fortschritt will. Der Dom der Menschheitsentwickelung — haben ihn die Erdgebundenen nicht stets als ein Luftschloß erklärt? Während ihn der geöffnete Blick der Wissenden als einen auf den Felsgrund des Gottesgeistes und der Unsterblichkeits-Gewißheit unerschütterlich gegründeten, zum Himmel strebenden ewigen Bau erkannte, an dem mitzuarbeiten jede Menschenseele berufen ist und der nur durch das gemeinsame Entwickelungsstreben Aller zur Vollendung gebracht werden kann. Entwickelungsstreben setzt Erkenntnis voraus. Der Funke der Erkenntnis wächst zum Licht, dieses zur lodernden Flamme, die gierig alle Nahrung an sich reißt, deren sie habhaft werden kann.

Solche Funken, Lichter und Flammen der Erkenntnis entzündet Dr. Max Kemmerich in seinem neuesten Werke »Gespenster und Spuk«. Der Titel läßt uns eine trockene Wiedergabe von Gespenster- und Spukgeschichten vermuten. Wir erfahren solche auch in großer Zahl, aber in sorgfältiger Auswahl werden uns nur solche geboten, welche durch einwandfreie Zeugen beglaubigt, insbesondere auch durch gerichtliche Untersuchung festgestellt sind. Nachdem so die tatsächlichen Unterlagen in einer Weise gewonnen sind, gegen die auch der mißtrauische Beurteiler nichts Stichhaltiges einwenden kann, werden daraus die Schlußfolgerungen gezogen, welche dem wissenschaftlich geschulten, vorurteilslosen Beobachter sich aufdrängen.

Im Wege dieser Schlußfolgerungen kommt Dr. Kemmerich zu folgenden Ergebnissen:

> »Wir haben die Telepathie zwischen Lebenden kennengelernt und konnten feststellen, daß Gespenster und akustischer Spuk sich hier genau so finden, wie in Fällen, bei denen es gelang die Verstorbenen zu identifizieren. Daraus schlossen wir mit zwingender

Logik, daß ein Jenseitiger die Rolle des lebenden Agenten (Verursachers) vertrat. Das ist das wesentliche Resultat dieses Buches, das sich inhaltlich vollkommen mit den Aussagen zahlloser Medien in allen Teilen der Erde über ihren Verkehr mit Verstorbenen deckt.

Dieser fundamentalen Feststellung gegenüber ist von untergeordneter Bedeutung, daß sich elektive und kollektive veredike (d. h. durch einen in Wahrheit vorhandenen, entweder nur von einzelnen, oder von allen ortsanwesenden Personen wahrgenommenen Reiz hervorgerufene) Gesichts- und Gehörshalluzinationen feststellen lassen, ja, daß objektive Erscheinungen vorkommen. Ferner die weitere, daß der Gespenster- und Gehörspuk in der Regel viele Jahre, ja bisweilen Jahrhunderte dauert, und daß er fast stets an Oertlichkeiten gebunden ist . . .« Aber auch die Erscheinungen des »Poltergeistes« sind nachweisbar auf Verstorbene zurückzuführen.

An diesem Buche sollte niemand achtlos vorübergehen. Am wenigsten aber darf dieses die Wissenschaft, denn hier handelt es sich um Dinge von größter Tragweite. Bewahrheiten sich die Ergebnisse Dr. Kemmerichs, so bedeutet das, daß die bisherige materialistische Auffassung von Körper und Geist, von Leben und Tod, ja das ganze materialistische Weltbild falsch ist! Dieser Möglichkeit ins Auge zu sehen, erfordert Mut; denn unter Umständen wird das Zugeständnis notwendig, da man sich, seitdem man den frommen Kinderglauben abgestreift, also beinahe Zeit seines Lebens in einem Irrtum über die wichtigsten Dinge des menschlichen Daseins befunden hat. Das ist hart, doppelt hart für Menschen mit so ausgeprägtem Unfehlbarkeitsbewußtsein, wie sie auf den Lehrstühlen gar nicht selten anzutreffen sind. Allein man wird den Mut aufbringen müssen, denn es geht nicht mehr an, den Kopf in den Sand zu stecken.

Allzulange schon hat man in Deutschland außer acht gelassen, daß auch gegenüber dem Okkultismus die erste Pflicht der Wissenschaft darin besteht, die furchtlose und vorurteilsfreie Dienerin der Wahrheit zu sein.

O.L.G.-Rat Oertel.

